

2 Paravini

Der Kolonist.

Organ

zum Schutze, Beistand und Belehrung

schweizerischer Auswanderer.



Dritter Jahrgang.

Vom 1. Januar 1853 bis Neujahr 1854.



Bern, 1854.

Gedruckt in der Galler'schen Buchdruckerei.
(B. Fr. Galler.)

[Titelvign. 1 5 Beil. 7 Taf., 4 Karten.]

Handbook

1912

Handbook of the Canton of Aargau

Verlagsgesellschaft, Schaffhausen

351

Erster Jahrgang

Erst im Januar 1913 bei Erscheinen 1912



1912

Verlagsgesellschaft, Schaffhausen

Inhaltsverzeichnis des Kolonisten, Jahrgang 1853.

- Ueber die Kolonie Donna Francisca in Südbrasilien. Nr. 1. Nr. 2, S. 6.
 Der Sandfloh. Nr. 1, S. 2.
 Betrachtungen des Kolonisten über Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Nr. 1, S. 2. Nr. 19.
 Freundschaftliche Winke für Auswanderer nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Nr. 1, S. 3. Nr. 5, S. 18.
 Landreise nach Kalifornien. Nr. 2, 3, 4, 7 und 9 S. 34. Nr. 10. Nr. 11 S. 43. Nr. 12, S. 47. Nr. 20, S. 80.
 Schiffbruch des Hamburger Schiffes Louise Emilie. Nr. 2, S. 7.
 Dekret über das Auswanderungswesen. Nr. 3, S. 10.
 Dekret über die Auswanderungsagenten. Nr. 4, S. 14.
 Verunglückung des amerikanischen Schiffes „St. George.“ Nr. 3, S. 12.
 Originalbrief von Rudolf Hänel von Köln. Nr. 5.
 Auswanderung. Nr. 5, S. 18.
 Auszug aus dem Schreiben von Schweizern in Havre. Nr. 6.
 Die Auswanderungsfrage in der Bundesversammlung. Nr. 6.
 Die Einwanderung in Brasilien. Nr. 6, S. 23.
 Brasilien. Provinz St. Paulo. Kolonisation. Nr. 6, S. 23.
 Brief von G. Wäldli, gewesener Lehrer und Dichter in Bern. Nr. 7, S. 26. Nr. 10, S. 28.
 Zutritt auf Donna Francisca. Nr. 7, S. 27.
 Einwanderung in New-York. Nr. 7, S. 27.
 Was ist auswandern? Nr. 7, S. 27.
 Die deutsche Kolonie Santa Cruz in der Provinz Rio Grande do Sul in Südbrasilien. Nr. 8, S. 29.
 Das Auswanderer-Haus in Bremerhaven. Nr. 9 und 10. (Mit Kupferstich.)
 Brief von Moriz Hoffmann aus Venezuela. Nr. 9, S. 35.
 Beleuchtung der Auswanderungsfrage (Eingefandt.) Nr. 11.
 Die Auswanderung als sachliche Begründetheit der Berarmungsklagen. Nr. 11, S. 42.
 Kurze topographische Beschreibung der Provinz St. Paulo in Brasilien. Nr. 11, S. 42. Nr. 21, S. 82.
 Feuer im Schiff. (Eine Erzählung.) Nr. 12.
 Amerika im Hinblick auf junge Kaufleute. Nr. 12, S. 46.
 Ueber die Buchbinderei in Amerika. Nr. 12, S. 47.
 Die Mormonen. Nr. 13.
 Originalbrief von Junger Reist von Sumiwalb, aus Ohio. Nr. 13 und 14.
 Mittheilungen aus Amerika von Ed. Haufener. Nr. 13, S. 50. Nr. 15, S. 58. Nr. 18, S. 71. Nr. 33, S. 130.
 Auszüge aus Briefen (von Chr. Hermann). Nr. 14, S. 54.
 Auch eine Erzählung. Nr. 14, S. 50.
 Der Auswanderer. (Lied.) Nr. 15.
 Brief von Chr. Wälder aus New-Castle. Nr. 15.
 Briefe eines deutschen Ansiedlers aus Kanada. Nr. 16. Nr. 18, S. 70.
 Mühlen an den Fällen des Niagara. Nr. 16, S. 62.
 Zur Warnung für Auswanderer, die in New-York gelandet werden. Nr. 16, S. 62.
 Die deutsche Kolonie Donna Francisca. Nr. 16, S. 62.
 Armenthum und Auswanderung. Nr. 17.
 Briefe des Karl Ritter, Chirurg, aus Ibitaba. Nr. 17, S. 68.
 Brief des Herrn Wörkner aus Donna Francisca. Nr. 17, S. 67.
 Brief der Margar. Wälder. Nr. 17, S. 67.
 Die Auswanderung als Gemeinde- und Staatsfache. Nr. 18.
 Schilbereien. Nr. 18, S. 70.
 Die schweizerische Wohltätigkeitsgesellschaft in New-York. Nr. 19, S. 71.
 Originalbrief von Felix Wiedmer, Gärtner. Nr. 19, S. 75. Nr. 21, S. 82. Nr. 22, S. 90.
 Direkte und indirekte Auswandererexpedition. Nr. 20.
 Kolonie Berguico. Nr. 20, S. 78. Nr. 21. Nr. 23, S. 91.
 Kolonisation Algeriens. Nr. 20, S. 78.
 Freundschaftliche Winke für Auswanderer. Nr. 20, S. 79.
 Die verlorenen Kinder etc., eine Erzählung. Nr. 21 und 23. Nr. 24, S. 94. Nr. 25, S. 99. Nr. 26, S. 103. Nr. 27, S. 107. Nr. 28, S. 110. Nr. 29, S. 115. Nr. 31, S. 122. Nr. 32, S. 127. Nr. 33, S. 131. Nr. 34, S. 135. Nr. 35.
 Brief von G. Brascher, Pfarrer in Texas. Nr. 22, S. 87.
 Auszüge aus Briefen. Nr. 24, S. 95.
 Verzeichniß der Schweizer in Donna Francisca. Nr. 24, S. 95.
 Warnung. Nr. 25.
 Brief über den Weinhandel nach Amerika. Nr. 25.
 Die deutschen Kolonien in Brasilien (mit Karte). Nr. 26.
 Auszüge aus Briefen. Nr. 26, S. 102.
 Die steigende Noth in Amerika. Nr. 26, S. 102.
 Wie ist es für die deutschen Lehrer in Amerika. Nr. 27.
 Das erste Landen im amerikanischen Hafen. Nr. 27, S. 106.
 Auszug eines Briefes des schweizerischen Konsuls in New-York an den Lit. Bundesrath. Nr. 27, S. 107.
 Wie ist es für die deutschen Theologen in Amerika? Nr. 28.
 Auszüge aus Briefen. Nr. 28, S. 110. Nr. 29, S. 114.
 Brasilien. Nr. 28, S. 111.
 Bericht, die Kolonisation in Brasilien betreffend. Nr. 30.
 Lehrreiches und Warnendes aus Nordamerika. Nr. 30, S. 119.
 Brasilianische Kolonisation. Nr. 31.
 Ueber den Sturmvogel. Nr. 31, S. 122.
 Die australischen Goldminen. Nr. 31, S. 122.
 Wie ist es für die deutschen Mediziner in Amerika? Nr. 32.
 Auszüge aus Briefen. Nr. 32, S. 126. Nr. 34, 36, 38, 39, 40, 41, 45 und 46.
 Bemerkungen über das Steigen der Lebensmittel. Nr. 33.
 Chirurgen und Zahnärzte in Amerika. Nr. 33.
 Aus Jova. Nr. 33, S. 130.
 Sechster Jahresbericht der deutschen Gesellschaft von New-Orleans vom 1. Juni 1853. Nr. 34. Nr. 35, S. 138. Nr. 36, S. 143. Nr. 37. Nr. 38, S. 152.
 Apotheker, Chemiker und Thierärzte in Amerika. Nr. 34, S. 131.
 Musiker, Gesangslehrer und Instrumentenmacher in Amerika. Nr. 35, S. 139.
 Kolonisation. Nr. 36.
 Architekten, Portraitskizzen, Kupferstecher etc. in Amerika. Nr. 36, S. 142.
 Brief der Elisabeth Dallenbach aus der Schöffhaide, jetzt in England. Nr. 37, S. 146.
 Ingenieure, Geometer, Berg- und Forstleute in Amerika. Nr. 37, S. 147.
 Originalbrief des Herrn Brascher, Pfarrer, aus Texas. Nr. 38, 39 und 40, S. 153.
 Die Silbergrube (Erzählung). Nr. 38. Nr. 44, S. 174. Nr. 45, S. 178. Nr. 46, S. 182.
 Gaunerstreiche aus New-York. Nr. 38, S. 150. Nr. 39, S. 155.
 Mormonen Krieg. Nr. 39, S. 151.
 Bienenzucht in Nordamerika. Nr. 39, S. 155.
 Beamteneinbreuerei. Nr. 39, S. 155.
 Wer soll auswandern? Nr. 40.

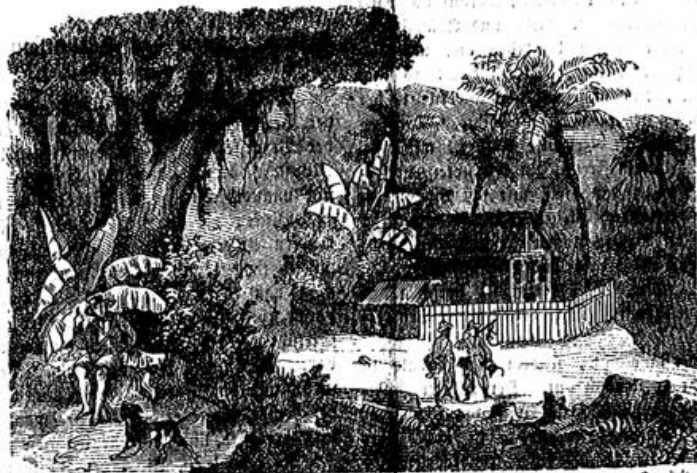
Die Weisklopferei in Amerika. Nr. 40, S. 158. Nr. 41, S. 163.
 Bunter aus dem Glaspalast in New-York. Nr. 41. Nr. 42, S. 167. Nr. 49,
 S. 195. Nr. 50, S. 199. Nr. 51, S. 203.
 Zur Statistik der Kolonisation in Brasilien. Nr. 41, S. 162. Nr. 44.
 Briefe von Herrn Lehrer Hoffhard. Nr. 42 und 43.
 Originalbrief des Gustav Hammerli aus Donna Francisca. Nr. 42, S. 166,
 Nr. 43, S. 170.
 Deutsche Gesellschaft der Stadt New-York. Nr. 42, S. 167.
 Karte über Donna Francisca mit Register. Nr. 42.
 Kolonie Donna Francisca von Strütt. Nr. 44, S. 174.
 Die Auswanderungsfrage. Nr. 46, 47, 48 und 49.
 Auszug aus der Mormonen Gesetz und Evangelium. Nr. 46, S. 183.

Die Proletarier-Übersiedlung nach Brasilien. Nr. 47, S. 187.
 Ueber künstliche Erschwerung der Auswanderung. Nr. 47, S. 187.
 Für Auswanderungslustige. Nr. 49, S. 194. Nr. 50.
 Bericht des Herrn Heider, Krates, aus Missouri. Nr. 49, S. 194.
 Briefauszug. Kolonie Blumenau. Nr. 50, S. 198.
 Der deutsche Handwerker in Brasilien. Nr. 50, S. 198.
 Sittliche Resultate des Bergueiro'schen Kolonisationsystems. Nr. 50, S. 198.
 Verschiedene in- und ausländische Nachrichten, Anzeigen u. s. w., beinahe in jeder
 Nummer.
 Die Kolonien der Provinz Rio Grande do Sul. Nr. 51.
 Nordamerika. Nr. 51, S. 202.
 St. Jose. Nr. 51, S. 202.

Die deutsche Kolonisation in Brasilien

Der Colonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.



Jahr-Abonnement 6 Fr.
Halbjahr-Abonnement 3 „
Einfachl. Abonnement 1 „ 50 C
Einrückungsgebühr 14 C, die
einfachste Zeile. Bei
mehrmaliger Wiederholung
teilt eine Preisermäßigung
ein.

Wahrheitsgetreue Original-
briefe und belehrende Auf-
sätze über Amerika, franko
an die Redaktion gesandt,
finden jederzeit unentgeltliche
Aufnahme.

Nr. 1.

Bern, den 7. Januar.

Zweiter Jahrgang. 1853.

Ueber die Colonie Donna Franzisca in Südbrasilien.

Der Loggendorfer Bote Nr. 50, vom 13. Dezember enthält folgenden interessanten Brief.

„Wie ich Euch in meinem letzten Briefe gemeldet, steht Donna Franzisca mit dem etwa 6 Stunden entfernten Meere mittelst mehrerer Flüsse und dem Sagnass-See in Verbindung und treibt das Meer zur Bluthzeit sehr Wasser bis zur Stadt Joinville, das Schröderort genannt, da der Hauptfluß der Colonie späterhin wohl näher dem Meere zu verlegt werden wird, es wäre denn, daß der in der Colonie mündende Fluß durch Sprengung der in demselben befindlichen Felsen für größere Schiffe fahrbar gemacht würde. Jetzt passieren nur brasilianische Kanoes und zur Bluthzeit mittelgroße Boote durch die Alpen. Schröderort besteht in diesem Augenblicke aus etwa zwei Duzend Häusern, worunter sechs bis acht recht schöne, gut sich ausnehmende sind. Der Urwald ist schon zitta eine Stunde weit gegen das blaue Gebirge (Hochgebirg in prächtigen Formen und waldbewachsen mit herrlichen, weithin sehbaren, von demselben herunter stürzenden Wasserfällen, das zwei Lagerstellen vom Eig der Colonie entfernt und zu dieser gehörend) *) auf vorbereitete Weise gelichtet, durch bessere, breitere Waldwege passierbar gemacht und von schweizerischen und deutschen Familien wie unverheirateten Anstiedlern bewohnt. Der Boden der Colonie ist hinsichtlich der Fruchtbarkeit verhältnißmäßig gut und schwerer Art, trübsüßlich, gelber oder weißer Lehm von großer Tiefe und ohne Steine. Das Land bildet fast ununterbrochen kleinere und größere Hügel von lieblichem Ansehen; in den Ebenen, deren es nur wenige giebt, ist der Boden naß und nicht so gesund, wie auf den Hügeln, welche trockenen Boden und frisches Land, oder Seewind haben.

„Einwohner hat die Colonie nun gegen 600, wovon etwa die Hälfte bis zwei Drittel Schweizer, einige Norweger, und der Rest (etwa 150 bis 160) Deutsche aus verschiedenen Staaten sind. Aus der Schweiz hat der Kanton Schaffhausen das größte Kontingent geliefert, und ist immer noch damit beschäftigt. Es ist Politik der Schaff-

hausschen Gemeinden dabei im Spiel; dieselben spediren nämlich ihr Armen zc. hieher, zahlen ihnen die Hälfte oder das ganze Reisegeld, und sind damit auf ein Mal derselben quit. Das Gemeinderathsgeld wächst in Zukunft (die Gemeinderäthe rechnen gewiß so) um eine oder mehrere Rassen an, und die Privaten müssen auch nicht mehr so häufig mit lästiger Meute den Beutel aufmachen und Armenheuer zahlen. Scholte's Goldmacherdorf dient sicherlich in jenem Ranton in gewisser Hinsicht als Muster *). Die Gemeinden Osterlingen und Eibingen fügen die Gesellschafter an und sie hat einen glorreichen Fortgang; denn mit dem Schiffe, durch welches ich via Hamburg diesen Brief sende, sind wieder über 200 Schweizer gekommen, was uns Alle hier sehr freut.

Fast alle Schweizer sind rüstige, thätige Leute, und arbeiten von Anbruch des Tages bis Nacht mit der Art in der Hand im Urwalde, so zwar, daß der Schwelz wie Wasser den ganzen Körper herunter rinnt, und im Sommer täglich zwei Mal trockene Wäsche angelegt werden muß. Zu dieser harten Arbeit dann noch gratis täglich ein bis zwei Duzend Mosquitostiche am Kopf und Händen, bisso soviel an Füßen und an Beinen, durch Hemd und Hosen hindurch; Schnaden, Bremsen und anderes Ungeziefer liefern auch noch einen ansehnlichen Beitrag zu den Plagen des Landmanns, und wohni er auf sandigem Boden, kriegt er noch die Krone aller lumpigen Insekten, die Sandflöhe, an die Füße, d. h. vorzüglich um die Zehennägel herum, und muß täglich mehrere Male mit einer Nadel Inspektion über seine Füße halten und die unverkündeten, sich in die Haut, resp. das Fleisch einstreichenden und darin Eier legenden Thiere herauslocken, - wenn er nicht Gefahr laufen will, schwere Krankheiten daran zu bekommen. Lehrer Wrischer aus dem Thurgau kann davon etwas erzählen. Et was, dem ein Colonist nicht ausweichen kann, sind Ausschläge an Füßen, Beinen und Armen, bei Euch „Eissen“ genannt, eine Folge des Klimas **).

*) Viele Schweizergemeinden, und namentlich auch der Kanton Bern, wo die Armuth seit vielen Jahren so sehr überhand genommen, könnten dieses Beispiel vielleicht bald nachahmen. Und wenn man bedenkt und beherzigt, wie viel ungeschickliche Prospektirer von den Schweizergemeinden bloßes hies nach New-York oder New-Orleans mit Reisegeld versehen und somit aus einem Elend in ein noch viel größeres gefördert wurden, so kann eine solche Nachahmung nicht anders als eine sehr humane und christliche genannt werden, indem hier beide Theile, die Gemeinden und die Armen, dabel gewinnen.

**) Diese Uebel bezeichnet der Reisesteller (war theils in scherzhafter Weise) doch etwas zu stark. Moskiten, Schnaden und Bremsen hat man fast in allen Theilen Amerikas, und die Sandflöhe, welche man durch Sauberkeit und tägliches Waschen der Füße entfernt, finden sich nur im sandigen Boden vor, den man

*) Von derartigen Wasserfällen und Bächen haben die im Oktober 1851 aus Bern nach Donna Franzisca ausgewanderten Herren Studenten, Lehmann, Weber zc., welche zur Aufgabe hatten, Wasserwerke zu errichten; leider nichts gefunden. Denselben wäre ihre Ausrüstigkeit und Ausdauer zu praktischen Unternehmungen und Ehen vor eigener Handarbeit noch zu verzeihen gewesen, wenn sie sich nicht sogar bemüht hätten, die Gespenste und rechtschaffene verdienstvolle Leute zu verurtheilen und mit groben Unwahrheiten in politischen Blättern umher zu schlagen, was indessen sehr wenig zu bedenken hatte von Studenten solchen Schlags, welche eigentlich nie und nirgendhin hätten auswandern sollen.

„Was die Schweizer hier auszeichnet, ist ihre unentwegte Liebe zur Freiheit und für republikanische Formen und Einrichtungen; in allen solchen Dingen und bei jedem Anlasse nehmen sie die Sitten, Gebräuche und Gesetze ihres alten Vaterlandes zur Richtschnur, und machen dieselben oft mit Erfolg, z. B. bei Wahlen, worauf ich später zurückkomme, geltend. Die ungeheuerliche Liebe und Abhängigkeit an das verlassene Vaterland trifft man fast bei Allen an, und „ein freier Schweizer zu sein,“ sagt er stets mit Stolz, besonders laut bei Gelegenheiten, wo er merkt, daß man ihm von anderwärts her seine republikanischen Gesinnungen zu beschneiden möchte. Der entschlossene Ton und die oft nur schlecht verhehlte Absicht, mit geladener Wut die über's Meer gebrachte Freiheit zu behaupten, verschleien selten ihre Wirkung. Eine Zeit lang war mir fast bange, eine gewisse Aristokratie könnte Platz gewinnen; allein jetzt sind die Schweizer hier bedeutend in Mehrheit und die Befürchtungen verschwunden.“

„Auch die Deutschen in ihrer Mehrzahl sind frei gesinnt, dabei aber wissen viele nicht recht Bescheid. Die Harmonie zwischen den beiden Völkerschaften ist gut, gelegentlich einige bezeichnende Truismen abgerechnet.“

„Klima und Gesundheitszustand sind, seitdem der Urwald in verschiedenen Richtungen gelichtet, ziemlich gut. Der Winter — Februar bis Oktober — ist die angenehmste Zeit: am Tage so warm, wie bei Euch im Frühling und Anfang Sommers, die Nächte aber so kühl, daß man sich sehr nach einem Federbett sehnt, trotzdem gewöhnlich gewaltige Feuer im Schlafzimmer (welches Alles in Allem ist) brennen. Im Sommer ist es dagegen sehr heiß und fast täglich Regen und Gewitter mit heftigem Donner und Blitz. Das Trinkwasser in Quellen und Bächen ist meistens angenehm, kühl und gesund, wie hinlänglich vorhanden. Blumen habe ich noch keine gesehen; was oft prächtige Blüthen treibt, sind Gesträuche und Bäume. Die Natur gefällt sich hier in ihrer Großartigkeit und lächelt über die Bescheidenheit europäischer Gänseblümchen, Veilchen und Bielliebchen. Wilde Thiere sieht man nicht; die ziehen sich vor den bewaffneten Menschen zurück. Selten sieht man da oder dort einige Affen Gymnastik treiben und Gesichter schnelben. Dagegen giebt es eine zahllose Menge Papageien, Kolibris und andere Arten Vögel mit prächtvollen Farbenzeichnungen. Eßbare Fische hat es in den Bächen nicht; denn die sich darin des Lebens freuen, sind nicht größer als eine dicke Nähnadel und erreichen höchstens die Dicke eines kleinen Fingers. In größern Flüssen giebt es hingegen große Fische; allein die Colonisten haben jetzt noch lange Zeit wichtiger und dringendere Geschäfte zu besorgen, als fischen zu gehen. Auch Schlangen kommen vor; sobald sich aber eine zeigt, versetzt man ihr mit dem ersten besten Gegenstand eins auf den Kopf, daß sie „träumlig“ wird, und macht ihr dann den Garauß. Gefahr ist nicht immer vorhanden; wenn sie öfnnen, so fliehen sie; können sie nicht, so stellen sie sich. Dann muß man aufpassen und einen Seitensprung nehmen; denn die Schlangen schnellen immer gerade aus.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Sandfloh.

Der Sandfloh (Bichus) ist ein kaum sichtbares Thierchen, welches von dem Boden auf die Füße hüpfet und sich zwischen Haut und Fleisch einbohrt. Seine Gegenwart ist sogleich an einem Jucken, dem der Froschbeulen ähnlich, fühlbar; alsdann ist es sehr leicht, dasselbe gleich einem Splinter mit einer Nadel herauszuziehen. Läßt man aber das Thier einige Tage ruhig, erlangt es durch die Ausdehnung seines Eierstocks die Größe einer kleinen Erbse; dieses geht auch ganz ohne Schmerzen zu, nur das Jucken dauert fort. Natürlich muß das Insekt, sobald es empfunden wird, herausgeholt werden, sonst geht es in Eiterung über; andere Sandflöhe nisten sich in die durch die Eiterung erweichte Haut, so daß die Folgen, aus der übrigens unverzeihlichen Nachlässigkeit nicht alle Tage nach seinen Bissen zu sehen,

auch ausweichen oder kultiviren kann; — freilich Alles eine Plage, aber auf keinen Fall so unangenehm, wie es Viele ausbeuten. — Ueber Weinsen, die dem Europäer im Sommer oft sehr zur Plage sind, klagt man; — doch vielleicht manches andere europäische Ungeziefer scheint man kaum zu kennen. Jedes Land hat sein Angenehmes und seine Plagen.

sehr bedenklich werden können. Eine ganz besondere Aussicht erfordern die Kinder.

Es scheint aber, Hr. Mörlkofer habe die sogar den neuen Regern üblichen Keuschheitsgewohnheiten vernachlässigt.

Betrachtungen des Colonisten über Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft.

Das Jahr 1852 ist auch zu seinen vielen Brüdern in das Reich der Vergangenheit zurückgetreten — aber keineswegs in das Reich der Vergessenheit; denn dem Griffel der Geschichte entgeht keine Minute, das Treiben und Handeln der Menschen und Völker tief und unaussprechlich in die Erdenrinne einzudrücken.

Wenden wir heute um uns, so sieht es in unserm engern und western Baierlande in mancher Beziehung übel aus. Nicht daß in unserm theuerwerthen Vaterlande nicht auch noch Wohlstand herrsche, nicht daß es nicht Tausende von Vorzügen gegen manchem andern Lande böte; es ist mit seinen Triften, Thälern, Seen, Bergen und Gletschern eines der schönsten Länder der Erde; gesund und fruchtbar. In Cultur, Industrie und Wissenschaft steht es hinter wenigen zurück und hat in vielen Beziehungen des Edeln und Schönen fast die höchste Stufe erreicht. Wer möchte da das liebe schöne Vaterland verlassen und nach uncultivirten Ländern über See auswandern?

Aber ach! ein Alp lastet auf ihm. Uebersöflichkeit und Volksverarmung halten gleichen Schritt miteinander und haben seit Jahrzehnten die unheilbringenden Resultate ihres Zusammenwirkens tagtäglich gesteigert. Die Menschen haben es fast übercultivirt und überlebt. Es hat zu unendlich viele der gesunden fähigsten Kräfte, die sich nicht naturgemäß und lohnend in Anwendung bringen und erschöpfen können. Oder wähle der arme Familienvater oder derjenige, welcher noch der Mittellasse angehört, für sich oder seine Kinder einen Beruf, welchen er will (eines Landwirthes, eines Handwerkers, Künstlers oder andern Geschäftes oder Gewerbesmannes etc.), was hat er für Ausichten? abgerechnet noch, daß ersterem, nämlich dem Armen alle Mittel abgehen, um zu einem solchen Erwerbszweige gelangen zu können. Welche sorgenfreie, unabhängige und sichere Existenz hat selbst der jetzt noch mit Glücksgütern gesegnete Wohlhabende für seine Kinder und Nachkommenschaft zu hoffen und zu erwarten? Das Besitzthum jedes Einzelnen wird von Generation zu Generation immer verschmälert und geengert. Je mehr der Grund und Boden ausgemergelt, vereinigt und veräußert wird, desto zahlreicher sind natürlich auch seine Bedauer, die er ernähren soll; und je geringer, knapper und weniger hinreichend der Verdienst durch dieses wird, desto folgenreicher und betrübender nimmt die Armuth und das Proletariat überhand — und je mehr dies, desto zahlreicher das Vagabundenleben und die Ueberfüllung der Strafs-, Zwangs- und Zuchtanstalten.

Dies ist der Alp, der zwar nicht bloß auf unserm lieben schwelgerischen Vaterlande, sondern fast auf der ganzen europäischen Gesellschaft mehr oder minder lastet. Weise und Staatsmänner mühen sich ab, ein Heilmittel dagegen zu finden, und es fehlt keineswegs an schönen Vorschlägen und idealen Parlamentsvorträgen in Wort und Schrift über diesen so wichtigen Gegenstand, aber dabei hat es meistens sein Bewenden. — Die sociale Frage ist das Räthsel der Sphinx, auf das unser Jahrhundert die Antwort geben soll. Und wer weiß sie, diese Antwort? Bis jetzt Niemand. Denn leider sind alle gelehrten Antworten auf diese so hochwichtige Frage von ökonomischer fiktiver Weltverbesserern, die nie selbst mit dem Todfeinde der unentbehrlichsten menschlichen Bedürfnisse, der Noth, dem Elende, der Verdienstlosigkeit und selbst mit dem Hunger gekämpft und gerungen haben, — oder die Antwort der Idealisten und Theoretiker mit all' ihren Verfassungen und Broschüren, großen Bänden von Büchern, welche über diesen Gegenstand geschrieben wurden, leere Träume geblieben. Alles das hilft nichts. Es muß nicht das Wort, sondern die That mit aller ihrer Kraft dem fürchterlichen Uebel entgegen treten.

Zur Linderung der Noth und zu einer sorgenfreien sichern Existenz des Einzelnen haben seit bereits vielen Jahren Tausende und Tausende selbst den Damm durchbrochen und sich den Weg gebahnt, indem sie zur Auswanderung schritten, das heißt diejenigen, welche

noch die Mittel dazu hatten; aber ohne Plan für das allgemeine Ganze geschah dieß; sie nahmen mit, was sie noch an wenigem Vermögen besaßen, und den tausend und aber tausend Armen, denen eben diese Mittel fehlten, blieb das bloße Nachsehen und dieselben fielen mit ihrer Last den Regierungen und Gemeinden auf den Hals. Und in diesem Punkte läge eben das radikale Heilmittel, den fürchterlichen Alp abzuschütteln, sich des Proletariats zu entledigen und die Armen und das Vaterland zugleich zu beglücken, wenn großartig zu Werke gegangen würde. Denn wie in Europa den arbeitsamen Händen der Boden, von welchem doch Alles ernährt werden muß, fehlt, so liegt in Amerika derselbe in jungfräulicher Fülle in unendlichem Maße da und harret bloß der Arme, die ihn bebauen sollen; wie hier der Strebsame nach Arbeit jammert, so dort der Geschäftsmann und Arbeitgeber nach Händen, die ihm gegen schönen Lohn arbeiten sollen. Europa und Amerika bräuchten sich also nur gegenseitig zu ergänzen, um ein allmächtiges aber sicheres Mittel zur Verbesserung ihrer beiderseitigen gesellschaftlichen Zustände zu erreichen.

Behörden und Regierungen vom alten Vaterlande aus sollten daher diesen Gegenstand weit mehr in Erwägung ziehen, und die Sache der Auswanderung und Colonisation mit energischen Mitteln, und mit vereinter Kraft in all' seiner Großartigkeit unterstützen, — und nicht die Sache gehen lassen, wie sie geht, und die Tausende von Auswanderer sich verlaufen und verirren lassen, wie die Schafe ohne Hirten, nach den atlantischen Ländern, wo sie sich verlieren, viele verunglücken und all' ihre schweizerische Nationalität zu Grunde richten. Was könnte z. B. die Eidgenossenschaft für Herrliches gründen, wenn sie einem „Glärnerischen Auswanderungs-Verein von 1845“, oder einem „Hamburger-Verein von 1849“ etc. in noch größerem Maßstabe nachahmte, und in Nord- oder Südamerika Ländereien ankaupte und die überflüssigen Kräfte des Arbeiterstandes dorthin überseelte, denen sich bald genug Auswanderungslustige aus dem Mittel- und höhern Stande anschließen, und so eine blühende Schweizerkolonie gründete. Ja geschähe ein solches gemeinnütziges Unternehmen vom Bund aus, oder von einer kräftigen schweizerischen Kantonsregierung, oder von mehreren zugleich gemeinschaftlich, es würde da ein Werk gegründet, wie kein schöneres, kein wichtigeres und kein heiligeres für das Vaterland und die leidende Menschenklasse gegründet werden könnte. (Fortf. folgt.)

Verschiedenes.

Zwischen Brasilianischen und Schweizerbürgern ist das Gegenrecht eingeführt worden. Wieder eine Garantie mehr für unsere nach dorten auswandernden Landsleute.

In Neu-Orleans leben 3000 Deutsche, welche aber in immer währendem Haber und Parthietreiben leben.

Hermann ist die einzige total deutsche Stadt in Südamerika, aber auch die einzige, in welcher sich kein Geistliche befindet. In Brasilien ist keine deutsche paritätische Colonie, welche nicht einen protestantischen und einen katholischen Geistlichen hätte. Wo ist das Seelenheil mehr gefährdet, im katholischen Brasilien, oder in dem von dem Quäker an bis zu den Mormonen, alle Sekten dulbenden Nordamerika? —

In New-York wird der Plan betrieben, schon im Laufe des nächsten Jahres Schraubendampfer von 2000 Tonnen Gehalt zu bauen, die 1000 Passagiere an Bord nehmen können und außerdem 100 Ton's Güter. Der Kostenanschlag für einen solchen Schraubendampfer hat sich auf 225,000 Dollars gestellt. Man will nur 16 bis 17 Tage zwischen New-York und Hamburg Fahrzeit brauchen.

Die kürzlich gemeldete Revolution in Buenos-Ayres, durch die wenigstens vorläufig der General Urquiza von der Regierung entfernt worden, ist die zweite in diesem Jahre und die sechs und dreißigste seit 1810. Daß bei so wenig stabilen politischen Verhältnissen die La Plata Staaten für Auswanderung kein geeignetes Ziel sind, scheint uns keiner besondern Ausführung zu bedürfen, obgleich dieselben vom Berliner Verein so sehr hervorgehoben wurde.

Eine Correspondenz des „Journal of Commerce“ schreibt, daß es mehr Proben von armen Teufeln in Californien gebe, als in irgend einem andern Staate der Union. — Unter seinen Bekanntheiten führt er nicht weniger als vier Manufakturwaarenhändler an, die zum Lebensunterhalt Außern und Muscheln auf den Straßen feilbieten;

ferner kennt er sieben Geistliche, die hinter dem Schenkische stehen. Seiner Meinung nach, sollen es nur die rauben, rüstigen, kernigen, vorwärtsstrebenden Männer sein, welche ihr Glück in Californien gefunden haben und noch finden. — Das seine Herrchen findet dort noch schwerer sein Fortkommen, als der größte Faulenzer, und wünscht der Correspondent nur, daß Leute mit zarten Händchen und seiner Lebensweise davon gehörig Noth nehmen möchten. — Das nämliche ist denselben, alle neuen Ansiedelungen betreffend, sehr angerathen.

In Philadelphia wurde am 17. November Jakob Christen Augsburger verhaftet, weil ihn Gregor Knecht beschuldigt, daß er mit einer gefälschten Vollmacht und andern Papieren aus der Bank von Basel in der Schweiz 1500 Franken, welche der Kläger darin deponirt hatte, gezogen habe. Kläger und Ankläger sind beides Schweizer.

— 20. Nov. Der Illinois-Fluß und der Michigan-Canal sind an einigen Stellen seit mehreren Tagen durch Eis gesperrt, mehrere Canalboote eingefroren und andere durch Eisschollen in den Grund gebohrt. Während der letzten Woche haben auf den obern Seen schreckliche Stürme gewüthet und viele Schiffe vernichtet.

Freundschaftliche Winke für Auswanderer nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Die Kisten, in denen man sein Gepäc führt, packe man fest und vorsichtig und vernagel sie nicht, sondern lasse Schlösser daran machen, aber keine Vorhängeschlösser, auch sollte keine Kiste über 2 Centner schwer sein. Was man während der Reise täglich braucht, thue man in einen besondern Koffer, welchen man auf dem Schiffe bei seiner Schlafstelle behält. Alles andere Passagiergut wird in den Schiffsraum verladen. Schwaaeren verderben leichter in geschlossenen Kisten, als wenn sie frei an der Decke hängen.

Man lasse am Orte der Einschiffung nochmals alle gebrauchte Wäsche waschen. Keintlichkeit ist jederzeit besonders auf der Reise zu empfehlen.

Das vortheilhafteste Geld für den Auswanderer nach Amerika mitzunehmen, sind die Napoleonsd'or, 20 und 40 Frankensstücke und holländische 10 Guldenstücke, oder auch 10 Thaler-Stücke in Gold, in Silber die fünf Frankensstücke, welche zu 93 — 95 Cents gehen. Deutsches Papiergeld ist Nichts werth in Amerika und an deutschem Silber wird viel verloren. Hat man nun solche Münzen, so lasse man sich ja nicht überreden sie in amerikanische Goldstücke umzuwechseln, da daran bedeutend und ganz unnütz verloren wird. Hat jemand mehr als zweihundert Thaler mitzunehmen, so thut er am besten sich von einem sicheren Hause einen Wechsel auf Amerika ausstellen zu lassen. In Bremen kann man für einen Thaler Gold 77½ Cents erhalten und im Innern von Deutschland für 1 Thlr. 12½ Sgr. 1 Dollar. Dieses ist immer der sicherste Weg. Doch sollte man das Handlungshaus in Deutschland genau kennen. Dann braucht man nicht ängstlich zu sein wegen etwaigem Verlust des Geldes, und wenn auch ein Unglück zustoßt bleibt das Geld doch den Verwandten erhalten.

Wir haben bei den anzuschaffenden Sachen nur das leibliche Wohl im Auge gehabt, aber die Seele, das Herz und der Geist müssen auch versorgt werden. Für gute Bücher und kleinere Schriften, sowie guten Rath und Empfehlungen in fast jeder Gegend von Amerika, verweisen wir die Auswanderer an die amerikan. Missionäre der bischöpl. Methodistenkirche in Bremen, Belzerstraße Nr. 10, Bremerhafen und Hamburg, großen Bleichen Nr. 65, welche arme Auswanderer unentgeltlich mit Bibeln versehen und ihnen auch eigener langer Erfahrung den besten Rath für Amerika geben können.

Nach welchem amerikanischen Seebasen man fahren soll, hängt hauptsächlich davon ab, welche Gegend im Innern man zur Niederlassung gewählt hat. Ueber Newyork reist man, wenn man nach Ohio, Michigan, Wisconsin, dem nordöstlichen Theil von Indiana und Illinois will. Wer aber nach Missouri, Iowa und dem südlichen Theil von Illinois und Indiana will, thut am Besten über Neworleans zu gehen. Nach Newyork sollte man im Frühjahr, nach Neworleans Anfangs Septembers sich einschiffen, so daß man zwischen der Mitte Octobers und Mitte Decembers in Neworleans anlandet. Kommt man erst gegen Ende Decembers an, so läuft man Gefahr, daß der Mississippi und vielleicht auch der Ohio-Fluß weiter oben zu-

gefroren ist. Diejenigen, welche über Newyork nach den obengenannten Orten reisen wollen, haben auch Acht darauf zu geben, daß sie nicht in Newyork landen von Anfang November bis Ende März, weil während dieser Monate die Schiffsahrt über den See Erie nicht sicher ist *).

Was die Zeit der Abreise aus Deutschland betrifft so paßt der Anfang des Frühjahrs besonders für Solche, die kein Geld mit hieher bringen und durch Tagelöhner-Arbeit sich nähren wollen. Die letzte Hälfte des Augusts oder erste Hälfte des Septembers eignet sich vorzüglich für Diejenigen, welche Land kaufen oder pachten wollen.

Was das Verhalten auf der Seereise betrifft, so mögen die Passagiere folgende Punkte sich merken. 1) Es ist den Passagieren auf's Strengste untersagt und zwar auf allen Schiffen, im Innern des Schiffes zu rauchen, selbst nicht immer auf Deck; überhaupt darf kein Passagier leicht entzündbare Gegenstände mitnehmen. 2) Sollte Jemand Beschwerde gegen den Capitain zu führen haben, so vermeide er immer, wenn der Weg der Güte nichts ergibt, allen Zank mit demselben, da er auf dem Schiffe eine unbeschränkte Macht hat; ist er seiner Sache gewiß und ist es wirklich der Mühe werth zu klagen, so mache er seine Klage gleich nach Ankunft im Hafen beim Consul und dem competenten Gericht anhängig.

(Fortsetzung folgt.)

Einladung zum Abonnement auf den

Colonist,

Organ zum Schutze und Belehrung schweizerischer Auswanderer.

Mit der immer mehr überhandnehmenden Auswanderung steigt auch verhältnismäßig das Interesse für die Eingewanderten in Beziehung auf das Ansiedlerleben, des neuen Bodens, der geänderten Verhältnisse. Vorzugsweise denjenigen, die selbst auszuwandern gedenken, muß eine belehrende Zeitung höchst willkommen sein, damit sie nicht, anstatt die Lage zu verbessern, dieselbe noch verschlimmern, und sich und die Ihrigen ins Elend stürzen. — Diesen Plan verfolgend erscheint seit zwei Jahren, in wöchentlichen Lieferungen, durch die Haller'sche Buchdruckerei in Bern, eine für den Schweizer sehr empfehlenswerte Zeitung, betitelt: **Colonist**, Organ zum Schutze, Belehrung und Beistand schweizerischer Auswanderer. Dieselbe bringt warnend und empfehlend die Zustände aller überseeischen Ansiedlungsorcie, zeigt durch Originalbriefe eingewandelter Schweizer ganz unparteiisch die neue Lage derselben. Sie bezeichnet die vortheilhaftesten Einschiffungsorte und warnt vor unsichern Agenten, ist überhaupt ein treuer Rathgeber für Alle, die in einem andern Welttheile ihr Glück suchen wollen.

Man abonnirt sich gegen 6 Fr. jährlich, oder 1 Fr. 50 Cent. vierteljährlich in der Haller'schen Buchdruckerei in Bern, wo die Zeitung vom Neujahr hinweg in größerem Formate und einer neuen Blauette erscheint. Als gemeinnützige Zeitung wird sie überhaupt den Mehrertrag zu Gratbeilagen von Landarten und Zeichnungen verwenden.

Anzeigen.

Anfang, Mitte und Ende März 1853 werden drei wohl ausgerüstete Schiffe nach den brasilianischen Colonien Dona Francisca, Santa Cruz und Santos abgehen; die vortheilhaften Bedingungen, welche den Colonisten und Gemeinden gestellt werden, empfehlen dieselben allen Auswanderungslustigen.

Nähere Auskunft auf frankirte Briefe ertheilt das Auskunfts- und Beförderungsbüreau in Rapperswyl, Kanton St. Gallen, und die

* Von Bremen und Hamburg aus gehen die Schiffe von Anfang März bis Ende November zweis bis dreimal im Monate nach New-York, Baltimore und Philadelphia, doch nach New-Orleans nur im Monate März, April, Ende August, September, October und November. Man warnt die deutschen Auswanderer, ja nicht von fremden Häfen aus sich einzuschiffen, ja selbst nicht von Hamburg aus über England zu gehen, da stets über schlechte Behandlung und Betrug geklagt wird.

Redaction dieser Zeitung. Verträge und Aufnahmscheine werden nur durch Herrn E. de Paravleini in Rapperswyl ausgestellt. Obiges Bureau speidirt den 1. und 15. jeden Monats Auswanderer über Bremen zu den billigsten Preisen nach allen Häfen von Nordamerika.

Ende März 1853 nehmen die Schiffs-Gelegenheiten für Auswanderer nach der brasilianischen Colonie **Santa Cruz**, Provinz Rio Grande do Sul, wieder ihren Anfang. Bekanntlich erhält jede einwandernde Familie von der dortigen Regierung 60,000 □ Ruthen Land als freies Eigenthum geschenkt und mehrere andere bedeutende Erleichterungen und Unterstützungen, wie z. B. bei ihrer Ankunft in der Colonie freie Aufnahme in den Empfangsgebäuden, Lebensmittel für einen Monat unentgeltlich, Geräthe und Werkzeuge bis zum Verlauf von 32 Doll., 800 Reis (23 Fr. Lhr.), Sämereien von bester Qualität und in den Sorten, wie es die Landescultur erfordert u. s. w. als Geschenke von der Regierung. (§§. 3, 4 und 5 des Decrets der Provinzialregierung vom 5. Decbr. 1851.) — Die Schenkungs-Akte wird in Hamburg von dem brasilianischen General-Consul beglaubigt und bestätigt.

Nähere Auskunft auf frankirte Briefe ertheilt das „Auskunfts- und Beförderungsbüreau nach Nord- und Südamerika in Rapperswyl, Kt. St. Gallen“ und die Redaction dieser Zeitung.

Dankfagung.

Wir endunterzeichnete Familienväter wurden mit unsern Angehörigen, 75 an der Zahl, durch den Herrn Agent Peter Kleudgen als Colonisten für die Colonie Santa Cruz, Provinz Rio Grande do Sul in Brasilien engagirt und von diesem Herrn mit dem Schiffe „Fortuna“ von Hamburg nach dem Orte unserer Bestimmung erpedirt, woselbst wir nach einer zwar langen Reise glücklich ankamen, ohne daß irgend Jemand von uns durch Krankheit oder sonst den geringsten Unfall gelitten hätte, was wir besonders der guten Behandlung von Seiten des Capitans und der Mannschaft des Schiffes, so wie der Verabreichung von überreichlichen und vortreflichen Nahrungsmitteln während der ganzen Reise zu danken haben.

In Rio Grande angekommen wurden wir auf's Beste von den Behörden empfangen, hier mit Ackergeräthschaften versehen und ohne Verzug weiter befördert nach Santa Cruz, so daß die Versprechungen des Hrn Agenten Kleudgen, in so weit wir bis jetzt es erfahren, von der Wirklichkeit übertroffen wurden, weshalb wir nicht unterlassen können, diesem unsere Zufriedenheit und warmen Dank auszudrücken, indem wir unseren zurückgebliebenen Landsleuten versichern, daß sie keinem Würdigeren ihr Vertrauen schenken können.

Porto Alegre, den 2. Okt. 1852.

Ghr. Stumm. Jacob Stumm. Math. Feiber. Nic. Strober. Peter Schmidt. Joh. Peter Göhr. Karl Brust. Mich. Herberts. Wilhelm Wasmann. Heinr. Seidel. Heinr. Strohm. Benno Quos. Herm. Hentsche. Jac. Frisch. Mich. Weber. J. Klawke. Ferd. Klawke. Joh. Reimann. Peter Klawke.

Die Richtigkeit sämmtlicher Unterschriften des vorstehenden Documentes bescheinigt auf Verlangen hiermit

Porto Alegre, 2. Okt. 1852.

(Siegel.)

F. Falkmann,

Consul der freien Hansestadt Hamburg.

Bei R. J. Wyß in Thun ist stets vorräthig: Ein bedeutendes Quantum des berühmten

Simmmenthaler Alpenthee,

ein empfehlenswerthes Hausmittel für Kopf- und Halsschmerzen, vorzüglich aber für Brustkrankheiten jeder Art, Ausgehren, Magenschmerzen, Fieber und Wasserbrennen ic. Dieser Thee ist hauptsächlich noch Solchen anzuempfehlen, welche nach Amerika auszuwandern gedenken, indem Briefe von Ausgewanderten, die davon mitgenommen, denselben sehr rühmen, da er ihnen auf der Reise ausgezeichnete Dienste geleistet habe. Preis: Das große Packet mit Gebrauchsanweisung 40, das kleine 30 Cent.

Der Colonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.



Jahr-Abonnement 6 Fr.
Halbjahr-Abonnement 3 „
Vierteljahr-Abonnement 1 „ 50 C
Einsendungsgebühr 14 C die
einspaltige Zeile. Bei
mehrmaliger Wiederholung
tritt eine Preisermäßigung
ein.

Wahrheitsgetreue Original-
briefe und belehrende Auf-
sätze über Amerika, franco
an die Redaction gesandt,
finden jederzeit unentgeltliche
Aufnahme.

Nr. 2.

Bern, den 14. Januar.

Zweiter Jahrgang. 1853.

Landreise nach Californien *).

1.
Eine deutsche Gesellschaft, welche Wanderlust und Goldfieber nach dem neuen Eldorado zog, hatte mich zu ihrem Präsidenten erkoren. Es war am 20. März 1849, als wir von Newyork aufbrachen, um nach Zurücklegung von 4750 engl. Meilen die Goldregionen Californiens zu erreichen. Wahrlich —

Süße Lust gewährt das Reisen,
Aber Götter meiden diese Lust!

Durch den Agenten Subert war mit Bingham's Transportlinie in Philadelphia das Uebereinkommen abgeschlossen, und für 10 1/2 Dollars per Person bis St. Louis, eine Entfernung von ungefähr 1600 Meilen, zu befördern. Die Reise begann Abends 6 Uhr und am folgenden Morgen um 7 Uhr erreichten wir Philadelphia. Unsere Gesellschaft zählte 60 Mann.

Gefligtes Regemwetter hielt uns in Philadelphia auf. Erst am 22. März Morgens 8 Uhr bestiegen wir den Dampfschiff. Wir fuhren den ganzen Tag und den größten Theil der Nacht. In dichtester Finsternis erreichten wir Col umbia und wurden dort mit unserm Gepäc so blickt in ein Canalboot geklopft, daß ich fast verzweifelte, in diesem Zustande eine Nacht überleben zu können. Aber Noth bricht Eisen und diese Härtingsfahrt dauerte volle vier Tage auf dem Canale am Susquehannastrom entlang, bis wir am Fuße des Alleghany-Gebirges anlangten. Abends abermals in ein Canalboot verpackt, das noch kleiner als das erste war, stellte eine weitere viertägige Canalfahrt unsere Reiseflust auf harte Proben, bis am 1. April Abends 7 Uhr das kohlen dampfende Pittsburg vor uns lag.

Es war uns keine Zeit gelassen, diese rührige und blühende Fabrikstadt näher zu besichtigen; schon um 10 Uhr bestiegen wir das Dampfschiff „Enterprise“, das uns den Ohio hinab nach St. Louis bringen sollte. Pittsburg hat einen schönen Hafen. Ich zählte im Vorbeigehen 57 Dampfschiffe in demselben, die den Strom auf- und abwärts fahren.

Die Reise auf dem Ohio entschädigte alle früheren Unbequemlichkeiten. Seine romantischen Ufer zeigen, was der Mensch vermag, wenn er freie Gelegenheit erhält, sein Glück mit eigenen Händen zu gründen. Schöne Landgüter erleben hier einen kräftigen, gesunden Menschenschlag.

Unser Dampfschiff war überfüllt mit Emigranten, die gleich uns nach Californien zogen. Auf dem Deck standen Ochsen und Maul-

thiere in dichten Ketten und viele Personen mußten zwischen und unter ihnen campiren. Schöne Flecken, nette Städtchen wogten am spähenden Auge in diesem prächtvollen Panorama der Natur vorüber. Jedem Emigranten wäre zu rathen, sein Geld lieber am Ohio auf eine Heimath zu verwenden, als dem Golde in Californien nachzujagen.

Cincinnati, die Königin des Westens, tauchte vor unsern Blicken auf. Seine Geschäfte und sein Handel, seine Kaufläden und Handwerker lassen einen freundlichen Eindruck im Reisenden zurück und beweisen, daß sein Velname bereits zur Wahrheit geworden ist.

In Louisville hielten wir einige Stunden an, und ich hatte Gelegenheit, diese hübsche Stadt näher zu besichtigen. Sie zeigt eine gewisse Behäbigkeit und glebt jedem Handwerker, der für dieses Land posst, die Versicherung, daß er sein reichliches Brod verdienen könne. Alle Produkte sind sehr wohlfeil. So kostete das Duzend Eier 5 Cents. Ich kaufte drei Duzend, sah aber bei dem Umgaffen nicht auf meine Füße, stolperte, zerbrach meine Eier und mußte vom Falle beinahe hinken.

Am 8. April bogen wir nun aus dem Ohio in den Vater der Ströme ein und fuhren den Mississippi hinauf, St. Louis entgegen. Niedriges, ziemlich ebenes Land, wenig angebaut, ist hier die Charakteristik der Ufer. Und doch findet man hier den schönsten Boden für Ansiedlung und Landbau, denn der fräftige Wuchs der Eichen und anderer Baumarten bekundet seine Güte. Weiter hinauf wird das Land hügelichter und wellenförmiger, es zeigen sich mehr Ansiedlungen und häufigere Landhäuser, von Ziegelnsteinen erbaut. Am 11. April Abends 7 Uhr war St. Louis erreicht. Auf den Wunsch des Capitäns stimmten wir ein deutsches Lied an und fuhren unter Gesang und Abfeuern unserer Gewehre in den Hafen ein.

Hier wurde einige Tage Halt gemacht, um die Lebensmittel für die lange Reise einzukaufen. Am 15. April schloß ich mit einem Dampfschiffe das Uebereinkommen, und für 2 1/2 Doll. per Person den Missouri hinauf bis Independence zu befördern. In Booneville schiedten wir 15 Mitglieder unserer Gesellschaft als Comité ab, um das nöthige Vieh für die Reise einzukaufen und es nach Independence zu bringen.

Die Entfernung von St. Louis bis Independence beträgt 360 Meilen. Wir erreichten letzteres am 20. April, schlugen unsere Zelte auf, trafen allerlei Vorbereitungen und warteten auf das Eintreffen des Comité mit dem Vieh. Die Gegend am Missouri entlang ist ein wahres Paradies zu nennen; der schwarze und unübertreffliche Boden hat viele deutsche Auswanderer angelockt und auf den ersten Blick sieht man ihren Wohlstand an. Hier im Sonnenschein der politischen und

*) Von Hrn. V. Scharmann. (Aus der Allg. Auswanderungs-Zeitung).

bürgerlichen Freiheit wird die Arbeit zur Lust und ihr Ertrag geht nicht in die Taschen von Drohnen, sondern ist der Lohn des Arbeiters.

2.

Nach vier Wochen brachen wir unsere Zelte wieder ab, bespannten unsere 4 Wagen, von denen jeder wenigstens mit 3000 Pfund beladen war, und reisten am 20. Mai mit 40 Rühen und 4 bis 5 Joch Ochsen den Prairien zu.

Diese Landreise ist eine der unglücklichsten Unternehmungen, zu denen sich der Mensch verlocken lassen kann, weil man von der Art und Weise einer solchen Wanderschaft im Voraus keinen Begriff hat. Der Weg ist zwar gebahnt und läuft sichtbar vor den Augen hin, aber bietet keine Haltpunkte der Civilisation. Jeder geht und ferner kommt. Man verläßt den Platz, wo man gelagert hat, in der Hoffnung, einige Meilen weiter wieder Gras für das Vieh und Wasser zu finden; aber manchmal trifft es sich, daß halt gemacht werden muß, wo kein Gras und kein Wasser zu finden ist. Darunter leidet das Vieh außerordentlich und nie läßt sich der Schaden wieder gut machen. Sehr ärgerliche Fehler werden auch bei Anschaffung der Wagen, der Ochsen und Maulthiere begangen. Ein für den Zug durch die Prairien brauchbarer Ochse darf nicht unter 4 und nicht über 6 Jahre alt sein und muß gut im Joch gehen. Jedes Joch muß von gleicher Stärke und Güte sein, so daß keiner dem andern vorzieht und nicht einer den andern niederbricht. So müssen auch die Maulthiere jung und eingelernt sein; wer sie erst auf der Reise zu brechen beabsichtigt, wird gewiß nicht fortkommen und das Thier bloß ruiniren. Pferde sind ganz unbrauchbar.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen die Wagen. Man lasse sie von trockenem und festem Holze verfertigen, Lampe und Deichsel von solcher Festigkeit, daß ihr Zerbrechen unmöglich scheint. Der Wagen muß auf ebenem Wege 60 Zentner tragen können und darf doch nicht massiv sein, sondern leicht und äußerst laubbar. Zu einem solchen Wagen gehören 4 Joch gut gelehrte Ochsen oder 6 Maulthiere, und man belade ihn nicht schwerer als mit 2000 Pfund. Geräth man, was des Tags ein Duzendmal der Fall ist, in Löcher, wo der Wagen in den steilen Sumpfen hinein sinkt, so müssen die vordern Ochsen, welche wieder festen Boden erreicht haben, den hintern durch Drehen Hülfe leisten, daß diese Lust bekommen und den Wagen hinausschleppen. Bei solchen Gelegenheiten habe ich gehört, wie die Deichseln frachten und gesehen, wie sie gleich Stücken brachen.

So ging es mir mit meinem Wagen, den Hr. Ringelmann, Schmied- und Wagenmeister in Newyork, gemacht hatte; doch fand ich Gelegenheit, mir unter 10 bis 12 verlassenen Wagen den besten heraus zu nehmen. Ich spannte 7 Ochsen davor und konnte nun gefahrlos über Stod und Felsen fahren.

Die Reise von Missouri bis an den Fuß der Felsengebirge, eine Entfernung von 900 Meilen, ist im Vergleich zu der übrigen Strecke von den Felsengebirgen bis nach Californien nur ein Spazierweg zu nennen. Von Independence bis zum Kansas River, 130 Meilen, ist nur eine unermessliche Prairie des besten Grasbodens, und das Auge kann sich nicht genug an dieser neuartigen Scene weiden.

Am Kansas sah ich die ersten Indianer in ihrem primitiven Zustande. Sie sitzen stets auf ihren Prairierpferden — Männer und Weiber — wickeln sich in schöne wollene Decken ein; tragen Schnüre an Händen und Füßen und um den Hals der Pferde, bemahlen sich die Gesichter mit blauer und rother Farbe und benehmen sich ziemlich gestittet. Diese Indianer leben größtentheils von dem Gelde, das ihnen die Vereinigten Staaten für die abgetretenen Länderen jährlich zahlen.

Der Kansasfluß ist zu tief, um mit Wagen durch ihn fahren zu können. Man hat deshalb ein Boot vorgerichtet, auf dem die Wagen an das andere Ufer gebracht werden. Das Vieh muß durchschwimmen. Mein Sohn Friedrich setzte sich auf den treuen Kettschiffen Bill und begann den Uebergang. Sogleich folgte ihm die ganze Herde. Vom Kansas bis zum Fort Kearney, 180 Meilen, ist das Land eine einzige herrliche Wiese mit sanften, wellenförmigen Hügeln und Thälern.

Am 22. Juni kamen wir an's Fort Kearney und machten zur Inholung zwei Tage Rast. Das Fort ist, wie alle andern Gebäude, von getrockneten Backsteinen erbaut und mit 3 Compagnien Soldaten

und einigen Kanonen besetzt, um die in dieser Gegend zahlreichen Indianer im Zaume zu halten. Der Fleden liegt in einer unübersehbaren, reich mit Gras bedeckten Ebene. Wie viele Millionen Menschen könnten hier ihre glückliche Heimath gründen; denn Ackerbau und Viehzucht müssen binnen wenigen Jahren alle Wäse reichlich entschädigen!

Ich ging zum Commandanten und ersuchte ihn um frisches Brod, wonach sich meine Frau herzlich sehnste. Mit der zuvorkommendsten Höflichkeit schrieb er mir eine Anweisung an den Proviantmeister, der mir um billigen Preis 15 Pfund Brod übergab.

Am 24. Juni brachen wir wieder auf, dem Fort Laramie entgegen, das von hier 340 Meilen entfernt am Fuße der Felsengebirge liegt. Bald erreichten wir den Platte River, der eine Breite von einer Viertelmeile hat und dessen Wasser stets trüb ist; denn sein Bett besteht aus seinem Erlebsand, den die starke Strömung beständig aufwirft, 80 Meilen von Kearney theilt sich der Platte in zwei Theile, die südliche und nördliche Gabel. Die südliche mußten wir passieren, Einer half dem Andern und leistete Vorsepann. So arbeiteten wir uns durch. Das Wasser reichte bis an den Wagenkasten und drohte unsere Lebensmittel zu durchnässen. Sogleich verließen wir den Fluß und zogen westwärts fort.

Hier befanden wir uns in der Region der wilden Buffalos und meine Neugierde war auf ihren Anblick gespannt. 50 Meilen von der South Fork entfernt — was ließ sich dort auf den Hügeln sehen? Dunkle Körper, welche den Boden überall hin bedeckten, — es waren Tausende und Tausende von Buffalos! Ihnen zu Fuß nachzujagen, ist ein höchst schwieriges und meist nutzloses Unternehmen; die großen und stark gebauten Thiere können schnell laufen und nur einem guten indianischen Pferde ist es auf die Länge möglich, mit ihnen aufzukommen. Einmal sah ich drei Büffel und ein Kalb hinter einem Buß, etwa nur 300 Fuß von mir entfernt, so daß ich diese Ungeheime genau mustern konnte. Sobald sie meiner gewahr wurden, starrten sie mich mit ihren funkelnden Augen an, so daß mich der Teufel (wenn ich noch an einen geglaubt hätte) nicht ärger erschreckt haben würde. Ich nahm die Flucht, aber die Thiere riefen auch aus, und als ich sah, daß sie meine Gesellschaft eben so wenig liebten, wie ich die ihrige, blieb ich stehen und folgte ihrem Galopp mit meinen Blicken. Die Büffel haben eine sehr breite Brust, die Vorderbeine sind etwas höher als die hintern, der Kopf ist breit und lang, frohlich vor der Stirn, die Farbe fällt in's Dunkelbraune und ihr Fleisch gleicht dem Ochsenfleisch. In meiner Gesellschaft gab es gute Schützen, die sich schulgerecht hinzu schlichen und wirklich Beute machten. Die Lust ist hier so rein, daß das Fleisch in Schelben geschnitten, binnen 24 Stunden trocknet. Es fehlt dem Reisenden nur an Zeit, diese Präparation abzuwarten. An andere Jagd ist nicht zu denken. Ich habe keinen einzigen Hirsch, kein einziges Reh gesehen. Hirscheri in den Flüssen giebt es nicht. Wölfe, die jedoch nicht gefährlich und etwas kleiner als die europäischen sind, kommen zu Tausenden und umheulen Abends und Nachts die Lagerplätze, daß die Ohren gellen. Mosquitos finden sich hier, besonders an den Flüssen, in solchen Massen, daß Menschen und Vieh von ihnen unaufhörlich geplagt werden. So ging es fort, beständig zwischen Buffalos hin, von denen einmal ein gescheuchter Trupp unter unser Vieh gesprungen kam. Unsere Schützen schossen und erlegten einen, aber zum Unglück trafen sie auch eine unserer besten Kühe. Theurer Buffalo!

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Colonie Donna Francisca in Südbrasilien.

(Schluß.)

„Fast alle nothwendigen Lebensmittel müssen wir aus Rio de Janeiro, resp. Nordamerika und Hamburg, beziehen, deshalb ist der Lebensunterhalt hier sehr theuer. Ein Pfund magerer Rasse z. B. kostet circa 30 fr., ein Pfund gefalzener Speck 22 fr., ein Pfund Schweinefleisch 15 fr., ein Pfund Carne soca, d. h. getrocknetes Ochsenfleisch, 10 fr., eine Flasche schlechter Wein 28 bis 30 fr., ein Pfund Kaffee 12—13 fr., ein Pfund Farin-Zucker 12 fr., gelber 10 fr., ein Pfund europäischer Hutzucker 32 fr., eine Flasche Schnaps (aus Zuckerrohr, verfälscht) 12 fr., ein Pfund Weizenmehl 10—12 fr. u.

„Selbst hat die Colonie noch nichts erzeugt; denn das Urbarmachen der Länderen nimmt gar viel Zeit weg, und weil die Colonisten

Verschiedenes.

Aus Donna Franziska sind die letzten Nachrichten nicht so günstig, wie wir dieselben bis jetzt erhalten haben. Es scheint, daß die Errichtung der Gemeindeverwaltung zu bedeutenden Spaltungen und Intriguen Anlaß gegeben, in denen Hr. Weber aus Bern*) eine bedeutende Rolle gespielt hat; derselbe wurde zum Gemeindepräsidenten und Hr. Schmalz aus Nidau in den Gemeinderath gewählt.

Auch in materieller Hinsicht sind die Erwartungen der Leute nicht ganz erfüllt; sie glaubten schneller vorwärts zu kommen; jedoch ist zu bemerken, daß die Klagen meistens von den gebildeten Herren, Herren und Offizieren, welche an keine Arbeit gewöhnt waren, herrühren; die eigentlichen Arbeiter stellen sich zufrieden und sind voll Vertrauen auf die Zukunft, obgleich die Gegenwart hart ist und Vieles zu wünschen übrig läßt.

New-Homney, 27. Decemb. Das Schiff Louise und Emilie, Kapit. Bartels, von Hamburg nach Rio Grande do Sul bestimmt und mit 71 Passagieren und 10 Mann Besatzung an Bord, ist in verlosener Nacht während eines furchtbaren Sturmes in unserer Nähe gestrandet und total zertrümmert worden; circa 30 Personen sollen leider ihren Tod in den Wellen gefunden haben.

Anmerkung der Redaktion. Auf diesem verunglückten Schiffe befanden sich 27 Schweizer, von deren Schicksal wir noch nichts wissen; auch ist die Anzahl der Todten noch nicht offiziell bekannt, so daß wir hoffen können, dieselbe sei überleben. Später werden wir auf diese Verunglückten zurückkommen.

Als Vorstehendes schon gesagt war, erhielten wir diesen Augenblick folgende traurige Nachricht über den

Schiffbruch des Hamburger-Schiffes Louise Emilie, Capt. Bartels, nach Rio Grande in Brasilien bestimmt.

Dieses Schiff verunglückte total am 27. December, Morgens 8 Uhr, während einem seit 30 Jahren an der englischen Küste nie so furchtbar gewesenem Orkan bei Dungeness im Canal.

Des Morgens 7 Uhr am 27. kam die Louise Emilie mit einem fliegenden Sturm bei furchtbarem Nebel dicht am Leuchtturm von Dungeness beim Kreuzen westlich vorüber, ohne das Feuer sehen zu können und ging, da der Leuchtturm auf einer so weit in die See erstreckenden Landzunge liegt, in die Bay, ohne es zu wissen dem Lande näher. Die Küstenwächter hatten die Gefahr des Schiffes bemerkt und gaben Signale mit Leuchtfugeln; die Louise Emilie wendet in dem Sturm, und wäre vielleicht noch gerettet, wenn nicht plötzlich der Orkan von S. S. W. eingeschlagen, die Segel fortgerissen, Feuerunfähig gemacht und geradezu an's Land geschleudert hätte. Sofort wirft der Capitän den Rettungs-Apparat mit einem Tau aus; dieser schwimmt glücklich ans Land, wo das Tau von den Strandbewohnern und Wächtern besetzt wird und nachdem das zweite ebenfalls glücklich ans Land kommt, werden auf dieser Brücke 39 Menschen gerettet, wovon Alle erlöst hätten, wenn die furchtbarlich zerrissene See nicht durch eine Sturzwellen das Schiff mit einem Schlage total zertrümmert und so den Capitän, Steuermann, Koch, zwei Leischmatrosen und 38 Passagiere in die Tiefe gerissen hätte.

Es war nicht möglich, den unglücklichen Reisenden auf Booten zu Hilfe zu eilen, und nur durch die aufopfernde Anstrengung des Offiziers der dortigen Küstenwache und seiner Unterzweigen konnten von 72 Passagieren 36 gerettet werden. Vor Allen zeichnete sich ein junger Mann aus Dungeness, Namens Grosfley, aus. Mit einem Seil um den Leib geklungen stürzte er sich sechs Mal hintereinander in die wildbewegte See und brachte jedesmal einen Menschen ans Ufer zurück, bis er endlich vor Erschöpfung ohnmächtig wurde und zu weiteren Rettungsversuchen untauglich war. Die Scene am Ufer war am schrecklichsten, als sich die Geretteten zusammenfanden: Jeder hatte irgend einen Freund oder ein Familienglied verloren; eine Frau mit einem Kinde in jedem Arme wurde von einer Welle hoch ans Land geschleudert und gerettet. Aber die armen Schiffbrüchigen, die mit dem Leben davon kamen, haben alle ihre Habe eingebüßt.

Einigen Trost gewährt uns bei diesem großen Unglück ein durch den Expedienten des Schiffes Herrn P. Kleudgen an seinen Agenten,

*) Hr. Weber ist also doch Colonist auf der Colonie und nicht, wie im Genuevaler-Wochenblatt fälschlich behauptet wurde, von denselben weggezogen.

meistens unbemittelte Leute sind und die Seereise theilweise schulden, sind sie, um leben zu können, genöthigt, für Andere zu arbeiten, d. h. für die Direktion und Privaten unter sich; ihrem eigenen Lande können sie nur eine kleine Zeit widmen. Der Boden ist noch zu fest, um erträgliche Erndten europäischer Früchte zu geben; dazu erfordert es wenigstens drei Jahre. Angepflanzt wurde schon ziemlich viel Zuckerrohr, Kaffee, Reis, Kartoffeln, Manioc, schwarze Bohnen, Tabak. Fast alles, was man pflanzt, geräth; man muß aber Alles mit der Hacke, Haxe oder dem Spaten bearbeiten, indem wegen der vielen zum Verkauf auf der Erde liegenden Stämme, Stöcke und Wurzeln kein Pflug gehen kann.

„Eine ärgerliche Beschichte ist's im Sommer mit einigen Lebensmitteln, z. B. Reis, Mehl, schwarzen Bohnen. Die Hitze erzeugt nämlich aus denselben eine Masse kleiner Käfer, daß man Reis und Bohnen erst ein paar Mal sieben und waschen muß, um die Dinger los zu werden; dessen ungeachtet spaziert noch mancher in gesottenem Zustande die Kühle hinunter. Bei den vollenen Kleibern finden sich große Käfer, Baratten genannt, ein und zerfressen einem dieselben buchstäblich; Kisten und Kästen halten sie nicht ab, wo hingegen sie baumwollene Stoffe nicht so heimsuchen und die Leinenen ganz verschonen. Die letztere Gattung Käfer ist das ganze Jahr hindurch in Gesellschaft zu finden, wo Kleiber und Kinder sind; ihre ärgsten Feinde, die Hühner und Amelken, kann man ihnen nicht allerorts auf den Hals schleichen. Ich habe jedoch der Amelken erwähnt, bei welcher Gelegenheit ich noch ergänzen muß, daß es hier nebst andern, eine besondere Art, Banderamelsen genannt, giebt. In Millionen an der Zahl machen sie Nissen; dabel kommt es dann öfter vor, daß sie auf derselben durch ein Haus gehindert sind, aber gerade Richtung muß beibehalten werden. Was thun sie? Sie überfallen das Haus zu Tausenden, sei es Tag oder Nacht, Sonnenschein oder heftiger Regen, klettern an alle Betten, und wehe dem Menschen, der dann einmal im Bette Erholung sucht; er muß den Amelken weichen und sich entweder zum Hause hinausflüchten und warten, bis es den Gästen gefällig ist, ihren Besuch abzubrechen, was gewöhnlich nach 1—2 Stunden der Fall ist; oder er muß, bleibt er im Hause, eine vollkommene Ueberschwemmung anrichten, um ihnen den Aufenthalt zu verkleiden, was manchmal seine liebe Noth hat.

„Zeitungen kann man hier gar nicht lesen, als wenn ein Schiff aus Europa welche mitbringt; ebenso ist's auch mit anderer Lektüre. Sogar gesellschaftliche Unterhaltung und Zusammenkunft mangelten früher. Erst in jüngster Zeit ist ein Sängerverein, aus Deutschen gebildet, entstanden. Auch eine Schützengesellschaft ist momentan aufgetaucht, dürfte jedoch noch keinen besondern Bestand haben. Das Neueste und Beste, was sich auf unserer Colonie ereignete, ist die Einsetzung eines Gemeinderathes und Friedensrichters und die Genehmigung der Grundgesetze der Gemeinde ab Seite der stimmungsfähigen Colonisten. Der Gemeinderath ist aus 5 Mitgliedern zusammengesetzt, wovon der Präsident Weber und Gemeinderath Schmalz Schweizer sind.

„Der Anfang ist gut, möge es ferner so gehen! — Einen evangelisch lutherischen Pfarrer haben wir nun auch, Schullehrer, Arzt und Apotheker ebenfalls, — aber was uns sehr fehlt, ist: gutes, wohlfeiles Branntwein, denn der Wein ist zu theuer und der Branntwein der Spektor des Todes. Hätten wir nur guten Thurgauer oder Rheinthal'ser Most, wie wohl wäre uns! Dabehin müssen wir halt ben tüchtig schwarzen Kaffee ohne Zucker und ohne Milch trinken.

„Ackerland ist hier die Quelle künftigen Wohlstandes und vollster Unabhängigkeit, welche eintritt, sobald die paar ersten schweren Jahre überwunden sind; denn diese Colonie hat ungeheure Vortheile vor Nordamerika, sowohl hinsichtlich der Erzeugung von Produkten aller Art (Alles gebelht!), als mehrmaliger Erndten in einem Jahre, und man kann hier sich ganz leicht kleiden und einfach bauen, während in Nordamerika große Ausgaben hiesfür verwendet werden müssen. Dieses alles bedingt das Klima, deshalb muß man die Unannehmlichkeiten eben auch mit in Kauf nehmen, vollkommen ist es nirgends, ob am Ende — freilich nach vielem Weh und Ach! — gewöhnt man sich an Alles.“

zahlreichen In-
ner unübersehba-
tionen Menschen
kerbau und Vieh-
ich entschädigen!
n um frisches
zuvoorkommend
Proviandmeister,

Paramie ent-
er Felsengebirge
eine Breite von
; denn sein Bett
g beständig auf-
in zwei Theile,
wir passiren,
arbeiteten wir
sten und drohte
ihr den Fluß

n Buffalos und
Wellen von der
Hügeln sehen?
t, — es waren
auf nachzujagen
men; die großen
nur einem guten
nehmen aufzukum-
er einem Bluff,
Ungethüme ge-
nen, starrten sie
r Teufel (wenn
it haben würde,
is, und als ich
ble ich die ihrige,
e Bilden. Die
ind etwas höher
g vor der Stirn,
cht dem Döhsen,
die sich schul-
die Luft ist hier
en 24 Stunden
Präparation ab-
haben keinen
in den Flüssen
d etwas kleiner
inheulen Abends
osquitos finden
daß Menschen
So ging es
l ein gescheuch-
e Schützen schos-
ch eine unserer

Südbrasilien.

aus Rio de Ja-
halb ist der Le-
ase z. B. kostet
Pfund Schwei-
knetes Döhsen-
fr., ein Pfund
ber 10 fr., ein
s (aus Zucker-
2 fr. u.

das Urbarm-
die Colonisten

Herrn G. de Paravicini in Nappeidwyl in der Schweiz gerichteten Brief, aus welchem wir Folgendes entnehmen:

„Mit blutendem Herzen mache ich jetzt die Liste der Schweizer.

„4 Gebrüder Volkart leben, die Frau todt.		
„Rufbaumer	gerettet.	„Schmidt todt.
„Frau	todt.	„Steiger todt.
„Barbara	todt.	„Gellna todt.
„Marianne	todt.	„Joh. Jakob (13 Jahre alt) gerettet.
„Baptist	todt.	„An. Catharina (12 Jahre alt) gerettet.
„Joseph (3 Jahre alt) gerettet.	„Georg (11 Jahre alt) gerettet.	
„5 Kistling und Familie todt.	„Konrad (9 Jahre) gerettet.	
„4 Brunner und Familie todt,		
„mithin 10 Gerettete und 17 Tote. Eine gräßliche Ernte des Todes!		

„Die Geretteten haben laut Bericht nur das gerettet, was die See von ihren Effecten an's Land geworfen hat; sie sind sofort von dem hamburgischen Consul in Rye bestens in Lydd bei Farmers untergebracht, gekleidet und versorgt worden. Derselbe erhielt die Dreier per Telegraph, daß er für uns den Leuten in jeder Hinsicht Bestand leisten und für sie sorgen soll. Das hat er denn auch redlich gethan, wie mir täglich einlaufende Briefe der Armen versichern. Die Leute werden mit dem schönen Bremersschiff Sauer, welches in Portsmouth schon zu ihrer Aufnahme bereit liegt, weiters befördert. Ich selbst gehe diesen Abend noch hinüber nach Dungeness, um für Alles zu sorgen, und den Leuten eine großartige Hilfe, die ich durch Theilnahme meiner Freunde hier aufgebracht, angedeihen zu lassen *).

„Die brasilianische Gesandtschaft, so wie ich, haben mit der heutigen Post nach Rio Janeiro und Rio Grande schon solche Schritte gethan, daß die Armen drüben von dem Gouverno (Regierung) unterstützt werden. Somit thue ich Alles, was ich nur vermag und suche darin eine Beruhigung, daß ich es so weit bringe, daß die Geretteten wenigstens, wenn auch nicht getrocknet, doch ohne Bangen in die Zukunft sehen können. Sie sollen es erkennen, daß sie von rechtlichen Männern menschenfreundlich behandelt sind, daß sie von einer väterlich sorgenden Regierung angenommen und nicht ganz und gar verlassen sind, wie es der Fall gewesen sein würde, wenn sie nach Nordamerika geriekt und gleiches Unglück gehabt hätten.“

„Schrecklich ist es für Steigers Kinder; diese habe ich dem Präsidenten der Provinz ganz besonders anempfohlen; Volkart habe ich zum Vormund eingesetzt und diesem auch die Anweisung von 40 Thalern für die Kinder eingehändigt. Volkart ist ein braver Mann, dem man die Kinder anvertrauen kann. Die Waisen sollen zwei Colonien Land erhalten, damit sie, wenn sie drei bis vier Jahre älter sind, ein Grundeigenthum haben. Ich will schon sorgen, besonders, wenn ich im Februar hinübergehe nach Rio Grande.“

— Das Kloster Einsiedeln (im Et. Schwyz) beabsichtigt, im Staate Indiana in Nordamerika eine Mission unter dem Namen Neu-Einsiedeln zu errichten.

— Laut einem neuesten offiziellen Ausweis betreffend die über Hamburg beförderten Auswanderer, übersteigt deren Zahl im Jahre 1852 diejenige von 1851 um mehr als das Doppelte. Dem Alter nach wurden befördert 17,032 erwachsene Personen, 3327 Kinder unter 8 Jahren und 942 Säuglinge, also im Ganzen 21,301 Personen. Im Jahr 1851 betrug die Gesamtzahl aller über Hamburg beförderten Auswanderer 10,208, im Jahr 1850 nur 7062 Personen. (N. Z. Ztg.) Wegen den neuesten Einrichtungen und schließenden Befehlen vor dem Mäckerunwesen, der guten Einrichtung und humanen Behandlung auf den Schiffen, und ganz besonders weil auf diesen letzteren den Auswanderern die Lebensmittel in Betreff der

Qualität und Quantität üblicher als in allen andern Häfen und dazu gefocht ausgeheilt werden, wird sich, wie es recht ist, die Auswanderung von Jahr zu Jahr mehr über die deutschen Häfen Hamburgs und Bremens wenden.

— Aus den Regierungsrathsverhandlungen von Bern vom 7. Jan. ersieht man, daß aus Amerika eine Witschrift eingelangt sei, deren Schluß dahin gehe, den Bundesrath zu ersuchen, er möchte in die besuchtesten Städte Amerika's Agenten senden, die die Auswanderer vor Betrügern zu schützen hätten. Sollte aber der Bundesrath nicht eintreten, so wird die Berner Regierung dazu er sucht. — Die Sache wurde zu näherer Untersuchung an die Direktion des Innern gewiesen.

— Aus Burlington (Iowa) wird vom 29. Nov. gemeldet: Den mancherlei Abnormalitäten in diesem Schaltjahr ist nun noch die unerwartet gefolgt, daß ein ungewöhnlich früher und stark ausgeprägter Winter hereingebrochen ist. Seit drei Wochen haben wir ununterbrochen Schnee, und obwohl dieser zuweilen beinahe abgeschmolzen war, lag er doch öfter über 1 Fuß hoch. Die Kälte war mitunter, und ist eben jetzt empfindlich. Schlittenfahrten sind an der Tagesordnung. Bei Dubuque läuft man seit 14 Tagen Schlittschuhe auf dem Mississippi; das Treiben nahm einige Male überhand und bedeckte, bald von diesem, bald von jenem Ufer, zwei Drittel des Spiegels. Am Rande und an den Einbuchtungen haben wir stehendes Eis; die Schifffahrt leidet dabei sehr und mußte mehrmals ganz eingestellt werden. — Das ist eine ganz entgegengesetzte Erscheinung der Witterung, wie wir dieselbe hier bisher so außerordentlich gelinde hatten.

— New-York. Am Bord des am 25. Oct. 16° nördl. Br. und 26° westl. Länge angesprochenen Schiffes „Schadamaron“, Cpt. West, von Liverpool nach Australien bestimmt, waren von 600 Passagieren 23, meist Kinder, am Scharlachfieber gestorben; die S. war 25 Tage aus.

— In Melbourne (Goldregion Australiens) bot Jemand für einen Karren voll Brennholz 3 Pfd. Sterl. (circa 72 neue Gr.) „Denken Sie, ich habe das Holz gestohlen?“ antwortete entrüstet der Verkäufer. — Melbourne soll mit Mount Alexander und Sydney durch Eisenbahnen in Verbindung gebracht werden; die Gesellschaften zu diesem Behufe haben sich bereits konstituiert.

— In den letzten 20 Jahren sind von Bremen 374,746 Personen in 3143 Schiffen nach Amerika befördert worden, davon in den fünf Jahren von 1847—1851 incl. 155,589 in 1072 Schiffen. Im Jahre 1852 werden etwa 58,500 Personen von Bremen aus nach Amerika gefahren sein. Bremen selbst besitzt 241 größere Seeschiffe von zusammen 51,933 Tassen; dazu benutzt es fast ausschließlich für sich die 133 oldenburgischen von 12,027 und 21 hannoversche Seeschiffe von 2278 Tassen, so daß im Ganzen 393 Seeschiffe mit 66,247 Tass Tragfähigkeit den überseeischen Handel Bremens vermitteln. Man rechnet durchschnittlich, daß jedes Schiff zwei Reisen jährlich macht, und es erfreuen sich die meisten Bremer Schiffe eines besonders guten Rufes ihrer Tüchtigkeit und Seegefähigkeit. Während des vorigen Jahres wurden die schnellsten Fahrten von Bremen nach New-York in 27, in diesem Jahre sogar von 2 Schiffen in 23 Tagen, nach New-Orleans in 47, nach Baltimore in 40, nach Philadelphia in 37, nach Galveston in 50, nach San Francisco in 161 und nach Charleston in 44 Tagen, zurück von New-York in 23, Baltimore in 23, New-Orleans in 39, Galveston in 49, Philadelphia in 28 Tagen gemacht. (Köln. Ztg.)

— London, 20. Dec. Das zwischen Panama und San Francisco fahrende amerikanische Dampfschiff „City of Pittsburgh“ ging in der Bai von Valparaiso in Flammen auf, wobei Passagiere und Besatzung ihre sämmtlichen Effecten verloren. — Die Anfang Nov. von Hamburg nach Buenos-Ayres abgegangene Bark „Catharina“, Cpt. Lubau, war unweit Cowes mit einem russischen Schiffe in Collision und mußte beide Anker im Eiske lassen, ging an Grund, kam aber mit nächster Fluth wieder ab. — Die neugebauten Dampfschiffe für die Linie zwischen Liverpool und New-York werden die Reise in 9 Tagen machen. — Dampfer „Australian“, in diesen Tagen fällig, ist nach soeben eingehenden Nachrichten durch Desertion der Mannschaft in Melbourne zurückgehalten.

*) Anmerkung der Redaktion. Wir hoffen zur Ehre der betreffenden Gemeinden, daß dieselben ihren verunglückten Mitbürgern auch einige Unterstützung senden werden, wofür sie übrigens schon angegangen worden sind. Liebesgaben werden sowohl die Redaction, als Herr G. de Paravicini in Nappeidwyl mit Dank annehmen, dieselben den Betroffenen zukommen lassen und später über deren Gebrauch Rechenschaft ablegen, wie auch die Namen der Wohlthäter veröffentlichen. Wir ersuchen alle öffentlichen Mäcchter, besonders die Lauschafter, einen Aufruf an das mittheilfähige Publikum zu richten.

Der Colonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.



Jahr-Abonnement 6 Fr.
Halbjahr-Abonnement 3 „
Vierteljahr-Abonnement 1 „, 50 C.
Einrückungsgebühr 14 C. die
einspaltige Zeile. Bei
mehrmaliger Wiederholung
tritt eine Preisermäßigung
ein.

Wahrheitsgetreue Original-
bilde und belehrende Auf-
sätze über Amerika, franco
an die Redaction gesandt,
finden jederzeit unentgeltliche
Aufnahme.

Nr. 3.

Bern, den 21. Januar.

Dritter Jahrgang. 1853.

Landreise nach Californien.

(Fortsetzung.)

Pferd und Büffel sind des Prairie-Indianers Lebenselement. Das Fleisch des Büffels dient ihm zur Nahrung, die Häute verbraucht er als Hausgeräth oder verkauft sie an die Handelsleute, welche jeden Sommer die Prairien durchziehen. Händler geben dafür kein Geld, sondern wollene Decken, Karmoisinroth und Indigoblau, — feine Perlen, mit denen die Indianerinnen die schönsten Blumen kunstreich auf die Kleider und Schuhe sticken. Die Büffel- und selteneren Hirschhäute werden auf die zarteste Weise gegerbt und zu Kleidern und Schuhen verwendet.

Etwa 115 Meilen von Fort Karamie trafen wir einen Trupp Indianer, der mit Weibern und Kindern ungefähr 230 Köpfe zählte. Der Häuptling überreichte uns eine Schrift, die vom Commandanten der Festung unterschrieben war und befahl, daß dieser Stoutramm nicht feindselig gesinnt sei, weshalb jeder Reisende vermeiden möge, ihn zu beleidigen. Ihr Anblick war grotesk, ihr Erscheinen und ihre Tracht wunderbar. Wir bemerkten bald, daß sie gekommen waren, um etwas von unsern Lebensmitteln zu erhalten. Unsere Reisegesellschaft war jedoch nicht überreichlich damit versehen und konnte nur wenig geben. Ich pflegte gewöhnlich mit meinem Privatwagen ungefähr 50 Yards vom allgemeinen Lagerplatz entfernt zu campiren; dies war hier auch der Fall. Bald zählte ich 36 Indianer um meinen Wagen herum. Unter ihnen befand sich der Häuptling mit seiner Frau und drei Kindern. Natürlich plagte mich große Neugierde, ihre Manieren kennen zu lernen. Ich ordnete deshalb an, daß der Waschfessel voll Thee und die übrigen Kochgeräthe voll Kaffee bereitet würden, wozu ich drei große Pfannkuchen backen ließ. Meine Kühe gaben noch ziemlich Milch, und so kam denn ein Nachtessen für die Indianer zu Stande. Der Häuptling glaubte etwas mehr Recht als die Andern zu haben und setzte sich mit seiner Familie dem Wagen am Nächsten. Die Andern lagen im Kreis um das Feuer.

Als die übrigen Indianer sahen, daß diese gespeist wurden, kamen sie alle herbeigelaufen. Ich machte dem Häuptling begreiflich, daß mir dies lässig sei, worauf er sogleich aufstand, seine Hand empor hielt und rief: „Womedli!“ Wie vom Blitz gerührt blieben die Kommenden stehen und schrien um. Auch die Männer, Weiber und Kinder entfernten sich bald unter allerlei Dankfagungen, nur der Häuptling mit seiner Familie blieb sitzen. Die neuartige Physiognomie und das Benehmen dieses Mannes zogen mich sehr zu ihm hin; wir saßen bei einander und rauchten Tabak, — Schmelzen und Deutungen bil-

deten unsere Unterhaltung. Seine Frau kam inzwischen und brachte meiner Frau ein Paar Schuhe von Hirschleder, fein mit Perlen besetzt. Ich machte einige Gegengeschenke und der Gast entfernte sich.

Am nächsten Morgen vor der Abreise besuchte ich ihn in seinem Lager. Mein jüngster Sohn trieb den Wagen und mein ältester begleitete mich auf dem Besuche bei diesen wilden Menschen. Ich fand das Gesetz der Natur, das allen Menschen zum Wiegengebilde gegeben ist; Vergeltung und Belohnung für das Gute, welches diese wilden Menschen von mir erhalten hatten, war ihr erstes Streben. Ihre Hütten waren rund und nach oben spitz, mit breiten Fellen bedeckt. Der Lagerplatz ist rund und mitten im Kreise steht die Lodge des Häuptlings. Sobald dieser mich wahrte, kam er und reichte mir die Hand. Ein anderer hielt mein Pferd, nahm mich mit sich in sein Zelt und beschenkte mich mit getrocknetem Büffelsteisch. Alle Weiber, die ich sah, waren beschäftigt; sie machten Schuhe und stickten Perlen auf Kleider. Die Tochter des Häuptlings, welche 19 Jahre alt sein mochte, warf meinem Sohne eine kranzformige Schnur Perlen um den Hals, worüber ich verwundert sie lange betrachtete. Mein Sohn, zwar erst 15 Jahre alt, war stark und mannhaft gewachsen, doch allen Gedanken, wie sie dem Mädchen durch den Kopf gehen mochten, noch fremd. So sah ich, daß das heimliche Feuer der Liebe in jeder menschlichen Brust eine Flamme zu entzünden vermag. Doch ich muß Abschied nehmen von diesen Wilden, die mir lange nicht so schlimm, wie viele Civilisirte vorgekommen sind.

3.

Endlich erreichten wir Fort Karamie. Hier weilten wir drei Tage, pflegten das Vieh und besserten die Wagen aus. Ich fand mich veranlaßt, meine Reisegesellschaft zu verlassen, da sie sich viel zu langsam vorwärts bewegte, um so rasch als möglich voran zu eilen.

Auf der rechten Seite des nördlichen Platte River mußte ich 150 Meilen entlang hingleiten, bis ich an eine Stelle kam, wo die Mormonen eine Fährre errichtet haben, auf der ich hinüber setzte. Von Fort Karamie bis zum Südpas ist das Land nur spärlich mit Gras bewachsen, durchaus unzureichend für die unübersehbaren Emigrantenzüge, die über dasselbe gehen müssen. Dabel ist der Weg felsig und schlecht; doch führt er nicht über Felsengebirge, sondern dazwischen hindurch. So kommt man ohne aufwärts zu steigen in den Südpas, wo ein Bach plätschert und ein großer Grasplatz das Auge erfreut. Der Bach führt den Namen Pacific-Creek. Bei meiner Ankunft fand ich 5000 Stück Ochsen und Maulthiere, und Wagen in Masse. Diese theilten sich hier, theils um nach der Mormonenstadt zu gehen, theils

um die Bahn der California-Emigranten einzuschlagen. Ich schloß mich den letztern an und hatte Reisegefährten genug.

Am Big Santee River wurde ein Tag ausgeruht. Von da ging es durch eine 40 Meilen lange Wüste bis zum Green River. Hier lagen Wagenrümpfer umher, auch standen viele noch gut erhaltene Wagen verlassen da, so daß sich zum Auslesen die beste Gelegenheit bot. Auch ich machte Gebrauch davon und fuhr weiter — über halbbrechende Berge und Thäler, daß mir manchmal die Haut schauderte und ich mich selbst wunderte, wie es möglich sei, sie übersteigen zu können.

Die Gebirge in dieser Gegend werden Peat Basement genannt und bilden in einem Umkreise von 100 Quadratmeilen eine Kuppel von Bergen, sämmtlich mit niedrigem Gebölz und Gras bedeckt. Sie bieten einen angenehmen Anblick; das Merkwürdigste dieser Gegend war aber für mich, daß überall zwischen dem Gras Flachs wuchs. Ich untersuchte seinen Stengel und fand, daß er dem europäischen gleich kam. Der Boden bewies dadurch seine Güte von selbst. Zu bedauern ist nur, daß es im Nachsommer nicht mehr regnet. Auf der ganzen Reise ist dies die einzige Gegend, welche für den Landmann beachtenswerth erscheint; der übrige Weg vom Fort Laramie bis nach Californien ist nach meinem Erachten keinen Pfennig werth. Er besteht aus nichts als Wüste, kahlen Bergen, welche mit rother Erde und Felsengerölle bedeckt sind und das Ansehen von Vulkanen haben. Der Reisende kann nichts Besseres thun, als möglichst schnell von einem Fluß zum andern eilen.

Am Bear River in einem großen Thale von 3 bis 4 Meilen Breite ließen wir unser Vieh zwei Tage ausruhen. Hier gab es Gras im Ueberflusse; allein man durchkreuzt solche Futterplätze bald und kann nicht lange in denselben zubringen. Am Snake- oder Schlangeng River, in einem schönen Thale traf ich Schnabe-Indianer, die sich von den Sioux nicht besonders unterscheiden. Sie treiben Jagd und Fiskerei, die spärlich genug zu sein schienen, aber doch ihren ganzen Lebensunterhalt bildete. Sie kamen und bettelten; giebt man aber Einem etwas, so kommen sie alle gelaufen. Ihre Geistesgaben sind wahrscheinlich sehr untergeordneter Art und ihre Sprache bilden nur wenige Worte. Sie tragen Federn in den Ohren und manche hatten den ganzen Kopf mit Federn verzieren. Wir machten nicht viel Umstände mit ihnen; etwas wurde verabreicht und damit fertig.

Bald an den Humboldt River zu kommen und an denselben 300 Meilen entlang zu reisen, war unser Aller heißestes Sehnen. Und wirklich fanden wir das Thal an vielen Stellen schön, gegen Norden und Süden von Bergen eingeschlossen; doch ist es meistens mit einem wilden, nutzlosen Gestrüpp überwachsen, das der Wermuthsplanze ähnelt und fast denselben Geruch hat. Dieses Gestrüpp ist so groß, daß man sein Holz zu Brennmaterial benutzen kann. Die Berge an den Seiten sind vulkanischer Art — roth und kahl, voller Felsenspitzen und Steingerölle, ausgebrannt von den heißen Sonnenstrahlen, was der Gegend einen öden und unheimlichen Anblick giebt. Der Weg ist so staubig, der Wind jagt so wolkenförmige Staubwirbel auf, daß der Reisende schwarz wie ein Neger wird. Ihr armen Ochsen! — hier heißt es: Fort! fort! Noch sind bis Californien 500 Meilen zurückzulegen, wovon 240 Meilen am Humboldtflusse entlang hinführen. Unser Feldgeschrei war: 15 Meilen per Tag, bis wir die Stelle erreichten, wo sich die Straße nach Oregon abzweigt. Hier waren Nothizen über Nothizen aufgesteckt, die da sagten: Kommt, ihr Emigranten, dies ist die neue Straße und 150 Meilen näher. Um des Geldes und Wuchers willen bringt der Mensch sein menschliches Lebensgeschöpf in's Unglück! So ging's auch hier.

Capt. Palmer, der einen Regierungstrain oder Wagenzug von Oregon nach Fort Hall begleitete, rief uns, diesen Weg einzuschlagen, weil er uns über die Sierra Nevada (eine californische Gebirgskette) ebenso führen würde, wie wir durch den Südpas der Felsengebirge gegangen wären, und zudem sei er viel näher. Er täuschte uns. Von der Stelle, wo sich die Straße abbiegt, hatten wir auf dem Kansas River Wege noch 260 Meilen, jetzt aber weit über 500 Meilen, trotz dem, daß man uns vorspiegelte, es wären nur 75 Meilen.

Zu der besten Hoffnung, bald das Ende dieser mühseligen Reise zu erlangen, schlugen Tausende von Emigranten diesen Weg ein und träumten sich schon in's schöne Sacramento-Thal. Der falsche Rathgeber hat viel Elend zu verantworten. Sobald wir den Humboldt

River verließen, gerietten wir in eine Wüste von 70 Meilen Breite, deren Ausdehnung man auf 30 Meilen angeschlagen hatte. Mitlen in dieser Wüste waren Brunnen gegraben, aber nirgends zeigte sich Gras für das Vieh. Des Tags lagen wir still, und des Nachts, wenn es kühl wurde, fuhrten wir. Mit Anstrengung aller Kräfte brauchten wir einen Tag und zwei Nächte, bis wir den ersten Theil dieser Wüste im Rücken hatten. In ihr, rund umher, steht man nichts als vulkanische Berge. Noch mußten 33 Meilen zurückgelegt werden, ehe wir unser Vieh für gerettet halten konnten.

Die Hitze war drückend, der Wind wehte den Staub in Wolken empor und nichts als Aschgrund unter unsern Füßen. Ich untersuchte die Stoffe des Bodens und konnte nichts darin finden, als eine Vermischung von Salz, Kalk und Asche. Vor uns und hinter uns ging ein langer Zug Wagen, so daß ich keinen halben Tag allein war. Also wenigstens Gesellschaft in der Noth! Hier standen Wagen in der schönsten Ordnung — leer und verlassen. Um zu retten, was gerettet werden konnte, spannte man das Vieh aus und trieb rasch vorwärts. Diejenigen, welche keine Familie hatten, nahmen ihr Bündel auf den Rücken und gingen; desto bedauernderwerth erging es den Familien. Von Morgens 11 bis Abends 8 Uhr legte ich 17 Meilen zurück; dann machte ich Halt und band das Vieh mit seinen hungrigen Magen an Scotchwood-Sträucher. Mein ganzer Vorrath genügte zur Noth, um für meine Frau eine Tasse Kaffee zu kochen. Dies mußte als Abendessen genügen. Auf dem Wege entlang, den ich an diesem Tage zurück gelegt hatte, zählte ich 81 zertrümmerte und verlassene Wagen und 1663 todt oder mit dem Tode ringende Ochsen, doch keine Maulthiere.

(Fortsetzung folgt.)

Anmerkung zu nachstehendem Dekret.

Wir sind schon oft schriftlich und mündlich um Auskunft angegangen worden, was für die Auswanderung in unserem Kanton für die Zukunft nun zu hoffen und zu erwarten sei, was Gesetz und Behörden garantiren. Diese Frage rührte meistens von armen Auswanderungslustigen her, denen die Reisemittel zur Auswanderung fehlten. Wir wissen aber über diesen Punkt vor der Hand keine bessere oder andere Auskunft, als diejenige, welche das nachstehende Dekret bestimmt und angiebt, und machen die Fragen auf die Artikel 3, 4 und 5 dieses Gesetzes aufmerksam. — Rechtskräftig oder gesetzlich fordern, i. B. daß die Bürgermengen den armen Auswanderern auf einige Jahre ausgerichtet werden müssen u. s. w., können diese nichts, und müssen an die Humanität und an den Willen ihrer Gemeinden kommen. Die löbl. Gemeinden aber mögen und wollen gütlich erwägen, welche schönes Wirken ihnen die Artikel 3 und 4 des nachstehenden Gesetzes zum Besten ihrer armen leidenden Mitbürger darbietet, um einerseits diesen Bedrängten zu helfen und sie in bessere Lage zu versetzen, und andererseits der so riesenhaft überhandnehmenden Verarmung in den Gemeinden durch einen so nützlichen Abstellungskanal entgegen zu wirken. Ferne sei daher alle Engbergigkeit der Gemeinden gegen ihre Armen! Gemeinden leuchten Gemeinden in guten Beispielen voran; sie finden den Lohn in ihren Werken. Kleinsichtige Kargheit dagegen richtet die öffentliche Meinung der Presse und des Publikums. Hier folgt das

Dekret über das Auswanderungswesen.

Der Große Rath des Kantons Bern, auf den Antrag des Regierungsrathes beschließt:

1) Zur Verhütung von Unordnung und Mißbräuchen ist die Auswanderung solcher Staatsbürger, welche nicht aus eigenen Mitteln die Reisekosten zu bestreiten vermögen, unter die Leitung und die schützende Aufsicht des Staates gestellt. Dieselbe kann auch von solchen Staatsbürgern angesprochen werden, welche mit eigenen Mitteln auswandern.

2) Der Regierungsrath ist zu dem Ende ermächtigt, einen unter die Aufsicht der Direktion des Innern zu stellenden Auswanderungskommissär zu ernennen, und denselben mit den nöthigen Instruktionen und Vollmachten zu versehen.

3) Die Verwendung der Bürgermengen zu Gunsten der Auswanderer ist den betreffenden Gemeinden nach Mitgabe reglementar-

scher Bestimmungen, welche der Sanction des Regierungsrathes unterliegen, zu gestatten.

4) Ebenso ist den Gemeinden die Unterstützung nicht hinlänglich bemittelter Auswanderer gestattet:

- a. aus dem Ueberschusse des stiftungsgemäß verwendbaren Einkommens des Armengutes oder der übrigen Gemeindegüter; durch
- b. einstweilige Kapitalanleihe des Gemeindevermögens, welche nach und nach wieder gedeckt werden sollen, sofern der dahertige Beschluß mit einer Mehrheit von zwei Dritteln Stimmen gefaßt und die Genehmigung des Regierungsrathes erhalten wird;
- c. durch Bezahlung freiwilliger Steuern in der Gemeinde.

5) Bei der Staatsunterstützung sind vorzugsweise diejenigen Gemeinden zu berücksichtigen, welchen nach §. 85 der Verfassung der nächste Anspruch auf Unterstützung im Armenwesen zusteht.

6) Der Regierungsrath ist mit der Vollziehung dieses Decrets und mit Erlassung der nöthigen reglementarischen Vorschriften beauftragt.

Der §. 5 findet auf den neuen Kantonsstheil keine Anwendung.

Gegeben in Bern, den 30. November 1852.

Namens des Großen Rathes:

Der Präsident,

Kurz.

Der Staatschreiber,

M. v. Stürler.

Der Regierungsrath des Kantons Bern verordnet:

Vorstehendes Decret soll in die Gesetzesammlung eingebracht und überdies durch öffentlichen Anschlag bekannt gemacht werden.

Bern, den 1. Dezember 1852.

Namens des Regierungsrathes:

Der Präsident,

Ed. Bösch.

Der Rathschreiber,

L. Kurz.

Verschiedenes.

— Die *Harrier* in *Nauvoo*, bekanntlich eine kommunistische Colonie, unter Leitung des berühmten Cabet, haben mit einer ihnen alle Ehre machenden Energie die Erbauung einer Eisenbahn von die circa 40 Meilen langen Stromschnellen des Mississippi herum in die Hände genommen und die Bürger von St. Louis, sowie alle oberhalb St. Louis gelegenen Mississippi-Städte zur Mitwirkung aufgefordert.

— In Lothringen (Frankreich) soll große Noth und Elend herrschen. Der dortige Verkehr liege ganz darnieder; es gebe nirgends Arbeit und die Lebensmittel seien sehr theuer. Der Zustand dieses Landstrichs ist fast der nämliche, wie der Irlands. Viele Bewohner wandern nach Amerika aus. In vielen Dörfern stehen Häuser leer.

— Industrie. In jüngster Zeit hat sich in Thun unter der Leitung des Hrn. Schreinermeister Vogel, bekannt durch seinen hübschen Tisch, eine Parqueterie-Gesellschaft gebildet, deren erste Arbeit in einem Fußboden besteht, zusammengesetzt von 60,000 Stücken aus 12 Arten Schweizerholz. Schatten und Licht der Zusammensetzung ist so zusammengeschmolzen, daß man wirklich glaubt, es sei erhaben. Dieser Fußboden ist für die Industrieausstellung in New-York bestimmt in Bern einige Tage zum Besehen ausgestellt.

— London, 31. Dez. Aus Sydney schreibt man: Die Einwanderung ist jetzt aus allen Weltgegenden her im Zuge. Am stärksten ist natürlich die aus England, aber auch Amerikaner strömen aus San Francisco massenweise hierher; aus China (Amoy) sind ebenfalls schon einige Ladungen Chinesen eingeetroffen, welche meist Contracte eingegangen sind, um eine Zeit lang als Schäfer oder Diensthöten den Colonisten zu dienen. Das kleinste Contingent stellt Deutschland. Sydneys Handel hat sich im letzten Jahre verdoppelt. Seine gesellschaftlichen Zustände sind befriedigender als die Victorias; Verbrechen gegen Eigenthum und Personen sind seltener, die Ausbeute der Victoriaminen aber ist viel bedeutender, als die von New-South-Wales. — Eins der letzten Schiffe aus Australien bringt die Nachricht, daß, als es bei seiner Ankunft bekannt geworden war, daß es unverheiratete Auswanderinnen an Bord habe, sich Boote mit hun-

rathlosigen Goldgräbern eingefunden und mit „goldenen Kugeln“ geschossen. Sie eröffneten die Belagerung der Schönen damit, daß sie mit Goldklumpen (nuggets) nach ihnen warfen, wie die Neapolitaner mit Confetti. Die ganze Ladung, obgleich meistens über 40 Jahre, ging theilend ab.

— Der fürchterliche Weihnachtstorkan in Irland und England hat allenthalben unsäglich Verwüstungen angerichtet. Er wüthete über Irland und ganz England hin; viele Häuser stürzten ein, viele Mauern und Wände wehten nieder, unzählige Schornsteine, Lausende von Bäumen. Die stärksten Gebäude in London wurden in ihren Grundfesten erschüttert. Wer weiß, wie viele Fahrzeuge es gesteuert. Die am Meere liegenden, der Wuth der Elemente ausgesetzten Orte waren weiß von Seeschaum.

— Der Bundesrath scheint den so vielseitig gedauerten Wünschen Gehör zu schenken und die Ueberwachung und Leitung der Auswanderung durch den Bundesrath anbahnen zu wollen. Wie man hört, wird derselbe von den versammelten Räten ein Supplementkredit von 18,000 Fr. verlangen, um ein Auswanderungsbüreau in Basel errichten und den Consuln von New-York und New-Orleans einen Staatsbeitrag zur Verwendung für Auswanderer verabreichen zu können, wie er seit mehreren Jahren dem Consul in Havre gewährt wird. (Vund.)

— Im verflossenen Jahre 1852 sind über Hamburg ausgewandert in 142 Schiffen 21,301 Auswanderer; über Bremen in 338 Schiffen 58,351; über Antwerpen in 65 Schiffen 14,309. Also bloß über diese drei Häfen 93,960 Personen. Hierzu kommen noch die bedeutenden Häfen von Rotterdam, London (Liverpool) und Havre.

— Einzig über Havre sind im Jahr 1852 bei 5000 Schweizer ausgewandert.

— Die „Hansa“ in Hamburg begeht in ihrem Verzeichnisse der über Hamburg beförderten Auswanderern einen großen Irrthum, indem sie die Zahl der Schweizer auf 142 festsetzt, denn das Beförderungsbüreau des Hrn. E. de Paravieini allein hat auf 6 Schiffen 438 speidri, und viele sind ohne diese Vermittlung über Hamburg ausgewandert.

— Rio Janeiro, 10. Nov. Am 39. Sept. sind fünf deutsche, drei preussische und zwei birkensfeld'sche Familien, zusammen dreißig Köpfe, von Antwerpen auf dem belgischen Schiffe „Industriel“ in Rio Janeiro angekommen. Ihre Bestimmung war San Leopoldo in der Provinz Rio Grande*), sie hatten aber ihre Passage nur bis Rio Janeiro genommen, besaßen keine Geldmittel und befanden sich in der hilflosesten Lage. Der preussische Minister-Resident Graf v. Dröllo, vermochte den Consignateur des Schiffes, die Auswanderer noch einige Tage auf denselben zu behalten und benutzte die Zwischenzeit, Herrn Martin, den kaiserlichen Minister des Innern, zu bestimmen, die Weiterbeförderung der Unglücklichen auf Kosten der brasilianischen Regierung zu übernehmen. Herr Martin hat in Folge Entschliessung des Kaisers von Brasilien die nöthigen Befehle erlassen: „Damit nicht allein den in „Rebe stehenden Colonisten an Bord des ersten Dampfschiffes, welches nach der Provinz Rio Grande abging, bequeme Ueberfahrt gegeben werde, sondern daß sie auch vom Augenblicke ihrer Ankunft an, von der Provinzialregierung jeden Schutz und Hilfe erhalten, welchen sie bedürftig sein sollten; damit sie ohne Aufenthalt ihren Bestimmungsort erreichen“ (wahrscheinlich die Colonie Santa Cruz).

Diese dankungswerthe, humane Handlungsweise der brasilianischen Regierung ist nur eine ausnahmsweise, und Auswanderer, welche nicht mit Geldmitteln hieher kommen, können nur in große Verlegenheiten kommen.

Anmerkung der Red. Der obige Correspondent scheint es nicht zu wissen, daß die brasilianische Regierung schon oft auf diese Weise gehandelt hat, namentlich bei der betrügerischen Expedition von Delrue u. Comp. aus Dunterque, welche 12—1500 gänzlich Unbemittelte an den Strand Brasiliens warf, diese wurden versorgt und sechs bis achtzehn Monate auf Kosten des Staates unterhalten.

— Der Bundesrath in Bern hat zum Generalconsul in Rio Janeiro den Herrn J. F. Emery von Genf, zum Viceconsul in Mexiko Herrn Viktor Jakob von Trogen gewählt.

*) Diese Leute sind, scheint es, gesittet oder aus Unkenntniß unrecht instruiert worden, denn seit längerer Zeit hat die brasilianische Regierung bekannt gemacht, daß keine Patentreten auf San Leopoldo mehr vergeben werden.

Der Colonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.

Jahr-Abonnement 6 Fr.
Halbjahr-Abonnement 3 „
Viertelj.-Abonnement 1 „ 50 C
Einschaltungsgebühr 14 C die
einspaltige Zeile. Bei
mehrmaliger Wiederholung
tritt eine Preisermäßigung
ein



Wahrheitsgetreue Original-
briefe und belehrende Auf-
sätze über Amerika, franco
an die Redaction gesandt,
finden jederzeit unentgeltliche
Aufnahme.

Nr. 4.

Bern, den 28. Januar.

Dritter Jahrgang. 1853.

Landreise nach Californien.

(Fortsetzung.)

4.

Um Mitternacht spannte ich wieder ein, in der Hoffnung, bis gegen 6 Uhr Wasser und Gras zu erreichen. Ich nahm das Pferd an die Hand, mein Sohn die Peitsche. Hr. August Hill, ein braver junger Mann aus New-York, war mein Reisegefährte.

Der Horizont schwamm wie in Blüthen getaucht. Die Nacht war still und ruhig. Die Natur schien am Altare der Urfraust zu beten; aber gleich einem Gespenste schritt der Wanderer seines Wegs dahin und das dumpfe Rollen der Wagen und ihr langsames, einsöhniges Klappern versenkte mich in tiefes Nachdenken. Er bewegte sich immer langsamer. Mein Sohn hielt an und weinte, mit ihm seine Mutter. Den beiden Leitochsen war die letzte Kraft geschwunden und sie stürzten nieder.

„Ja,“ sagte mein Sohn, „wenn Ihr und ich allein wären, so würden wir unsere Stiefelchen ebenfalls auf den Rücken nehmen und den Andern nachgehen.“

Ich stand ein Weilchen da; mich besinnend und in der Noth nur mich selbst fragend. Was zu thun war! Dem Manne ziemt es nicht zu klagen; müthig und mit Kraft muß er seine Lebensbahn gehen, — dem Schmerz, der Widerwärtigkeit entschlossen entgegen treten. Für das einmal niedergefallene Vieh war seine Rettung mehr. Wohl erbarmt sich der Gekochte seines Viehes, aber es war unmöglich, diese Ochsen aufzuheben und sie neben die Straße zu bringen. So habe ich gesehen, daß manchmal die armen Thiere noch lebten, als die nachkommenden Wagen über sie fuhren. Meine Ochsen wollte ich diesem Schicksale nicht Preis geben, — auf mein Verlangen nahm mein Reisegefährte die Büchse und befreite sie von der letzten Qual. Mit schwerem Herzen setzte ich die traurige Fahrt fort. Ich hatte nur noch 5 Stück Ochsen oder 2 1/2 Joch, die sich langsam und schwachend bis 6 Uhr Morgens hinschleppten. Ein Blick in die Ferne war und nicht gestattet, weil ein rauchiger Dunst, gleichsam ein Nebel ohne Fruchtigkeit, die Atmosphäre füllte.

Plötzlich hielten meine Ochsen wieder still. Einer von ihnen, den ich als Leitochsen gebrauchte, wollte nicht mehr das Joch des Schlafes tragen, er fiel zusammen. Jetzt spannte ich die noch übrigen 4 Stück aus, ließ den Wagen mit der Familie stehen und trieb das Vieh vor mir hin — in der Hoffnung, den Rettungsort früher oder später zu finden. Durch den Höhenrauch, der die Gegend bis

12 Uhr Morgens verfinsterte, konnte man nicht weiter, als ungefähr 10 Minuten weit vor sich hinsehen. Gefährte, um den vor Durst ver-
schwächenden Menschen und Thieren Wasser zurückzubringen, hatte ich bei mir. Kaum war ich, gebeugt von diesen Drangsalen, eine Viertelstunde weit fortgeschritten, so eröffnete sich ein Thal mit hoffnungsvollen Gräsern und sprudelnden Quellen. Das noch lebende Vieh konnte gerettet werden. Die Quellen waren sämmtlich kochend heiß; über ihnen lagerten vulkanische Berge, in deren Krater man hineinschauen konnte. Die Quellen sprudelten so heiß, daß sie siedend-
heißes Wasser glichen; aber in etwa 300 Yards Entfernung von ihrem Ursprunge glichen sie dem schönsten Brunnenvasser. In diesem Orte der Erlösung wurde einige Tage gerast und dann die Bahn gen Westen wieder eingeschlagen.

Unter den vielen Plagen, welchen der Mensch auf dieser Land-
reise ausgesetzt ist, habe ich bisher die Krankheiten, welche sich an seine Schritte heften, zu erwähnen vergessen. Die gewöhnlichsten sind die Ruhr, das Weichselstieber, die Cholera und der Scharbock, die alle eine Folge der ungesunden Lebensmittel, namentlich des schlechten Wassers, theils der großen Abwechslung in dem Klima sind. Sehr häufig hatten wir am Tag von einer unausstehlichen Sonnenhitze zu leiden, während die Nächte so kalt waren, daß des Morgens 3—4 Zoll (?) dickes Eis den Boden bedeckte.

Wir brachen von diesem Orte auf und reisten 50 Meilen weiter. Auf diesem Wege fand ich auf einer Strecke von 15 Meilen keine Spur von Wasser und nichts als dürres, sonnverbranntes Gras. Um desto größer war unsere Freude, als wir Abends einen großen Bruch erreichten und gleich bei unserem Eintritt in denselben ein wahrschein-
lich von früheren Reisenden gegrabenes Wasserloch fanden, wo wir zuerst unser vor Durst schier erlegenes Vieh tranken. Nachher berei-
tete ich Kaffee, denn das übrig gebliebene Wasser war so sumpfig, daß wir es nicht ohne Erbrechen genießen konnten. Wir fanden jetzt den Weg ziemlich eben und von zahlreichen Auswanderern belebt, die meist mit ihrem Geräth auf dem Rücken die Kette fortsetzten, da ihnen das Vieh gefallen war und sie so ihre Wagen im Stiche lassen mußten. Aus diesem Grund waren auch die Lebensmittel sehr theuer, und am Mudry Riv., wo ich aus Vorzorge 100 Pfund Mehl kaufte, mußte ich 75 Doll. dafür zahlen. Ungefähr 80 Meilen weiter verän-
derte sich die Landschaft mit einem Male. In der Ferne erblickten wir eine weitausgedehnte Bergkette und riesig-dunkle Tannenzwälder, die sich von Süden nach Norden hinzogen, so weit der Blick reichte. Wie freudig schlug unser aller Herz bei dem Gedanken, daß jenseits die-
ser Berge und das reiche und erfrischende Land aufzunehmen werde. Mit

freudigem Muthe brachen wir darum des folgenden Morgens auf, um die letzte Schranke, welche uns von den Thälern des Goldlandes trennte, zu übersteigen. Da die Zahl meiner Ochsen sich bis auf vier vermindert hatte, ließ ich meine Wagen hier zurück und wählte mir unter den vielen hier zurückgelassenen Wagen einen leichten Karren mit zwei Rädern, den die Thiere leichter über das Gebirge bringen konnten. Dieses Gebirge, welches die Sierra Nevada oder das Californer Gebirge genannt wird, gewährt einen majestätischen Anblick. Es ist mit den höchsten und schönsten Tannenbäumen bedeckt, die ich je gesehen habe, und wird in Zukunft ein treffliches Material für den Schiffsbau liefern. Vor dem Gebirge war ein herrliches Thal, mit ewig grünem Grase bedeckt, und ein Bach vom klarsten Wasser schlängelte sich hindurch.

Des Morgens brach ich auf und mit mir viele Reisende, um mit den uns noch übrig gebliebenen Wagen den etwa $3\frac{1}{4}$ Meilen hoch geschätzten Gipfel der Berge zu erklimmen. Die erste Hälfte des Berges ging es ziemlich gut, dann aber nach einem kurzen Absatz mußten wir einen steilen Rücken hinauf, wobei wir einer dem andern Vorspann leisteten, um nur die leeren Wagen hinauf zu bugstren. Unsere Geräthe und Lebensmittel mußten wir ausladen und auf unsern Schultern hinauf schleppen. Mit Mühe und Noth gelang es uns, auf diese Weise den Gipfel zu erreichen, von welchem sich uns eine prächtige Aussicht bot. Nach beiden Seiten hin dehnt sich die lange Reihe dieser Berge, alle am Fuße kugelförmig und oben in einen spitzen Keil auslaufend.

Nachdem wir auf dem Gipfel eine Weile geruht, etwas schwarzen Kaffee und trockenes Brod verzehrt und unsere Kräfte gekräftigt hatten, packten wir unsere Sachen zusammen und rutschten den Berg hinab in ein Thal, wo wir übernachteten wollten. Hier traf ich viele alte Reisegefährten, die ich mich freute, wohlbehalten wieder zu sehen. Ich campirte bei der Washington City Compagnie, deren Capitän zwei Tagereisen vorausgegangen war und nun bei seiner Rückkehr vom Pitt River, 55 Meilen von unserem jetzigen Lagerplatze, und die Kunde brachte, daß das Sacramento-Thal noch 300 Meilen von der Sierra Nevada entfernt sei. Die Gesellschaft ließ aus Mangel an Lebensmitteln alle ihre Wagen stehen. Ein jeder packte sich ein Maulthier und so setzten sie ihren Weg fort, während ich mit meinem erbärmlichen Karren das Nachsehen hatte. Meine Gefühle waren dabei nicht die angenehmsten, zumal die Ochsen täglich größere Schwäche und Ermattung zeigten, und doch konnte ich mir nicht verhehlen, daß ich im Verhältniß zu so vielen Reisegefährten, die ihr Vieh ganz und gar verloren, noch von Glück zu sagen hatte. Wir trafen dann auch unsere Vorbereitungen zur Weiterreise, wurden jedoch dabei durch das plötzliche Erscheinen eines ebenso unangenehmen wie unerwarteten Besuches unterbrochen. Es waren fünf Eingeborne Californiens mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, aber ohne alle Kleidungsstücke. Sie gaben uns zu verstehen, daß sie nicht abgeneigt seien, einige Geschenke anzunehmen, begnügten sich indeß, weil sie wohl sehen mochten, daß wir selbst nicht im Besitze großer Reichthümer waren, mit einer Portion Brod, die ich unter sie vertheilte. So reich das Land ihrer Väter ist, so bleibt es doch vielleicht keine ärmern Indianer als die californischen. Sie besitzen buchstäblich nichts, Jagd und Fischfang sind nicht besonders, ihre hauptsächlichste Nahrung sind Eichelbrod und Wärmern, die sie aus der Erde graben. Ihre Wohnung ist eine aufgeworfene Masse Erde, von einer Form ungefähr wie ein Heuhaufen, welche der Bauer auf der Wiese aufzuthürmen pflegt, mit einem Loch in der Mitte, um auf- und niederzusteigen; dieses Loch vertritt zugleich die Stelle des Schornsteins. Bekleidet waren wenigstens die, welche ich hier sah, gar nicht und überhaupt ist es damit schlecht bei ihnen bestellt. Im Herbst sammeln sie die Eicheln, aus denen sie in folgender Weise ihr Brod bereiten. Sie höhlen einen Stein aus, bis die Höhlung etwa einen Eimer füllt, diese mahlen sie dann mit einem andern Stein, der in die Höhlung paßt, füllen das Mehl in wasserfeste, aus Weiden geflochtene Körbe und mischen es mit Wasser zu einem zarten, schlaffen Teig. Darauf machen sie Steine am Feuer glühend und werfen sie in die gefüllten Körbe, um den Teig zu kochen. Hernach tragen sie die gefüllten Körbe an die Sonne und lassen so den Teig vollends austrocknen, der dann ihren vorzüglichsten Lebensunterhalt bildet.

5.

Nachdem wir den Pitt River erreicht, reisten wir etwa 80 Meilen diesen Fluß entlang, wobei wir denselben nicht weniger als 11 Mal zu kreuzen hatten, bis wir wieder in die Gebirge hinauf mußten. Hier traf ich am Abend einen Zug von 10 Wagen, der Western-Train genannt, und in seiner Begleitung ging es nun das Gebirge hinauf; doch mußte ich zuvor schon wieder einen Ochsen im Stich lassen, so daß ich nun mit nur 3 Ochsen und dem Pferd als Vorspann langsam weiter rückwärts konnte. Die steilen Höhen des Berges hinauf machten wir nicht mehr als 8 oder 9 Meilen den Tag und, was das Schlimmste war, unsere Lebensmittel gingen zu Ende. Bisher hatten wir noch keinen Mangel gelitten, allein jetzt fand ich, daß wir nur noch 7 Pfund Mehl, 10 Pfund Speck und eben so viel getrocknete Äpfel hatten. Ich erkundigte mich darauf bei den Knechten, ob ihr Wagenzeug noch überflüssige Lebensmittel habe, und erfuhr, daß sie noch 5 Wagen schwer bepackt mit Mehl, Speck und Bohnen hätten, doch aber die Compagnie nichts auf der Reise verkaufen, sondern alles mit in die Goldgegend nehmen wolle. Dieser Wagenzug gehörte einer Compagnie in Missouri; die Treiber, 20 an der Zahl, waren gemietet unter der Bedingung, daß sie in Californien zwei Jahre lang für die Hälfte arbeiten sollten, und an ihrer Spitze stand ein Hr. Kelle, den sie Capitän nannten, und der von der Compagnie zum Verwalter bestellt war. Hr. Kelle war ein gar schlauer Speculant, hat sich aber doch verrechnet; denn wenn er in Californien Gold haben wollte, so hat er es selbst graben müssen, weil die Treiber alsbald sämmtlich auf und davon liefen.

Als unsere Lebensmittel nun immer mehr abnahmen, ließ ich durch meinen Sohn Friedrich Hr. Kelle fragen, ob er so gütig sein wolle, mir etwas Mehl zu verkaufen. Er schlug es rundweg ab. Den folgenden Tag ging meine Frau zu ihm, stellte ihm unsere Lage vor und bat ihn inständig, uns das nöthige Mehl zu einem guten Preise zu überlassen; sie erhielt dieselbe kurze abschlägige Antwort. Am folgenden Morgen traf ich selbst zufällig mit ihm zusammen, und da er mir auf mein abermaliges Gesuch entgegnete, er habe einmal beschossen, auf der Reise keine Lebensmittel zu verkaufen, so zog ich meine Pistole und schwor, daß ich ihn niederschleusen würde wie einen Hund, ehe ich es zugeben würde, daß meine Familie verhungern sollte. Ich erklärte ihm, wenn er nicht einwilligte, mir das nöthige Mehl zu verkaufen, sollte er auch nicht länger leben, und mir gelte es gleich, was nachher mit mir geschehe. Diese Drohung wirkte. Am Abend, wo wir wieder neben einander campirten, kam Hr. Breeding, früher Redaktor eines Blattes in St. Louis, der für 1500 Meilen mein Reisegefährte war, zu mir, und berichtete mir, daß ich zu Hr. Kelle kommen und das nöthige Mehl haben möge, er wolle mir solches verkaufen. Ich war noch zu aufgeregt, und so bat ich Hr. Breeding, seinen Sklaven hinzuschicken und es mir kaufen zu lassen. Ich erhielt dann 71 Pfund Mehl, das Pfund zu 35 Cents, und so war diesem Uebel abgeholfen. Dies war am 18. October und wir hatten noch 75 Meilen bis in das Sacramento-Thal zurückzulegen, wo sich die erste Niederlassung befindet.

(Vortsetzung folgt.)

Decret betreffend die Auswanderungsagenten.

Der Große Rath des Kantons Bern, in der Absicht, die aus dem Kanton Bern nach andern Welttheilen auszuwandern den Personen vor Betrügereien und sonstigen für sie nachtheiligen Handlungen der Speditours und Auswanderungsagenten möglichst sicher zu stellen, und Vergehen gegen die Auswanderer angemessen zu ahnden, beschließt:

§. 1.

Jeder der als Speditour oder als Bevollmächtigter eines solchen mit Personen, die aus dem Kanton Bern nach fremden Ländern auswandern wollen, Verträge über deren Transportirung und Reiseunterhalt abschließen will, hat hierfür eine Bewilligung (Patent) bei der Justiz, und Polizeidirektion einzuholen, für welche eine Staatsgebühr von 25 Fr. zu bezahlen ist.

§. 2.

Dieses Patent wird sowohl an Fremde als an Kantonsbürger

nur auf Verschreibung der kompetenten Behörde, daß der Betreffende im Zustande des eigenen Rechts und der bürgerlichen Ehrenfähigkeit stehe und einen guten Leumund genieße, so wie auf Leistung einer zu 3 pCt. verzinslichen Sicherheit von 5000 Fr. in Geld für die Dauer von zwei Jahren ertheilt.

§. 3.

Der Inhaber eines solchen Patents hat ein bestimmtes Domizil im Kanton zu verzeihen, bei welchem er gerichtl. belangt werden kann.

§. 4.

Das Patent wird, vorbehaltlich der in einzelnen Ausnahmefällen von der Justiz- und Polizeidirektion allfällige zu gestattenden Modifikationen, nur unter folgenden Bedingungen ertheilt:

1) Die Unternehmer oder Agenten oder deren Bevollmächtigte dürfen keine Expedition von Auswanderern übernehmen, ohne hierüber mit denselben einen schriftlichen Vertrag zu schließen.

2) Dieselben haben eine gebundene und paginirte Controlle zu führen, die ein fortlaufendes Verzeichniß der Auswanderer enthält, mit denen sie Verträge abgeschlossen haben.

Dieses Verzeichniß muß den Tauf- und Familiennamen der Auswanderer, deren bisherigen Wohn- und Heimathort, den Tag des abgeschlossenen Vertrags, die Route und den Bestimmungsort der Reise, den Tag der Abfahrt vom Seeplatze, wo die Einschiffung stattfinden soll, so wie die Vertragssumme enthalten.

3) Alle Verträge müssen schriftlich in deutscher oder französischer Sprache auf hiesigem Stempelpapier doppelt ausgefertigt, und die Unterschriften derselben notariell beglaubigt sein. Jedes Doppel ist mit der entsprechenden Zahl der in Ziffer 2 aufgestellten Controlle zu versehen, von dem betreffenden fortführenden Unternehmer oder Agenten sorgfältig in geordneten Fächern im Original oder in beglaubigter Abschrift aufzubewahren und den Behörden sammt der Controlle auf Verlangen jederzeit vorzuweisen.

4) Die von den Unternehmern oder Agenten oder deren Bevollmächtigten abzuschließenden Verträge mit Auswanderern sollen stets Folgendes enthalten:

- a. die Bestimmung des Tages, an welchem die Einschiffung in den Seehafen erfolgen soll, so wie die genaue Bezeichnung der Schiffgelegenheit (Name und Art des Schiffes, Capitän u. s. w.), des für den Auswanderer auf dem Schiffe bestimmten Platzes und die Angabe dessen, was er in Folge Vertrags auf dem Schiffe für sich und seine Familie verlangen kann;
- b. die Verpflichtung des Unternehmers zu gehöriger unentgeltlicher Beherbergung, Verpflegung und Verpflegung, oder aber entsprechend, im Voraus festgesetzter, Geldentschädigung für jeden Tag, um welchen die vertragsgemäß bestimmte Abfahrt ohne Schuld des Auswanderers verzögert wird, und zwar ohne Vorbehalt, mag die Verzögerung durch die Schuld des Unternehmers, des Agenten des Schiffherrn, oder durch Zufall oder höhere Gewalt herbeigeführt worden sein;
- c. die Verbindlichkeit des Unternehmers, den Auswanderer und seine Fahrniß um den bedingenen, im Vertrag ausgefügten Preis an den vertragsgemäß bestimmten Ort auch in dem Falle zu bringen, wenn das betreffende Schiff vor der Reise oder auf derselben durch irgend einen Unfall oder aus einem sonstigen Grunde an deren Fortsetzung gehindert wird;
- d. die Verbindlichkeit des Unternehmers zu Versicherung der Fahrhabe des Auswanderers während der Seereise in dem vertragsgemäß festgesetzten Werthe derselben, oder aber die bestimmte Erklärung des Auswanderers, daß er auf die Versicherung verzichte;
- e. die Zusicherung hinreichender und gesunder Verpflegung und Verpflegung während der Reise, oder die bestimmte Erklärung des Auswanderers, daß er hiesfür selbst sorge;
- f. in der Vertragssumme sollen auch das sogenannte Kommutations- oder Hospitalgeld, sowie allfällige andere Gebühren inbegriffen sein;
- g. die Verpflichtung des Unternehmers oder Agenten, in allen auf den Vertrag bezüglichen Streitigkeiten nach der Auswahl des Auswanderers entweder vor den berrischen Gerichten

oder vor dem nächsten schweizerischen Consul oder vor den zuständigen Gerichten des zeitigen auswärtigen Aufenthaltsortes Recht zu nehmen, und zwar unter Verzichtleistung auf alle Einreden, die auf allfällige später im In- oder Auslande abgeschlossene, den vorsehenden Bestimmungen zuwiderlaufende, Verträge gegründet werden sollten;

h. die Verschreibung, daß der Auswanderer mit einem gehörigen Passe der Zentralpolizeidirektion des Kantons Bern für sich und seine allfällige Familie versehen sei, dessen Datum anzuführen ist.

§. 5.

Diese Bestimmungen beziehen sich auf die im Kanton Bern patentirten Agenten, welche mit Bernern außerhalb des Kantons Auswanderungsverträge abschließen, und zwar so, daß für solche Verträge das im Kanton Bern deponirte Geld gleichfalls haftet.

§. 6.

Alle Kolonisations-, Auswanderungs- und daherigen größeren Transportunternehmungen stehen unter spezieller Kontrolle der Direktion der Justiz und Polizei, und es dürfen ohne deren ausdrückliche Genehmigung keine öffentliche Einladungen von Privaten oder Gesellschaften zum Anschluß an solche Unternehmungen geschehen.

§. 7.

Wiederhandlungen gegen dieses Gesetz sind mit Entziehung des Patents auf sechs Monate bis auf ein Jahr und einer Buße von 200 bis 300 Franken, sofern ersichernde Gründe vorliegen, auch mit Zuckung des Patents, im Wiederholungsfall aber mit gänzlicher Entziehung des Patents, eine Buße von 400 bis 600 Franken und, falls der Agent kantonssfremd ist, überdies mit Fortweisung aus dem Kanton Bern zu bestrafen.

Jede Verurtheilung zu einer Strafe bedingt auch die Verurtheilung zum Schadenersatz.

§. 8.

Dieses Dekret tritt vom 1. Jenner 1853 hinweg in Kraft. Der Regierungsrath ist mit dessen Vollziehung beauftragt. Gegeben in Bern, den 7. Dezember 1852.

Namens des Großen Rathes:
Der Präsident,
Kurj.
Der Staatssekretär,
W. v. Stürler.

Der Regierungsrath des Kantons Bern verordnet:
Gegenwärtiges Gesetz soll in Vollziehung gesetzt, in die Gesetzesammlung eingebracht und durch öffentlichen Anschlag bekannt gemacht werden.

Bern, den 9. Dezember 1852.

Namens des Regierungsrathes:
Der Präsident,
Ed. Blosch.
Der Rathsschreiber,
F. Kurj.

Verschiedenes.

— Zwei Angehörige der Gemeinde Hellsau petitionirten bei dem Regierungsrathe von Bern dahin, daß ihnen gestattet werden möchte, das ihnen beziehende Bürgerland auf 13 Jahre zu verpachten und den Ertrags oder Ertrag des Pachtzinses auf ihre Auswanderung nach Amerika zu verwenden. Der Regierungsrath entsprach (unterm 20. Jenner) diesem Begehren. — Daß diese Maritime in den Gemeinden unseres Kantons, wonach die armen Auswanderungslustigen ihre Bürgernehmungen zu solchem Zwecke verwenden können, immer mehr und mehr Anwendung findet, steht zu hoffen und zu gewärtigen. Nur sollten die Armen wegen unzureichenden Erfindungsmitteln nie bloß auf das unheilbringende New-York oder New-Orleans beschränkt sein, sondern dieselben sollten, was wir schon oft gesagt haben, auch durchaus auf die Weiterreise die nothwendigen Ansehlungskosten und auf die naturgemäße Möglichkeit einer vernünftigen Ansehlung Rücksicht nehmen. Auch Gemeinden, welche sich mit der Armenauswanderung ihrer Angehörigen befassen, mögen dieß wohl beherzigen. —

Ungeachtet aller Vorurtheile und Unkenntnis, welche noch hier und da gegen dieses Land herrschen, finden wir doch noch immerhin die meisten Colonien in den südbrasilianischen Provinzen für die armen (theilweise auch für die bemittelten) Auswanderer weit vorthellhafter, als die Union. Gründe dafür haben wir schon oft angegeben, und die Sache hat sich in jüngster Zeit auch praktisch bewährt, besonders von unzähligen nach dorthin Uebersiedelnden Deutschlands und aus der nördlichen Schweiz.

— Wir haben in letzter Nummer versprochen, dann das Urtheil über den Capitän Bairnson (nicht Pearson) des verbrannten Schiffes „St. Georg“ mitzutheilen. Allein wir bedauern, melden zu müssen, daß das Urtheil wohl erlassen ist, daß es aber durch die französischen Blätter nicht zu publiziren gewagt wird, und zwar aus dem Grunde, weil die Journale fürchten, sämmtliche in Havre anwesenden amerikanischen Schiffscapitäne würden sich dadurch compromittirt fühlen und den Journalen gar einen Verläumdungsprozeß anhängen. Es ist anzunehmen, daß das Urtheil nicht allzu scharf oder streng ausfiel, dann es wurden, wie man sagt, noch Milderungsgründe angenommen, wie z. B. daß der Capitän an einem Fuße verwundet gewesen sei, daß er die Absicht gehegt habe, nach Verlassen des „St. Georg“ wieder auf denselben zurückzukehren. — Warum hat er denn sämmtliche Matrosen und seine Schiffsmannschaft mitgenommen, und die Passagiere dagegen im Stich gelassen? und warum dachte er nach dieser und seiner Rettung dann noch zuerst an sein Silberzeug, als an die unglücklichen Passagiere? Denn wie aus den Verhandlungen hervor ging, habe er auf dem „Orlando“ zu einer Zeit, als noch kein einziger Passagier von dem brennenden „St. Georg“ gerettet war, demselben 300 Dollars angeboten, der ihm sein Silberzeug vom brennenden Schiffe herüberhole. Sei dem nun wie ihm wolle, so hat er nicht nach den Schiffregeln gehandelt. Denn diese lauten überall und um die ganze Welt herum in diesem Punkte ganz anders; ja es ist sogar allgemeiner Grundsatz, und die Seerechte erfordern, daß wenn bei einer Verunglückung eines Schiffes sich Capitän und Matrosen ohne die Passagiere ans Land retten und Letztere untergehen lassen, auch jene zum Tode verurtheilt werden. Die Strafe mag allerdings Bairnson nicht verdient haben, aber jedenfalls ein Urtheil, das sich veröffentlichen läßt! —

— Herr B. Kleindgen, Erpedient des verunglückten Schiffes „Rouffe Emilie“, hat den Schiffbrüchigen den Ertrag der in Hamburg erhaltenen Liebesgaben Fr. 2550 und drei Centner Kleider überbracht. — Aus der Schweiz ist leider kein Centime eingegangen.

— In der Ständerathssitzung vom 21. Januar wurde der Report des Bundesrathes über das Auswanderungswesen behandelt, in welchem beantragt wurde, daß zu dem bereits im Budget vom Jahr 1853 hiefür bewilligten Credit noch ein Nachtragkredit von 18,000 Fr. decretirt werden möchte, welche Summe hauptsächlich für Errichtung von Auswanderungsbureaus in Basel, in Havre, Unterstützung für die Agenturen und Consulate in New-York und New-Orleans zu verwenden werden soll. Die Mehrheit der Commission empfiehlt den Vorschlag. Wegen denselben erheben sich Zingg, Rüttimann und Kappeler, während ihn dagegen Druey eifrig vertheidigt; auch Francini spricht für Ertheilung des Nachkredits. Weber und Fazy wollen Zurückweisung an eine Commission behufs anderer Anträge, was dann auch mit Mehrheit beschlossen wurde.

— Da der h. Bundesrath sich nun der Auswanderung annehmen, dieselbe schätzen und als Armenfache behandeln zu wollen scheint, so wäre es sehr zu wünschen, daß auch folgende Maßnahmen getroffen würden, nämlich:

- 1) Daß den Zollbeamten in Basel die Weisung gegeben würde, die Habe der armen Auswanderer zollfrei durchgehen zu lassen;
- 2) daß die Herren Consuln die Visa gratis ertheilten. Es sind von diesen Herren Consuln die Visa gratis ertheilt. Es sind von diesen Herren Consuln die Visa gratis ertheilt. Es sind von diesen Herren Consuln die Visa gratis ertheilt.

— Besonders dringend ist, daß der Consul in New-Orleans in Thätigkeit trete, denn der französische

Consul, welcher denselben momentan vertritt, habe z. B. lediglich zwei heimkehrenden Schweizern für jedes Passiv 2 Dollars abgenommen. Die armen Auswanderer wären demnach mit den Consuln fast öfter abler daran als mit den Agenten.

— Boston, 25. Dec. Die amerikanische Bark „Dnando“, Capitän Higgin, mit Passagier und Ladung von Havre nach New-York bestimmt, lief am 3. Dec. mit Schaden in Nassau ein, gerieth am 6. Dec., im Hafen liegend, in Brand und wurde gänzlich durch das Feuer verzehrt. Die Ladung ist so sehr beschädigt, daß sie beinahe werthlos ist. Die „Dnando“ hatte 146 Passagiere an Bord, welche am 15. Dec. in der Brigg Bedraga nach New-York abgingen.

Die „Dnando“ wurde im September vorigen Jahres, auf der Weser liegend, durch den von der bremischen Behörde angestellten Schiffbesichtigter als nicht tüchtig zum Transporth von Passagieren erklärt, segelte nach Havre, woselbst sie durch den dortigen Schiffbesichtigen Barbe Morisse für New-York angenommen wurde. Dieses ist ein neuer Beweis, daß Bremen mehr Garantien bietet als Havre; der einzige Grund, warum die schweizerischen Agenten Havre vorgehen, ist, daß sie dort unbeschränkt handeln können und einen weit größeren Profit dabei haben, als über Bremen, wo freilich die dortigen Preise gewöhnlich etwas höher stehen, welches aber einzig von der besseren und reichlicheren Proviantirung herkommt.

— In Brasilien zwischen Iguaya und Sorocaba sind Goldminen von außerordentlicher Reichhaltigkeit entdeckt worden.

— Bei einem schrecklichen Eisenbahnunfall in New-York ist der Sohn des Präsidenten Pierce getödtet worden. Der Präsident selbst entkam nur mit Mähe. — Neuere Berichte melden, daß das Unglück am 6. d. auf der Bahn zwischen Boston und Concord stattgefunden. Der Wagen, in dem der General Pierce mit Sohn und Frau saß, machte sich vom Zug los und stürzte sich über eine 15 Fuß hohe Eindeckung hinab. Die Eltern kamen mit einigen Quetschungen davon, der eilfjährige, einzige, hoffnungsvolle Sohn wurde durch einen nachrollenden Stein erschlagen. Mehrere Reisende erlitten schwere Verletzungen.

— Der Allg. Ausw. Zeitung in Rudolstadt wird unterm 10. Januar aus der Schweiz geschrieben: „Die gesellschaftliche Organisation des schweizerischen Auswanderungswesens liegt noch sehr im Argen; die angestrengtesten Bemühungen wackerer Männer haben nichts ausgerichtet. Diefelben unterstützende Journale schreiben sich die Finger fast wund, und Dubb, Schneider, Stämpfli (?), v. Planta u. A. sprachen zu Lauben. Nur einmal war die Mehrheit fast errungen, aber eben nur fast. Man hoffte noch auf die Vereinigung einzelner Kantone, und durch deren vereintes Auftreten den Bundesrath durch den Nationalrath zwingen zu können. Nunmehr aber steht es fest, daß, so lange der jetzige Minister des Innern Francini am Ruder ist (?), so lange der jetzige Consul in Havre, Wanner, selbst Allem entgegen arbeitet (?), weil der jetzige Zustand einträglich für ihn sein mag, nichts geschehen wird. Wir glauben noch, die jetzige Sitzung der Bundesversammlung werde etwas zu Tage fördern. Wiedezum Nichts! Es steht kein Wort davon auf den Tractanden.“

Entgegen diesem sind ja bereits in dieser Sitzung Anträge gestellt.

Anzeigen.

Bei J. J. Christen in Thun sind folgende höchst empfehlenswerthe Schriften für Auswanderer zu haben:

Begleiter und Rathgeber nach und in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Von C. L. Felschmann, Consul der Verein. Staaten Nord-Amerika's. Mit einer Karte und vielen Holzschnitten. Fr. 6. 15 n. W.

Auswanderungs-Katechismus, ein Rathgeber für Auswanderer, besonders für diejenigen, welche nach Nord-Amerika auswandern wollen. Von K. L. W. Wander. Mit einer Karte des nordamerikanischen Festlandes. Fr. 3. 60 n. W.

Aug. Albrecht's englischer Dolmetscher, oder gründliche Belehrung, die englische Sprache nach einer leichtfaßlichen Methode ohne Lehrer zu erlernen. 3te Auflage, vermehrt und durchgesehen von A. D. Eden. Fr. 1. 60 n. W.

Der Colonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.



Jahres-Abonnement 6 Fr.
Halbjahrs-Abonnement 3 „
Viertelj.-Abonnement 1 „ 50 C
Einrückungsgebühr 14 C die
einfaltige Zeile. Bei
mehrmaliger Wiederholung
tritt eine Preisermäßigung
ein.

Wahrheitsgetreue Original-
briefe und belehrende Auf-
sätze über Amerika, franco
an die Redaction gesandt,
finden jedergelt unentgeltliche
Aufnahme.

Nr. 5.

Bern, den 4. Februar.

Dritter Jahrgang. 1853.

Originalbrief von Rudolf Hänni von König, in Des- wege in Nordamerika.

Deswege, den 15. August 1852.

Werthe Familie Hänni zu Schwanden, Verwandte und Bekannte!

Ehe und bevor ich in die Eigenschaften des Landes eintrete und
und Euch erzähle vom Ackerbau und dergleichen, will ich Euch zuerst
von unserer Reise mittheilen, und zwar ganz kürzlich, indem es meine
Gedanken sind; Euch etwas von jeder Sache dieser Landesbeschaffen-
heit zu erzählen. Wir waren alle, Gott sei Dank, gesund und wohl
in diesem Lande angekommen, ausgenommen dem Blatten-Christen seine
Kinder sind beide gestorben; das jüngere ist in Buffalo begraben und
das ältere hat er noch auf Deswege gebracht; aber es ist auch bald
gestorben. Hier sind wir den ganzen Winter beim Bruder Christen
Hänni gewohnt, und obgleich er viel verdient hat, so war es doch
ziemlich schwer für ihn, eine so große Familie zu erhalten, denn der
Verdienst war gerade schlecht für Schmiede und Maurer, und unser
Geld war auch kurz geworden, denn wir haben sehr viel Fracht be-
zahlen müssen für unsere Kisten. David Schneller hat dieses Früh-
jahr zwei Stunden von uns gearbeitet und hatte 14 Dollars im Mo-
nat; mein Bruder arbeitet auf der Profession, und hat 3 Wagner
und einen Schmied und verdient täglich 3 bis 5 Doll. Er hat sich
ein steinernes Haus erbauen lassen von 33 Fuß Länge und 25 Fuß
Breite und besitzt eine Kuh, zwei Pferde und ein Füllen; der Blatten-
Christen hat dieses Frühjahr auch gearbeitet an dem Haus; jetzt
schafft er anderswo, und hat Verdienst genug, wenn er will — Ich
und noch ein Deutscher aus Valern haben eine Farm; ein Drittel
von der Frucht müssen wir abgeben für den Zins; wir haben 30
Acker Weizen, 30 Acker Weizen, 20 Acker Gerste, 7 Acker Hafer
und 3 Acker Erbsen; unsere Erndte war schön.

Die Amerikaner besitzen gewöhnlich zu viel Land; sie bearbeiten
es aber ganz schlecht. Nach meinen Ansichten ist 40 Acker ungefähr
recht; man kann dann die Arbeit alle selber thun, ausgenommen in
der Erndte und das Dreschen. Der Weizen wird hier mit Maschinen
abgemäht, wenn man's verlangt, der Acker kostet so abzuschneiden $\frac{3}{4}$
Doll., und mit diesen Maschinen werden 15 bis 18 Acker täglich ab-
geschnitten. Gedroschen wird alles mit Maschinen; da kostet das
Mähen ungefähr 1 Wagen; mit diesen Maschinen werden täglich 300
bis 400 Büschel gedroschen, ein Büschel ist ungefähr $1\frac{1}{2}$ Mä. —

Auf 40 Acker kann Einer ein gutes Auskommen machen, wenn
man das Land gut bearbeitet, und nicht wie die Amerikaner, die 80
bis 90 Acker arbeiten, aber nur zur Hälfte. — 41 Acker kann Einer
mit 2 guten Pferden ganz gut arbeiten. Die Oberfläche des Bodens

ist ganz schwarz und leicht zu bearbeiten; ein Mann pflügt 2 Acker
per Tag. Von diesen Landgütern kostet der Acker mit Haus, Scheune
und dergl. von 6 bis 20 Doll., je nachdem es weit von einer Stadt
oder Eisenbahn liegt. Meinen Ansichten nach ist es hier viel besser
als in der Schweiz; ich für meinen Theil wünsche mich nicht mehr
hinaus, und unsere Leute sind mit Amerika ganz zufrieden. Der
Bauernknecht hat 10 bis 14 Doll. im Monat, der Schmied 15 bis
20 Doll. per Monat, der Maurer 1 Doll. im Tag, so auch der Zim-
mermann; und der Bauer macht es auch von Jahr zu Jahr besser,
wenn er viel junges Vieh und Schweine hat; für Alles haben sie
guten Absatz. Seitdem das californische Gold entdeckt wurde, reisten
von allen Theilen Europa's und Amerika's ungemein viele Leute dort-
hin; da schiffen die Amerikaner ihr Fleisch, Mehl und dergleichen
dorthin.

Ein Schreiber hat auch nicht mehr Lohn als der Bauernknecht;
denn ein Kaufbrief kostet nur einen Doll.; das hat mein Bruder be-
zahlen müssen. Stempelpapier hat man hier kein's, Jeder, der eng-
lisch lesen und schreiben kann, kann alles selber thun, Quittungen
schreiben, Kaufbriefe fertigen; er ist nicht gezwungen, wie bei Euch,
selbiges bei den großen Schmalzbüchern schreiben zu lassen. Wenn
der Kaufbrief geschrieben ist, so kommt er auf das Schorthaus, um
dort eingeschrieben zu werden, für welches es einen halben Dollar
kostet.

Friedensrichter, Amtswelbel, Präsidenten werden alle vom Volke
gewählt, nur auf 4 Jahre; dann müssen sie wieder davon und andere
hineln; da giebt's keine Amtserben wie draußen.

Ich will Niemanden sagen, kommt nach Amerika, weil wenn es
ihnen nicht gefiele, ich nicht die Schuld tragen möchte. Für Hans
Hänni im Kanton Freiburg wäre es hier auch gut, und auch Ihr
würdet Eure Sache gut machen. Landgüter giebt's genug, dieselben
um zwei Drittel zu bearbeiten, oder für 1 Doll. per Acker Zins. Die
Feldarbeiten werden alle von Mannspersonen verrichtet. Die Frauen-
zimmer besorgen die Hauswirtschaft und den Garten. Das Essen ist
hier am Werktag besser, als draußen am Sonntag; nämlich alle Tage
2 bis 3 Mal Fleisch, Brod mit Butter. Aber ein's fehlt hier, näm-
lich, daß kein Wein hier ist; hingegen ist gutes Bier genug.

Ich will Euch noch sagen, wie viel mein Bruder verdient auf
seiner Profession: Für einen neuen Wagen 65 bis 70 Doll., fertig
beschlagen und angestrichen; für Reparaturen: 10 Bg. für eine Speiche,
 $1\frac{1}{2}$ Doll. für eine Deichsel, $1\frac{1}{2}$ für eine Achse, 9 Bg. für eine
Fällgen; und für 4 neue Räder, zwei Zoll dicke Fällgen, die hintern
Räder 4 Fuß 6 Zoll und die vordern 3 Fuß 6 Zoll 12 bis 14 Doll.,
und so die andern Arbeiten verhältnismäßig.

Die Leute stellen sich die Reise so hart vor, und es ist doch gar keine Gefahr; ich würde mir ein Kleines daraus machen, die Reise noch einmal zu machen. Luxus u. dergl. wird hier selber getrieben, außer in Chicago und andern großen Städten. Tanzunterhaltung ist alle Wochen in Chicago. Wir sind 40 Meilen westlich von Chicago in einem kleinen, lustigen und gesunden Städtchen, an einem Flusse, Garrever genannt. Hier haben wir gutes Quellwasser, während in Chicago alles Seerwasser gebraucht wird. Wenn man am Sonntag Kurzweil haben will, so geht man auf die Jagd, oder nimmt ein Pferd und reitet aus.

Ich will Ihnen für dieses Mal, und Euch bei einer andern Gelegenheit mehr mittheilen. Euren Brief haben wir den 14. August erhalten, den Ihr durch Johann Strellt geschickt habet; er ist lange in Chicago gelegen, bis wir's durch die Zeitung vernommen haben; denn in Amerika sind keine Briefträger, man muß die Briefe selbst auf der Post holen. Es freute uns sehr, Nachrichten von der Schweiz zu hören und würde mich noch mehr freuen, mündlich mit Euch und mehreren von meinen Freunden zu sprechen. Es ersuchten mich Eiliche, ehe ich Abschied nahm, die Wahrheit zu schreiben, z. B. Wendicht Zeender, wie auch Samuel Kollt, Instruktor. Ich habe dies nach Gewissen gethan.

Wir sind alle gesund und wohl, und wünschen, daß dieses Schreiben Euch gleich antreffen werde.

Wir grüßen Euch alle mit Millionen Grüßen, und alle Freunde und Bekannte.

Das Beste gewünscht von uns allen für Leib und Seele von Euren Freunden und Anverwandten: Rudolf Hännli, Christ. Hännli, seine Frau und Kinder, Mutter, Blatten-Christen und Schneider und Familie.

Freundschaftliche Winke für Auswanderer nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

3) Es kommt oft vor, daß Passagiere die Schiffsmannschaft, Offiziere oder Matrosen mit Fragen über die Dauer der Fahrt, das Wetter und dergleichen belästigen. Dies vermeide man und bedenke, daß, wenn jeder so fragen wollte, die Mannschaft keine Zeit hätte, die Fragen zu beantworten; in keinem Falle belästige man den Mann am Steuerruder, es ist auf's Strengste untersagt. 4) Man vertraue sich nicht jedem Mitpassagier vornehmlich an. 5) Man halte sich so wenig wie möglich unter Deck auf. Man findet da leider nur zu häufig Leute, die den ganzen Tag Karten spielen u. dergl. Für solche Tageeliebe sind schlechte Ausichten in Amerika. Suche doch Jeder eine bessere Beschäftigung und bessere Vorbereitung für das neue Land. Lese Gotteswort oder lerne englisch oder geht hinaus auf das Deck und bewundere da die Allmacht Gottes: Daß der Aufenthalt unter Deck der Gesundheit nachtheilig ist, braucht kaum bemerkt zu werden. 6) Auf dem Schiffe, wie überhaupt immer, halte man auf die größte Reinlichkeit der Wäsche und Sorge dafür, daß in Amerika keine schmutzige Wäsche an's Land kommt, auf dem Schiffe hat man Zeit, sie noch vor der Ankunft zu waschen. 7) Die Seefrankheit, so beschwerlich sie ist, ist nie lebensgefährlich; im Gegentheil ist man nach deren Verlauf munterer als vorher. Zur Linderung derselben halte man sich soviel als möglich auf Deck auf.

III. Ankunft in Amerika.

Sobald sich das Schiff dem Hafen nähert, besonders in Newyork, und ehe es landet, werden sich verschiedene Boote dem Schiffe nahen mit Leuten, die sich für Beamte der Regierung ausgeben, mit dem vorgeblichen Auftrag, den Einwanderern fortzuhelfen. Diese Leute sind aber nichts weniger als Beamte, sie haben bloß einen Erlaubnißschein oder ein Patent, ihr Geschäft zu treiben und das ist: die Einwanderer den Wirthshäusern und Transportationsbureau, von denen sie angestrichelt sind, zuzuführen. Dediweg:u helfen sie auch Runners (Ausläufer). Sie erhalten von den Wirthshäusern und Eigentümern der verschiedenen Reisegelegenheiten ihr Procent für jede Person, die sie bringen. Daher sind sie nur darauf bedacht, sehr Viele zu bringen, und manchmal hat ein Wirth mehr als ein Duzend solcher Leute angestellt. Es ist leicht zu denken, daß sie alle mögliche Mittel und Kunstgriffe anwenden, um die Einwanderer mit sich zu ziehen, da sind sie alle liebe Landolente, es wird ihnen geschmeichelt, und sie belügen dieselben auf jede nur mögliche Weise und betrügen auf's

Schändlichste, indem sie oftmals Transportscheine, die nichts werth sind, an Solche, die nach Westen gehen, verkaufen oder ihnen versprechen, sie mit der Eisenbahn zu befördern, während sie ihnen, Scheine für den Kanal geben, oder sie senden sie nur einen Theil des Wegs, etwa nach Albany, mit den besten Versprechungen; und wenn dann die Einwanderer dahin kommen, so weiß Niemand etwas von ihren Scheinen, und andere Runners behandeln sie wieder auf gleiche Weise, wie jene in Newyork. Wenn sie die Leute nicht mit guten Worten überreden können, so wenden sie grobe Worte und Gewaltthätigkeiten an, oder suchen Handel anzufangen, und sie haben dazu einige Helfer bei der Hand, welche als gleichgültige Zuschauer dazustehen scheinen oder manchmal nur beiläufig einen guten Rath geben; aber eben diese Leute (gewöhnlich fighters, Schläger genannt) sind bereit, unter irgend einem Vorwand Jemand niederzuschlagen und den Einwanderer schändlich zu mißhandeln. Nun entsteht die Frage, wie können sich die Einwanderer am Besten gegen diese gefährlichen Leute schützen?

1) Habet wohl Acht auf eure Sachen. Laßt einen von euch sie beobachten, und erlaubt Niemandem sie zu berühren oder wegzunehmen, und wenn es geschieht, wendet euch an den Capitän um Schutz.

2) Sagt diesen Runners, daß ihr ihre Hülfe nicht braucht und gebt ihnen keine andere Antwort, laßt euch gar nicht mit ihnen ein; und wenn sie auch fragen, wohnt ihr gehen wollt und dergleichen, so sagt ihnen das Nämlische wieder: ihr begehret ihre Hülfe nicht und lehrt euch nicht an ihren Spott und ihr Schimpfen.

3) Seid nicht in Eile vom Schiffe wegzugehen. Bleibt lieber einen Tag länger, ihr habt nicht nöthig zu eilen. Verständigt euch mit dem Capitän darüber. Das Gesetz erlaubt, den Einwanderern 48 Stunden nach der Ankunft auf dem Schiffe zu bleiben. Die Runners werden zwar suchen, euch sogleich fortzuschaffen, aber glaubt ihnen nicht, nehmt euch eure Zeit.

4) Wollt ihr kürzer oder länger in der Hafenstadt bleiben und habt Freunde oder Bekannte dort, von denen ihr die Nummer und Straße ihrer Wohnung wißt, so geht in die erste Straße und fragt irgend eine anständige Person, die euch begegnet, oder geht in einen Kaufladen, und fürchtet euch nicht, einen Amerikaner zu fragen, er wird sich bemühen, euch zu verstehen und euch zurecht zu helfen. Fraget, bis ihr einen findet, der euch zurecht weist und den ihr verstehen könnt. Hütet euch aber, in einer Brantweinshenke oder überhaupt in Wirthshäusern nachzufragen. In den meisten derselben werden die Auswanderer aufs Schändlichste behandelt. Wenn sie nach ihren Freunden in der Stadt fragen oder haben Briefe an sie, so werden die Runners und Wirthshäuser ihnen sagen, eine solche Person wohne nicht mehr hier, sie sei fortgezogen, oder sie versprechen, daß sie dieselbe herbringen wollen, und unter verschiedenen Ausflüchten wiederholen sie ihr Versprechen von Zeit zu Zeit, denken aber nie daran, ihr Versprechen auszuführen. Ihr einziger Zweck ist, den Einwanderer so lange als möglich hinzubalten und soviel sie können, aus ihm herauszutreiben. Viele lassen sich leider aufhalten bis sie ihr letztes Geld ausgegeben haben. Dann ändert sich Alles plötzlich; sie werden sogleich fortgetrieben und können zusehen, wie sie zurecht kommen, was schon Manchen zur Verzweiflung getrieben hat.

Auswanderung.

Um sich von der Auswanderung eine ungefähre Idee zu bilden können zunächst die in England aufgemachten Tabellen dienen, welche für Großbritannien und Irland in 20 Jahren, von 1832—1851, die Zahl der Auswanderer mit 2,640,848 angeben. Davon kommen über die Hälfte auf die letzten 5 Jahre, als: 1847 253,000, 1848 248,000, 1849 299,400, 1850 280,800, 1851 335,966, und man tarirt 1852 auf mehr als 400,000, nachdem die ersten 9 Monate d. J. bereits eine Zahl von 302,172 ergeben, gegen 60,000 weniger in 1851 und 140,000 weniger 1850. In den Jahren von 1848—1851 wanderten über Bremen zusammen circa 120,000, über Hamburg zus. 30,000, über Antwerpen zus. 38,558 Personen aus; es wären also nur noch die verhältnißmäßig weniger umfangreichen Zahlen von Frankreich u. s. w. hinzuzufügen, um zu einem Total zu gelangen. Für 1852 giebt Hamburg die Zahl mit 21,301, Antwerpen mit 14,363 an. Daß bei einer Population von circa 28 Millionen in Großbritannien und Irland 32 Mill. in Deutschland und etwa 250 Mill. in ganz Europa die Emigration im jetzt liegenden Verhältniß dennoch an dem großen

line, die nichts werth
kaufen oder ihnen ver-
währen sie ihnen,
n sie nur einen Theil
Versprechungen; und
o wels Niemand Gr-
behandeln sie wieder
enn sie die Leute nicht
se grobe Worte und
rangen, und sie haben
gleichgültige Zuschauer
einen guten Rath ge-
s, Schläger genannt
nand niederzuschlagen
ist. Nun entsteht die
en gegen diese gefahr-

stift einen von euch sie
führen oder wegzuneh-
en Capitän um Schuß.
lfe nicht braucht und
r nicht mit ihnen ein;
st und dergleichen, so
ihre Hälfte nicht und
pfen.
gehen. Bleibt lieber
en.. Verständigt euch
t, den Einwanderern
zu bleiben. Die Kun-
uschaffen, aber glaubt

angefähre Idee zu bilden
Tabellen dienen, welche
von 1832—1851, die
Davon kommen über
53,000, 1848 248,000.
und man tarirt 1852
Monate d. J. bereit
weniger in 1851 und
1848—1851 wanderten
Hamburg auf, 30,000,
s wären also nur noch
n von Frankreich u. f. w.
Für 1852 glebt Ham-
363 an. Daß bei einer
britanien und Irland
in ganz Europa die
mnoch an dem großen

Ganzen unbemerkt vorübergeht, ist einleuchtend; aber anders verhält es sich an den Orten der Bestimmung. Wenn man Mitte 1852 noch nicht über 400,000 Europäer in Australien annahm, so wird es von großer Wichtigkeit, daß von jenen 302,172 Personen in den ersten 9 Monaten von 1852 von Großbritannien ausgewandert — 203,732 nach den Vereinigten Staaten, 31,666 nach Kanada, 66,774 nach Australien ihre Bestimmung hatten, und daß, zufolge der letzten Nachrichten in der einen Woche vom 1. bis 7. Sept. 4283 Personen in Melbourne eintrafen! Welche Umwälzung läßt sich nicht in der Richtung des Handels und der Schifffahrt in dem Laufe der Zeit erwarten; berücksichtigen wir, daß Australien, ausgedehnter als Europa, viele Millionen Menschen umfassen kann! In welcher Progression die Zunahme der Bevölkerung daselbst mit Grund vorauszusehen ist, lehren uns die Vereinigten Staaten, aber von einer Zeit an als Transporthmittel weit unvollkommener waren als jetzt; sie zählten 1780 2, 1800 4, 1820 8, 1840 16 Millionen Einwohner, heute etwa 25 Millionen, und würden ihrem Flächeninhalte nach von 3,136,447 Quadratmeilen und wenn ähnlich stark wie Holland und Belgien bevölkert, Raum für mehr als 800 Millionen Einwohner darbieten! In New-York trafen 1851 im Ganzen 289,000 Auswanderer ein, davon 163,256 Ir-
länder, 28,553 Engländer, 69,883 Deutsche. Aber nicht aus Europa allein ergießt sich jetzt der Strom der Auswanderung in die weite Welt. Die letzte dreimonatliche Aufgabe von San Francisco, endigend 30. Sept. v. J., giebt 19,217 Personen als eingewandert an, wovon 7590 Chinesen, deren somit an 40—45,000 in Californien anwesend, zu schätzen sein dürfen. Etwa 2 Drittel der Population Chinas mögen gleichzustellen sein mit der Bevölkerung von ganz Europa; gewiß ein Gegenstand, welcher zu bedeutungsvollen Folgerungen leitet, auch wenn wir dabei Australien als im nahen Ver-
zeichne jenes ausgedehnten Reichs betrachten.

Verschiedenes.

— Rio Janeiro, August. Eine Maßregel von großer Wichtigkeit, die einestheils von dem gestiegenen Wohlstand des Landes, andererseits eine weitere Steigerung desselben verspricht, ist in letzter Zeit vom Finanz-Ministerium ausgegangen; sämtliche Abgaben, welche bisher auf der einheimischen Schifffahrt lasteten, sind aufgehoben, und diejenigen von fremden Schiffen um zwei Drittheile ermäßigt. Es sollen ferner in Folge der fortwährend steigenden Einnahmen die Ausfuhrzölle erniedrigt, vielleicht zum Theil gänzlich aufgehoben und hierbei mit denen vom Zucker angefangen werden, dessen Industrie am meisten der Hülfe bedarf, da sie durch die Concurrenz der übrigen Tropenländer und den Aufschwung der europäischen Rübenzucker-Fabrikation vorzugsweise bedroht wird. Leider liegt diese Industrie hier noch sehr im Argen, da man im Allgemeinen noch wenig Anstalt macht, sie durch Anwendung verbesserter Verfahrungsweisen zu heben und meist noch die althergebrachte schlechte Methode beibehält. Die Kammern haben für die Verbesserung und Hebung der Zucker-Fabrikation 50,000 Milreis bewilligt, aber diese Maßregel wird wenig Erfolg haben, da die Summe an sich zu klein und überdies zu besorgen ist, daß sie nicht zweckmäßig verwendet werden wird. Durchgreifende Wirkung kann in dieser Beziehung einzig aus vermehrter Bildung der Landelgenthümer hervorgehen und hierzu sind vor allem landwirthschaftlich technische Lehranstalten erforderlich.

Wie verhält sich dieses zu den Aussagen gewisser Blätter, welche aus Unwissenheit oder Bosheit die brasilianischen Verhältnisse stets zu verläumdern suchen, und dieses Land ihren Lesern als ein schlecht verwaltetes, unsicheres darstellen. Welche Landesverwaltung ist die bessere, väterlichere, die welche alljährlich die Steuern vermehrt und neue erfindet, oder diejenige, welche dieselben vermindert und theilweise gänzlich aufhebt?

(N. N. Jg.)

— Australien. Die Neuigkeit der Entdeckung des Goldes in Adelaide hat eine große Aufregung in Victoria hervorgerufen, auf einer Strecke von 15 Meilen fand eine brillante Erleuchtung statt; ein jeder Hügel und jedes Thal erglänzte und die lange Reihe Berge schienen von zehn Tausend heller Lampen eingefaßt zu sein. Hierzu kam das Abfeuern von über 30,000 Feuergewehren, die zwei Stunden unausgesetzt das Echo in den Bergen belebten. An vielen schönen Plätzen der goldreichen Gegend tanzten die Jünglinge und Jungfrauen nach den munteren Tönen der Geige und Flöte; der jüngste

Theil der Bevölkerung, der allgemeinen Freude keinen Ausdruck zu geben wissend, nahm die Ruhglocken und die Hörner zur Hand und versuchte durch diese das Ohr der Zuhörer zu befriedigen. Man kann sich wohl schwerlich einen Begriff von der Ausgelassenheit, den die Entdeckung des Goldes in der Südwestcolonie verursacht hat, machen.

(Gansa.)

— Der berüchtigte Pitt Schnelder, gew. Großrath und Gemeindevorsteher von Frutigen, welcher am 24. Januar von den Rüssen in Thun zu zwölfjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt wurde, befindet sich landesflüchtig gegenwärtig in New-York. Die dortigen Behörden verweigerten die verlangte Auslieferung desselben.

Was hat es denn mit dem bekannten Handels- und Schugbündniß der Eidgenossenschaft mit Nordamerika in sich, wenn die Auslieferung von Verbrechern und Verurtheilten verweigert werden kann? Ein Pitt Schnelder, ein Mählemann, ein Schopp u. c. reisen zur Kurzwelt mit fremdem, ungerechtem Gelde ein Bißchen nach den Ver. Staaten und leben dort ganz behaglich unter dem Schatten des Felsenbaumes.

— Die „N. Sp. Jtg.“ wird folgender Vorgang berichtet, der sich vor Kurzem in Cedartown im Staate Georgia ereignete. Er betrifft die Hinrichtung einer Negerin durch den Strang. Dieser Negerin wurde vor einiger Zeit von ihrem Herrn angezündet, daß er ihre vier Kinder an einen andern Mann verkauft habe, und daß sie am nächsten Tage würden abgeliefert werden. Der neue Eigenthümer der Kinder ist in der ganzen Gegend als Tyrann und Geizhals bekannt, der seine Neger halb verhungern läßt und überdies bei jeder Gelegenheit auf das Brutalste mißhandelt. Die Negerin, welche ihre Kinder zärtlich liebte, wurde bei der Boischast über den Verkauf derselben an einen solchen Unmenschen von einem Schmerz erfaßt, den man sich vorstellen kann, wenn man nur bedenkt, daß eine schwarze Mutter gerade so fühlt, wie eine weiße. Sie stellte auf den Knien ihren Herrn an, er möge den Kauf rückgängig machen oder, wenn ihre Kinder durchaus verkauft werden sollten und müßten, so möge er ihnen wenigstens einen menschlichen Herrn aussuchen. Aber Alles war vergebens. Da wurde die Unglückliche von der Verzweiflung ergriffen, und in der folgenden Nacht ermordete sie ihre vier Kinder. Das ist das Verbrechen, wofür sie in Cedartown gehängt wurde.

— Wir sind nun ferner im Stande, über die nach der brasilianischen Colonie Santa Cruz bestimmten und auf dem Schiffe „Emilie Louise“ schiffbrüchig gewordenen Schweizer Weiteres mitzutheilen. Die Worte sind dem Briefe des Expedienten des Schiffes, B. Kleudgen, entnommen, und man ersieht hieraus, in wie schätzbaren Händen die Expedition nach bezeichneter Colonie liegt.

„In London angelangt fand ich dort Aufbaumer nebst Kind, den jüngsten Volkart und die Kinder des Steigers, die zur Rückreise nach der Schweiz sich bereit hielten. Dem Ersten ist dies nicht zu verdenken, da er Frau und Kind verloren, folglich drüben allein geblieben und noch dazu mit der Pflege des Kindes belastet, sich unglücklich gefühlt haben würde. Der Volkart war nicht für Santa Cruz, sondern nur bis Rio Grande angenommen. Die 4 Kinder Steiger wollte ich dem Volkart son. zu Mündeln geben und sie der Regierung von Rio Grande bis zu ihrer Volljährigkeit anvertrauen, worauf ihnen drüben Land u. c. geworden wäre; doch der „Hamburger und Schweizer General-Consul“ widersetzten sich dem „in London trotz meiner Reclamation.“

„Die Herren haben 300 L. St. für die Kinder, sie wollen dieselben kostenfrei zu ihren Verwandten senden, der Gemeinde das ausgelegte Passagiergeld erstatten und den Verwandten soviel Geld einhändigen, daß die Kinder erzogen werden können. Die Kinder sind noch in England, und es wird mit der Schweizer-Regierung wohl von London aus unterhandelt werden. In Aye ist durch eine Commission 300 L. St. für die schiffbrüchigen zusammengebracht, in London für die Waisen besonders 300 L. St.; ich habe ihnen von hier 100 L. St., für 40 L. St. Kleidung gebracht, so daß Jeder 18 bis 20 L. St. baares Geld erhalten. Die Leute sind auf's Vortheilhafteste von uns logirt und versorgt worden, ferner kostenfrei am Bord des Sauser nach Portsmouth gebracht und ist am Bord Alles für sie geschehen. Alle sind gesund und wieder voll vertrauen. Sie haben gesehen, daß die Versprechungen hinter der

*) Herrn G. de Paravieschi wurde von Nichtstheilig ausdrücklich anempfohlen, daß die Kinder, wenn immer möglich, weiter beschützt werden. Dieß wurde Herrn B. Kleudgen mitgetheilt, weswegen er sich Mühe gab, den Wunsch nachzukommen.

„That zurückgeblieben sind, das haben sie einfach, aber durch einen „öffentlichen Dank bekräftigt.“

„Effekten von ertrunkenen Schweizern sind nicht gerettet worden, „eben so wenig Asten. „Nasthausers Frau und zwei Mädchen sind „als Leichen aus Land geschwemmt und beerdigt worden; wollen Sie „Tobenscheine, so will ich solche Ihnen kommen lassen; ich bemerke „jedoch zuvor, daß es viel Geld kostet. Ich erbitte Ihre Ordre. „Noch bemerke ich Ihnen, daß ich die 40 Rth. für Steiger Ih- „nen zur Disposition stellen werde, sobald die Kinder in der Schweiz „sind.“

Solche Nachrichten sind uns um so angenehmer, als wir unserer „festesten Ueberzeugung getreu, für die realen und gewissenhaftesten „Expeditionen nach brasilianischen Colonien; bisher immer in Schran- „ken getreten und dies ferner thun werden, da uns nun von allen „Seiten günstige Nachrichten über die dortigen Niederlassungen einlau- „fen. (Siehe Schaffhauser Tagblatt Nr. 19).

— Superaguhi. Der frühere schweizer. General-Consul, „Berret Gentil, schreibt unter dem 21. Nov. „Es sind mir hier zwei „Familien Colonisten aus Nordamerika angekommen, welche acht „Jahre dort verlebt haben, ohne es weit zu bringen; gefällt es Ihnen „hier nicht, sehen sie ihre Reise nach Californien fort, sonst werden sie „ihre in Nordamerika auf Nachrichten wartende Familien zu sich be- „rufen.“

Dieses ist ein Beleg, daß Nordamerika nicht allen Leuten be- „hagt, und sich auch solche dort befinden, welche lieber anderswo sein „möchten.

— In der Regierungsrathssitzung von Bern vom 26. Januar „wurde der Gemeinde Anfordungen ihr Auswanderungsreglement ge- „nehmigt und unter Anderem der Gemeinde in diesem Reglemente die „Pflicht auferlegt, nicht bloß dafür zu sorgen, daß die Auswanderer „über das Meer geschafft werden, sondern daß ihnen auch nachher noch „einige Mittel zu ihrem Weiterkommen zu Gebote stehen. — In der „nächsten Sitzung wurde der Gemeinde Dießbach bei Büren zum „Zwecke der Aussteuerung eines Angehörigen zur Auswanderung nach „Amerika ein Holzverkauf bewilligt.

— Das „Vaterland“ weist darauf hin, wie nützlich für unser „Land es wäre, wenn die Auswanderungen nach dem neuen Goldlande „Australien begünstigt würden, wo Arbeit volllaus sei für die müßigen „Hände. Es drückt den Wunsch aus, es möchte allen Ernstes bei uns „auf Gründung einer allgemeinen schweizerischen Exporthandels- „gesellschaft hingearbeitet werden.

— Der Kaiser Napoleon beabsichtigt großartige Colonisations- „pläne in Alger in Ausführung zu bringen. Es solle dort nämlich „ein neues Königreich gegründet und zu der Bevölkerung desselben „500,000 Colonisten nach Alger gesandt und zu Ausführung dieses „Projectes ein Betrag von 500 Millionen Fr. verwendet werden.

— Der Nationalrath in Bern hat den vom Bundesrath ver- „langten Nachschuß von 18,000 Fr. für das Auswanderungs- „wesen nach dem Mehrheitsantrag der Commission mit 58 gegen 44 Stimmen „bewilligt.

Schiffsgelegenheiten.

Das Auskunfts- und Beförderungsbureau des Unter- „zeichneten expedirt den 1. und 15. jeden Monats, mit Dampf- oder „Segelschiffen Passagiere ausschließlich über Bremen nach allen „Häfen von Nordamerika und Texas.

Auch werden jeden Monat mehrere bestens ausgerüstete und ver- „proviantirte Schiffe von Hamburg nach Rio Janeiro, Santos, „San Francisco und Rio Grande in Brasilien; La Guyana „in Venezuela; nach Californien und Australien abgehen.

Die in keinen andern Seehäfen als Bremen und Hamburg „zu Gunsten der Auswanderer bestehenden Geseze und Schutzgesell- „schaften, die vortreffliche Ausrüstung und Verproviantirung der Schiffe, „auf welchen für die Reute gesucht und das Passagiergeld versichert wird, „empfehlen diese Einschiffungshäfen den Auswanderern ganz besonders.

Auf frankirte Anfragen wird gratis die genaueste Auskunft „über die erwähnten Expeditionen, und die Begünstigungen, welche in „gewissen Fällen den Auswanderern gewährt werden können, gegeben.

Rapperschwil, den 1. Februar 1853.

G. de Paravicini.

Dankagung.

Am 27. Dec. v. J. hatten wir Unterzeichnete von dem Regierungs- „Agenten, Hrn. Kleudgen, als Colonisten für die Colonie Santa „Cruz in der Provinz Rio Grande angenommen und mit dem Schiffe „Loulse Emilie von Hamburg expedirt, das Unglück, an der englischen „Küste bei Dungeness zu stranden und alle unsere, leider nicht von uns „versicherten Effekten und Waarschaften zu verlieren. Wir würden dem „schrecklichsten Glende anheimgefallen sein, wenn nicht der Hamb. Con- „sul in Rye sich unserer angenommen und in Folge sofort eingegan- „ner Ordres unserer Herren Expedienten aus Hamburg und in Lydd „bestens logirt und versorgt haben würde.

Nachdem wir am 12. d. M. von Lydd kostenfrei an Bord des „schon zu unserer Aufnahme und Weiterbeförderung nach Rio Grande „in Portsmouth bereit liegenden Schiffes „Sausser“ gebracht waren, „traf Herr Kleudgen persönlich ein, um uns die für Rio Grande „nothigen Papiere wieder auszufertigen, ferner Unterstützungen an „Geld und Kleidung zu überbringen, wie auch dafür Sorge zu tragen, „daß wir so gut wie möglich für unsere Weiterreise ausgerüstet worden „sind. — Herr Kleudgen gab uns die Versicherung, wir könnten als „gewiß annehmen, daß bereits alle Schritte geschehen sind, damit wir „in Rio Grande ankommend von der dortigen Regierung kräftig unter- „stützt werden. Darum bliden wir nach so harter, schwerer Prüfung „wieder hoffnungsvoll in die Zukunft; fükten uns aber auch gedrun- „gen, Herrn Kleudgen unseren herzlichsten Dank, der, zwar ungenü- „gend, aber nie inniger sein konnte, hiermit öffentlich, damit auch un- „seren gewiß schon bekümmerten Verwandten und Freunden Verab- „sichtigung werde, auszusprechen. — Die beiden Legationseigenen, Kirst und „Klein, welche auf andere Wege expedirt, sich schon am Bord des „Sausser“ befanden, haben noch anzufügen, daß Hr. Regierungs- „Agent Kleudgen bei seiner Ankunft an Bord des „Sausser“ ihnen das „Sicherbleiben machte, sie sammt ihren Effekten kostenfrei von Rio Grande „bis Sul an den Ort ihrer Bestimmung Porto Alegre, oder wenn sie „es wünschten, nach Santa Cruz, unter schriftlicher Ueberweisung „einer Colonie zu befördern, welches Legtere sie dankend annahmen und „hiermit öffentlich bekunden.

Portsmouth, am Bord des „Sausser“, 17. Januar 1853.
Frau Wagner mit Familie aus Entsch a. d. Mosel. Frau „Anna Zeltcher, Fanny Zeltcher, Rudolf Zeltcher, Eduard Zeltcher „aus Wien. Anna Riech aus Mähleim a. d. Mosel. E. Haavunder, „J. Panke nebst Sohn, F. Panke aus Tempelburg in Pommern. „Johann Fehrer. Wächter nebst Familie aus Rembe in Thüringen. „Johann Jahn nebst Familie aus Tempelburg in Pommern. Carl „Wolffart, Ferdinand Wolffart, Arnold Wolffart aus Nidebergalt, San- „ton Zürich. Wilhelm Schütz, Peter Schütz aus Entsch a. d. Mosel. „Ferdinand Greiner aus Wörsel in Thüringen. Michael Kirst aus „Lauferndmeller auf dem Hundrath. J. Kleine aus Biersdorf a. d. Hundrath.
Vorgelegt auf dem hauseatischen Vice Consulate zu Portsmouth, „den 18. Januar 1853.

(L. S.)

L. A. Manden Bergh.

Wir unterzeichnete Emigranten, welche durch Peter Kleud- „gen für die Colonie Santa Cruz angenommen, bezugen hiermit „daß wir seit unserer Ankunft in Rio Grande bis Sul mit der Be- „handlung und Verpflegung sowohl auf den Dampfschiffen als auch „in Porto Alegre bis hierher vollkommen zufrieden gestellt sind. Auch „sind wir mit den empfangenen Geräthschaften; es sind uns die Ver- „sprechungen des Herrn Peter Kleudgen, so lange wir auf bra- „silianischem Boden uns befinden, bis hierher vollkommen erfüllt wor- „den, und sprechen für die gewissenhafte Ausführung unseren Dank „hiermit aus.

Porto Alegre, den 12. November 1852.

Gustav von Winterfeld. Rud. Neumann. Ferdinand Wirtz- „hausen. Richard Luther. H. Schildern. Carl Westphal. Job. „Friedr. Andr. Grefler. Friedr. Franke. Günther Grefler. Albert „Grefler. Wilhelm von Winterfeld. Carl Schulte. Gottl. Berger. „Gottl. Veitnow. Friedrich Franke jun. Carl Berger. Carl Lau. „Friedrich Lau. Helmich Wich. Friedrich Lau. Johann Andreas „Berst. Carl Heinrich Merten. A. Putsch.

Die Richtigkeit obiger Unterschriften bescheinige ich hiermit

G. Falkmann,

(L. S.) Vice Consul da Cidade livre e anseatica c'Hambourgo.

Der Colonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.

Jahres-Abonnement 6 Fr.
Halbjahrs-Abonnement 3 „
Vierteljahrs-Abonnement 1 „ 50 C
Einrückungsgebühr 14 C die
einspaltige Zeile. Bei
mehrmaliger Wiederholung
teilt eine Preisermäßigung
ein.



Wahrheitsgetreue Original-
briefe und belehrende Auf-
sätze über Amerika, franco
an die Redaction gesandt,
finden jederzeit unentgeltliche
Aufnahme

Nr. 6.

Bern, den 11. Februar.

Dritter Jahrgang. 1853.

Auszug aus dem Schreiben von Schweizern in Havre über das Auswanderungswesen *).

Unter allen den vielfachen Klagen der Auswanderer über gewissenlose Vernachlässigung ihres Gepäcks auf der Eisenbahnstrecke von St. Louis nach Havre, über rücksichtslose Behandlung, welcher sie oft in den Auswanderungsbüroen, in den Wirthshäusern und an Bord der Schiffe ausgesetzt sind, unter allen diesen Klagen werden als die gegründetsten diejenigen über die nur zu oft mehr als bloss vernachlässigte Lieferung des Seeproviantes laut.

Dieser Uebelstand findet seinen Grund in den Verhältnissen, unter welchen die Accordabschlüsse von den Auswanderern mit den Schweizeragenten in der Regel abgeschlossen werden. Sie umfassen nämlich beinahe ohne Ausnahme den Preis der Ueberfahrt mit dem Seeproviant. Diese Verbindung ist sowohl für den Agenten, als für das hiesige Rheberthaus sehr einträglich, für den Auswanderer aber immer höchst nachtheilig, und zwar aus folgenden Gründen.

Die hiesigen Auswanderungsbüroen, durch die Concurrenz, welche unter ihnen herrscht, gezwungen, notiren den Schweizerischen Unternehmern übertrieben billige Preise für die Rationen der Lebensmittel, wie solche nach gesetzlicher Vorschrift sollen gegeben werden und wie sie auf den Contracten der Passagiere verzeichnet stehen; durch diese niedrigen Preisansätze ist es den Agenten möglich, auf jeder Ration Lebensmittel, welche sie sich von den Auswanderern zu 35 Fr. für New-York und zu 40 Fr. für New-Orleans bezahlen lassen, einen bedeutenden Gewinn zu erzielen.

Andererseits müssen sich die Rheberthäuser, um den Verlust zu decken, welcher ihnen entstehen würde, wenn sie die unter dem Ankaufspreis dem Agenten angetragene Ration im vollkommenen Massstab liefern müssten, bei der Abgabe der Lebensmittel an die Passagiere auf eine

*) Dieser verdienstvolle, für Auswanderer sehr belehrende Artikel ist und von dem Elt, eidgenössischen Departement des Innern gefälligst mitgetheilt worden, und sagen wir denselben bloss noch bei, daß diese Uebelstände in Betreff der Lebensmittel in früheren Jahren auch in den deutschen Hafenstädten Bremen und Hamburg stattgefunden, bis die Regierungen derselben schützende Gesetze dagegen erließen. Selbster aber sind diese Einschiffungshäfen in Beziehung gesunder und genügsamer Lebensmittel, welche dazu noch den Auswanderern gekostet auf den Schiffen ausgetheilt werden, allen übrigen vorzuziehen. Aber wenige Agenten benutzen leider diese Häfen, eben weil sie nicht jenen Profit dabei finden, wie bei der Expedition über Havre, Antwerpen, Rotterdam oder Liverpool. Denn über besagte freie Handelsstädte können die Agenten die Auswanderer gar nicht und in keinem Falle selbst verproviantiren, weil die dortigen Schiffbrüder die Lebensmittel für die Passagiere unter Aufsicht beordneter Commissionen in Hinsicht von Quantität und Qualität nach dem Gesetze einnehmen müssen, was sonst, wie gesagt, in kleinen andern Hafenstädten so der Fall ist.

Anmerkung der Redaction.

andere, den letztern jedenfalls nicht vorthellhafte Weise entschädigen, und es kann dieses um so unbemerkt geschehen, als jene das Monopol besitzen, auf den von ihnen befrachteten Schiffen die Untersuchung der Qualität und Quantität des von ihnen selbst den Passagieren gelieferten Seeproviantes anzustellen.

Wenn nun schon diejenigen Auswanderer, welche mit, die Lebensmittel in sich begreifenden Contracten sich hier einknuden, einer derartigen Behandlung ausgesetzt sind, so läuft noch weit größere Gefahr die große Anzahl derer, welche ohne irgend welchen Accord hier ankommen und, unerfahren, für den Ankauf ihrer Lebensmittel in die Hände der hiesigen Händler fallen, statt sich an anerkannt zuverlässige Lebensmittelmagazine zu wenden.

Die Auswanderungsfrage in der Bundesversammlung.

Am 26. Januar 1853 lag im Nationalrath die Auswanderungsfrage vor und gab zu einer langen Diskussion Anlaß, welche letztere sehr denkwürdig ist, — ein Zeichen der Zeit, und für die Gegenwart und die späteren Zeiten von der größten Wichtigkeit, weswegen wir das Hauptstückliche hier unsern Lesern im Zusammenhange mittheilen.

Der vom Bundesrathe geforderte Nachkredit von 18,000 Fr. für das Auswanderungswesen, hauptsächlich zur Errichtung eines besondern Auswanderungsbüro's noch im Laufe dieses Jahres in Basel und zur Aushilfe für die Consulate in Havre, New-York und New-Orleans, ist bekanntlich vom Ständerath wieder an den Bundesrath zurückgewiesen worden, um in einer andern, in Dekretform der nächsten Bundesversammlung wieder vorgelegt zu werden. Die Mehrheit der nationalrätlichen Commission, deren Referent Rapp ist, will den Kredit gewähren, während die Minderheit, Referent Ambroggi, denselben verweigert oder dann dem ständerätlichen Beschlusse beipflichten will. Die Gegner der Ertheilung dieses Credits, wie Sulzberger, Lambelet, Brändli u. c., betrachten diese Auswanderungsfrage als eine den Rationen obliegende Armenfrage, welche den Bund also nicht berühre. Die Auswanderung sei auch nicht nothwendig, (?) sie entziehe dem Lande nur Menschenkräfte und Geld, sei daher nachtheilig und man müsse sie nicht noch unterstützen wollen, da sie nicht im Interesse des Landes sei. Eine solche Unterstützung sei nur eine Beförderung und Organisirung der Auswanderung. Allerdings sei die Auswanderung eine Thatfache, an welcher aber nicht die ganze Schweiz theilhaftig sei, wie die Statistik der Ausgewanderten beweise. Es beschlage die Armen, sei daher auch Sache der betreffenden Kantone, und besser könne auf dem Wege der Konföderation

geholfen werden. Es wäre nur eine Protektion der bestehenden Auswanderungsgesellschaften. Was habe man z. B. von den Leistungen des eigens für die Auswanderung angestellten Dr. Roth in Havre gehabt, sie reduzierte sich auf wenig. Uebrigens würde diese Unterstützung auch nicht ausreichen, denn die Auswanderung erstreckte sich nicht nur nach Nordamerika, sondern auch nach Südamerika u. s. w. *) und die Unterstützung genüge an den Grenzen nicht allein, sondern müsste sich auch ins Innere des Landes ausdehnen und für dieses Alles hätte die Eidgenossenschaft nicht Geld genug. Es wäre ein unmögliches Beginnen und ein eitles Streben, die Schweizer in der ganzen Welt unterstützen zu wollen. Die Schweiz könne noch immer ihre Kinder ernähren, (?) und wenn nur die Hälfte der in Aussicht stehenden schweizerischen Eisenbahnen zu Stande kommen sollte, so sei Arbeit vollauf genug **). Durch die Auswanderung könne weder der Zuzug der Bevölkerung, noch der Verarmung vorgebogen werden. In allen Theilen sei also eine solche Unterstützung vom Bunde aus nicht begründet und würde nur die Lust zur Auswanderung vermehren. Sie wollen also nicht eintreten, oder die Sache, wie der Ständerath, wieder an den Bundesrath zurückschicken.

Duòs will keineswegs die Auswanderung begünstigen. Er hält auch die Theorie, daß durch die Auswanderung die dichte Bevölkerung verdünnt werde, für ganz unrichtig, denn so habe z. B. London so viel Einwohner als die ganze Schweiz, nämlich 2 Millionen, also eine sehr dichte Bevölkerung und doch hätten sie alle Arbeit, so habe auch Appenzell die dichteste Bevölkerung und zähle doch keine Auswanderer. Ein Beweis, daß hauptsächlich der Mensch den Menschen nähre. Er sei auch gegen die künstliche Uebersättigungstheorie, die Natur sorge jeder Zeit für gehörigen Abgang, durch Hunger oder Krieg. Er wolle also die Bewohner weder künstlich im Lande zu behalten, noch weniger sie aber künstlich aus dem Lande fortzuschleichen suchen, sondern sie ganz frei gewähren lassen. Indessen sei hier keineswegs davon die Rede, die Auswanderer zu unterstützen, sondern nur eine Fürsorge für die Auswanderer eintreten zu lassen, gleichsam einen Wegweiser über den Ocean in das Innere des Landes für dieselben aufzustellen und nur Geld könnte diesen Antrag der Minorität der Commission unterstützen. Auch Demarçt glaubt, daß hinter dieser vorgehaltenen Kantonsouveränität nur Geld stehe. Blosch will ebenfalls die Auswanderung weder künstlich hemmen, noch künstlich befördern, sondern sie der vollen Freiheit überlassen. Die Redner hätten meist vom Standpunkte ihrer Umgebung, und ob sie normale oder anormale Zustände vor sich hätten, gesprochen. Als Berner könnte er dagegen anormale Zustände im Kanton Bern durch Thatfachen hervorheben, so daß z. B. in 2 Amtsbezirken, die nicht zu den Armen gehören, eine massenhafte Auswanderung ihrer Bürger stattgefunden, daß ferner eine einzige Gemeinde (Guggisberg) in einem Jahre 40,000 Fr. als Unterstützung vom Fiskus bezogen u. Er wolle aber von jeder Umgebung und normalen oder anormalen Zuständen absehen und sich nur auf den nationalen Standpunkt stellen. Von diesem Standpunkte aus fasse er die Auswanderung nur als Thatfache auf und hier handle es sich nicht um Unterstützung für Auswanderer, sondern um Schutz der Ausgewanderten. Der Schutz der Schweizer im Auslande gehöre aber nicht den Kantonen, sondern der ganzen Schweiz an, und die Eidgenossenschaft habe hiezu nicht nur das Recht, wie Hr. Furrer bemerkt, sondern auch die Pflicht.

Dr. Schneider will nur zwei Thatfachen berühren, nämlich: daß jährlich 4 bis 5000 Schweizer auswandern, und daß von diesen Auswanderern nur wenige seien, die nicht fürchterlich geprellt werden, und zwar schon in der Schweiz selbst, und diese Prellerei erstrecke sich wie ein Netz bis nach Havre, New-York und ins Innere des Landes. Nur um die schützende Hand gegen diese Prellereien zu erheben, sei es heute zu thun, und man werde doch nun heute auch, nachdem man Consulate in der ganzen Welt nur für die Reichen aufgestellt habe, die Consulate für die Armen nicht streitig machen wollen.

*) Allerdings ist es nicht mehr als billig, als daß man nicht bloß die Consulate in New-York und New-Orleans, sondern auch diejenigen von Südamerika mit dem Gredite bereife.

**) Wirklich eine schöne Sache, diese Aussicht auf Verdienst für unsere verdienstlosen Armen. Allein das ist nur auf wenige Jahre, und wo der Handlanger, der Familie hat, bloß 8 bis 10 alte Wagen Tagelohn bezieht, reicht dieser Verdienst nicht aus. In Amerika, wo zudem die Lebensmittel noch billiger sind, hat er 30 bis 40 Bogen oder 1 Dollar Tagelohn.

Gonzenbach ersieht aus der ganzen Diskussion, daß nur je nach den Kantonen die Redner für oder gegen den Antrag auftreten; wenn er ein industrieller Kanton sei, so spreche der Redner gegen die Auswanderung. Aber vielleicht würden diese in 10 Jahren zu einer ganz andern Ueberzeugung gelangen, als jetzt, wo ihre Industrie blühe. Er erlinere nur an die Continentalperre im Jahre 1810 und die Reden der Tagsatzungsgeandten von Glarus, St. Gallen und Appenzell, wo nämlich der appenzellische Gesandte angeführt habe, daß in seinem Lande die dritte Seele Unterstützung genieße. So könnte es bei einem Seekriege wieder kommen, und St. Gallen, Glarus und Appenzell müßten verhungern. Die Industrie schaffe wohl Werke, aber nicht Stoffe, und ohne Stoffe sei keine Nahrung; den Stoff bringe aber nur der Boden hervor. Die Industriellen dieser Kantone haben ihren Boden jenseits des Meeres, wo sie die Nahrung durch Ausbreitung der Wurzel an sich ziehen. Wenn aber diese Wurzel durch Krieg abge schnitten werde, so sei es auch aus mit der Nahrung. Jede Familie brauche 3 Zucharten Land zu ihrer Nahrung, diese könne sie hier günstigen Falls nur gegen 120 Franken Pachtlohn erhalten, während man dort so viel für 3 Fr. kaufen könne. In England begünstige man die Auswanderung, weil sie ihnen Leute, die arm und eine Last sind, abnehme, die jenseits des Ozeans aber reicher werden und reiche Abnehmer seiner Waaren verschaffen. Der Bodenkult des kulturfähigen Landes der Schweiz weise allerdings eine zu starke Bevölkerung des Landes nach, die nur in ruhigen Friedenszeiten davon leben könne. Unsere diplomatischen Agenten hätten eigentlich von jeher keine andere Mission gehabt, als die Schweizer im Auslande zu unterstützen, und seine Agenturen seien dormalen so wichtig, wie die bräben in Amerika, daher es gänzlich gerechtfertigt sei, wenn der Bund sie auch bezahle. Nachdem noch Schmid aus dem Argau sich warm der Auswanderer angenommen und einige Replikten gewechselt worden, wird endlich in der Hauptabstimmung mit 58 gegen 44 Stimmen der Credit nach dem Majoritäts-Antrage der Kommission genehmigt.

Sodann kam am 29. Januar der Auswanderungskredit neuerdings zur Behandlung vor den Ständerath. In der Diskussion tritt diesmal deutlich zu Tage, daß die Unterstützung der transatlantischen Consulate für zweckmäßig erachtet wird; nicht aber die Errichtung eines Auswanderungsbüreaus in Basel. Ein solches wird als ein durchaus verfehltes Projekt dargestellt, welches nach den verschiedensten Seiten Begehrlichkeiten erwecken würde. Für ersteren Zweck beantragt Blumer die Bewilligung von 15,000 und Schwarz von 12,000 Fr. Bei der Abstimmung stehen die Stimmen ein und es wird mit Stimmenschied des Präsidenten beschlossen, ausschließlich für die transatlantischen Consulate einen Kredit von 12,000 Fr. zu bewilligen. In den weiteren Antrag von Schwarz, den Bundesrath einzuladen, bis zur nächsten Sitzung über diese Materie einen Dekretentwurf zu bringen, wird nicht eingetreten.

Am 2. Februar kam die Frage wieder vor den Nationalrath. Der Berichterstatter der Kommission, Kopp, so auch die Bundesräthe Furrer, Francini und Druey sprechen gegen den ständeräthlichen Beschluß und zu Gunsten der Errichtung eines Auswanderungsbüreaus in Basel. Die vielen einlässlichen, auf Erfahrungen gegründeten Korrespondenzen des Konsuls Wanner in Havre stellen ein solches Bureau als das dringendste Bedürfnis und zweckmäßigste Mittel der Hülfeleistungen für Auswanderer dar. Was sollen die Consule noch helfen, wenn die Auswanderer, die bei ihnen Hülfe suchen, schon durch nachtheilige Verträge gebunden sind? Sollten die Kantone in dieser Hinsicht vorbeugende Maßregeln treffen, so würde dies mit weit größeren Kosten nicht so wirksam geschehen können, als durch ein Centralbureau. Eine Aufmunterung zur Auswanderung sei in diesem Schritte nicht zu befürchten, da ein solches Bureau kein Interesse habe Auswanderer anzulocken.

Gegen dieses Institut tritt hauptsächlich Anderegg auf, der in demselben eben nur eine Schöpfung neuer Beamtungen erblickt, die noch vieles Andere nach sich ziehen könnte und nicht das verspreche was man erwarte, da die Auswanderungsverträge schon von den Agenten in den einzelnen Kantonen abgeschlossen werden. Entsprechendes könne nur durch gemeinnützige Privatthätigkeit geschehen, wie z. B. in Glarus.

Bei der Abstimmung fallen 50 Stimmen für Beibehaltung der

ganzen Summe von 18,000 Fr., während nur 23 dem Ständeräthlichen Beschlüsse bestimmen.

Da der Nationalrath und der Ständerath in ihren Beschlüssen noch nicht einig sind, so kam die Angelegenheit am 3. Februar wieder vor den Ständerath. Allein dieser beschloß aufs Neue, auf seiner Beschlußnahme des Credits von 12,000 Fr. zu beharren, mit der Erklärung, über den Gegenstand nicht weiter eintreten zu wollen.

Am 4. Februar wurden die Sitzungen beider Räthe geschlossen, die Versammlungen gingen auseinander, ohne daß es in Betreff der Auswanderungsfrage zu einer Verständigung gekommen, da der Nationalrath 18,000 Fr. bewilligen wollte und der Ständerath nur bei seinen 12,000 Fr. beharrte, und nach der Bundesverfassung beide Räthe einig sein müssen, um ein Resultat zu erlangen.

Die Einwanderung in Brasilien.

Der letzte Dampfer über Southampton überbrachte folgende Nachrichten, die wir uns zur Pflicht machen, zu veröffentlichen. Wir haben bereits in Nr. 5 gemeldet, daß Hr. Perret-Gentil, der die Colonisirung der Halbinsel von Superaguhy an der Einfahrt der Bucht von Parangua leitet, unterm 21. Nov. v. J. berichtete, daß zu ihm mehrere Familien kamen, die in Rio de Janeiro gelandet, und welche die nordamerikanischen Freistaaten verlassen, wo sie seit acht Jahren nicht viel geschafft hatten, und daß mehrere ihrer Verwandten gleichfalls dieses Land meiden wollten, nachdem ihnen die Angekommenen Nachricht erteilt haben werden. Herr Perret-Gentil bemerkt, daß die Einwanderung solcher Leute eine hohe Bedeutung mit sich führe und dieselbe der Presse anzuvertrauen sei. Uebrigens galt in Brasilien jetzt ein kräftiger und arbeitslustiger Neger 3000 Fr., der also dem Besitzer, incl. jährlicher Zinsen zu 6 %, Nahrung, Kleidung und Wohnung, circa 250 Fr. jährlich zu stehen kommt. Es ist daher vollkommene Aussicht da, daß der europäische Einwanderer mit Zufriedenheit von dem brasilianischen Gutsherrn empfangen wird, sobald der Colonist auf vier Jahre mit freier Wohnung und Nutzung der Erde, um sich nähren zu können, entschlossen kann, auf halben Lohn zu arbeiten und zu hausen, bis er die Vorschüsse, die ihm seine Gemarkung in Europa gekostet, wieder zurückbezahlt haben wird. Der Gutsherr tritt dem Eingewanderten seine Pflanzungen nicht ab, jedoch kann dieser brasilianische Nutzungen anderwärts einthun und haben schon deren 20 Familien, welche ganz verarmt im Jahr 1847 bei Hrn. Senator Vergueiro in Vlaca anlangten, seit 1852 eine Regoa's Land mit Urwäldern bewachsen an der Grenze der Provinz St. Paulo bei Campinas für 18,000 Fr. gekauft, wovon sie 6000 Fr. baar zahlten.

Die Erleichterungen, die bei der Einwanderung besonders zu geben sind, sind augenblickliche Wohnung und Nahrung, damit der Einwanderer nicht seine Kräfte opfern und ihm die moralische Ueberzeugung bleibe. Dieses sichert vollkommen das brasilianische System und verleiht dem Emigranten eine berechnete Ankunft und ihm höhere Entwicklung der Hilfsquellen. Freilich ist es immer besser, wenn derselbe sogleich bei Antritt einen Ankauf bewerkstelligen kann, wie es auf der Halbinsel von Superaguhy der Fall ist; es gehören jedoch dazu eigene Mittel, dann braucht aber der Colonist auch nicht zweimal umzugehen.

In einem Briefe der Hrn. Vergueiro u. Comp. von Santos den 6. Dez. v. J. geben diese den Auftrag, ihnen 80 Familien zu adressiren, wovon die Hälfte über Hamburg, und der Rest über Genua direkt nach Santos sich einschiffen soll und werden dieselben den Contract der Herren Vergueiro, den sie mit den Colonisten haben, unterschreiben, jedoch mit der Voraussetzung, daß diese Gutsherrn berechtigt bleiben, die Einwanderer bei ihrer Ankunft in die Länder ihrer Freunde zu vertheilen, um auch dort vier Jahre zuzubringen, und die ihnen geleisteten Vorschüsse zu tilgen, in dem Falle, daß nämlich alle Colonisten in Vlaca und in Angelica Unterkommen finden sollten.

Es verlautet übrigens, daß die Provinz St. Paulo jährlich circa 3000 Colonisten, mit Vorfuß versehen, aufnehmen möchte, sobald sich ordentliche Familien dazu darbieten wollen.

Ein dritter Brief aus Rio de Janeiro des Handlungs-Hauses G. u. Decosterd Gebrüder berichtet vom 1. Dez. v. J. Folgendes:

„Das Ministerium des Innern ist jetzt geneigter als früher,

fremde Einwanderungen zu begünstigen und die Mittel zu wählen, die dies Werk sich leisten würden. Unser Chef, Herr Decosterd, hat mündliche Verabredung mit dem Minister geschlossen, um einen Colonisations-Plan in's Leben treten zu lassen, der der Regierung bald und zwar amlich unterlegt werden soll, sobald Hr. Perret-Gentil die letzte Hand daran gelegt haben wird.“

Um nun diesen Bericht zu schließen, sei es uns vergönnt zu bemerken, daß man viel von Unfug und Betrügerei faselt, wenn man Unkenntnis der Schwierigkeiten bei Seefrachten und Auswanderungs-Angelegenheiten beugt, die die Sorglosigkeit der Emigranten noch mehr erschweren. Vor allem aber müssen Zwiltternaturen davon wegb bleiben, die noch mehr Irrthümer anhäufen können. Handwerker und Städter sind bloß im zehnten Jahre nach der Colonisirung zuzulassen, da die erste Bevölkerung bloß aus Landleuten bestehen muß, oder aus solchen Arbeitern, die mit den Erdbearbeitern umzugehen wissen und keinen Schwelstropfen sparen.

Man soll auch nicht verlangen, daß Gemeinden die Opfer bringen und bei der Hülfe, die sie leisten, einem Zwange unterliegen müßten, da ihr Wohl ihr eigenes ist; sie stehen solldarisch da, oder es wäre sonst im andern Falle die Verantwortlichkeit zu groß. Dem Emigranten ist aber eine höhere Controlle in der Fremde sehr zu wünschen, damit er das Geld seiner Gemeindegeld nicht vergeude, aber es wieder zurückerhalte, was das brasilianische System besonders bewerkstelligt und es in Nordamerika in dergleichen noch sehr wisse ausbleibt.

Brasilien. Provinz St. Paulo. Colonisation.

Einem Privat Schreiben des Herrn Jose Vergueiro, datirt Santos den 6. Dezember 1852, an Dr. F. Schmidt in Hamburg, entnehmen wir folgende, sehr interessante Mittheilungen:

„Unser Legates vom 6. Sept. d. J. beschränkte sich auf die einfache Anzeige in Betreff der glücklichen Ankunft des Dampfschiffes „Marles“ mit 230 Colonisten, welche sämmtlich in folgenden Pflanzungen untergebracht sind, und zwar bei Dr. Jose Elias Machado Sardo, Benedito Antonio de Camargo und der Colonie Senator Vergueiro. Sämmtliche Pflanzungen liegen in der Nähe beisammen, die beiden ersteren nur $\frac{1}{2}$ Legoa auseinander und beide $\frac{3}{4}$ Legoa von der Colonie Vergueiro entfernt. Eine Legoa weiter als die Pflanzungen Sardo de Camargo haben wir soeben eine vierte Colonie bei unserem Vetter Luiz Antonio de Souza Barros, einem der angekauften Pflanzler der Provinz, eingerichtet. Auf diese ausschließlich aus Kaffee bestehenden Pflanzung, welche den Namen Son Lourenco führt, werden die mit dem Schiffe „Marlante“ gekommenen 131 Rheinländer gebracht werden. Es sind daher in unmittelbarer Nähe bereits vier deutsche Ansiedlungspunkte durch und gebildet worden, wozu noch ferner die Colonie des Hrn. Senators Vergueiro gezählt werden kann, welche in anderer Richtung auch nur 3 Legoa von der Colonie Senator Vergueiro entfernt ist. Außer dieser ist eine rein portugiesische Colonie auf der Pflanzung des Hrn. Joaquim Franco de Camargo angelegt worden, so daß nun in einem Umkreise von 8 Legoa sechs Colonien beisammen liegen, zu deren Führung die Direktoren aus unserer Schule hervorgegangen sind. Wir geben Ihnen diesen kurzen Ueberblick über unsere Leistungen mit um so größerer Genugthuung, als Sie daraus den täglich sich erweiternden Fortschritt der Colonisation in dieser schönen Provinz ersahen werden, welche in Kurzem die Aufmerksamkeit vieler Länder auf sich ziehen wird. Unsere Colonie Vergueiro wird jetzt fast täglich von Pflanzern besucht, welche die Grundlagen unserer Ansiedlungswelse genau kennen lernen wollen, um ähnliche Einrichtungen auf ihren Gütern zu treffen; und unsere Landleute — wir erkennen es mit wahrer Befriedigung an — lassen uns hinsichtlich unserer Verdienste um den Staat, Gerechtigkeit widerfahren. Von den im Jahre 1847 eingewanderten Colonisten (Rheinländer und Hofmeister) sind bereits an die 30 Familien ausgezogen und selbst Grundbesitzer und Kaffeeplanzer geworden, wie z. B. der Colonist Borg, welcher bereits 15,000 Kaffeebäume gepflanzt hat, und binnen Kurzem eine jährliche Erndte von 1500 Arroben machen wird. Dies ist der beste Beweis von der Wichtigkeit und dem Nutzen unseres Systems; denn da Keiner von den damals eingewanderten irgend etwas befaß, ihre Schulden nun getilgt sind und ihre häusliche Ueberlassung vollständig beschafft ist, so kann es nicht ausbleiben, daß sie in wenigen Jahren selbst zu Reichthum gelangen

werden. Verschiedene unter diesen eben erwähnten Colonisten haben und sogar davon gesprochen, Landleute auf eigene Rechnung kommen zu lassen, und somit ist alle Aussicht vorhanden, daß die Bahn zu einer großartigen Entwicklung der Colonisation gebrochen ist."

Jose Verguero.

Verschiedenes.

Am 17. Januar sind die unglücklichen irländischen Passagiere des verbrannten Schiffes „St. Georg“ mit dem amerikanischen Dreimaster „Samoset“ in Begleitung des sauberen Capitains des „St. Georg“, Mr. Bairnson, von Havre nach New-York wieder abgereist. Mögen sie dieses Mal eine glücklichere Fahrt haben. Die 4 Deutschen und 2 Schweizer sind noch in Havre zurückgeblieben, um zuvor ihre Gesundheit wieder zu gewinnen. Von dem Urtheile über den Capitain Bairnson verlautet noch immer nichts.

In der Salvator-Zeitung zeigt ein gewisser Julius Glas in Matagorda an, daß seine Frau mit dem Pfarrer William Helfer am 30. Nov. davon gelaufen sei. Der Mann jammert und beklagt den pastorklichen Frauenschelm als einen Wolf im Schafeskleide. Die Ver. Staaten werden aber mit dem Lande, das die Flüchtigen aufnimmt, kaum einen Krieg führen, wie die Griechen mit den Trojanern um die geraubte Helena.

In Australien scheint es (nach neuern Berichten) auch nicht Alles Gold zu sein, was glänzt. Gold findet man zwar in großer Menge, dagegen aber sind die Lebensmittel und alles Andere sehr theuer, Raub und Mord an der Tagesordnung, so daß hin und wieder Leichen gefunden werden. Es soll jetzt in einigen Gegenden so gefährlich sein, besagen die Hefte der „Missionblätter der Brüdergemeinde“, daß ein anständig gekleideter Mann selbst auf den Hauptstraßen, und wenn er noch so gut bewaffnet wäre, nicht mehr sicher allein gehen kann. Schlangen und wilde Hunde sind in großer Zahl und sehr gefährlich, ja erstere schleichen sich sogar ungeschert bis in die Wohnungen der Menschen. Da möchten wir noch lieber, daß sich statt nach dem Vorschlage des „Waterlandes“ eine Gesellschaft für schweizerische Auswanderer nach Australien im gleichen Sinne eine Gesellschaft für die fruchtbaren und gesunden Triften Südbraziiliens bildete. Hat doch am Ende der Ackerbau unter gewissen Umständen einen viel bessern „goldenen Boden“, als die Goldminen Californiens und Australiens selbst.

Der Bundes-Rath in Bern hat zu einem schweizerischen Generalkonsul in London an die Stelle des verstorbenen Prevost ernannt: den Hrn. Joh. Rapp aus Basel.

Aus Dona Francesca sind wieder sehr gute Berichte eingegangen. Wir werden nächstens wieder Briefe in den Colonist einrücken.

Man schreibt aus Cincinnati: Im März 1852 grassirte die Cholera fürchterlich; in jedem Haus, wo ich hinkam, waren Kranke, Sterbende und Tote genug zu sehen und für meine Ohren genug Jammergeschrei der armen Hinterlassenen zu hören; jeden Tag wurden 400 bis 500 begraben, z. B. eine Mutter todt das Morgenessen für ihre Familie, wascht noch das Geschirr, um 11 Uhr ist sie todt und um 3 Uhr in der Erde verscharrt. Eine Familie, Frau und Mann, 3 Töchter und 2 Söhne gingen gesund zur Ruhe; des Morgens waren alle 7 Personen todt. Noch ein Beispiel dieser Schreckenszeit: Ein Schullehrer an der Maria-Schule fing die Schule um 8 Uhr an; um 9 1/2 Uhr waren 4 Kinder todt. Da war ich genöthigt, den Handel aufzugeben, denn Niemand kaufte etwas mehr und alle Läden wurden geschlossen.

Der Schreiber dieses ist ein und bekannter Schweizer, welcher mit Gebetbüchern, Heiligenbildern und Rosenkränzen haufte und dabei täglich bis 1 1/2 Tollar verdiente.

Das von Hrn. Ad. Thledge in Hamburg im October v. J. nach Lagunayra (Venezuela) erpedirte Schiff Flying Dutchmann, mit 97 Auswanderern, ist nach einer sehr stürmischen Reise am 17. Dez. glücklich an seinen Bestimmungsort gelangt. Die Passagiere (es war ein Berner dabei) erfreuten sich der besten Gesundheit.

New-Orleans. Die Schweizer Unterstüßungs-Gesellschaft hielt am letzten Dezember ihre Jahresversammlung in Delmonico's Hotel. Aus dem Bericht des Verwaltungsrathes zeigt sich, daß die

Gesamtelnahme der Gesellschaft während des Jahres 1852 3020 Doll. 15 Ct. betrug, mit Einschluß einer Schenkung von der Bundesregierung von 283 Doll. und einer Gesamtbewilligung von 381 D. von 16 Kantonen. Die Gesamtausgabe betrug 1948 Doll. 43 Ct. die in Baar, Nahrung, Kleidung und Brennholz u. s. w. am 1097 Bedürftige vertheilt wurden. Die Bilanz in Händen des Schatzmeisters 1071 Doll. 72 Ct. Nach Verlesung des Berichtes wurden folgende Herren zu Beamten für das kommende Jahr erwählt: E. H. Robert, Präsident; L. B. de Luz, Vice Präsident; A. Major, Schatzmeister und Sekretär; Herren Blvillier, Bourry, Cramer und E. Robert, Verwaltungsrath.

Im Laufe des letzten Rechnungsjahres wurden über 93 Millionen Briefe durch die Posten der Vereinigten Staaten befördert.

Anzeigen.

In der Buchhandlung von E. A. Jenni, Vater, Kramgasse Nr. 197 in Bern, sind folgende Auswanderungs-Schriften vorrätzig:

Fleischmann, Begleiter und Rathgeber nach und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Mit einer Karte und vielen Holzschnitten. Preis geb. 6 Fr. 10 Ct.

Bromme, Traugott, Hand- und Reisebuch für Auswanderer nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, Texas, Californien u. die Auflag. Mit einer Karte. Preis geb. 5 Fr. 40 Ct.

Berner, des Auswanderers treuer Führer aus der alten in die neue Heimat. Mit einer Karte und Abbildungen der wichtigsten Münzen. Preis cart. 3 Fr.

Gotthell, Führer zur Erlernung der engl. Sprache. Preis br. 1 Fr. Hommel, D. R., ärztlicher Rathgeber für Auswanderer. Anleitung zum Verhalten während d. Seereise, d. Seckrankheit u. Preis 1 Fr.

Neueste Eisenbahn-, Post- und Kanal-Karte für Reisende in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, Canada, Texas, Californien u. Preis in Cart. 2 Fr. 25 Ct. Diefelbe auf Leinwand gegen 4 Fr. 5 Ct.

Schmidler, General-Karte von Nordamerika. Preis 1 Fr. 35 Ct. Leben und Freuden in Amerika, von G. v. H. Preis 1 Fr. 35 Ct. Rösly, Spiegel von Amerika. Mit Ansicht der Stadt Highland und Plan seiner Umgebung. Preis 1 Fr. 15 Ct.

Bei R. J. Wyß in Thun ist stets vorrätzig: Ein bedeutendes Quantum des berühmten

Simmenthaler Alpenthee,

ein empfehlenswerthes Hausmittel für Kopf- und Halbschmerzen, vorzüglich aber für Brustkrankheiten jeder Art, Ausgehren, Magenschmerzen, Fieber und Wasserbrennen u. Dieser Thee ist hauptsächlich noch solchen anzupfehlen, welche nach Amerika auszuwandern gedenken, indem Briefe von Ausgewanderten, die davon mitgenommen, denselben sehr rühmen, da er ihnen auf der Reise ausgezeichnete Dienste geleistet habe. Preis: Das große Päckli mit Gebrauchsanweisung 40, das kleine 30 Cent.

Schiffsgelegenheiten.

Das Ausfunft- und Beförderungsbüreau des Unterzeichneten spedirt den 1. und 15. jeden Monats, mit Dampf- oder Segelschiffen Passagiere ausschließlich über Bremen nach allen Häfen von Nordamerika und Texas.

Auch werden jeden Monat mehrere bestens ausgerüstete und verproviantirte Schiffe von Hamburg nach Rio Janeiro, Santos, San Francisco und Rio Grande in Brasilien; La Guyara in Venezuela; nach Californien und Australien abgehen.

Die in keinen andern Seehäfen als Bremen und Hamburg zu Gunsten der Auswanderer bestehenden Gesele und Schutzgesellschaften, die vortrefliche Ausrüstung und Verproviantirung der Schiffe, auf welchen für die Leute gesocht und das Passagiegeld versichert wird, empfehlen diese Einschiffungshäfen den Auswanderern ganz besonders.

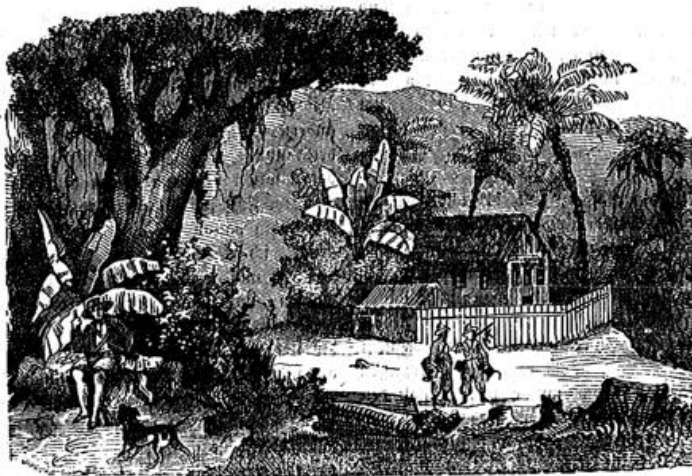
Auf frankirte Anfragen wird gratis die genaueste Auskunft über die erwähnten Expeditionen, und die Begünstigungen, welche in gewissen Fällen den Auswanderern gewährt werden können, gegeben. Rapperschwil, den 1. Februar 1853.

E. de Paravicini.

Der Colonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.

Jahr-Abonnement 6 Fr.
Halbjahr-Abonnement 3 „
Vierteljahr-Abonnement 1 „ 50 C.
Einschaltungsgebühr 14 C. die
einspaltige Zeile. Bei
mehrmaliger Wiederholung
teilt eine Preisermäßigung
ein.



Wahrheitsgetreue Original-
briefe und belehrende Auf-
sätze über Amerika, franco
an die Redaction gesandt,
finden jederzeit unentgeltliche
Aufnahme.

Nr. 7.

Bern, den 18. Februar.

Dritter Jahrgang. 1853.

Landreise nach Californien.

(Fortsetzung.)

Den 19. Oct. brachen wir wieder auf, konnten aber nicht mehr als 7 bis 8 Meilen täglich zurücklegen, denn der Weg war über alle Maßen schlecht. Berge von furchtbarer Höhe, die Erde ringsum mit Steinen und Felsblöcken bedeckt, dabel die besät mit ungeheuren Tannen und Fichten, von denen die meisten einen Durchmesser von 8—12 Fuß hatten, aber keine Spur von Gras. Das wenige Futter, was mitzuschleppen war, hatten die Ochsen bald aufgefressen, und wie wir so von einer Berghöhe zur andern hinauf kletterten, taumelte das arme Vieh schier um vor Ermattung und fristete das Leben nur mit Mühe an einigem Strauchwerk.

Die Regierung Californiens schickte inzwischen Wagen aus, um den bedürftigen und nothleidenden Reisenden Lebensmittel entgegen zu führen und sie vor dem Hungertode zu retten, dem sonst Viele hätten verfallen müssen. Als ich in einem Thal einen kleinen Abrecher machte, sah ich plötzlich zu meiner Linken fünf solcher Wagen passiren. Ich vermuthete gleich, was ihr Geschäft sei und ärgerte mich, daß ich ihnen nicht direct entgegen gefahren war. Der menschenfreundliche Capitän derselben, ich habe leider seine Adresse verloren, mochte wohl durch sein Fernrohr sehen, daß bei uns nicht Alles auf's Beste bestellt sei, und kam in raschem Trab auf mich zugeritten. Es sah freilich auch übel um uns aus; ich und meine Frau wanderten zu Fuß neben dem zweirädrigen Schnappkarren, den unsere drei, ebenso wie wir selbst, ermatteten Ochsen nur mit Mühe fortzuschleppen, während mein jüngster Sohn, seine kleine Schwester vor sich festhaltend, auf dem abgemagerten Poneygäulchen ritt, das bedächtig Schritt vor Schritt setzte.

Nach kurzem Gruß fragte mich der Capitän, wie es um unsere Lebensmittel bestellt sei. Als ich ihm darauf meinen Vorrath gezeigt, meinte er, dieß möge hinreichend sein, um noch fünfzig Meilen weiter zu kommen, wo ich die erste Niederlassung finden würde und Lebensmittel kaufen könne. Indessen erbot er sich, uns mit etwas Vieh zu helfen; auch könne er, wenn wir so lange warten wollten, uns ein gutes Stück Ochsenfleisch geben, da sie nur 3 Meilen weiter fahren und dort einen frischen fetten Ochsen schlachten würden. Er nahm darauf meinen Sohn mit und übergab ihm 7 Pfund Butter und 12 Pfund Schweinefleisch, da wir nicht auf das Schlachten des Ochsen warten konnten. Ich kann die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, der Regierung Californiens öffentlich meinen Dank abzustatten für diese menschenfreundliche Fürsorge, welche sie zur Rettung der unglücklichen Reisenden traf.

Die noch zurückzulegenden 50 Meilen waren indeß noch die gefährlichsten, da nicht ein Grashalm mehr zu finden war und die Thiere deshalb vor Ermattung und Hunger kaum weiter zu bringen waren. Ungerade in der Hälfte des Weges ging es einen so heißen Berg hinauf, daß wir eben nur hinunter rutschen konnten und ich besorgt sein mußte, daß der Karren mit unsern wenigen Habseligkeiten nicht über die Köpfe der Thiere hinunter in's Thal stürzte. Als wir unten ankamen, war die Schlucht so eng, daß darin kaum für uns und die Karre Platz zum Übernachten war, und jenseits ging es bald einen noch steileren und ganz mit Felsblöcken übersäeten Berg hinauf.

Hier hatten Viele ihre Wagen und Ochsen verlassen, und da ich sah, daß es unmöglich sei, meine Ochsen und Karren über das chaotische Meer von Felsblöcken hinweg zu bringen, ließ ich sie ebenfalls zurück. Um nicht wieder dem Mangel von Lebensmitteln ausgelegt zu werden, ließ ich zwei der Ochsen schließen und das beste Fleisch ausschneiden. Des andern Morgens beluden wir uns selbst, so schwer wir tragen konnten, auch packte ich unsern letzten Ochsen etwa 70 Pfund auf den Rücken, und dann kletterten wir zwischen den Felsblöcken den Berg hinauf, wo uns wohl der Athem, aber nicht die Geduld ausging. Auf diese mühsame Weise legten wir dieselben Tag 7 Meilen zurück und übernachteten dann unter freiem Himmel.

Den folgenden Morgen packte ich die werthvollsten Sachen auf das Pferd, um sie sicher mit in die Niederlassung zu nehmen, und eilte meiner Familie voraus, um ihr aus dem Sacramento-Thale Hülfe zu holen. Als ich 12 Meilen weiter kam, sah ich denn auch das ersehnte Thal vor mir ausgebreitet, und von Hoffnung befeelt, daß unsere Leiden hier ein Ende finden würden, eilte ich mit verdoppelter Kraft weiter und kam denn am 1. November Nachmittags 4 Uhr bei dem ersten Settlement an. Der Eigenthümer war ein Däne, Namens Lassen. Er trieb keinen Ackerbau, nichts als Viehzucht, und seinen Aufenthaltsort hatte er offenbar nur aus Speculation in Bezug auf die des Weges kommenden Emigranten gewählt. Sein Wohnhaus war aus lauter rohen Lehmsteinen aufgeführt, auf allen Seiten durchsichtig und würde in einem cultivirten Lande einem Bauern für seinen Schweineflak zu schlecht gewesen sein. Eben so sah sein Speckel- und Provisions-Laden aus. Dennoch scharrte Hr. Lassen hier einen ungeheuren Reichtum zusammen; auch habe ich nie einen geldgierigeren und unbarmherzigeren Menschen gesehen, als diesen dänischen Einsiedler an der äußersten Grenze der Niederlassungen des stillen Meeres.

Ich packte mein Pferd ab und bat ihn, mein Gepäck in sein Haus zu nehmen. Er that es, machte mir aber auch sogleich bemerkt, daß ich Lagergeld dafür zu zahlen habe. Ich ließ mir dann einen

Trunk Branntwein geben und fragte alsbald, was Mehl, was Salz, Fleisch und andere Lebensmittel kosteten. Man denke sich meinen Schrecken, als der Mensch mich kaltblütig unterrichtete, das Mehl koste einen Dollar das Pfund, Zwieback dito, gesalzenes Schweinefleisch do., Salz do., Kaffee do., Zucker do., Rindfleisch das Pfund 50 Cents, und das Tröpfchen Branntwein, mit dem ich eben meine lechzende Zunge befeuchtet hatte, auch 50 Cts. Ich stand starr vor Schrecken, aber ich mußte kaufen und kaufte, was zur Erhaltung des Lebens nöthig war, und eilte dann mit meinem Pferde zurück, um meine Familie abzuholen und sie zu erfrischen.

6.

Unterdessen waren drei Tage verfloßen, und als ich 8 Meilen zurückgelegt, traf ich meine Familie auf dem Wege, aber in welchem erbarmenswerthen Zustande! Meine Frau war krank und konnte kaum das Fahren ertragen, und als ich nach meiner zwei und ein halb Jahr alten Tochter fragte, brachen Mutter und Söhne in Thränen aus. Unter Jammer und Klagen berichteten sie mir, daß mein liebes, herziges Töchterlein beim Zahnen in Fieber und Krankheit verfallen und nach kurzer Krankheit gestorben sei. Wohl war ich tief ergriffen von diesem unerwarteten Unglücksfall, doch wußte ich, es galt den Muth zu bewahren in dem uns fremden, unwirthbaren Lande, und so versuchte ich meiner Familie Trost und Hoffnung zuzusprechen, während es mir selbst schier das Herz abdrückte.

Als wir nun an die Niederlassung kamen, schlug ich mein Zelt auf, und da zwei Aerzte eine Zeit lang hier verweilten, ließ ich meine Frau durch einen behandeln. Sie litt an Diarrhoe; ich hielt die Krankheit für nicht so gefährlich, täuschte mich aber sehr. Meiner Frau Zustand wollte sich nicht bessern und da zudem das Regenwetter eingetreten war und das Reisen unmöglich machte, mußte ich 5 Wochen hier liegen bleiben. Die Sprache hat keine Ausdrücke, um einen Begriff von dem Elend, welches ich während dieser fünf Wochen auszustehen hatte. In den Bergen war Schnee gefallen und die Emigranten kamen von allen Seiten herbeigeströmt, so daß Alles voll Reisenden war. Im gleichen Maße stiegen die Preise; ich gab ziemlich Alle ihren letzten Cent ausgeben mußten. Die Mahlzeit kostete 1 Doll. 50 Cts. und dafür wurde halbrohes Fleisch, mit Salatrath gebadenes Brod und Thee aufgetragen. Eine große Anzahl der Reisenden litten an Diarrhoe und starben daran, da sich Niemand um sie bekümmerte. Eine so grenzenlose Gefühlslosigkeit, eine so furchtbare Härtherzigkeit, wie unter den hier zusammengedrängten Elenden, habe ich nie gesehen. Alle andern aber übertraf an härtherzigem Geize Hr. Lassen. Er war ein unverheiratheter Mann von 50 Jahren, klein und corpulent und von einer wüthenden Geldgier befeelt. Er hatte in dem Strich Landes, den er als sein Eigenthum beanspruchte, etwa 160 Pferde und mehr als 500 Stück zahmes Hornvieh. Außerdem ließen vielleicht eine gleiche Anzahl wilder Döfien und Kühe in den Wäldern herum. Diese ließ er nun alle in seinen Bereich treiben, brannte sie dann mit seinem Wappen und erklärte sie dann für sein Eigenthum. Einige Emigranten hatten ihre Wagen und eiliche Döfien mitgebracht und wollten sie gern bis zum Feathersfluß mitnehmen, wohin noch 50 Meilen weiter war, allein bei dem Regenwetter und dem tiefen Morast war es ihrem ermatteten Vieh unmöglich, weiter zu kommen, und so mußten sie drei bis vier Wochen hier liegen. Sie gingen nun her und schossen die wilden Döfien und Kühe, daß es eine Lust war, zuzuschauen. Sie sagten, das wilde Vieh gehöre der Regierung und nicht Hrn. Lassen, und Hr. Lassen hielt sich ruhig und ließ geschehen, was er nicht ändern konnte.

Ich verkaufte während der fünf Wochen, die ich hier liegen blieb, für 700 Doll. Ellenwaaren, und erhielt zehnmal so viel dafür, als sie mich im Einkauf gekostet; aber auch Alles, was dem Menschen zur Erhaltung des Lebens nothdürftig ist, war über alle Begriffe theuer. Da meiner Frau Zustand sich noch immer nicht besserte, entschloß ich mich, diesen ungesunden und außerdem so theuern Platz zu verlassen und nach dem Feathersfluße aufzubrechen. Ich kaufte also einen Wagen und fünf Döfien, packte meine Sachen und meine kranke Frau darauf und verließ die Niederlassung am 2. December.

Als ich kaum eine Meile von der Niederlassung entfernt war, ward der Weg so sumpsig, daß der vorderste Reitochse im Morast dergestalt versank, daß es kaum möglich war, ihn wieder herauszuziehen. Die andern vier Döfien spannte ich hinten an den Wagen und zog ihn so

wieder heraus. Doch arbeitete ich mich mit diesen vier Döfien noch 25 Meilen weiter, wo ich denn am 6. December an der zweiten Niederlassung ankam. Der Eigenthümer trieb ein ähnliches Geschäft, wie Hr. Lassen, war ein Amerikaner, hatte Familie und wohnte seit vier Jahren hier. Seine Niederlassung lag an einem aus den Bergen kommenden Bach, und er hatte 80 Pferde, 300 zahme Döfien und etwa 2000 Stück wild herumlaufendes Vieh. Die Preise in seinem Provisionsladen waren dieselben wie bei Hrn. Lassen. Wegen Krankheit und schlechtem Wetter verweilte ich hier 7 Tage, und wie die andern Emigranten aßen wir fleißig von den wilden Döfien der Niederlassung. Den 13. December ging ich 8 Meilen über guten Grasboden weiter und kam zu der dritten Niederlassung, wo ich Alles auf gleichem Fuße mit den beiden ersten fand.

Man hat so viel von dem Sacramento-Thale geschrieben und gedruckt, ich finde aber nur sehr wenig der Wahrheit gemäß. Das Thal ist ungefähr 600 Meilen lang, bei einer Breite von 40 bis 50 Meilen, und ist auf der östlichen Seite der Sierra Nevada, auf der westlichen von einer andern Bergkette, die sich beide vom Stillen Meere bis tief nach Norden ziehen, begrenzt. Der untere Theil des Thales am stillen Ocean hat einen ziemlich guten Boden, aber der mittlere und obere Theil hat meist unbrauchbares Land, und seine vulkanische Erde macht es mit Ausnahme einiger Stellen, die sich hier und da dicht am Flusse finden, ganz unfähig für die Production. Im Winter dauert die Regenzeit 4 Monate, und wenn es auch nicht jeden Tag regnet, so ist es doch während der ganzen Zeit feucht und morastig. Im Sommer dagegen regnet es gar nicht, in der Mitte Juni ist Alles verdorrt und verrothnet, und die fortwährende Sonnenhitze, die manchmal sich auf 124 Grad steigert, brennt den Boden so durch und durch, daß alle Bäche und kleinern Flüsse verrothnen.

Den 15. December fuhr ich weiter von dieser Niederlassung, um nach dem Goldfluß zu kommen, der noch 25 Meilen entfernt lag. Ich fand den Weg aber so morastig, daß ich des Abends mitten im Sumpf stecken blieb. Durch zwei solche Sumpflöcher half ich mir durch, indem ich den Wagen abließ, und meine arme kranke Frau hinstürzte, aber in dem dritten blieb der Wagen stecken, die Döfien waren nicht im Stande, einen Schritt weiter zu thun und ich selbst verlor in dem unergründlichen Morast meine langen Wasserstiefel und war froh, daß ich mich selbst herausarbeiten und den Wagen erreichen konnte. Die Döfien spannte ich aus dem Joch und trieb sie seitwärts, wo sie sich oben halten konnten und so brachten wir die Nacht zu. Des andern Morgens kam ein Mann mit vier Maulthieren des Weges, um von der nächsten Niederlassung Fleisch nach dem Feathersfluß zu holen. Mit ihm machte ich einen Accord um meinen Wagen nach dem Goldfluß zu bringen, und meine Döfien habe ich nie wieder gesehen.

So kamen wir denn am 20. in der Goldregion an, schlugen unser Zelt auf, um uns gegen das Regenwetter zu schützen und warteten auf bessere Zeiten. Und hier traf mich der härteste Schlag; meine getreue Gattin wurde kränker und kränker, und acht Tage nach unserer Ankunft, am 28., verschied sie in meinen Armen. Lebe wohl, du meine liebevolle Gefährtin auf dem harten Lebenswege. Du bist heimgegangen, wo kein irdisch Leiden dich mehr drückt, und schlummerst sanft in ewig ungestörtem Frieden. Sei du auch ferner ein tröstender Schutzhelfer auf deines Mannes wie auf deiner Söhne Wegen!

(Fortsetzung folgt.)

Brief von E. Wälti, gew. Lehrer und Dichter in Bern.

Birmingham bei Pittsburg, den 9. December 1852.

Meine lieben unvergeßlichen Freunde!

Es ist heute Samstag und ich habe frei; meine Frau ist in der Küche mit Backen beschäftigt, der Vater arbeitet in seiner Spenglerwerkstatt, Adolph und Lina springen die Treppen auf und ab und singen, und ich sitze gemächlich in meinem Zimmer, vor mir brennt lustig flackernd das Kaminfeuer und um mich rings an den Wänden hängen die Portraits schwelgerischer Patrioten und die schöne Alpenlandschaft, Staubbach und schlägt den Schnee an mein Fenster, ich aber sitze behaglich und warm, das Pfeisken brennt und mein Herz ist im Heimathland und gedenkt seiner unvergeßlichen theuren Freunde. — Liebe Freunde! daß meine Familie glücklich nach einer vierzigtägigen

Dhfen noch
der zweiten
ches Geschäfte,
d wohnte seit
den Bergen
Dhfen und
se in seinem
Begen Frank-
und wie die
Dhfen der Nie-
guten Gras-
ich Alles auf
leben und ge-
gemäß. Das
on 40 bis 50
bada, auf der
nillen Meere
ell des Thales
er der mittlere
line vulkanische
h hier und da
n. Im Win-
nicht jeden
ucht und mo-
in der Mitte
während Son-
unt den Boden
e vertrocknen.
erlassung, um
entfernt lag.
nds mitten im
half ich mir
ne franke Frau
en, die Dhfen
n und ich selbst
n Wasserstiefel
und den Wa-
dem Joch und
so brachten wir
mit vier Maul-
g Fleisch nach
en Record um
meine Dhfen

an, schlugen
nigen und war-
ärteste Schlag;
und acht Tage
Armen. Jede
den Lebenswege.
hr drückt, und
du auch ferner
Söhne Wegen!

ter in Bern.
cember 1852.

Frau ist in der
seiner Spengler-
auf und ab und
vor mir brennt
an den Wänden
die schöne Alpen,
ausen pfeift der
er, ich aber sitze
eln Herz ist im
en Freunde. —
er vierzigstägigen

Seefahrt um die Mitte Sept. bei mir angekommen ist, werdet Ihr in dem Briefe meiner Frau und dem meinigen gelesen haben. Nun habe ich Zeit, Euch auf Eure Briefe und Fragen ordentlich Auskunft zu geben. — Aus Cleveland habe ich unlängst wieder einige Zeilen erhalten, nachdem ich drei Briefe hintereinander, ohne Antwort zu bekommen, dorthin geschrieben hatte. Man ist dort sehr ungewiß, ob es für Eure Familie gut wäre, wenn dieselbe nach Amerika überseelte oder nicht. Ich aber sage bezügl. wäret Ihr nur schon da. Ein Mann, speculant und unternehmend mit arbeitskräftiger Familie, muß hier seine Sache machen. Der Anfang würde freilich auch ein Bloßen schwer werden, aber bald hat man sich in die Verhältnisse eingelebt, und in diesem Lande, wo für den speculanten Geist ein so großes Feld ist, kann man leicht etwas ergreifen, das sich gehörig lohnt. Fast alle Professionen sind hier lohnend, nur die Bäckerei ist nicht sehr gut; denn jede Familie hat bei ihrem Hause einen Backofen, kauft sich ein Paß Mehl und backt selbst. Handel und Gewerbe sind in jeder Beziehung ausgezeichnet lebhaft und Hunderterlei kann angefangen werden, das sich lohnt, wenn es mit Sachkenntnis, Ausdauer und Fleiß betrieben wird. Am schlechtesten daran sind hier Lehrer, Schreiber und überhaupt Gelehrte, die mittellos hieher kommen und zu keiner Handarbeit tauglich sind. Solche arme Teufel sind diesen Sommer schon weiß Gott wie viele zu mir gekommen und haben mich um Rath und Hilfe angesprochen. Ich wäre wahrlich auch übel genug daran gewesen, wenn ich nicht an meinem Vater eine solche Stütze gehabt hätte. Nur aber bin ich, Gottlob, auf einen Punkt gekommen, wo keine Sorgen um Existenz und Nahrung mich mehr quälen. Wenn meine Frau und ich gesund bleiben, so geht unsere Sache gut. Sie verdient im Jahr einige hundert Thaler und ich auch nicht weniger; zudem kommt uns noch der Zins von unsern beiden Häusern zu gut, was im Jahr 160 Dollars macht, und so muß es wohl gehen. 30 Meilen (10 Stunden) von Pittsburg wohnt ein alter Berner und guter Freund von meinem Vater, der eine prächtige Farm mit schönem Obstgarten und 450 Acker Land besitzt. Nun benachrichtigte uns dieser, daß noch 400 Acker Land zu kaufen seien, welches an seine Farm anstoße; ich werde wahrscheinlich 100 Acker davon kaufen, zu 9 Dollars der Acker, dasselbe klären lassen und in Zeit von einigen Jahren habe ich eine Farm, die gegen 3000 Doll. werth ist. Die Speculationen mit Land sind manchmal sehr gut, denn dasselbe steigt im Werthe sehr schnell. Der Handel mit Häusern und Plegenschaften geht hier sehr lebhaft, und wer ein Viehchen Land besitzt, kann zu seiner alltäglichen Beschäftigung auch noch manchen guten Schick machen. Einem gescheiden speculanten Familienvater, der hieher kommt, und der seinen bisherigen Beruf vielleicht hier nicht mehr ausüben will, würde ich rathen, in Pittsburg u. einen Producenten-Stor (groecorio Storre) anzulegen und während er auf den Farmen herumgeht und in Pennsilvanien und bei den Bauern im Ohio herum Hammen, Speck, Eier, Butter, Schmalz, Mehl, Schweizerkäse von Berner Farmern einkauft, oder eintauscht an Seife, Schuhe, Tuchwaaren u. c. könnte seine Frau und Kinder zu Hause all dieses gut verkaufen und noch dazu ein Koffhaus haben. Oder er könnte um Hafer, Gerste und Hopfen handeln. Auch giebt es bei kleinen Städtchen zu vorthellhaften Bedingungen Landgütern zu kaufen, wo man Schweine mästen, Viehzucht und allerhand treiben kann, das sehr einträglich ist. Eine Brennerei von Bähli würde sich gut dazu lohnen. Meine lieben Freunde, ich kann Euch unmöglich sagen, was für Euch und jeden Einzelnen hier das Beste wäre. Wer praktisch ist, und ein Geschäft versteht, muß selber hieher kommen, sich orientiren und etwas anfangen, und wenn er ein braver anständiger Mensch ist, dann hat er Rath und Hilfe genug. Ein Bloßen Geld für den Anfang ist nothwendig, damit man ein wenig zusehen kann, ehe man etwas ergreift; hat man eine tüchtige Familie, arbeitsfähig, dann wird diese einem mit der Zeit zum Kapital, das Zins und Zinseszinsen zugleich einträgt. Mir ist um meine Kinder, und wenn ich ihnen keinen Cent hinterlasse, keine Minute bang. Es ist für sie ein großes Kapital, daß sie in einem freien Lande sind, wo jedes, wenn es einmal auf eigenen Füßen steht, Spielraum und Verdienst genug hat und keinem Menschen, und wenn er auch Millionen besitzt, den Krampf machen muß. Hier zieht man vor keinem Menschen den Hut ab, und tagtäglich sehe ich Leute, gegen die der Reichthum in der Schweiz nur ein Bettel ist, in bloßen Hemdärmeln arbeiten und mit ihren Arbeitern zugreifen. Hier kann jeder treiben, heute dieß, morgen das,

heute hier, morgen dort; er kann glauben, denken wie und was er will, Niemand fragt darnach, wenn er nur redlich ist. Durch ganz Amerika vom Osten bis zum Westen kann er gehen, Niemand fragt ihn, woher er sei, und durch all die Vereinigten Staaten sieht er nicht eine einzige Polizeiuniform. Da quälen einen die Chikanen um Paß und Heimathschein sein Leben lang nie. Amerikanischer Bürger kann man in 5 Jahren werden und das kostet 3 Dollars. Türken und Christen, Katholik und Protestant, kurz, jeder Weltschmerzige kann sein, was und wo er will, da braucht's keine Aufenthaltsbewilligung*). Im Anfang mißfällt einem freilich Manches; fremde Gesichter, fremde Sprache und schmutzige Straßen erscheinen einem befremdend genug. Unter den bösen Seiten Amerikas figurirt nämlich auch Folgendes.

(Fortsetzung folgt.)

Justiz auf Dona Francisca.

Ein vor Kurzem angekommener Schweizer, der eines bereits früher hier begangenen Diebstahls wegen schon einmal an einen Pfahl mit einem Zettel auf der Brust gebunden worden war, ließ es sich einfallen, bei einem gewissen W. einzubrechen und wird auf der That ertappt; dieser nimmt ihn beim Kragen und bringt ihn zum Director. Dieser läßt am andern Mittage die Colonisten, die unten in Schröderstadt wohnen oder sich zufällig dort aufhielten, zusammenkommen und den Dieb auch hinführen. Hier mußte W. nun die Sache vortragen und darauf fragte der Director die Versammlung, was nun mit einem solchen Menschen zu machen sei. Es wurde entschieden, er müsse Prügel haben, da er, trotzdem er schon einmal an der Ehre bestraft sei, wiederum gekohlen habe und sein Schamgefühl mehr besitze; 25 Hiebe sollte er gleich erhalten und noch 25 am folgenden Mittage. Sofort wurde der Dieb vom Arzte hinsichtlich seines Gesundheitszustandes untersucht und dann über einen Baumstamm gelegt; 25 Mann wurden nun abgezählt und ihm mit einem Tauende von jedem eins aufgezehrt.

Die obige Execution hat auch bereits ihre Wirkung gezeigt; ein anderer Schweizer nämlich, der eine Art gekohlen hatte, brachte sie am andern Morgen mit dem Bemerken wieder, er habe sie gefunden, so daß der Eigenthümer ihm noch danken mußte.

Auf Dona Francisca ist man humaner als in Nordamerika, wo man einen Dieb sofort an den ersten Baum knüpft, und doch gefällt es diesen zwei Kerls gewiß nicht mehr auf Dona Francisca.

Einwanderung in New-York.

Während des Jahres 1852 kamen im Hafen von New-York im Ganzen 337,656 Personen von fremden Häfen an. Von diesen waren 39,052 Bürger der Vereinigten Staaten und 298,604 Ausländer.

Von Deutschen kamen 118,126 Personen, von Irland 117,537; England 31,275; Schottland 7640; Wales 2531; Frankreich 8778; Spanien 450; Portugal 29; Schweiz 6455; Holland 1223; Belgien 82; Norwegen 1832; Schweden 2066; Dänemark 156; Rußland 33; Polen 119; Griechenland 8; Türkei 4; Ostindien 18; China 14; Italien 358; Sardinien 69; Sicilien 42; Westindien 265; Mexico 22; New-Schottland 73; Canada 49; Südamerika 120.

Nachstehende Tabelle erweist die Einwanderung während den letzten 12 Jahren.

1841 — 57,337.	1845 — 82,960.	1849 — 221,799.
1842 — 74,949.	1846 — 115,230.	1850 — 226,287.
1843 — 46,302.	1847 — 166,110.	1851 — 299,081.
1844 — 61,002.	1848 — 191,909.	1852 — 301,335.

Was ist auszuwandern?

Diese Frage wird in einem englischen Auswanderungs-Katechismus mit: „Austausch eines alten Landes gegen ein neues“ und „Was heißt colonisiren?“ mit: „Austausch von Armuth und Elend

*) Es wäre gegenwärtig gut, wenn in den amerikanischen Städten in dieser Beziehung so gute Polizei gehalten werden könnte, wie in den Schweizerstädten. Denn in den meisten größeren Städten der Ver. Staaten und namentlich in den Hafen-Städten ist die Polizei gegenüber den Stricheln, Wagnunden, Betrügern, Dieben und sogar Mördern leider fast schmachthaltig, was auch unsere armen schweizerischen Einwanderer in dort oft traurig genug erfahren müssen, und welches Strichelhenthum (Vosserei) der Verfasser dieses Briefes hienach auch berührt und beklagt.

gegen Wohlhabenheit und Comfort!" beantwortet. Eine ebenso verlockende Wahrheit als große Unwahrheit! Die Resultate einer erfolgreichen Colonisation sind unzweifelhaft im Allgemeinen Wohlhabenheit und Comfort; zwischen beiden aber liegt der Akt des Colonisirens, ein langer, mühevoller Weg, auf dem nicht Wenige ermattet erliegen, noch lange ehe sie das Ziel erreichen. Colonisiren ist gleich bedeutend mit dem Bruche mit Allem, was die alte Welt an Comfort darbot; es ist ein Kampf gegen hundertfache Hindernisse, um oft besiegt zu werden, ohne zu verzagen, sich immer von Neuem aufzuraffen, und unverzagten Muthes den Kampf abermals zu beginnen, um endlich zu siegen; dann neue Unternehmungen, neue Hindernisse zu finden, abermals nach langem Ringen die Oberhand zu gewinnen und so auf Jahre hinaus nimmer zu rasten, bis endlich die Wohlhabenheit beginnt und mit ihr allmählig der Comfort sich einstellt. Wer unter den Gebildeten Kraft besitzt, einen solchen Weg zurückzulegen, eben im Ankampf gegen Hindernisse selbst seine Befriedigung zu finden — er mag sich in das Urland der neuen Weltstille stürzen und sich das Bewußtsein schaffen, daß auch er zur Verbreitung der Cultur durch die Welt thätig ist. Wer aber dahelmit dem Gelfte arbeitet und die tausendfachen Reize im behaglichen socialen Leben Europas lieb gewonnen — er lasse die Hand vom Pfluge und bleibe dahelmit, damit er nicht einen Schritt verwünschen müsse, der ihn in Verhältnisse geschleudert, in den er Alles vermissen, was ihm das Leben angenehm gestalten, und in denen er zum Dank für diese Entbehrung Alles finden soll, was das Leben ihm an Mäßigkeit darbieten kann und ihn vielleicht schon nach kurzer Zeit erdrückt. —

Verschiedenes.

— Die Passagiere der am 9. Oktober von Havre nach Charleston abgegangenen französischen Barke „Dnando," meist Deutsche, schreibt man aus New-York, hatten eine traurige Reise.

Bei schlechter Behandlung des Capitains war auch die Kost schlecht und schon in den ersten Wochen knapp. Das Schiff wurde kurz vor der Abfahrt led, und unter anhaltendem Pumpen erreichte es den Hafen Nassau (Nordamerika). Kaum hatten die Passagiere um sich zu stärken das Schiff verlassen, als es in Brand gerieth und die armen Einwanderer ihr Hab und Gut schnell verloren. Von 144 Passagieren, welche durch eine Brigg von Nassau nach Charleston gebracht wurden, starben 16 in Folge der Strapazen während der Reise. Die Uebrigen hatten Quarantäne abzuhalten und waren den 2. Januar noch an Bord. (Hansa.)

— Auch in Paraguay (Bollvia) fängt man an, die Einwanderung der Europäer zu begünstigen; ein neuerdings von der Regierung veröffentlichtes Gesetz gewährt denselben Freiheit vom Militärdienst, Cultus- und Gewerbefreiheit u. s. w.; es unterliegt demnach wohl keinem Zweifel, daß man auch dort das Bedürfnis nach Cultur lebhaft verspürt. —

Desseungeachtet müssen wir ernstlich gegen jede Auswanderung, sowohl nach den Laptata-Staaten, Uruguay, Paraguay und Centralamerika warnen, mögen auch gewisse Herren und Vereine dieselbe noch so sehr hervorheben und ausposaunen, denn so lange die dortigen Verhältnisse nicht definitiv geregelt sind, kann an eine Colonisation nicht gedacht werden.

— Edelmüthige Erwähnung verdient, daß zu der guten Vorsorge, welche auf den dieses Frühjahr und Sommer von Hamburg nach Santos (Berguelro) zu expedirenden Schiffen auch diejenige getrossen ist, daß zu besserer Nahrung für die Kranken und kleinen Kinder jenseits eine Milchkuh und mehrere Ziegen zur See mitgenommen werden, was bis dato fast noch nirgends geschehen ist.

— Aus bestens unterrichteter Quelle vernehmen wir, daß die in letzter Nr. 6 unter der Rubrik: „Die Einwanderung in Brasilien" eingesandt erhaltene und gegebene Nachricht: in San Paulo wolle man jährlich 3000 Colonisten Vorschuss zu ihrer Uebersiedlung geben, ganz unrichtig sei, und bis jetzt kein solcher Auftrag nach Europa gelangt wäre. Wir beilegen uns, dieses zu berichtigen, damit Niemand in Folge dieser falschen Nachricht Schritte für eine solche Auswanderung mache.

Im nämlichen Artikel wurde von einer Auswanderung über Genua gesprochen, um aber unserem Programme treu zu bleiben, müs-

sen wir entschieden gegen ein solches Vorhaben auftreten; denn nichts könnte schweiz. Auswanderern nachtheiliger, als diese Route sein, welches übrigens die theuerste, längste und schwierigste wäre, unberechnet das Genua keine Garantien bietet, die dortige Verproviantirung keiner Controlle unterworfen und die Schiffe nicht zum Transport von Passagieren geeignet sind.

Wir rathen daher den betreffenden Herren Speculanten an, diesen Plan aufzugeben, denn er würde ihnen selbst, und den sich ihnen anvertrauenden Auswanderern nur Unheil bringen, was leicht mit Zahlen zu beweisen wäre.

Anzeigen.

Bei J. J. Christen in Thun sind folgende höchst empfehlenswerthe Schriften für Auswanderer zu haben:

Wegweiser und Rathgeber nach und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von C. L. Fleischmann, Consul der Verein. Staaten Nordamerika's. Mit einer Karte und vielen Holzschnitten. Fr. 6. 15 n. W.

Auswanderungs-Katechismus, ein Rathgeber für Auswanderer, besonders für diejenigen, welche nach Nordamerika auswandern wollen. Von R. L. W. Wander. Mit einer Karte des nordamerikanischen Festlandes. Fr. 3. 60 n. W.

Aug. Albrecht's englischer Dolmetscher, oder gründliche Belehrung, die englische Sprache nach einer leichtfaßlichen Methode ohne Lehrer zu erlernen. Die Auflage, vermehrt und durchgesehen von A. D. Eden. Fr. 1. 60 n. W.

Schiffsgelegenheiten.

Das Auskunft- und Beförderungsbureau des Unterzeichneten speidirt den 1. und 15. jeden Monats, mit Dampf- oder Segelschiffen Passagiere ausschließlich über Bremen nach allen Häfen von Nordamerika und Texas.

Auch werden jeden Monat mehrere bestens ausgerüstete und verproviantirte Schiffe von Hamburg nach Rio Janeiro, Santos, San Francisco und Rio Grande in Brasilien; La Guayra in Venezuela; nach Californien und Australien abgehen.

Die in keinen andern Seehäfen als Bremen und Hamburg zu Gunsten der Auswanderer bestehenden Geseze und Schutzgesellschaften, die vortrefliche Ausrüstung und Verproviantirung der Schiffe, auf welchen für die Leute gesocht und das Passagegeld vertheilt wird, empfehlen diese Einschiffungshäfen den Auswanderern ganz besonders.

Auf frankirte Anfragen wird gratis die genaue Auskunft über die erwähnten Expeditionen, und die Bedingungen, welche in gewissen Fällen den Auswanderern gewährt werden können, gegeben.

Rapperschwil, den 1. Februar 1853.

E. de Paravicini.

Depesche.

Hrn. G. F. in R. Den Courier vom 5. Februar Nr. 72 (148) habe erhalten. Bitte um Einsendung von 3 Exemplaren des Dollmetschers von F. Voosch — Arhossy, mit Angabe des Preises. Für den Betrag belassen Sie mich. —

Corresp. Hr. C. M. in der W. zu R. Ihren werthen Brief sammt Innlage der Schrift über beide Amerika habe erhalten. Letztere besitze ich aber bereits schon seit Veröffentlichung derselben durch die schweizerische gemetinnnützige Gesellschaft im Jahr 1845 und können Sie dieselbe zurückgeben.

Hr. Ed. H. in B. zu Sch. Ihre Einsendung: „Mittheilungen aus Amerika" haben wir bis dahin aus dem Grunde nicht in den „Colonist" aufnehmen können, weil die lange Abhandlung in den ersten Bogen zu statischer Natur, wie man sie bereits in Tr. Bromme u. a. guten Werken hat, und zu wenig populär für die Auswanderer ist. Die spätern Bogen möchten vielleicht mehr Interesse für unsere Leser haben, wenn Sie uns dieselben gefälligst mittheilen wollen.

Nr. 7 folgt nach.

Nr. 8!

Der Colonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.

Jahr-Abonnement 6 Fr.
Halbjahr-Abonnement 3 „
Vierteljahr-Abonnement 1 „ 50 C
Einrückungsgebühr 14 C. die
einspaltige Zeile. Bei
mehrmaliger Wiederholung
tritt eine Preisermäßigung
ein.



Wahrheitsgetreue Original-
briese und belehrende Auf-
sätze über Amerika, franco
an die Redaction gesandt
finden jederzeit unentgeltliche
Aufnahme.

Nr. 8.

Bern, den 25. Februar.

Dritter Jahrgang. 1853.

Die deutsche Colonie Santa Cruz in der Provinz Rio Grande do Sul in Südbrasilien.

Einer so eben die Presse von G. Fröbel in Rudolstadt verlassenen interessanten Schrift des Regierungsbevollmächtigten der Provinz Rio Grande do Sul: Hrn. Peter Kleudgen, Verlagsbuchhandlung von Robert Kistler, Hamburg 1853, mit einer prachtvollen Karte über besagte Provinz und mit Grundriss der deutschen Colonie Santa Cruz, entnehmen wir folgende, für Freunde des mit Recht immer mehr und mehr Aufmerksamkeit auf sich ziehenden, gesunden und fruchtbaren Südbrasilien, und noch in manchen andern Beziehungen weit mehr Vortheil gewährend, z. B. Landschenkungen, unentgeltliche Aufnahme und Unterkunft der ankommenden Colonisten in den Regierungsgebäuden, Versorgung mit Lebensmitteln, Werkzeugen, Sämereien u. s. w. u. s. w. als die Union, sehr belehrende Mittheilungen:

I. Unermesslich weit dehnen sich die zu dem Kaiserreich Brasilien gehörenden Provinzen auf der südlichen Hemisphäre aus. Besonders durch Fruchtbarkeit des Bodens, Reichthum an Naturprodukten und Gesundheit des Klima's ausgezeichnet sind die unter dem 23. bis zum 32. Grad südlicher Breite gelegenen Länder, die im Allgemeinen fast überall zur Colonisation sich eignen. — Am meisten zu der Ansiedlung deutscher Auswanderer paßt die am Südlichsten gelegene Provinz des Kaiserreichs, Rio Grande do Sul, die auch hauptsächlich deshalb von deutschen Auswanderern gewählt wird.

Es bestehen dort schon mehrere deutschen Colonien, unter denen die Colonie San Leopoldo, im Jahr 1824 gegründet, eine Bevölkerung von 10,576 Seelen zählend, schon seit Jahren die Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hat.

Erst neuerdings entstanden, läßt die Colonie Santa Cruz, die bereits in der kurzen Zeit ihres Bestehens erfreuliche Resultate geliefert hat und jetzt schon ungefähr 1000 Seelen zählt, für die Zukunft das Schönste hoffen und dies um so mehr, als die Provinzialregierung dieselbe besonders begünstigt und alles Mögliche anbietet, den Wohlstand der Colonisten zu fördern.

Als bevollmächtigter Agent der Provinzial-Regierung für die Colonisation der Provinz Rio Grande do Sul erachte ich es für notwendig, die neuesten Nachrichten über die Colonie Santa Cruz der Öffentlichkeit zu übergeben, bei welcher Gelegenheit ich es nicht unterlassen darf, auf bereits bekannte Thatsachen zurückzukommen.

Durch das Generalgesetz Nr. 514 vom 28. October 1848 (in dem Artikel 16), sind einer jeden Provinz des nur schwach bevölkerten

Kaiserreichs Brasilien 36 Quadrat-Leguas (1 Legua gleich $\frac{3}{4}$ deutsche Meilen), ausschließlich für die Colonisation bestimmt, überwiesen.

Obgleich durch das Generalgesetz Nr. 601 vom 18. September 1850, die Agrar-Gesetzgebung einige Veränderungen erlitten hat, so ist nichtsdestoweniger diese Bestimmung des früheren Gesetzes aufrecht erhalten worden, wie dies dem preussischen Ministerial-Residenten, Grafen von Oriolla, abseiten des kaiserlich brasilianischen Ministers des Innern auf Befragen erklärt worden ist.

Von diesem, unzwiefelhaft einer jeden Provinzial-Regierung zu ständigen, Rechte Gebrauch machend, entschloß sich diejenige von Rio Grande do Sul, überzeugt, daß eine größere Ausdehnung der Colonie St. Leopoldo, am Rio do Sino gelegen, für die Colonisten selbst nicht vorthellhaft sei, indem die weite Entfernung der einzelnen Niederlassungen von dem Flusse, für die entfernt belegenen Besitz nachtheilig sein würde, die Colonie Sta. Cruz am 2. Dezember 1849 zu begründen. Neuerdings, wie dies aus dem Provinzialgesetz vom 4. Dezember 1851 hervorgeht, ist der Beschluß gefaßt worden, mit der Colonisation in Santa Cruz in größerem Maßstabe voranzugehen, zu welchem Ende die erforderlichen Mittel dem Präsidenten der Provinz zur Verfügung gestellt worden sind. Gegenwärtig wird dieser Colonie die größte Aufmerksamkeit zugewendet, nachdem die Central-Regierung ausdrücklich erklärt hat, daß neben jener Colonie für jetzt keine andere begründet werden soll, damit die Entwicklung nicht durch Zersplitterung der Colonisten gehemmt werde. Es sind daher die Ausichten für diese Colonie besonders günstig, weshalb ich keinen Anstand zu nehmen brauche, allen auswandernden Deutschen die Ansiedelung in Santa Cruz zu empfehlen; denn die Ueberzeugung steht fest, daß jeder tüchtige Arbeiter hier leichter als anderswo, namentlich in Nordamerika, sich eine glückliche Zukunft gründen kann.

Die Colonie Santa Cruz liegt 4 Meilen von der Stadt Rio Pardo, an einer neuen über Cruz Alta nach der Provinz St. Paul führenden Straße. Der Fluß Pardo durchschneidet zum Theil die Grundstücke und bildet bis zur Stadt Rio Pardo eine Wasserstraße, die von dort auf dem Jacuhy nach Porto Alegre und dem Seehafen Rio Grande weiter führt. Der Absatz der Produkte kann von Santa Cruz entweder auf dem Landwege oder später auf dem Flusse Pardo beschafft werden. In Rio Pardo, einer Stadt von circa 4000 Einwohnern, sind die Produkte stets besser im Preise und begehrt als in Porto Alegre; letztere Stadt wird von der deutschen Colonie São Leopoldo fast zu reichlich versorgt.

Der für die Colonie Santa Cruz bestimmte Bezirk enthält beinahe 14 Quadrat-Leguas und steigt von der Ebene nordöstlich von der Serra do Boducavahy terrassenförmig bis zur Serra geral. Die Colonie

im jetzigen Zustande wird in zwei Picadas getheilt. — An der Picada Santa Cruz, welche den Weg von Rio Grande nach Cruz Alta bildet, sind auf einer Länge von 3 Leguas 114 bewohnte Colonien, an der Picada Rava, die sich von Farinal de João de Farias längs dem Flusse Rordo erstreckt, sind auf einer Länge von 2 Leguas 64 bewohnte Colonien gelegen. Die Entfernung von der Stadt Rio Rordo bis zur ersten Niederlassung beträgt 5 Meilen; 3 Meilen weit über den Rio del Rey führt ein sehr guter Weg, was nicht hinsichtlich der Strecke vom Portão behauptet werden kann; jedoch ist man gegenwärtig damit beschäftigt, auch diesen Theil der Fahrstraße herzustellen. Die vor der Picada Nova gelegenen Ländereien, die östlich von der Picada Santa Cruz bis an den Rio Rordo stoßen, sind neuerdings von der Regierung angekauft, um zu Colonien verwendet zu werden.

Eine klare Anschauung der Lage von Santa Cruz und der einzelnen Colonien gewinnt man durch die diesem Hefte beigelegte Karte. Die ersten 44 Colonien messen in der Breite 200 und in der Länge 800 Braças, so daß sie einen Flächenraum von 160,000 Quadrat-Braças haben. Alle neuen Colonien müssen laut Provinzialgesetz Nr. 229 in der Breite 100 Braças und in der Länge 1000 Braças messen; sie enthalten daher nur einen Flächenraum von 100,000 Quadrat-Braças. Die an den beiden Seiten der sie durchschneidenden Straßen gelegenen Niederlassungen sind insgesamt mit gutem trinkbarem Wasser reichlich versehen.

Unter dem 29. Grad südlicher Breite herrscht in Santa Cruz ein vortreffliches Klima, das sich für die deutschen Einwanderer ganz besonders günstig gezeigt hat. Im Sommer steigt die Wärme selten bis zu 28 oder 30 Grad, im Winter hingegen fällt sie am Tage bis auf 12 und 10, des Nachts zuweilen auf 6 und 5 Grad. Der Wechsel der Temperatur ist jedoch nie plötzlich, sondern unmerklich. Der bisherige Gesundheitszustand in der Colonie läßt Nichts zu wünschen übrig; Fieber und andere grassirende Krankheiten kennt man dort nicht.

Der Boden, dem Urwalde abgenommen, ist in Santa Cruz unvergleichlich; seine unendlich nachhaltige Ertragsfähigkeit, die man wohl nirgends in den Vereinigten Staaten findet, erleichtert dem Colonisten nicht nur die Arbeit, sondern sichert ihm auch ein gutes und rasches Fortkommen. Vom Ufer des Flusses ziehen sich die Colonien terrassenförmig bis nach den Bergen und bestehen aus schwarzem und gelbem Aaleboden, dem schönsten dunkeln und hellen Lehmboden und endlich aus schwarzem steinigem Boden. Sand ist nur unmittelbar am Flußufer zu treffen. Der Humus bedeckt, was Manchem unglaublich erscheinen mag, fast durchgängig 14 bis 16 Zoll und nur dadurch ist es erklärlich, daß der Acker im Urwald 12 bis 15 schöne Ernten zu tragen vermag, ohne sich zu erschöpfen. Tritt aber endlich dieser Fall ein, so bedarf er nur höchstens 3 Ruhejahre; um, ohne irgend andere Hülfe, wieder für lange Zeit tragfähig zu werden. Auf den Hängen und Bergen ist der Acker am Schönsten und eignet sich, da es eben dort bedeutend wärmer als in den Thälern ist, am Besten zum Bau des Zuckerrohr; dennoch kann dieses nur in solcher Gabe gewonnen, um daraus Cachaca (ein leichter Rum) zu destilliren. Dieser Rum wird sehr theuer bezahlt, da die Consumtion desselben in der Provinz bedeutender als die Production ist, weshalb dieser Artikel auch leicht den Absatz findet. Die einheimischen Produkte Mais, schwarze Bohnen, Kartoffeln u. dgl. gedeihen, wie wir später sehen werden, in unglaublicher Weise.

Die Resultate des von dem Schlesier Buttky versuchten Flachsbaues sind sowohl in Hinsicht der Quantität als auch der Qualität außerordentlich günstig, weshalb die Ansiedlung von Webern in Santa Cruz wünschenswerth sein dürfte.

Der Tabakbau stellt sich immer günstiger heraus. Die Colonisten sind im Besitz von Samen der feinsten Tabaksorten von Havana. Diese Cultur ist namentlich für Familien sehr einträglich, da die kleineren Kinder die dabei vorkommenden Arbeiten leicht verrichten können. Dem Fleiße der bereits früher angesiedelten Colonisten ist es sogar gelungen, eine kleine Partie Tabak in neuerer Zeit auszuführen.

Die Baumwollensaule wird bedeutend angepflanzt und kommt gut fort; im vorigen Jahre kam nordamerikanischer Baumwollensamen nach Santa Cruz.

Als Delfrucht paßt am besten die Cultur der Mammonensaule. Mit Anbau von deutschen Delfrüchten ist noch kein Versuch gemacht.

Reis ist ebenfalls nur wenig gebaut, wird aber später wohl mehr berücksichtigt werden.

Die deutschen Getreidearten: Sommerroggen, Hafer und Gerste, ferner alle Futterfrüchte und Rübenarten gedeihen und lohnen auffallend reich; ebenso findet man in Santa Cruz alle deutschen Gemüse in der größten Ueppigkeit und Zartheit. Für Weizen ist der neu cultivirte Boden zu frisch und üppig; erst durch 4 oder 6 Ernten geschwächt, wird die Pflanze gehörig gedehnt, dann aber hat sich in São Leopoldo der Körnerertrag auf fast beispiellose Weise eingestellt.

Bis jetzt wird der größte Theil des für die Provinz nöthigen Weizenmehls zu enorm hohen Preisen aus Nordamerika bezogen; der Weizenbau ist daher eine den Colonisten in nächster Zeit nicht dringend genug zu empfehlende Sache.

Mit dem Weinbau sollten Versuche gemacht werden; zu vermuthen ist, daß ein günstiges Resultat erzielt wird; es fehlen bis jetzt jedoch alle Berichte.

Die einheimischen Feldfrüchte liefern ohne Vorbereitung des Acker in den ersten Jahren einen außerordentlichen Ertrag.

Milbo oder Weisfloren 160 bis 200 füllig.

Feijões oder Bohnen 90 " 100 "

Kartoffeln 18 " 20 "

Unter den übrigen Gewächsen ist die Mandioccaulaube besonders zu erwähnen, deren armlange, oft 7 bis 8 Zoll im Durchmesser haltende Wurzeln das schöne gesunde, dem Brasilianer unentbehrliche Mandioccamehl liefern, aber 1½ bis 1¾ Jahre zur Reife erfordern.

Mit dem so unendlich wichtigen Anbau von Indigo wird jetzt vorgeschritten; es unterliegt keinem Zweifel, daß das großartigste Resultat erzielt wird.

Die Preise der Producte stellen sich gewöhnlich wie folgt:

Mais der Saft von 2 Alqueires 4000 Reis Rthlr.	3 1/3 Br. Grt.
Bohnen	5000 " " 4 1/6 " "
Kartoffeln	1500 " " 1 1/4 " "
Mandioccamehl	3500 " " 3 " "
Tabak à Pfd. roh in Blättern	300 " " 1/4 " "

Dem Berichte des Directors der Colonie Santa Cruz bis zum 30. August 1852 entnehme ich Folgendes:

„Bis jetzt sind die Ernten noch nicht in großartigem Maßstabe gewesen, da nicht hinreichend Land urbar gemacht sein konnte, doch steht von der jetzigen ersten Pflanzung vom September ein außerordentlich hoher Ertrag zu erwarten. Alles arbeitet mit dem größten Eifer und Anstrengung, um bald zu klären und die Ansiedlungen zu vergrößern. So konnten bisher schon Parzellen Bohnen, Tabak in Rollen und Blättern, wie auch Quantitäten Speck von den Colonisten nach Rio Rordo, ferner Lebensmittel und Sämereien an die neuangekommenen Colonisten, wie auch nach dem Districte do Colto und dem Farinal verkauft und geliefert werden.“

Das Vieh ist drüben ausgezehnet schön und sehr billig:

Ein gutes Pferd	7 bis 10 span. Thlr.
Ein Maulthier	10 bis 12 " "
Ein Schlachtochse	6 " 8 " "
Ein Zugschse	8 " 9 " "
Eine Kuh mit Kalb	8 " 9 " "

Die Zucht der Schweine und deren Mastung ist ein besonders guter Erwerbszweig der Colonisten in Santa Cruz, da das fette Vieh ungemein hoch bezahlt wird.

In dem bereits erwähnten Berichte heißt es: „Gegenwärtig (nämlich bis zum 11. August 1852) ist in der Colonie folgender Viehstand: 43 Pferde, 23 Maulthiere, 32 Milchkühe, 4 Gespanne Zugochsen mit 1 Carreta, 3 Gespanne Zugpferde mit 3 vierrädrigen Wagen, welche den Transport zum Handel beschaffen, endlich noch 500 Schweine zur Mast und Zucht.“ Gewiß ist aber, daß der Viehstand inzwischen sich bedeutend vermehrt hat, da nach der Zeit der Berichtserstattung sich die Zahl der Colonisten bedeutend vergrößert hat.

Reich an Holz ist der Urwald, dessen Schätze noch keineswegs erkundet sind; die von mir auf Hamburg gebrachten Hölzer sind zu allen feinen Holz- und Werkzeugarbeiten geeignet gefunden, in Folge dessen ich meinen dortigen Bevollmächtigten den Auftrag erteilt habe, größere Quantitäten auf hier zu verladen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß diese Holzarten einen guten Ausfuhrartikel bilden.

ter wohl mehr
gen, Hafer
arten gebel-
in Santa Cruz
und Jaritelt.
und üppig; erst
gehörig gedeihen,
auf fast bei-
rovins nößigen
erika bezogen;
fter Zeit nicht
werden; zu ver-
es fehlen bis
tung des Aders

Außerdem sind in einem großen Ueberflusse alle zum Haus-, Mühlen- und Schiffsbau geeigneten Hölzer vorhanden.

Nichts wird von der Regierung unterlassen, was zur Förderung der jungen Colonie beitragen kann; neuerdings ist eine nicht unbeträchtliche Anzahl Schafe und Vöcke angekauft worden, um in der Nähe von Porto Alegre nach Anleitung und unter Aufsicht eines deutschen Schafmeisters zu versuchen, die feineren Schafe auch in Brasilien einheimisch zu machen. Zu gleicher Zeit ist man darauf bedacht, den Verkehr durch Räumung des Flußbettes des Rio Pardo's zu erleichtern und diesen vollständig schiffbar zu machen. Ueberhaupt werden keine Kosten gescheut, um alle nothwendigen Einrichtungen zu treffen. Erst im vorigen Jahre sind 3,054,380 Reis zur Erbauung einer protestantischen Kirche und eines Schulgebäudes für den Elementarunterricht bewilligt worden.

Wie günstig die dortigen klimatischen Verhältnisse sind, geht aus dem Umstande hervor, daß, laut Bericht des Colonie-Directors, im Anfange des vorigen Jahres nur einzelne Krankheitsfälle, jedoch seit dem 1. November, wo ein Knabe von einem Baume erschlagen, keine Todesfälle vorgekommen sind.

Was nun die Arbeiten eines Colonisten anbetrifft, so stelle man sich dieselben nur nicht so gar schlimm vor, wie sie zuweilen, irriger Ansicht nach, geschildert werden. Es ist gewiß eine schwere Arbeit, die Bäume des Urwaldes zu fällen, doch muß hier im Vaterlande oft noch zehnmal härtere Arbeit geleistet werden, die dennoch das Leben kaum fristet und zur Bestreitung der Abgaben ausreicht. Wenn der Colonist in seinem Walde arbeitet, ihn fällt und brennt, so erwächst ihm dadurch ein reichlich lohnender Ertrag, dessen er sich ungehindert erfreuen kann; jeder Arbeiter verbessert sein freies Eigenthum und bringt ihn in kurzer Zeit zu einem gewissen Wohlstande.

In den ersten Jahren ist die Arbeit schwieriger als späterhin, da das Fällen der Bäume als Hauptsache zu betrachten ist. Auf dem frisch gebrannten Acker beginnt das Unkraut erst nach 2 bis 3 Jahren zu treiben, während welcher Zeit die Reinigung nicht nothwendig ist, alsdann aber muß die Pflanzung mindestens einmal im Jahre mit der Hacke durchgenommen werden. Obgleich diese Arbeit allerdings nicht schwer ist und deshalb meistens den schon etwas größeren Kindern zugetheilt wird, so ist sie dennoch sehr zeitraubend und trägt dazu bei, daß der Colonist bei jährlicher zweimaliger Pflanzung und Ernte — will er sein Geschäft gehörig durchführen — unausgesetzt zur angestrengten Thätigkeit bereit sein muß; dafür genießt er aber auch zur Belohnung den großen Ertrag, der ihn bald zu einem gewissen Wohlstande führt.

Der Arbeitslohn für freie Schwarze und Eingeborne beträgt monatlich, mit Einschluß der Beköstigung, 6 bis 8 Piaster. Der Deutsche arbeitet nicht in Tagelohn, weil ihm seine Arbeit auf der eigenen Colonie mehr einbringt. Nach seiner Ankunft hat der Ansiedler ungefähr folgende Arbeiten zu verrichten.

Langt er z. B. am 1. September auf seiner Colonie an, so baut er die Hothütte in 4 bis 5 Tagen, räumt eine kleine Strecke Land zur raschen Erzielung von Gemüsen und hauet bis zum 1. October fortwährend Wald nieder. In den folgenden Wochen besorgt er Vorarbeiten zum Hausbau, vom 24. bis 1. November wird das niedergeschlagene Holz gebrannt und zusammengehauen, so daß das Land mit einem Quart Bohnen, unterseht mit Mais, ferner $\frac{1}{2}$ Quart Mais mit Kürbissen unterseht und endlich der Rest mit Kartoffeln, Bohnen und Gemüsen bepflanzt werden kann.

Vom 10. bis 24. November wird wieder eine Strecke Wald niedergehauen, gegen Ende December gebrannt und Mais, Bohnen und Kartoffeln gepflanzt. Die Zwischenzeit nehmen die Arbeiten beim Hausbau in Anspruch, wie auch mit der leichten Umzäunung der Pflanzungen begonnen wird.

Die Ernten fallen gewöhnlich in December, Januar, März und April.

Der Roggen wird im Mai, Gerste und Hafer werden im Juli geerntet. Der Baumwollensame kommt im Juni in den Boden, Mandioca legt man zwischen Mais in der ersten Pflanzung. Orangen- und Marmellinen-Siedlinge werden im Mai gepflanzt. Erstere tragen nach 2 Jahren, letztere schon im ersten Jahre. An Früchten sind noch Ananas, Brom- und Erdbeeren zu erwähnen, deren Pflanzung im Frühjahr vorgenommen wird.

Äpfel, Birnen und Pflaumen werden oben auf der Serra gezogen, sind jedoch sehr selten und in Santa Cruz noch gar nicht angepflanzt.

Die Kartoffeln der ersten Pflanzung halten sich nicht besonders, die der zweiten hingegen ganz vorzüglich, ebenso die Kürbisse, die einen ganz außerordentlichen Ertrag gewähren, und deshalb von den Colonisten vorzüglich geschätzt werden. Sie erlangen oft ein Gewicht von 50 Pfd. und sind sehr mästend für das Vieh. Die feineren Sorten werden gegessen, sind sehr gesund und nahrhaft.

In den Wintermonaten werden, außer den geringen Pflanzungen, die Äuene vollendet, der Bau des Hauses betrieben, die Reinigung der geernteten Bohnen und Entförmung des Mais und sonst vorfallende Nebenarbeiten vorgenommen. — Ich kann nur wiederholen, daß der Colonist in Santa Cruz an ein ruhiges bequemes Leben nicht so bald denken kann, und daß die Arbeitskräfte dräben anhaltend in Anspruch genommen werden. Auf der andern Seite dagegen wird aber auch seine Thätigkeit reichlich belohnt, da man Alles, was man verdient, sein Eigenthum nennen kann und die Einnahme durch seine Abgabe geschildert wird. Mit welchen Erfolgen die Thätigkeit in Santa Cruz gekrönt wird, geht aus einzelnen Beispielen hervor. Ich führe die Colonisten Pohl aus Schlesien, Mandler aus Medlenburg, Reif*, Velten und Haar aus der Moselgegend an. Sie sammtlich langten mit erschöpften Mitteln gegen Anfang des Jahres 1850 in Santa Cruz an, besitzen jetzt gute und nette Häuser, einen guten Hausstand, schöne große Pflanzungen und neben einem guten Viehstand auch bares Geld. Kann denn ein deutscher Handarbeiter solche sich im Vaterlande in 10 Jahren verschaffen? Ich glaube mit vollem Rechte ein entschiedenes Nein sagen zu dürfen. Noch viele brave Colonisten könnte ich in obiger Bezeichnung namhaft machen; das bis jetzt noch nicht ein einziger Klagefall beim Schiedsrichter vorgekommen ist.

In St. Cruz ist der Colonist sein eigener Herr und weil er nun eben als freier Mann und nicht unter besorgter Vormundschaft da steht, lernt er sich selbst schätzen, seine Kraft kennen und derselben fest vertrauen. Er lebt bei seiner Arbeit froh, weil er mit Erfolg arbeitet, und weiß, daß er seinen Kindern einst ein schönes großes Grundeigenthum hinterläßt.

Wer nun den festen Willen nicht hat, ein oder zwei Jahre Entbehrung mannigfacher Art zu tragen, wer nicht die moralische Kraft in sich trägt, sich neuen unbekannten Verhältnissen anzuschließen und allen Vorurtheilen und Gewohnheiten zu entsagen, wer endlich dräben ernten will, ohne zu säen, der bleibe ruhig daheim; wer sich aber entschlossen hat, den großen Heimathstausch auszuführen und nach St. Cruz überzusiedeln, der gehe fest und unverzagt vorwärts, lasse sich durch Nichts in seinem Vorhaben wankend machen. — Gewiß ist, daß er für seine Thätigkeit einen reichen Lohn dräben finden wird.

Die Regierung der Provinz Rio Grande do Sul scheut keine Opfer, um den Colonisten ein rasches und gutes Fortkommen zu sichern, will daher aber auch nur rechthche und arbeitsame Menschen aufnehmen. Laut Dekret vom 5. Dec. 1851 bin ich von der mehrfach bezeichneten Regierung zum bevollmächtigten Agenten ernannt und damit beauftragt, Sorge zu tragen, daß nur unbescholtene, Ackerbau und Gewerbe treibende Auswanderer, die sich durch Papiere ihrer resp. Regierung mir gegenüber auszuweisen im Stande sind, nach St. Cruz abgeordnet werden **).

Bevor ich zu der Mittheilung der gesellschaftlichen Bedingungen, unter welchen die Ansiedlung in St. Cruz stattfindet, übergehe, will ich einer häufig sich geltend machenden Ansicht gedenken.

Von mancher Seite wird behauptet, daß eine Uebersiedlung nach St. Cruz bedeutend mehr Geldmittel erfordere, als zu gleichen Zwecken nach Nordamerika nothwendig sei. — Nichts ist leichter, als eine

*) Siehe dessen Brief in Nr. 51 v. J. Seite 202 des „Colonisten“, und den Brief des Peter Theos in nämlicher Nummer; ferner die Briefe in Nr. 36 Seite 142 und in Nr. 37, S. 148.

**) Für die Schweiz ist bevollmächtigt: das Auskunfts- und Beförderungs-Bureau nach Nord- und Südamerika in Rapperschwil, Ct. St. Gallen.

aude besonders
Durchmesser hal-
unentbehrliche
Resse erfordern.
digo wird jetzt
daß das großar-
le folgt:
3 1/2 Br. Grt.
4 1/8 " "
1 1/2 " "
3 " "
1/4 " "
Cruz bis zum
ttem Maßstabe
in konnte, doch
wer ein außeror-
n größten Eifer
blungen zu ver-
Tabak in Rol-
an den Colonisten
den neuange-
Colto und dem
r billig:

ein besonders
das fette Vieh
„Gegenwärtig
folgender Vieh-
Gespanne Zug-
solerrährigen Wa-
endlich noch 500
ß der Viehstand
er Zeit der Ve-
vergrößert hat.
noch keineswegs
Hölzer sind zu
funden, in Folge
n erhält habe,
Uebergerzeugung zu
hrartikel bilden.

gewissenhafte Parallele zu ziehen, aus welcher die Grundlosigkeit dieser Behauptung von selbst folgt.

Nachstehende Angaben werden zur Widerlegung dienen.

Eine Familie, bestehend aus vier erwachsenen und zwei un-
erwachsenen Köpfen, bedarf zur Reise nach den Ver. Staaten und zur
Begründung ihrer Niederlassung folgende Summe:

Passage nach New-York	Pr. Thlr. 200
Passage von New-York nach Iowa und Aufenthalt bis zur Wahl und Ankauf eines Grundstücks	" " 100
Ankauf von 60 Acres (100 Morgen) guten Landes in der Nachbarschaft eines Marktes	" " 240
Ankauf von Ackergeräth und Sämereien	" " 60
Unterhalt auf ein Jahr, niedrig angeschlagen	" " 150
	Pr. Thlr. 750

Zieht dagegen dieselbe Familie nach St. Cruz, so kommen fol-
gende Auslagen in Betracht:

Passage von Hamburg nach der Colonie	Pr. Thlr. 340
300 Morgen Land	" " —
Ackergeräth	" " —
Sämereien	" " —
Lebensmittel auf 1 Monat	" " —
Lebensmittel auf 3 Monate, sehr hoch angeschlagen	" " 75
	Pr. Thlr. 415

Aus diesen vergleichenden Angaben geht hervor, daß eine Nie-
derlassung in St. Cruz um 335 Thlr. Pr. Crt. billiger, als den Ver.
Staaten sich stellt, des Umstandes nicht zu vergessen, daß die erwähnte
Familie statt 100 Morgen 300 Morgen des besten Bodens als freies
Eigenthum besitzen wird; ferner daß die Einwanderer gleich nach An-
kunft in Rio Grande von der dortigen Regierung in Schutz genom-
men und unter Obhut mehrerer Bevollmächtigten nach der Colonie be-
fördert werden, während in den Ver. Staaten Nichts dieser Art ge-
schieht und der Ankömmling allen möglichen Prellereien ausgesetzt ist.

Jeder Unbetheiligte kann daher selbst urtheilen, ob die durch
Spekulanten und Lohhübler zur Mode erhobene Auswanderung nach
den Ver. Staaten, oder vielmehr die von mir vertretene nach Rio
Grande do Sul die meisten Vortheile bietet.

Verschiedenes.

— Die Gemeinde von New-York ist gewissermaßen bevögelt
worden; denn es hat sich herausgestellt, daß in den letzten Jahren
die schändlichsten Betrügereien von Mitgliedern des Gemeinderathes
verübt worden, und die Sache ist also so weit gediegen, daß der Se-
nat des Staates New-York eine Bill erlassen, welche die Befugnisse
des Gemeinderathes in Geldangelegenheiten sehr beschränkt und solche
schonende Mißbräuche für die Zukunft verhindert. — Ist nichts Neues,
das Betriegen in New-York.

— In Virginken will man in Zukunft keine freien Neger mehr
dulden. Alle jene, welche nach 5 Jahren noch im Staate befin-
den, sollen dem Meistbietenden von Neuem verkauft werden. Die
Skaven sind wieder sehr im Werthe gestiegen und werden bis 1000
Dollars bezahlt. Es sind also noch keine Anzeichen vorhanden, daß
der Sklaverei in den südlichen Staaten der Union Inhalt gethan
werde, wie dies z. B. in Brasilien geschieht.

— Aus Kalifornien schreibt man: Das Sacramentothal
ist in seiner ganzen Ausdehnung in einen See verwandelt. So glück-
lich in allen Fluththälern und bei Postabgang fliegen überall die Gewässer.
Viele Goldgräber sind Hungers gestorben, da der grundlose Schnee
sie von allen Städten oder Menschenvohnungen abschneidet. Zelte,
Hütten und Blockhäuser wurden von Lawinen zertrümmert, und die
Fischkillinge mußten sich Höhlen in den Bergwänden suchen oder gra-
ben. Zum Hunger haben sich Fieber und andere Seuchen gesellt. —
In Nevada sind viele erfroren.

— Pfarrer Kersch zu Dayton (in Ohio), steht seiner Ab-
setzung entgegen, weil seine Gemeinde keinen Seelforger behalten will,
der nicht an Hölle und Teufel glaubt.

— Aus Australien schreibt man, Alles sei dort sehr theuer;
Menschenleben sei der billigste Artikel, und wer nach 9 Uhr Abends
ausgehe, könne darauf rechnen, daß er ausgeraubt werde. „Kurz
der Ort ist eine Hölle auf Erden,“ schreibt ein reicher Gentleman,

der letzten Herbst eine Lustreise nach Australien unternahm, „aber
Geld, Geld, Geld ist hier wie Straßenkoth.“ (Weser: Jtg.)

— In New-York sammelt man Unterschriften zu einer Sup-
pplik an den Senat und die gesetzgebende Versammlung des Staates
New-York, in welcher der Wunsch einer Abänderung der strengen
Sonntagsfeier ausgesprochen wird, daß Jeder den Sonntag in
seiner eigenen Weise feiern dürfe, insofern dadurch keiner seiner
Mitbürger beeinträchtigt werde. Zugleich wird die Annahme eines
Gesetzes erbeten, welches die Eisenbahnen ermächtigt, zu billigeren
Preisen Sonntagsfahrten anzusehen.

Neuestes. Die Berner Zeitung Nr. 52 vom 22. Februar
bringt einen Brief von einem J. J. Strätt aus Rio de Janeiro d. d.
13. Januar 1853. Dieser Brief warnt vor der Ansiedlung in Dona
Francisca und vor den übrigen Colonien in Brasilien und rathet da-
gegen den schweizerischen Auswanderern an; nach Nordamerika aus-
zuwandern. „Der Fluch der alten Feudallasten, der die Völker Eu-
ropas Jahrhunderte lang niederbrückte, läßt die Colonisten in Bra-
silien nie auf einen grünen Zweig kommen,“ besagt der Brief. Ueber
Dona Francisca ist der Verfasser des Briefes sehr böse, namentlich
beklagt er, daß die „Freiheit“ fehle, weil der Colonist, der auf Ko-
sten des Hamburgervereins nach Dona Francisca spehrt worden sei,
sich nicht wieder ab der Colonie entfernen dürfe, bis seine Vorschüsse
gänzlich abverdient seien. Der Colonist sei deswegen nicht ein freier
Mann. „Nein,“ sagt der Briefsteller an die Berner-Zeitung, „er
muß für ihn (den Hamburgerverein) arbeiten, so lange er nicht das
Hefegeld und die sonstigen Vorschüsse an Geld, Lebensmittel, Werk-
zeug nebst Zinsen zurückbezahlt hat. Man hat uns sogar versichert,
daß einige dieser Unglücklichen, die von der Colonie entfliehen wollten,
aber wieder eingefangen wurden, öffentlich ausgepeitscht worden wa-
ren. Verbürgen wollen wir aber diese Extravaganz nicht u. s. w.“
Gesetzt aber auch, Hr. Strätt würde dies Alles verbürgen. So ent-
setzlich streng finden wir das nicht, wenn der Colonist aufgehalten
wird; seine Schuld abzubezahlen und sich nicht bei ehester Gelegenheit
aus dem Staube macht, wie mancher Taugenichts aus Europa. Muß
jeder ehrliche Mann ja auch hier seine Schulden abbezahlen und Nie-
mand kommt es in den Sinn, deswegen zu klagen, die „Freiheit“
sei gefährdet.

Wir hegen kein besondres Interesse oder Vorliebe oder Vor-
urtheil weder gegen noch für Nord- oder Südamerika, sondern haben
uns die Aufgabe gestellt und werden jederzeit fest daran halten, aus
dem Schlenkerian herauszutreten, den gewisse Auswanderungs-Schrif-
ten und Agenten befolgen, um der Wahrheit gemäß alle trans-
atlantischen Ansiedlungsgebiete zu besprechen und zu erhehlen. Aber
Hrn. Strätt möchten wir fragen, ob er eben so wahrheitsgetreu und
unparteiisch im wahren Interesse der Auswanderer geschrieben habe,
und warum er denn nicht selbst in Nordamerika geblie-
ben sei, da er zuerst nach dorthin ausgewandert war. Wir müssen
ferners bekennen, daß der Brief in der Berner-Zeitung einigen Ein-
druck auf uns gemacht, bis wir die Unterschrift „J. J. Strätt“ ge-
lesen haben; daß sich aber dann dieser Eindruck bald verwischte bei
einer derartigen, nichts weniger als glaubwürdigen und ehrenhaften
Autorität. Strätt war früher Lehrer der nachuntersten Klasse in Zns.
Eine — wir schämen uns, es sagen zu müssen — abominable Krank-
heit (Syphilis) verhinderte ihn zum fernern Schuldienst. Nach deren
Genesung kam er nach Bern und studierte Jurisprudenz. Auch in die-
sem Fache schlen ihm die moralische und politische Lust nicht zu be-
gaden, denn an einem schönen Morgen gab er Hefegeld und flüchtete
sich nach Nordamerika. Seine Frau, die ihm ein schönes Vermögen
eingebracht hatte, ließ er im Stiche. Auch in dem Boden der Union
schlen diese unkräftliche Pflanze nicht gedeihen zu wollen, denn er be-
gab sich nach Südamerika. Und von Rio Janeiro aus begelert er
nun sein neues Vaterland. Dies ist der Correspondent der Berner-
Zeitung. Käme Strätt wieder nach der Schweiz zurück, so würde es
ihm ergehen, wie seinem Collegen, Lehrer Schori aus Bremgarten,
der sich mit Strätt — wir sagen es ungerne von diesen misanthropen
Eingekerkerten — aus dem Staube und zu gleicher Zeit mit ihm nach
Nordamerika gemacht hatte. Auch diesem beagte Nordamerika nicht.
Er kam nach der Schweiz zurück und wurde in Bären — ver-
haftet. Dies möge Strätt lesen und sich es merken, da der Colo-
nist nach beiden Amerika hinföhmt.

Der Colonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.



Jahr-Abonnement 6 Fr.
Halbjahr-Abonnement 3 „
Viertelj.-Abonnement 1 „ 50 C
Einrückungsgebühr 14 C die
einspaltige Zeile. Bei
mehrmaliger Wiederholung
tritt eine Preisermäßigung
ein.

Wahrheitsgetreue Original-
briefe und belehrende Auf-
sätze über Amerika, franco
an die Redaction gesandt
finden jederzeit unentgeltliche
Aufnahme.

Nr. 9.

Bern, den 4. März.

Dritter Jahrgang. 1853.

Das Auswanderer-Haus zu Bremerhaven*).

(Hierzu folgt das Auswanderer-Haus in einem Bildniß als Beilage zu Nummer 9 des „Colonisten.“)

Kein, auch nur oberflächlicher Beobachter des Bremerischen Handels, kann es verkennen, welchen Aufschwung derselbe im Allgemeinen durch das Hinzutreten der Auswanderung genommen hat, und wie für alle Folge der regelmäßige Zug einer starken Auswanderung über Bremen, als wesentlicher Moment der fortschreitenden Blüthe der Bremerischen Rheederel und damit zugleich der Selbstständigkeit des deutschen Welt-handels angesehen werden muß. Dies haben sowohl die Behörden der Stadt, wie ihre Kaufmannschaft in vollem Maße erkannt und gewürdigt. Unendlich Viel ist von beiden Seiten geschehen, um die- jenigen Gebrechen, die in früheren Zeiten diesem Geschäftszweige in Bremen, wie gegenwärtig noch in den ausländischen Auswanderungs- häfen, anklebten, zu beseitigen. Die Wohlfahrt und Sicherheit der Auswandernden sowohl während ihres Aufenthalts in der Stadt und in Bremerhaven, als auch während ihrer Einschiffung und ihres Ver- weilens auf den Schiffen bilden einen Gegenstand unausgesetzter Für- sorge für Behörden und Kaufmannschaft, die es nicht bloß eine Noth-wendigkeit erachten, den auf diesem Wege erlangten guten Ruf sich auch für die Zukunft zu sichern, sondern die auch ihren Stolz darin setzen, dem gesammten Deutschland dadurch einen wichtigen Dienst zu erzeigen und ihre Pflicht, als Deutsche, zu erfüllen.

So mußte sich denn auch ihre Aufmerksamkeit auf die bessere Ver- herbergung und Verköstigung der Auswanderer an dem Orte ihrer Einschiffung wenden; die Kaufmannschaft Bremens war es, welche die Nothwendigkeit erkannte, zu Bremerhaven ein großartiges Etablisse- ment zu gründen, welches allen blühenden Anforderungen der Aus- wanderer, sowohl hinsichtlich ihrer Pflege, als die Billigkeit der Preise entsprechen sollte, und so entstand durch die Geldunterstützung derselben im Jahre 1849 das Auswanderer-Haus.

In bequemer Lage zwischen dem Hafen und dem Landungsplatze der Dampfschiffe hat es 177 Fuß Fronte bei 110 Fuß Tiefe, und be- steht aus Frontgebäuden und zwei Flügeln, welche durch eine verdeckte, 90 Fuß lange Halle, verbunden sind; im Souterrain befindet sich die Küche mit Dampfapparat, durch welchen 3500 Portionen Essen auf einmal zugerichtet werden können; gegenüber der Küche befinden sich die Lagerräume, behufs Aufnahme des Auswanderergeräths, welches an einem Plage gelandet, wohin Pferde und Wagen gelangen können,

unentgeltlich nach dem Lagerraum gebracht und ebenso bei der Abreise des Auswanderers, ohne irgend welche Vergütung, längs Seite des Schiffes geliefert wird.

Im Souterrain sind außerdem die Räume, in welchen die am Hafen beschäftigten Arbeiter das Mittagessen einnehmen, so wie solche, welche zur Aufbewahrung von Provisionen erforderlich sind.

In der Parterre-Etage ist das Bureau, Wohnung des Inspektors, Schiffschiffers, drei Lazareth-Säle, Wohnungen des Lazareth-Aufse- hers und der Aufseherin, Zimmer zur Spelung der Matrosen, Re- staurations-Zimmer, ein großer Saal zur Schenke. In der Mitte des Haupt- gebäudes liegt die Kapelle, welche 400 Personen zu fassen vermag, worin der Gottesdienst regelmäßig Sonntags zweimal und während der Woche, je nach Bedürfnis, Morgens und Abends abgehalten wird.

Ueber dieser Etage folgen in zwei andern die 13 Fuß hohen Säle zum Logiren der Passagiere; dieselben sind 60 Fuß lang und 40 Fuß breit, in der Mitte stehen die Schlafstätten in 7 Fuß hohen Verschlägen, und in kleinen Abtheilungen gesondert, um das Trennen der Geschlechter und einzelner Familien zu erleichtern.

Außerdem befinden sich auf jedem Saale hauptsächlich Bänke und Tische, damit die Bewohner eines solchen ihre Speisen dafelbst ein- nehmen, und auch des Tages über sich darin bequem aufhalten kön- nen. — Auswanderer, welche schon am Bord der Schiffe Aufnahme gefunden haben, in dem Auswanderer-Hause aber beschäftigt werden sollen, finden Aufnahme in einem großen, zu diesem Zwecke reservirten Saale, der 400 Personen zu fassen vermag, — genügt aber dieser nicht, so kann auch der Schenksaal für gleichfalls 400 Personen benutzt werden. Für solche Auswanderer aber, denen das Wohnen mit vielen Andern auf einem Saale nicht conventirt, oder welche noch nicht im Besitze ihrer Zeit-Mitteln sind, können für circa 100 Personen einzelne Zimmer zur Verfügung gestellt werden, welche mit allem Nothwendi- gen durchaus versehen sind.

Vor jedem Saale ist ein Waschzimmer; das Wasser wird durch Dr.-Pumpen in alle Theile des Hauses geleitet, die Wäsche der Kleidungsstücke aber in einem besondern Waschkhause besorgt, und das Trocknen derselben auf den Wänden des Hauses bewirkt.

Jeder Saal hat seinen besondern Wärter, der auf Ordnung und Reinlichkeit achtet.

Die Treppen sind sämmtlich von Sandstein, so daß auch bei Brandfällen für die Bewohner des Hauses keine Gefahr entstehen kann, ersens weil jeder Saal seine eigene durch starke Brandmauern geschützte Treppe hat, und zweitens jedes Zimmer des Hauses aufs prompteste

In einer spätern Nummer werden wir auch die Hausordnung, die Verpflegungs- vorchriften und das Reglement für die Wärter des Auswanderer-Hauses mittheilen.

aus den oben im Hause befindlichen Wasser-Reservoirs unter Wasser gesetzt werden kann.

Die Lazarethe sind mit 35 Betten versehen; die Geschlechter werden getrennt und sind zwei tüchtige Aerzte, wie Krankenpfleger und Pflegerin angestellt.

In dem 198 Fuß langen Nebengebäude ist das vorerwähnte Waschlocal, so wie 72 Privets, Wohnung des ersten Kochs, des Kutschers, Stallung für Pferde und Wagen-Remise.

Der innere Hof im Hauptgebäude ist circa 90 Fuß lang und ca. 50 Fuß breit, unter demselben befindet sich eine Cysterne, welche circa 400 Orkist Wasser hält.

Die Beschäftigung der Auswanderer, der Matrosen, der Arbeiter und des Haus-Personals besteht in:

Morgens: Kaffee, Zwieback, Butter und Schwarzbrot.

Mittags: frischem Ochsenfleisch oder geräuchertem Speck, mit Suppe und Gemüse, als: Erbsen, weiße Bohnen, Scheldbergerste, Reis, Kartoffeln u. c.

Abends: Thee, Zwieback, Schwarzbrot und Butter.

Wer das Schwarzbrot nicht gern isst, erhält dafür auf seinen Wunsch Weißbrot und wer einen besseren Mittagstisch als Braten u. wünscht, kann auch diesen, gegen Vergütung erhalten.

Das Auswanderer-Haus wurde im Jahr 1851, Alles in Allem, von 142,980 Personen besucht, durchschnittlich täglich 394 Personen.

Landreise nach Californien.

(Fortsetzung.)

7.

Nachdem wir nun alle unsere Mittel aufgebraucht, war es Zeit, sich nach dem Golde umzusehen. Dies war die erste Goldgrube, die den Namen Venas Point führte, und hier waren 350 Zelte aufgeschlagen, die alle, an den Bergen hängend, wie Schwalbennester aussahen. Meine Reugier, den unerschöpflichen Goldreichtum zu sehen, und die Hoffnung, selbst einen guten Antheil davon mitzunehmen, wurden immer größer; was aber fand ich? Krämerel in Masse, aber wenig Gold in den Gruben, und das wenige, welches die Gräber mit schwerer Arbeit zu Tage förderten, verschluckten die habgierigen Krämer, deren Gewinn ungeheuer war. Das Pfund Mehl kostete 1 Dollar 25 Cents, das Pfund Kaffee, Zucker, Salzstiel, Zwieback, Reis, Alles einen Doll., obwohl in Sacramento-City, nur 125 Meilen weiter unten am Sacramento-Fluß, 100 Pfund Mehl nur 9 Doll. und alles Andere im Verhältniß kostete.

Da man sich so viele falsche Vorstellungen von dieser Goldregion gemacht, so will ich eine wahrheitsgetreue Beschreibung derselben geben. Das Gold befindet sich da, wo die Berge anfangen, im Thal ist nichts zu finden. Die Berge aber sind sehr steil, fast senkrecht, und es ist nichts Seltenes, Berge von einer Meile Höhe und mehr zu sehen. Näher an dem Fluß erheben sich Felsen, zuweilen 50 Ellen hoch, alle mehr oder weniger steil, oft ganz senkrecht, und zwischen diesen vulkanischen Felsen findet sich die durch die starken Regengüsse von den Bergen herabgeschwemmte Goldernie. Wo diese Felsen aufhören, hört auch das Gold auf. Nun muß der Goldjäger zwischen diesen Felsen herumkriechen, und die goldhaltige Erde mit der Hacke oder Schaufel zusammentragen, in einen Sack füllen und hinab nach dem Fluße tragen, wobei er sich wohl zu hüten hat, daß er von einem Felsen richtig auf den andern springt, wenn er nicht riefiren will, Hals und Beine zu brechen. Hat er nun seinen Sack mit Erde bis zum Fluß, eine Entfernung von 100—250 Schritt gebracht, so muß er die Erde im Goldwäscher waschen. Der Goldwäscher hat ungefähr die Form einer Kinderwiege; an dem obern Theil ist ein Kasten mit einem Sieb von Eisenblech, dessen Löcher so groß wie ein 3- oder 6-Centstück sind. Die Erde schüttet der Goldgräber nun aus dem Sack in den Kasten (das Gewicht derselben ist gewöhnlich etwa 40 Pfund), dann wlegt er mit der einen Hand, während er mit der andern Wasser schöpft und aufgießt, bis die Erde abgewaschen ist. Die Steine, die nicht durch das Sieb durchgehen, werden durch Aufheben der Maschine herausgeworfen, und wenn die Erde und der Sand durch das beständige Schaufeln und Wasseraufschütten abgeseiften sind, so findet sich auf dem Boden der Maschine das Gold.

Die in den Staaten gemachten und nach Californien importirten Goldwäscher waren allesamt keine 6 Cts. werth.

Was kann nur ein Mann bei dieser schmutzigen, ungesunden und anstrengenden Arbeit verdienen! Als ich an diesem Fluß ankam, war schon Alles gut ausgegraben und das Beste war schon fort. Wir trugten und die Knochen wund und verdienten die Person vielleicht 3 bis 5 Doll. per Tag. Bei diesem erbärmlichen Verdienst, der nur durch die angestrengteste Arbeit zu erringen ist, und bei den entseßlich hohen Preisen der Lebensmittel läßt sich leicht ermitteln, wie wenig Reichtum die Goldgräber zu erbeuten im Stande sind, selbst wenn sie in ihren Genüssen und Bedürfnissen sich nur auf die allernothwendigsten beschränken.

Wenn ich bedenke, wie viele Tausende hier fern von der Heimat und dem Kreise ihrer Lieben ein frühes Grab finden, so möchte ich den elenden Lügnern, die aus Speculation und Selbstsucht in allen Zeitungen ein groß Geschrei über diese unerschöpflichen Reichthümer des neuen Eldorado erhoben und durch die blendende Hoffnung auf schnell zu erwerbende Schätze so viele Unglückliche in Versuchung lockten; aus diesem Grunde meiner Seele fluchen.

Man wohnt hier in baumwollenen Häusern, schläft auf hartem Lager, zuweilen von den herabstürzenden Regengüssen befeuchtet, so daß sich Krankheiten aller Art entwickeln, und die erbärmlichste Kost ist immer noch entseßlich theuer. Rängs diesem Fluß, 200 Meilen hinauf, war alles voller Menschen, aber fast alle litten sie auch an Krankheiten, namentlich an Diarrhoe und dem Scorbut. Ich konnte also unmöglich mit meinem Ertrage zufrieden sein. Bei meinen Bemühungen, alle möglichen Erkundigungen über diese Goldregion einzuziehen, erfuhr ich, daß in dem Fluße aufwärts, zwischen den Bergen, das Gold noch zu finden sei. 17 Meilen vom Thale theilt sich der Fluß in drei Zweige, welche man die nördliche, die mittlere und die südliche Gabel nennt. Ich machte den Versuch und ging mit meinen zwei Söhnen 17 Meilen weit hinauf nach der nördlichen Gabel, versehen mit den nöthigen Geschirren.

Auf dieser Reise sah ich, wie die Menschen in den Bergen, zwischen denen jede Schlucht Gold enthält, arbeiteten; allein ihr Gewinn stand mit jenem am Hauptflusse in fast gleichem Verhältniß. Gegen Abend erreichten wir den North-Fork. Ein Berg, den wir hinabsteigen mußten, war eine halbe Meile hoch und so steil und abschüssig, daß ich mich genöthigt sah, unser Geschirr an ein Seil zu binden und vor uns nieder zu lassen, worauf wir auf unsern Hintertreffen nachrutschten.

Wir lagerten uns für die Nacht und „prospecten“ am Morgen — aber ich fand keine Spur von Gold. Das Unangenehmste war, daß wir unsern Goldwäscher an dieser Stelle stehen lassen und aus Leibeskräften arbeiten mußten, um die Spitze des Berges mit gesunden Gliedern wieder zu erreichen. Der Goldwäscher hatte mich 65 Doll. gekostet.

Auf der Rückreise nach Long's Point traf ich genug Goldjäger an, denen es ebenso gegangen wie mir. Es blieb nichts übrig, als nach Hause zu gehen, auszuruben und frischen Muth zu fassen.

8.

Am 10. März 1850 trat schönes Wetter ein. Mein Lager wurde mit Sack und Pack aufgebrochen und nach dem South-Fork transportirt. Für ein Maulthier, das mir 200 Pfund 30 Meilen weit trug, mußte ich 50 Doll. Miete bezahlen. Am 12. erreichten wir das neue Eldorado und das Resultat war wieder — Nichts.

Es schwärmte hier alles voll Menschen, die beschäftigt waren, Dämme zu bauen und Canäle zu graben, um den Fluß durch die Canäle zu leiten, damit sich das eigentliche Bett desselben trocken lege; denn in diesem Bette sollte das Gold liegen. Ich packte auf und ging fünf Meilen quer über die Berge nach dem Widdle-Fork. Mein am Feather River gesammelter Goldstaub war unterdeß den Weg alles Fleisches gegangen, obgleich er nichts Fleischliches an sich hatte, ich mußte deshalb den Packesel selbst machen. Meine Last betrug 80 Pfd., den Rest trugen meine Söhne. Eine harte Prüfung über diese steilen Berge! Obgleich ich in meinem ganzen Leben nicht auf Hosen gewandelt bin, so schien mir dieß doch die härteste Prüfung, welche mir das Geschick auferlegte.

Am Widdle-Fork fand ich eine „Bank“, welche zwar schon zum Theil umgewühlt war, aber mir doch 12 bis 16 Doll. täglich lieferte.

importierten Gold,

ungesunden und
stark ankam, war
schon fort. Wir
Person vielleicht
verbleibt, der nur
bet den eisigsten
eln, wie wenig
and, selbst wenn
die allernothwen-

ten von der Ge-
linden, so möchte
selbstsucht in allen
hen Reichthümer
de Hoffnung auf
Versuchung lock-

läßt auf hartem
en besuchet, so
erbärmlichste Kost
ß, 200 Meilen
ten sie auch an
ut. Ich konnte
Bei meinen Be-
Goldregion ein-
ischen den Ver-
Thale theilt sich
die mittlere und
d ging mit mei-
nördlichen Gabel,

in den Bergen,
; allein ihr Ver-
em Verhältnisse.
Berg, den wir
und so steil und
an ein Seil zu
f unsern Hinter-

n" am Morgen
igenehmste war,
lassen und aus
gerges mit gesun-
hatte mich 65

genug Goldjäger
ichts übrig, als
zu fassen.

ein Lager wurde
outh-Fort trans-
30 Meilen weit
erreichten wir
Nichts.

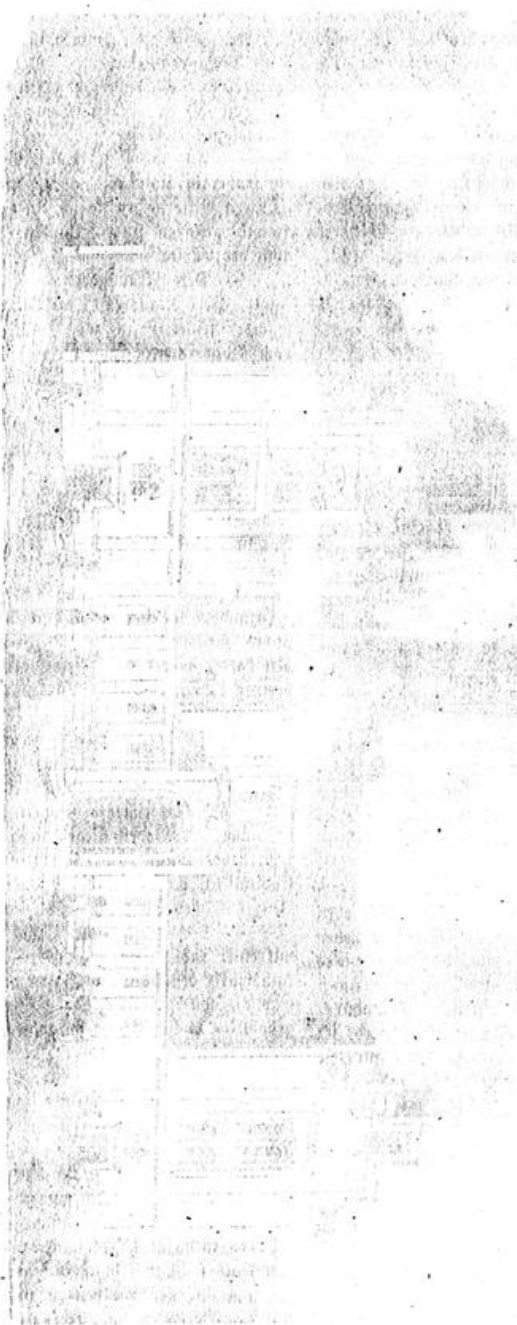
schäftigt waren,
Fluß durch die
ben trocken lege;
te auf und ging
fort. Mein am
den Weg alles
sich hatte, ich
betrug 80 Pfd.,
über diese Stellen
f Rosen gewan-
ung, welche mir

zwar schon zum
täglich lieferte.



AUSWANDERER-HAUS IN BREMERHAVEN.
(Festlage zum Colonist.)

(Lichtdruck aus dem Original)



W
De
ge
der
eln
ge

nie
zu
hal
fie
St
na
we
um
ml
sen
au
Leb
wel
rde

B

son
un
net
Um
gen
fein
der
für
Am
Ma
bea
Wi
ben
Zu
ren
ang
bal
ren
aud
ger
dar
zer
run
eln
ndi
sem

Col
von
ang
tenb
(Sa
ner
und
Ma
hin
men
und

Wie ich, thaten auch Andere. Ueberall durchkreuzten Menschen die Berge und verfolgten die Flüsse so lange, bis ihnen der Schnee Halt gebot. Die Feden in einen Kleinen geschmalt, etwas Zwieback in den Taschen, ein Beck (Hade), eine Schlype, eine blecherne Schüssel, eine Bratpfanne und ein Stück Salzfleisch, den Pack auf den Rücken gebunden, so wandert der Goldjäger umher.

Es ist wahr, man hat Gold in dieser Bergregion gefunden, aber nicht genug, um allen diesen Menschen ihre Aufopferung und Mühe zu bezahlen. Die, welche in der ersten Zeit der Entdeckung kamen, haben etwas gefunden, und wir gruben hinter ihnen das aus, was sie nicht der Mühe für werth geachtet hatten. Einzelne fanden auch Stücke, welche einen Werth von 1000—5000 Doll. besaßen; aber nach solchen Stücken zu suchen oder zu erwarten, daß man sie finden werde, wäre eben so thöricht, als sich die Augen verbinden zu lassen, um einen unbekannten Weg aufzusuchen. Dasselbe Verhältnis ist es mit den reichen Goldplätzen, welche nur durch Zufall von den Reisenden gefunden werden. Das Hauptgeschäft ist, die goldhaltige Erde auszuwaschen, und dabei hat man schwere Arbeit und ein schlechtes Leben. Tausende von enttäuschten Goldjägern treiben diese Arbeit, weil sie sich nicht mehr anders helfen können, und würden gern zurückkehren, wenn sie nur die Reisemittel besäßen.

(Fortsetzung folgt.)

Brief von Moritz Hoffmann aus Caracas (Venezuela) vom 7. Januar 1853.

Herrn Kiedge in Hamburg.

Obgleich die Reise des Flying Dutchman etwas länger war, als sowohl Sie als wir Passagiere erwarteten, konnte dieselbe doch keine ungünstige genannt werden, indem uns kein besonderer Unfall begegnete; man muß auch dem Capitain das Zeugniß großen Fleißes und Umsichtigkeit geben, obgleich er mitunter etwas mehr Freundlichkeit zeigen könnte, so habe ich doch für meine Person Ursache zufrieden zu sein. Die Einrichtung im Steerage, welche ich bewohnte, war besonders für eine lange Reise angenehm und sehr zu empfehlen, solche für 2 Personen wären für kinderlose Eheleute sehr wünschenswerth. Am 19. Dec. 1852 also in Caracas angekommen, gab sich Herr Warren, so wie Herr Zeller (letzterer war dafür von Hrn. Warren beauftragt) sehr viele Mühe, die Angekommenen in einen passenden Wirkungskreis zu bringen, welches auch innert einigen Tagen geschehen war; er hatte zwar schon einige zu bestimmen, indem diesen durch Zureden Anderer der Kopf verwirrt worden, doch Dank obiger Herren, ging alles gut. Hr. Schen befindet sich auch in einem Institut angestellt. Hr. Hsenhagen ist noch ohne Anstellung, wird aber hier bald etwas finden; er blies mehrere Tage in La Guayra. Hr. Warren gab mir Gelegenheit, das Land etwas zu besuchen. Es wird eben auch ein größeres Colonisations-Projekt von Hrn. Zeller in's Leben gerufen. Dieses, wenn es zur Ausführung kommt, bietet sehr vieles dar; ich habe das Land selbst gesehen und es würde sich für Schweizer sehr gut eignen und glaube dadurch der schweizerischen Auswanderung einen neuen Weg zu öffnen. Bis zur nächsten Post werde ich ein Mehreres wissen und mich dann weiter aussprechen und auch die nöthigen Schritte in der Schweiz thun. Ich bin stets gesund in diesem herrlichen Lande und hoffe, es auch ferner zu sein.

Empfangen Sie meine herzlichsten Grüße von Ihrem ergebenen (gez.) Moritz Hoffmann, aus Worb bei Bern.

Verschiedenes.

Am 22. Hornung Rund der im Herbst 1847 (mit seinem Kollegen J. J. Strätt nach New-York ausgewanderte) Wendicht Schori von Bremgarten vor den Rissen des Mittelandes, Bern. Er ist angeklagt der Fälschung und des Betrugs gegen Geschäftsgent Wyttenbach in Bern, im Betrage von 400 a. Fr., unter falschem Namen (Sahli), unmittelbar vor seiner Abreise nach Amerika begangen. Ferner borgte er von Hauptmann Zaugg bei'r Neubrüde einen Stuger und erhandelte unter falschem Namen von Kleiderhändler Bloch einen Mantel von 65 Fr. auf Credit des vorbelegten Hauptmann Zaugg hin, wußte bei Schneidermeister Hager (hier auf seinen eigenen Namen) für 84 Fr. 06 Ct. Kleider ebenfalls auf Credit zu erhandeln und verkaufte endlich der Gremplerin Egger seinen Hausrath um

100 Fr., worauf er sogleich 50 a. Fr., sie aber keinen Hausrath erhielt, denn Schori war auf einmal verschwunden, und die Gemeinde Schori's hatte dessen Hausrath mit Verbot belegt und gantrechtlich veräußern lassen. Im Sommer 1852 kam Schori, wie ein vornehmer Herr thugend, nach der Schweiz zurück und wurde in Bären verhaftet. Vor Rissen gibt Schori an, er habe in Amerika Frau und Kinder, befinde sich dort in guten Vermögensumständen und könne den Schaden der vordennannten Personen ersetzen. Er besitzt eine Naturalisationsurkunde, nach welcher er antern 2. Heumonat zum Bürger von New-York angenommen ist. Er wurde verurtheilt peinlich zu 15 Jahren Landesverweisung, Bezahlung der Kosten gegenüber dem Staat und Schadenersatz gegen Hager von 84 Fr., gegen Frau Egger von 50 Fr. und Wyttenbach von 500 Fr., nebst Zins seit 30. Weinmonat 1847.

Es haben sich diesen Winter mehr Schiffunglücke ereignet, als früher in manchem Jahre. Am 15. Februar ist der Postdampfer „Queen Victoria“ während eines Schneesturmes auf die Klippen bei Horw gestoßen und versunken. Viele Menschenleben gingen unter, auch der Capitain.

Der Herausgeber des „deutschen Republikaners“ in Cincinnati, Herr Klumprecht, welcher wegen eines Angriffs auf den Räuber seiner Frau zu 1 Jahr Zuchthaus verurtheilt ward, wurde vom Gouverneur begnadigt.

Die New-Yorker Staats-Ztg. meint, dem Präsidenten der Ver. Staaten, Hrn. Pierce, habe das Schicksal deswegen seinen einzigen Sohn durch den Eisenbahn-Unfall geraubt, damit er ganz und ungeheilt Vater der Nation werde.

Die Allg. Ausw. Ztg. in Rudo'stadt sagt: In Bern ist betreffend Auswanderung nichts zu Stande gekommen; Alles bleibt beim Alten. Die beiden Räte haben sich nicht einigen können; der Entscheld bleibt der nächsten Zuckung vorbehalten. Ob dann etwas geschieht, wissen die Götter.

Am 10. Febr. ging ab Havre der amerikanische Dreimaßer „Orlando“, welcher die Schiffbrüchigen vom verbrannten „St. Georg“ nicht weniger, als menschenfreundlich, aufgenommen und behandelt hatte, wieder nach New-York unter Segel, aber keine Passagiere vertrauten sich demselben an, woran sie Recht thaten.

Ein geb. Schweizer, Namens Josias Flesch, ist in New-York 124 Cedarstr. spurlos verschwunden.

Ein gewisser Hr. Jenz in New-York arbeitet mit so günstigem Erfolg an dem Problem der Luftschiffahrt, daß seine wegen der kostspieligen Experimente besorgte Frau, als der Künstler zu ihrer Beruhigung das Modell fliegen ließ, ganz entzückt ausgerufen haben soll: „Ja lieber Mann, jetzt darfst du auch das letzte Hemd verkaufen!“ Capitalisten haben für das Monopol bereits enorme Summen geboten, Jenz hat aber Alles ausgeschlagen.

Das französische Schiff „Sanfonate“ war am 30. Nov. mit einer Ladung von 200 Französischen, für den californischen Gerathemarkt bestimmt, im Hafen von Valparaiso eingelaufen. Der Capitain soll geäußert haben, er habe eine höchst angenehme Fahrt gehabt — doch soll er sehr abgemagert und bleich ausgesehen haben, woran ohne Zweifel die ängstlichen Sorgen um die Erhaltung seiner süßen Ladung Schuld waren. Es wurden Versuche gemacht, einige der Huldinnen in Valparaiso zurückzuhalten, allein sie waren entschlossen, da sie so weit gekommen, in Californien den Elephanten zu sehen. (N. A. Z.)

(Eingefandt). Wahrlich, der Colonisations-Verein von 1849 ist in der Schweiz in einer sonderbaren Stellung. Die Einen schreien, weil die Colonisten auf Dona Franclosa die ihnen von dem Verein und den Gemeinden gemachten Vorschüsse abbezahlen müssen, welches nichts als recht und billig ist; denn allenthalben ist es Geseß, freiwillig eingegangene Schulden zu bezahlen, besonders wenn man es als eine Günst erbetelt hat, dieselben contrahiren zu dürfen. Noch heute sind Hunderte bereit, solche Bedingungen anzunehmen und bitten darum. Der Verein aber durch Schaden klug gemacht, wird sich wohl hüten, ferner Vorschüsse zu machen, da sich in Deutschland genug Colonisten ohne dieses melden. Andere hingegen erheben wieder ihre Stimme, um zu schimpfen, daß die Rückzahlungen an die Gemeinden noch nicht stattgefunden haben. Diese Schreier wissen nicht, oder wollen nicht wissen, daß laut Vertrag die ersten Rückzahlungen nur am 1. Sept. d. J. geschehen sollen und 2 oder 3 Monate brauchen,

um hierher zu gelangen, und daß Hr. Weber aus Bern den Leuten gepredigt hat, sie sollen und brauchen keine Rückzahlungen an die Gemeinden zu machen.

Traurig ist es, daß in der Schweiz sich die öffentlichen Blätter so leicht verleiten lassen, über ihnen gänzlich unbekannte Gegenstände, aber nur immer in angreifender Art sich auszusprechen, ohne an der rechten Quelle zu schöpfen. Man könnte auch glauben, dieselben seien Werkzeuge gewisser und wohl bekannter Persönlichkeiten, oder machen eine Spekulation daraus, Donna Francisca anzugreifen, weil sie wissen, daß auf einen Angriff eine Erwiderung folgt, welche 15 und 20 und mehr Franken einträgt.

Es würde uns unter solchen Umständen gar nicht befremden, wenn der Verein, welcher aus den angesehensten Männern Hamburgs besteht, müde, sich von den elendesten Lumpen und Abenteurern in der schweizerischen Presse begelert zu sehen, ihre Agentur aufheben würde, um die Schweizer gemüthlich nach ihrem Eldorado von Nordamerika wandern zu lassen, wo jährlich tausende betrogen und bescholten werden und jämmerlich zu Grunde gehen, ohne daß ein Hahn darnach kräht.

— Wir entnehmen der französischen Zeitung „Le siècle“ folgenden Artikel, aus welchem man ersieht, daß die persönliche Freiheit in Nordamerika vor Kurzem noch wenig gesichert war.

Salomon Northrop ist geboren im Jahre 1808 in der Grafschaft Essex im Staate New-York; Vater und Mutter desselben waren frei. Im Jahre 1829 verheirathete er sich in der Grafschaft Washington. Gegen Ende des Monats März 1841 wurde er genöthigt, eine Reise nach New-York zu machen; auf derselben kam er in Washington an, wo er im Gasthose Gashby abstieg. Bald befand er sich unpäßlich, worauf er von den Personen, die sich um ihn sehr zu interessiren schienen, ein Getränk annahm, welches ihn bald darauf in tiefen Schlaf versetzte. Bei seinem Erwachen befand er sich in einer Scheuer, gefesselt an Händen und Füßen.

Als der Unglückliche den Sklavenhändler Burch in seiner Nähe erblickte, schrie er: Ich bin frei geboren; befreie mich meiner Fesseln! Burch nahm, anstatt einer Antwort seine Peitsche und schlug damit den Gefangenen, bis dieselbe zerbrochen war. Als Salomon sein Geschrei und seine Protestation erneuerte, nahm der Sklavenhändler eine Kugel mit neun Schillingen, ein gebräuchliches Schlaginstrument in diesem Lande, und ertheilte damit dem Unglücklichen hundert schredliche Hiebe. Der Unmensch drohte ihn zu tödten, sobald er noch einmal sage, er sei frei geboren.

Nach New-Orleans transportirt, wurde Salomon an mehrere Personen verkauft; zuletzt kam er in die Hände eines Pflanzers von Bayou-Beauf, etwa 130 Meilen von dem rothen Flusse entfernt.

Nach langer, eistähriger Gefangenschaft erschien endlich der so heiß ersehnte Tag der Freiheit; Dank sei es den Reklamationen und Bemühungen des Herrn Advocaten Henry Northrop, von welchem er auch erlöset wurde, den Namen seines Erretters anzunehmen.

Hierauf wurde von Herrn Advocat Henry Northrop und seinem Klienten Klage gegen Burch erhoben, weil er sich erkühnte, einen freien Menschen wissentlich als Sklaven zu verkaufen. Der Polizeihof von Washington wies jedoch den 18. Januar d. J. die Klage mit der Befehung ab, daß Kläger keine Zeugen hätten zur Bekräftigung ihrer Beschwerde, und daß das Eigenthumsrecht des Burch begründet sei.

Um sich zu rächen, reichte Burch nach zwei Tagen gegen Salomon die Klage ein, daß dieser im Jahre 1841 in Verbindung mit 2 Weibern ihm die Summe von 625 Dollars abgehandelt hätte. Der Mulatte wurde gefangen gesetzt. Sein Anwalt verlangte, daß über diese Angelegenheit sogleich gerichtlich entschieden würde. Burch zog alsdann die Klage zurück; Advocat Northrop wollte durchaus ein gerichtliches Urtheil erzwingen, aber der Magistrat erklärte, daß, da Burch die Klage zurückgezogen habe, die Anklage als erledigt betrachtet werde.

Anm. Wir überlassen ein solches Verfahren dem weitem Nachdenken unserer verehrten Leser.

Anzeigen.



Segei- und Dampfschiffahrt nach Amerika!

Bureau zum Schutze der Auswanderer von F. W. Seilhausen in Coblenz (als selbstständig von der Königl. Hochholländ. Regierung genehmigt).

Die Abfahrten via Bremen, Hamburg, Rotterdam, Antwerpen, Havre und Liverpool finden durch ausgezeichnete Dreimasterpostschiffe 1. Classe jeden Monat am 1., 6., 11., 15., 21. und 26. nach New-York, und im Frühjahr und Herbst jeden Monat 4mal nach New-Orleans resp. Galveston Stadt. Die Kajüten- und Zwischendeckpreise für die schönen Dampfschiffe City of Manchester und City of Glasgow, von welchen jeden Monat ein Schiff (in circa 14 Tagen) nach Philadelphia (New-York) segelt, sind außerst billig normirt und von mir ermäßigt worden. Durch die Errichtung eines eigenen deutschen Bureau's in Liverpool, vertreten durch meinen Bruder und Geschäftsführer, Herrn Heinrich Seilhausen, Nr. 8 St. Pauls-Square daselbst, ist es mir möglich, allen Auswanderern, und selbst denjenigen Agenturen und Auswanderer-Bereinen, welche mit mir in Geschäfts-Verbindung zu treten wünschen, die äußerst billigen Ueberfahrtspreise nothwendig zu können, und zwar unter Zusage einer gewissenhaften und prompten Behandlung. Die Contracte müssen möglichst vier Wochen vor der Abreise abgeschlossen und die Auswanderer im Besitze der nöthigen Consense sein. Mein Prospectus (3. Aufl.) giebt jede wünschenswerthe fernere Auskunft. —

Die Beförderung wird von jeder beliebigen Dampfschiff- und Eisenbahnstation ab übernommen.

Näheres unentgeltlich bei: F. W. Seilhausen in Coblenz.

Schiffsgelegenheiten.

Das Auskunft- und Beförderungsbureau des Unterzeichneten spehlet den 1. und 15. jeden Monats, mit Dampf- oder Segelschiffen Passagiere ausschließlich über Bremen nach allen Häfen von Nordamerika und Texas.

Auch werden jeden Monat mehrere beßens ausgerüstete und verproviantirte Schiffe von Hamburg nach Rio Janeiro, Santos, San Francisco und Rio Grande in Brasilien; La Guyara in Venezuela; nach Californien und Australien abgehen.

Die in seinen andern Seehäfen als Bremen und Hamburg zu Gunsten der Auswanderer bestehenden Geseze und Schutzgesellschaften, die vortrefliche Ausrüstung und Verproviantirung der Schiffe, auf welchen für die Leute gelocht und das Passagegeld versichert wird, empfehlen diese Einschiffungshäfen den Auswanderern ganz besonders.

Auf frankirte Anfragen wird gratis die genaueste Auskunft über die erwähnten Expeditionen, und die Begünstigungen, welche in gewissen Fällen den Auswanderern gewährt werden können, gegeben. Rapperschwy, den 1. Februar 1853.

E. de Paravicini.

Correspondenz.

Die uns aus Genf eingesandte Erwiderung über unsre Warnung: die Auswanderung über Genua betreffend, können wir nicht aufnehmen, da der Einsender seinen Namen nicht genannt haben will. Die andere Einsendung hingegen „Beleuchtung der Auswanderungsfrage“ wird in einer der nächsten Nummern erscheinen.

Depesche.

Hrn. H. in B. Die Einsendung dankbarst erhalten, hingegen bleibt der Anzeiger für amerikanische Fonds immer aus, bitte um Nachsendung. E. v. B. in R.

Der Colonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.



Jahr-Abonnement 6 Fr.
Halbjahr-Abonnement 3 „
Vierteljahr-Abonnement 1 „ 50 C
Einrückungsgebühr 14 C die
einspaltige Zeile. Bei
mehrmaliger Wiederholung
tritt eine Preismäßigung
ein.

Wahrheitsgetreue Original-
briefe und belehrende Auf-
sätze über Amerika, franco
an die Redaction gesandt,
finden jederzeit unentgeltliche
Aufnahme.

Nr. 10.

Bern, den 11. März.

Dritter Jahrgang. 1853.

Das Auswanderer-Haus zu Bremerhaven.

Hausordnung.

Zur Bequemlichkeit der Reisenden und Erhaltung der nöthwendigen Ordnung im Hause gelten folgende, nur das Wohlbefinden der Gesamtheit der Bewohner bezweckende Vorschriften:

1. Beim ersten Eintritte in das Haus meldet sich jeder Reisende mit seiner Aufnahmekarte zunächst beim Oberschaffner, welcher ihm Zimmer und Lagerstätte anweist und Logiskarte aushändigt, dann beim Gepäcksmeister, welchem Zahl, Beschaffenheit und Verzeichnung der Gepäcksstücke aufgegeben und letztere selbst übergeben werden.

Beim Transport des Gepäcks in den Lagerraum haben die Eigenthümer Hülfe zu leisten. Sie erhalten bei der Ablieferung desselben einen Gegenschchein, dessen Nummer mit der auf dem Gepäcksstück selbst befindlichen übereinstimmt. Derselbe ist zur Eintragung dem Oberschaffner vorzuzeigen.

Alle Waffen werden demselben abgeliefert; Pulver und Reibzunder in einem besondern Raume verwahrt. Auf den Wohnzimmern werden diese Sachen nicht gebudelt.

Die Reisenden behalten vielmehr nur die Kleidungsstücke und Sachen bei sich, die sie zum täglichen Bedarf und sofortigen Gebrauch nicht entbehren können, und oben auf den Schlafstellen untergebracht werden.

In Betreff der Effecten übernimmt der Unternehmer nur die Verpflichtung, die ihm übergebenen Sachen so sorgfältig, wie seine eignen, zu verwahren. Der Oberschaffner erhält über den Empfang solcher Sachen einen Schein.

2. Ueber jedes Wohnzimmer und dazu gehöriges Waschlocal ist ein Schaffner gesetzt, der für Aufrechterhaltung der Hausordnung verantwortlich ist. Er sorgt für Erleuchtung, Lüftung, Heizung und für Ausheilung der Speisen. Beschwerden sind zunächst bei ihm, dann bei dem Oberschaffner anzubringen. Bei Reinigung der Zimmer und Waschlocale leisten ihm die Bewohner Hülfe. Auf Erhaltung der Ruhe, Ordnung und Reinlichkeit im Hause und seiner Umgebung wird bestens gehalten.

3. Auf den verschiedenen Wohnzimmern ist nur den Reisenden der Aufenthalt gestattet, welche darin aufgenommen sind.

Für Abtritte ist auf der hintern Seite des Hauses gesorgt, für Nothfälle in der Nacht ist auf jedem Waschzimmer eine besondere Einrichtung, deren Reinigung am folgenden Morgen den Bewohnern des Hauses obliegt. Jede Befriedigung eines großen oder kleinen Bedürfnisses an einer andern Stelle des Hauses oder seiner Umgebung, jede Verunreinigung im oder am Hause muß vermieden werden.

4. Kranken wird auf Meldung beim Oberschaffner die Hülfe des Hausarztes und erforderlichenfalls Aufnahme im Hospital gewährt und für ihre Pflege gesorgt. Sie haben nur Arzt und Medicin zu vergüten, wenn nicht etwa der Expedient des Schiffs auch diese Kosten zu bezahlen hat.

5. Die Capelle des Hauses ist zum Gottesdienste eingerichtet, welcher nach Umständen, jedenfalls aber Sonntags durch den Capellprediger, dem überhaupt die Seelsorge des Hauses obliegt, abgehalten wird.

6. Trinkgelber dürfen von keinem Bediensteten des Hauses bei Strafe sofortiger Entlassung gefordert oder angenommen werden.

Verpflichtungsvorschriften.

7. Die Auswanderer finden für den tarfmäßigen Preis im Hause ein der Schiffs Einrichtung angepasstes Unterkommen, Schlafstelle und ausreichende Verköstigung. Für die Betteneinrichtung, Trink- und Geschirre und Geräthe hat jeder Auswanderer selbst zu sorgen. Die letzteren können nach gemachtem Gebrauch sofort in dem Waschhause gereinigt werden.

8. Zur Reinigung des Körpers ist bei jedem Wohnzimmer ein Waschlocal und für die Wäsche ein Waschhaus eingerichtet, welches ausschließlich dazu bestimmt ist. In den Wohnzimmern darf diese Reinigung nicht vorgenommen werden.

9. Das Frühstück, welches aus Caffee, Brod und Butter besteht, wird um 7 1/2 Uhr Morgens angerichtet, das Mittagessen um 12 Uhr, das Abendbrod, aus Thee, Brod und Butter bestehend, um 7 Uhr Abends.

Bei besetztem Hause wird die Verpflegung nach der von den Schaffnern angegebenen, täglich wechselnden Ordnung der einzelnen Zimmer empfangen. Die Portionen werden in dem zur Ausheilung bestimmten Raume nur gegen Vorzeigung der Logiskarte in die dazu von den Auswanderern bereit zu haltenden Geschirre verabreicht. Das Essen darf nur in den Wohnzimmern verzehrt werden.

Nach erfolgter Sättigung wird alles Uebrigbleibende ohne Ausnahme an den Schaffner abgeliefert. Es darf von den Bewohnern nichts zurückbehalten oder eigenmächtig darüber verfügt werden.

10. Beim Verlassen des Hauses empfangen die Auswanderer gegen Zurücklieferung der Logiskarte und des Gegenschceins ihr Gepäc zurück.

Landreise nach Californien.

(Fortsetzung.)

Ich arbeitete hier drei Wochen und häuften auch einige hundert Dollars auf. Aber diese Freude währte nicht lange. Ich und mein

ältester Sohn wurden krank und ich zwar so, daß ich fünf Wochen lang das Lager hüten mußte. Wir hatten beide den Scorbut. Mein Sohn curirte sich selbst mit geschabten und in Essig eingeweichten Kartoffeln; allein mein Scorbut war viel bössartiger und machte Aerzte notwendig. Drei derselben schienen von der Medizin nicht genug zu verstehen, um einer Krage ein Klystier zu verschreiben, viel weniger einen Menschen zu behandeln. Desio besser aber verstanden sie das Beutelschnelben. Fünf Meilen von uns in den Bergen praticirte ein holländischer Arzt. Ich schickte nach ihm und muß gesehen, daß dieser Mann Nähe genug hatte, mich bei seinem schon vorgerückten Alter auf meiner Felsenspitze, wo ich campirte, zu erreichen. Ich fragte ihn, ob er mir helfen könne. Er entgegnete, daß, wenn er mich nicht cure, so wolle er auch keine Bezahlung; aber in Voraus kündigte er an, daß die glückliche Cur 75 Doll. koste. Er blieb eine Nacht bei mir. Binnen 15 Stunden konnte ich wieder gehen; ich brauchte keine Medicin 3 Wochen und war von meiner Krankheit verlassen.

In den Bergen an den Flüssen entlang liegen Tausende armer Abenteurer krank an diesem oder jenem Gebrechen. Wahrlich, man sieht in dem gepriesenen Goldlande mehr Elend als Glück!

Am 12. Mai 1850 verließ ich auch diesen Ort, weil keine 2 Doll. des Tages mehr verdient werden konnten; denn die Masse von Menschen, welche dahin strömte, hatte den Platz, der ungefähr 5 Acker umfaßte, bald umgegraben. All mein Geschirr, das mich folgende Summe gekostet hatte, ließ ich zurück:

Verpackung bis dahin	50 Doll.	Eine Bidart	7 D.
Zelt und Ausrüchten desselben	50 "	Eine Holzart	10 "
Eine Quecksilbermaschine	300 "	Küchengeräthe	17 "
" geringere do.	75 "	Ein Badtigel	19 "
2 Schuppen	20 "	Eine Kaffeemühle	5 "
Summa 553 D.			

Unter denselben Umständen befanden sich alle meine Gefährten; denn diese Geräthschaften nach einer andern Mine mitnehmen zu wollen, würde mehr gekostet haben als sie werth waren. Wir reisten hinab aus der Bergregion, dem Sacramento-Thale zu. Der Marsch glück an Schnelligkeit dem der Gänse, und es dauerte 3 Tage, ehe ich das Thal erreichte.

9.

Ich hatte über meine zukünftigen Unternehmungen nichts beschloffen und meine Börse befand sich in schlechten Umständen — 170 Doll. 70 Cts. war Alles, was ich besaß, und das wollte in Californien, wo Geld zu Heu und Stroh geworden ist, nicht viel sagen.

Die Reise über die Berge öffnete die reizendsten und romantischsten Aussichten — die Höhen mit burgartigen Felsen gekrönt und der Boden ein unendliches Blumenmeer, prangend in den schönsten Farben. Im Thale fand ich Stellen, deren Graswuchs unbefruchtlich üppig war. Hier und da begann man das Land urbar zu machen; doch glaube ich nicht, daß der Feldbau hier einen raschen Fortgang nehmen wird, denn der regentlose Sommer verdorrt Alles, und nur an den Flüssen, da, wo seltsame Stellen sind, wird das nöthigste erzeugt.

Nach einer Reise von 65 Meilen traf ich am 18. März in Marysville ein. Ich trat mit meinem Sohne in eine Restauration, um ein Abendessen einzunehmen — das erste gute Mahl seit meiner Ankunft in Californien. Das Essen kostete ein Doll. per Mann, und der Unterschied zwischen ihm und dem, welches wir in den Bergen gehabt hatten, bestand darin, daß wir hier satt Kartoffeln erhielten. Ein Schüsselchen „Feuerwasser“ oder „Temperanz-Creatur“ kostete 25 Cts. Marysville ist der Verkehrsort für die ganze Gegend rund umher und hat sich wie im Nu in eine Stadt verwandelt. Aber es wohnt darin kein anderer Geist als der Schacher- und Wuchergeist. Seine Lage ist vortreflich und macht ihn zum Geschäftsorte der nördlichen Minen. Ich zählte 170 gut gebaute, aus den atlantischen Staaten hierher importirte Häuser, alles Uebrige waren Zelte. Die Stadt liegt in einem Delta, gerade da, wo der Feather-River und der Yuba-River zusammenfließen. Der Yuba verliert hier seinen Namen und der Feather mündet 25 Meilen unterhalb in den Sacramento. Segelfahrzeuge und Dampfschiffe treffen hier täglich ein. Der Yuba kommt aus denselben Bergen, die Goldstaub enthalten, aber nicht genug, um das Goldfieber zu heilen. Er theilt sich so wie der Feather-River in den Bergen in 3 Zweige, welche noch heißeres Gefälle haben sollen als das, dessen ich erwähnt habe. Nach Norden hin geht

es noch mehr Goldgruben; 136 Meilen aufwärts liegt Robbins Mine. Ich habe Viele gesprochen, die aus ihr kamen und Keiner hatte sein Glück gemacht. 217 Meilen von Marysville in den Coast Range Mountains liegt eine Mine, die Trinity-Mine heißt, aber mehr Unglück als Glück schafft. Alles, was die Goldjäger zusammentragen können, bekommen die Händler, deren Geschäft es auch ist, von diesem oder jenem Plage ein schreckliches Geschrei zu erheben und zu verbreiten, damit nur Menschen kommen, die ihnen ihre hinföbdernden Lebensmittel, welche gewöhnlich schon halb verdorben sind, um theuren Preis abkaufen müssen.

Ich beschloß, nach Sacramento-City zu gehen, das 60 Meilen abwärts von Marysville liegt. Ich wollte dort in Handelsläden Plätze für meine beiden Söhne suchen, und nahm mir vor, selbst lieber mit Zwiern und Nähnadeln zu handeln, als das Goldsuchen wieder anzufangen. Aber hier brauchte man weder Zwiern noch Nadeln. Das Dampfschiff verlangte für die 60 Meilen 15 Doll. per Person, folglich machte dieß 45 Doll. für uns Drei. Mein ältester Sohn fand Gelegenheit für uns in einem Nachen, worin wir zusammen nur 15 D. bezahlen, er aber meistens rudern helfen mußte. Wir schifften uns am 20. Mittags ein und gelangten am 22. früh Morgens an die Stadt, wo wir Anker warfen. Voll Bewunderung sah ich hier 17 dreimastige Schiffe und gegen 100 kleinere Fahrzeuge. Sacramento-City zählte schon gegen 1000 wohlgebaute Häuser mit Handel und Wandel aller Art. Aber bald zeigte es sich, daß es unmöglich sei, hier irgend eine Beschäftigung zu finden, — jeder konnte sein Geschäft selbst genug versehen. Tanzhäuser gab es im Ueberflusse, überall wurde gespielt — auch das von der Polizei Deutschlands längst verbotene Taschenspieler. Der niedrigste Spielersatz waren 5 Doll., und ich sah manchen armen Goldjäger, wie er sein Blöthen Staub, so mühselig gesammelt, dahingab — in der trügerischen Hoffnung, es vermehren zu können. Der Bankier spielt nicht, um zu verlieren. Dieses leberliche Leben wilderte mich an; schnell packte ich wieder auf und lief mit meinen beiden Söhnen zur Stadt hinaus. Hunderte von Wagen bedeckten die Straße vor mir, sämmtlich mit Vorräthen für die Goldminen beladen. Ich schlug die Richtung am American-River entlang ein. Dieser Fluß war mein Führer und lieferte mir labenden Trank, wenn der Durst mich plagte. Nachdem ich 25 Meilen zurückgelegt hatte, fand ich eine große Bank, im Englischen auch Bar genannt, wo ich 500 Mann mit Goldwaschen beschäftigt traf. Die Aussicht war hier, daß ein fleißiger Arbeiter täglich 5 Dollars gewinnen konnte.

Es war am 1. Juni. Sogleich machte ich mich an's Werk. Meine Einrichtung und alles, was zum Goldwaschen nöthig war, kostete mich 100 Doll.; indessen herrschten hier ganz andere Verhältnisse als bei meinen frühern Versuchen. Hier nämlich ist die Gegend, wo das Gold zuerst entdeckt wurde. Mein Lagerplatz war nur 25 Meilen von Sutter's Mühle entfernt, wo man die ersten Goldföhrner fand. Ich habe mit Vielen gesprochen, welche bei der ersten Entdeckung zugegen waren; aber Keiner konnte die genauen Umstände angeben. Ein Deutscher, der lange Zeit bei Sutter gearbeitet hatte, sagte mir, daß zuerst ein Indianer ein Stückchen fand, das ungefähr einen Dollar werth war, und dieß sei die Veranlassung zu weitem Nachforschungen gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Brief von E. Wälti, gew. Lehrer und Dichter in Bern. (Fortsetzung.)

Unter den bösen Seiten Amerikas figurirt auch folgendes: Die große Sonntagsheuchelei, die Umtriebe der Temperenzleute und die Loaserei. — Am Sonntag ist's in Amerika still und öde; alle Wirthshäuser sind geschlossen, und doch in jedem wird Bier und Wein gewirthet. Die Straßen vollmeln von Predigtgängern. Das Müdethum ist unbefruchtlich, zohrtreich. Nur einzig in Birmingham, einem Städtchen von 2500 Einwohnern, hat's 15 Kirchen und Kirchlein, worunter mehrere den Methodisten angehören, die man am Sonntag darin kann singen, gestikuliren, schreien und brüllen hören*), wie

*) „Gedenke des Sabbath, ihn zu heiligen u.“ — Wie theilweise in Europa dieses heilige Gebot Gottes zu wenig wichtig gehalten wird und der Sonntag an manchen Orten mehr zu einem Vergnügungs- als zu einem Ruhe-, Erbauungs- und Andachtstag gemacht wird, indem er durch Wirthschaftsumzug, Regeln, Spielen, Tanzen, Lärmen und allerlei Sittenlosigkeit entheiligt wird, — so sind doch die Angaben Wälti's hier kaum übertrieben und lauten alle Berichte darin überein, daß

is legt Robblings
kamen und Kerner
yosville in den Coast
Mine heißt, aber
Goldjäger zusammen-
schäft es auch ist,
orel zu erheben und
ihnen ihre hinför-
verdorben sind, um

en, das 60 Meilen
Handelsläden Nähe
r, selbst lieber mit
schicken wieder an-
noch Nadeln. Das
er Person, folglich
er Sohn fand Ge-
sammen nur 15 D.
schiffen und
Morgens an die
ng sah ich hier 17
euge. Sacramento-
er mit Handel und
h es unmöglich sei,
konnte sein Geschäft

der Sonntag in den Ver. Staaten allerdings durch zu übertriebene Frömmel und
Verantrieb rein zum Geschäft gemacht ist. So schrieb auch Joh. Wiedemann,
Lehrer der deutsch reformirten Schule in Rochester, es komme ihm nicht anders vor,
als ob die geldgierigen, spekulativen, betriebsfertigen Amerikaner das vierte Gebot
zu auslegten: „Sechs Tage sollst du die Erde und am siebenten Tage Gott be-
trachten.“ — „Es ist ein wahres Pharisäerleben hier“, schreibt er, „wer nicht
wenigstens dreis- bis viermal Glauben geändert hat, gilt nichts und wenn man dieses
gethan, so ist man befehrt und erweckt. Schneider, Schuster u. c. werfen sich als
Pfarrer auf. Ich wünschte nur, Ihr könnt einmal einer Reichthums-Predigt bei-
wohnen, wenn Ihr da nicht glaubt, diese Leute seien alle nährlich und wahrfin-
nig! Der eine in der Kirche singt laut, der andere betet so laut er kann, der dritte
seufzt; hinter Köpfe ein Mädchen seinen Kopf wiederholt mit aller Gewalt gegen die
Wand, während eine Frau so lange in die Höhe springt, bis sie ohnmächtig und
erschöpft zu Boden sinkt. Während diesem Akt läuft der Prediger von einem zum
Andern, klopf ihm auf die Schultern und ruft so laut er kann: Halt an, Schwe-
ter! Herr Jesu, hilf und hilf, hilf! haltet an, haltet an! Wenn dann die Leute
ohnmächtig auf dem Boden liegen, so heißt es, jetzt seien sie erlöst.“ Und Dr.
Gruenau sagt in seiner Schrift („Preaching Santa Catharina in Südbrasilien
1851“) auf Seite 18, wo er die Toleranz und Vorzüge Südbrasilien gegen den
Ver. Staaten hervorhebt, folgendes: „Man muß sich ihrer (der Ver. Staaten)
wahrhaft schrecklichen Sonntagsgesellschaft unterwerfen, wenn man nicht als rüchdiger
Schaf von der frommen Herde schikant und zu Grunde gerichtet werden will.
Diese Art Feyer muß man selbst mitgemacht haben, um zu wissen, was es damit
auf sich hat, und daß sie jedem, der in den 6 Wochenlagen seiner Arbeit nachgehen
muß, jede Erholung, jedes noch so unschuldige Vergnügen geradezu verweigert. Denn
wo und wie kann der arbeitssame Mann sich ein Vergnügen machen, wenn selbst
am Sonntag Nachmittage und Abende jede Art Musik, das unschuldige Spiel
streng verboten ist und sogar eine Wasser- oder Landspaziertour als gotteslästerliche
Sabatschänderel angesehen wird?“ Und Frau Gleason sagt in ihrer Schrift:
„Wilder als dem gesellschastlichen Leben der Nordamerikaner“ auf Seite 91:
„Jedes Volk hat seine Volksfeste, in der ganzen europäischen Christenwelt ist fast
jeder Sonntag ein solches Fest, wo nach dem Gottesdienst einige Stunden der Er-
holung und geselligen Freude gewidmet werden. In England sind die Sonntage
schon feierlich, in Amerika aber sind sie bereits heuchlerisch abgeschmackt über die
Maassen traurig, wahre Bußtage. Die Straßen sind verödet, die Läden, die Hän-
ter verschlossen, Grabesstille herrscht, und es ist nicht erlaubt, sie zu unterbrechen.
An allen Aneilen steht die halbe Thür offen, und sie sind gepfropft voll Menschen,
die in großer Stille trauern. Und einem solchen Hause tritt ein junger Bursche in
Bauentracht begehrt herein, und im Monnegefaß der Freiheit und des Verwuns-
seins, daß auch er hier Präsident werden oder ihm sein Weib einen gebären kann,
macht er seinem Herzen in lautem Jauchzen Luft. „Still, Bursche!“ ruft der
nächste Wächter dem anstehenden Präsidenten zu, und will der ihn nicht verstehen,
schlägt jener ihm den neuen Hut vom Kopf; der Beschädigte sucht Gleiches mit
Gleichem zu vergelten, er legt die frevelnde Hand an die heiligste Nadelhaube,
und das freie Volk, sich in seiner Majestät verletzt fühlend, fällt während über den
Rebellen her und schleift ihn in den Tower. Mit ihm zugleich werden von ver-
schiedenem Seiten andere verärgelte Verdrüßte eingebracht, ein Schweizer, der auf
der Gasse gepfiffen hatte, zwei Franzosen, die zusammen laut geplaudert hatten u.
s. w.“ und auf Seite 91 besagter Schrift heißt es: „Ich setzte mich am Sonntag
Abends an's Klavier. Kaum hatte ich einige Akkorde präluviert, da flogen ein paar
Etelne durch die Fenster; mein großer Spiegel sei in Stücken und klirrend erlosch
meine Alkalampe. Ich schloß mich zitternd in mein Bett und wünschte dem von
Gottes Gnaden freien und unabhängigen, souveränen und erbauung religiösen Volke
der Vereinigten Staaten eine gute Nacht. Wer weiß, welche Wünsche mit meinem
gleiches aus dem Tower gen Himmel fliegen!“ —

mich an's Werk.
aschen nöthig war,
anz andere Verhält-
nisch ist die Gegend,
erprlag war nur 25
die ersten Goldkörner
bei der ersten Ent-
nauen Umstände an-
er gearbeitet hatte,
das ungeführ
nlassung zu weitem

Dichter in Bern.

ich folgendes: Die
erenzleute und die
d dez alle Wirths-
Wier und Wein ge-
Wern. Das Mäker-
Birmingham, einem
schen und Kirchlein,
man am Sonntag
allen hören*), wie
te theilweise in Europa
ed und der Sonntag an
Küche, Erbauung- und
Regeln, Spielen.
— so sind doch die An-
ste darin überein, daß

Defessene. Die Amerikaner sind im Ganzen sehr zum Puritanismus
geneigt. Das Sektenuwesen ist nirgends so im Schwunge wie
hier. Geistliche verschiedener ConfeSSIONen treiben hier ihr Spiel mit
den Leuten. — Aber obwohl hier für Kunst und Wissenschaft Nichts
gethan wird, so hat es doch viele aufgeklärte Männer und nebst dem
das amerikanische Volk politisch entwickelt ist, wie kein anderes in der
Welt, besitzt es auch ausgezeichnete Staatsmänner, die den besten
jeder Nation an die Seite zu setzen sind. So hat den 8. Nov. Ame-
rika gezeigt, was es ist und will, indem es mit 175,000 Stimmen
Mehrheit den Demokraten Pierce zum Präsidenten der Union
wählte. In Amerika sind selbst die Aristokraten so weit, daß sie sa-
gen, das Ausjagen der Fürsten wäre ganz gerecht. Die größten
Aristokraten haben Kossuth zu seinem Ansehen am meisten gegeben.
Man muß sich aber unter einem amerikanischen Aristokraten (Wbigo
heissen sie hier) nicht einen vornehmen Herrn voll Anmaßung und
moralischer Verkommenheit denken. — Amerika ist ein Land, wo Je-
der dahin kommen kann, wenn er hellen Blickes ist und Muth und
Geschick zu Unternehmungen besitzt.

Ein Uebel der Ver. Staaten sind auch die Loasler oder die Spiz-
buben, meistens Irländer, die in allen größern Städten in ziemlicher
Anzahl vorhanden sind und nicht selten bei Nacht auf Brücken und
Straßen die Leute anfallen, niederschlagen, berauben oder sogar mor-
den. Doch haben mir diese Kerls noch nie bange gemacht; sie sind
gut auszuweichen und zu meiden. — Die Bestrebungen der Tempe-

renzier gehen dahin, ein Gesetz aufzustellen, das allen Genuß und
Verkauf von geistigen Getränken, selbst auch des Biers, verbietet. Im
Staate Maine besteht ein solches Gesetz bereits in Kraft und auch
hier im Staate Pennsilvanien arbeiten die Mäßigkeitsheuchler auch
stark daran. Die Geseßgebung ist in manchen Beziehungen schlecht
und wer progrediren muß, kann einen vollen Geldbeutel raffen.

Das sind die Schattenseiten der Ver. Staaten und dazu muß ich
noch einschließen, daß hier im Ganzen wenig gesellschaftliches Leben
ist, doch findet man bald auch sein: Familien und Freunde, und ich
namentlich habe deren zur Genüge. Pennsilvanien's Einwohner sind
ohnebles ja zur Hälfte Deutsche. Was einen hier für Manches ent-
schädigt, ist die Existenz, die man findet, die junge und große Ge-
sellschaft eines so unendlich großen Landes, und das Geisteswehen, der
Stürgschlag einer mächtigen Zukunft. Man ist hier nicht umlagert
und von allen Seiten eingeengt in Bedenklichkeiten und kränkelnde
oder schon ganz verfaulte Formen. Nordamerika, das in einem Tage
mehr unternimmt, als Europa in zehn Jahren, geht solchen Schritten
seinem weltumfassenden, weltbefreienden Ziel entgegen. Für das
Schulwesen wird viel gethan. Ihr werdet vielleicht ein Bischen den
Kopf schütteln, wenn ich sage, einzig Birmingham besitze 3 Schul-
häuser, jedes so groß und schön, wie das Mattenschulhaus in Bern;
aber es ist doch wahr, und der Unterricht ist überall frei und unent-
geltlich für Reich und Arm.

So habe ich denn Gutes und Böses treu und wahr dargelegt,
wie es sich hier vorfindet. Ich bin froh, daß ich hier bin, wo das
ärmste Kind jeden Tag Butterbrod vollauf und zur Genüge hat; hier
kann ich mit der Zeit mir ein unabhängiges Loos bereiten, draußen
hätte ich mein Leben lang kämpfen und kummern müssen. Auch habe
ich mich hier so orientirt, daß ich selten mehr daran denke, ich sei
nicht in der Schweiz; auch meine Frau sagt, es komme ihr gar nicht
vor, als sei sie in Amerika, und so geht es andren Leuten auch. Män-
ner, die arm hieher gekommen sind, sagen mir oft, wenn man ihnen
10,000 Thaler gäbe und sie sollten dann wieder hinaus, sie würden
sie nicht annehmen. Ich fordere Niemand auf, zu kommen; wer sich
hier zu einem so wichtigen Entschluß, mag es thun. So würde
auch euch, meine Freunde, der Anfang und besonders die englische
Sprache schwer ankommen, aber es macht sich auch und mit der glei-
chen Mühe oder ein Bischen mehr, als man draußen draußt, um
soviel zu erwerben, was man von der Hand ins Maul leben kann,
erringt man sich hier Bestig und freundliche Existenz. — Circa weni-
gens 3000 bis 4000 neue Franken sind nöthig, wenn einer hier eine
Farm kaufen will. Der Preis derselben steigt von 6, 800 Dollars,
bis zu 2000 und 10,000 Dollars. Es kommt viel darauf an, wo sie
gelegen ist, um die Stadt herum (um jede größere Stadt) sind die
Preise furchtbar groß, der Acker bis zu 2000 Dollars und noch weit
darüber. Dieses Land wird aber später dann benutzt und verkauft zu
Bau- und Hausplätzen. Ein Hausplatz einzig kostet in Pittsburg
2000 bis 3000 Dollars. Hingegen sind auf dem Land herum an
gesunden, schöngelegenen Orten noch in der Nähe der Eisenbahnen,
Kanälen oder Städtchen Kettsfort Landgüthen, ganz ordentlich einge-
richtet mit Scheuer und Bohnhaus und 10, 20, 50 bis 100 und
noch mehr Acker Land zu kaufen und oft sehr billig. Am besten thun
Leute, die frisch ins Land kommen, wenn sie vor der Hand irgendwo
sich setzen, etwas anfangen und beobachten. Nach und nach werden
sie bekannt, verdienen zu dem Geld, das sie mit hieher bringen, auch
noch ein Stück und dann, wenn ihnen eine günstige Gelegenheit, et-
was Land zu kaufen, winkt, dann können sie es mit weit mehr Si-
cherheit und Vortheil thun, als wenn sie geradezu bei ihrer Ankunft
einen solchen Schritt thun, der manchmal ihr Verderben ist. Eine
Farm, ordentlich im Stande mit 20, 30 Acker Land, kostet sammt
Haus und Scheuer in der Nähe eines Städtchens so seine 800, 1000
bis 1400 Dollars. Oft gibt's Gelegenheit, solche mit weit mehr Land,
vielleicht etwas weniger kultivirt um gleichen Preis zu bekommen.
Um sogleich die Farmerei ordentlich zu betreiben, muß man jedenfalls
1000 Thaler besitzen und dann noch Geld aufnehmen, um seinen
Viehstand anzukaufen, oder aber man kann auch Lehen empfangen,
bis man selbst ordentlich auf dem Strumpf ist. Wer tiefer in den
Westen geht, kann billiger kaufen, aber dafür findet er dann seinen
Produkten auch nicht so guten Absatz.

Verschiedenes.

— Die Einwanderung in New-York war im letzten Monat Januar ungewöhnlich schwach — schwächer als die irgend eines Monats seit 1850. Im Januar 1850 wanderten ein 13,154, im Jan. 1851 14,709, im Jan. 1852 11,592, im Jan. 1853 bloß 4901. Unter diesen lieferte Irland am meisten Einwanderer (2189), dann Deutschland (1795), am wenigsten waren aus Holland (4). Aus der Schweiz landeten im Jan. 1853 30 Einwanderer in New-York.

— Der Bundesrath in Bern wünscht in einem Kreisschreiben an die Kantone, daß künftighin der leichtsinnigen Auswanderung nach Amerika entschieden entgegengetreten werden möchte. Er weist auf die vielen schweizerischen Auswanderer hin, welche, ohne die moralischen, physischen und materiellen Eigenschaften zu besitzen, durch gewissenlose Agenten oder ihre heimathlichen Gemeinderäthe, welche sie gerne im Pfefferland sehen, aufgemuntert und verleitet ausziehen; aber gleich bei ihrer Ankunft auf amerikanischem Boden entweder sofort zurückgewiesen werden oder in der ersten Stunde dem Elende, ja dem Hungertode preisgegeben wären, wenn nicht fremde Wohlthätigkeitsgesellschaften sich ihrer annähmen. Die derartigen Hilfsbedürftigen mehren sich aber der Art, daß es unmöglich sei, länger allen Ansprüchen der Humanität zu genügen. Schließlich werden die thätigen Hilfsgesellschaften in Paris und Havre zu mehrerer Unterstützung empfohlen.

— Ein schreckliches Eisenbahnunglück ist auf der Rön-Mindener Eisenbahn in der Nähe von Stadthagen begegnet, indem zwei Züge zusammenstießen. Der eine, langsamere, kam so jämlich mit dem Schrecken davon, der andere, mit etwa 500 Auswanderern, hatte furchtbar zu leiden. Die Lokomotive des Auswanderungszuges wurde zusammengebrochen; die Puffer durchstießen die Wagen; einem jungen amerikanischen Theologen, der die Braut aus Bayern sich geholt, fuhr ein Balken durch die Brust, und er war auf der Stelle todt. Seiner jungen Frau wurden die Beine zertrümmert; sie sei wahnsinnig geworden. Einem jungen Menschen ferner wurden Arme und Beine zertrümmert, so daß er zwei Tage darauf starb. Im Ganzen waren bis zum 28. Februar 5 Personen todt, bei zwei andern zweifelt man am Aufkommen, Andere wurden schwer verletzt. Man kann sich einen Begriff von der Heftigkeit des Zusammenstoßes durch den Umstand machen, daß ein Postwagen fast zur Hälfte in den Hintern ihm vorsehrenden Personenwagen gestoßen wurde. Außer einigen Todten zählt man 20 schwer Verwundete, unter denen viele amputirt werden müssen. — Es ist dieses Eisenbahnunglück um so mehr zu beklagen, da auf der Rön-Mindener-Eisenbahnstrecke Unglücke dieser Art bis dahin etwas Seltenes waren.

— Ein geprellter Straßenräuber. Aus Baltimore wird folgender ergötzliche Fall berichtet: Als daselbst nach Beendigung einer Aufführung im Theater der Holiday Str. ein feingekleideter Fremdling aus dem Süden behaglich und langsam, nachdem er sich eine Cigarre angezündet, die North Holiday Street hinabschritt, um sich nach seinem Hotel in der Altstadt zu begeben, begegnete ihm ein Mitglied des Loasferordens, während er gerade die Brücke der Holiday Str. passirte, und stellte an ihn die Frage, wie spät es wäre. „Es hat so eben 11 Uhr geschlagen,“ ist die freundliche Antwort des Fremden. „Elf Uhr bereits?“ entgegnete der Andere. Es kann noch nicht so spät sein. Ich möchte mich gern selbst davon überzeugen. Ziehen Sie gefälligst Ihre Uhr aus der Tasche und lassen Sie mich nachsehen! Sie scheint, nach den daran hängenden Pesschaften und Verloques zu schließen, sehr kostbar zu sein und wird darum vermuthlich wohl auch richtig gehen.“ — „Mit Vergnügen!“ erwiderte der Südländer. „Auch haben Sie sich nicht getäuscht, es ist eine Patent-Lever-Uhr mit Juwelen, und sie geht ausgezeichnet. Sehen Sie hier!“ Und damit hält er sie dem Frager sammt einem achttausigen gut geladenen Revolver dicht vor's Gesicht, mit den Worten: „Sehen Sie doch gefälligst nach, mein Herr!“ Dieser aber, verblüfft, als würde ihm die Kehle zugeschnitten, blickt aufs Zifferblatt, flatternd: „Es ist wirklich dieselbe Stunde, wie solches der Herr mir gütlich angegeben,“ und entfernte sich so schnell er konnte.

Schade, daß nicht alle Loasfer, Veträger, Spilbuben und Schelmen in den Vereinigten Staaten auf so höflich nachdrückliche Weise absojviri werden können.

— In Nantes (Frankreich) hat man leztlich das erste Schiff von Zink von Stapel gelassen.

— Bei der Budget-Berathung des Großen Rathes von Bern kam am 5. März leztlich wieder einiges über das Auswanderungswesen vor. Wengart nahm sich sehr warm des Armenwesens an und beklagte den gähnenden Abgrund allgemeiner Volksverarmung, dem man entgegen gehe, ohne jedoch sachbezügliche Anträge zum Besten der Auswanderung zu stellen. Feller von Nosten hingegen beantragt für Auswanderungsunterstützungen in erster Linie einen Ansaß von 40,000 Fr., in zweiter Linie einen solchen von 30,000. Mählethaler unterstützt den Antrag Fellers auf Erhöhung des Credits für das Auswanderungswesen. Fischer, Regierungsrath, ist als Direktor des Innern, betreffend die Erhöhung des Ansaßes für Auswanderungsunterstützungen einverstanden, glaubt aber doch mit der Mehrheit des Regierungsrathes, daß dieses nur mit Rücksicht auf das Betreffende, das vom Jura her als Beitrag an die Verpflegungsanstalten in Randorf bei Aarau fließen werde, geschehen könne, indem man sich nicht damit befaßeln könne, sich auf einem andern Credite um so viel zu erholen, als diese Erhöhung betragen würde, es seien bereits alle Ansaße des Budgets genau auf das dringendste Bedürfnis beschränkt. Er stellt den Antrag auf Vermehrung des Credits für das Auswanderungswesen um 10,000 Fr. mit Rücksicht auf die Rechnungsverhältnisse mit dem Jura. — Bei der Abstimmung wird der Antrag der Regierung, wie er auf dem Budget stand, mit 20,000 Fr. angenommen.

Seit geraumer Zeit ersah man jetzt aus den Regierungsrathsverhandlungen von Bern bloß noch, daß den Gemeinden Gesuche, ihre Auswanderer durch Abrechnungen der Bürgermengen, Holzschläge für diesen Zweck u. s. w. u. s. w. zur Unterstützung bewilligt oder abgefragt wurden; nicht aber, daß der Staat selbst Vorkautionen für die Auswanderung verabreichte, wie dieses im Anfang des Jahres 1852 der Fall gewesen. Wir hoffen, es können jetzt dann, wenn nunmehr das Budget vom Gr. Rathe beraten und genehmigt ist, auch Fälle dieser Art aus den Regierungsrathsverhandlungen wieder mitgetheilt werden, da hunderte von Armen sehnlichst darauf harren. Ueberhaupt wäre in dieser Sache nicht bloß interessant, sondern sehr belehrend, wenn specielle Berechnungen und Angaben über die Armenauswanderung gemacht werden könnten, wie z. B., auf welche Gemeinden die meisten Armenunterstützungen fallen, wie viel das Maximum, wie viel das Minimum und welches die Durchschnittszahl auf den Kopf sei, wohin die meisten Armenauswanderer gezogen seien, und was für Mittel ihnen auch jenseits des Ozeans zu ihrer Weiterreise und zu ihrer ersten Ansiedlung zu Gebote gestanden u. s. w.

— In der Berner-Zeitung Nr. 66 widerlegt die schweizerische Generalagentur des Hamburger-Vereins von 1819 den in einer frühern Nummer besagter Zeitung veröffentlichten und verläumderischen Brief des ausgetretenen und gestricheten J. J. Strätt über die Colonie Dona Francisca mit authentischen Beweisen.

— Laut der Allg. Ausw. Ztg. ist nunmehr die in Brasilien projektierte neue Dampflinie zwischen der Hauptstadt und der deutschen Colonie Dona Francisca ins Leben getreten. Die Regierung fasse überhaupt die Einwanderung mit immer größerem Interesse ins Auge und suche den Colonisten die möglichste Sicherheit eines guten Fortkommens zu gewähren. Eine Gesellschaft mit vorläufig 1000 Contos (ca. 1,500,000 fl.) sei aus Einheimischen und Fremden zusammengetreten zu dem Zwecke, für die Ansiedlung von Colonisten Ländereien zu kaufen und Vorschüsse zu den ersten Einrichtungen zu machen. Die Regierung wolle sich dabei betheiligen und 5 — 6 Procent Zinsen garantiren. Findet man Derartiges in Nordamerika auch und ist es dann Sünde, wenn der „Colonist“ sich nicht abschrecken läßt, auch die brasilianische und südamerikanische Auswanderung zu besprechen?

— Die Stadt Cardenas in Cuba ist ein Raub der Flammen geworden. Viele Menschen sollen dabei verunglückt sein und der Schaden gegen 80 Millionen Reales betragen.

— Goldsendungen. In den 3 ersten Tagen dieses Monats sind 4 Schiffe von Australien kommend in die Themse (England) eingelaufen; sie bringen zusammen 354,648 Unzen Gold im Werthe von 1,342,712 Pfd. St. Eine bedeutende Abtheilung Polizeimannschaft wurde dazu verwendet, um diese Goldsummen vom Landungsplatze durch die verrufenen Themsequartiere auf Wagen nach der Bank zu eskortiren.

Der Colonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.

Jahrabonnement 6 Fr.
Halbjahrabonnement 3 „
Vierteljahrabonnement 1 „ 50 C.
Einschreibungsgebühr 14 C. die
einspaltige Zeile. Bei
mehrmaliger Wiederholung
teilt eine Preisermäßigung
ein.



Wahrheitsgetreue Original-
briefe und belehrende Auf-
sätze über Amerika, franco
an die Redaction gesandt,
finden jederzeit unentgeltliche
Aufnahme.

Nr. 11.

Bern, den 18. März.

Dritter Jahrgang. 1853.

Beleuchtung der Auswanderungsfrage.

(Eingefandt aus der vorläufigen Schweiz *).

Um diese Frage zu erörtern, müssen wir notwendigerweise erkennen, daß die zu ergreifenden Mittel, die Auswanderung bei uns zu erleichtern, sich auf andere Grundlagen stützen müssen, als die der fremden Länder; schon unsere Regierungsform, wenn sie homogener sein sollte, würde für die Eidgenossenschaft sowohl als für die kommende Generation drohend wirken und eine Zersplitterung mit sich führen, anstatt daß jetzt die Verschiedenartigkeit in Sitten, Gebräuchen, Sprache und Religion anerkannt werden und gegenseitige Schonung als Christenpflicht thront. Dennoch haben die letzten Verhandlungen im Bundes-, Stände- und Nationalrathe nicht dahin deuten wollen, aber auch bewiesen, daß man nicht so leicht den alten Grundsatz der Unabhängigkeit aus dem Auge verlieren kann und vorher allem Rücksicht gefastet werden muß, ehe man zu einem Entschlusse komme, dessen Folgen, die wenn sie nicht durchgeführt würden, auf Ungerechtigkeit hindeuten könnten. Mitin haben auch die mächtigsten Regierungen anerkennen müssen, daß ihre Hülfleistungen bei Emigration nicht hinreichen, und es hauptsächlich dem Privatinteresse anvertraut bleibe sich der Auswanderer anzunehmen, da es öfter schwer zu erörtern ist, inwiefern spekulative oder Humanitätsabsichten ihre Grenzen haben sollen, nicht gedenkend der Summe die eine Regierung aufopfern müßte, um sich in dieser Frage konsequent zu zeigen; es bleibt daher der anzunehmende Fall bloß daher, daß die Vorsehrungen im Lande selbst die zweckmäßigsten sind und so gewählt werden müssen, daß sie keine neuen Steuern schaffen und nicht ein Uebelstand mit dem zweiten sich vermehre.

Auf der andern Seite kann die zunehmende Auswanderung nicht erzeugen, was Einige behaupten: daß nämlich der Arbeiter desto weniger werden, und z. B. der Ausbau der Eisenbahnen dadurch leiden würde. Es ist aber im Allgemeinen anzunehmen, daß die ärmere Klasse, die zur Auswanderung schreitet, nicht immer tüchtig zu Erdarbeiten bei Eisenbahnen ist, wozu starke Naturen gehören, aber kein außergewöhnlicher oder durch Schicksale und Hunger geplagter Körper, oder Familien aus jungen Leuten und Kindern bestehend, deren Eltern nach dem gelobten Lande schauen und nicht bloß auf einige Jahre ihren Unterhalt fristen, sondern sich eine andere Heimath wählen wollen.

Warum Auswanderung ebenfalls noch wünschenswerth bleibt,

*) Der „Colonist“ eröffnet zwar als allgemeiner Sprechsaal allen wichtigen Auswanderungsfragen seine Spalten; so auch diesem Artikel, obgleich die Redaktion nicht mit Allem darin Enthaltene einverstanden ist.

glauben wir, erhellt dadurch, daß sobald der Besitzthum des Landmannes zu gering ist, um sich und seine Familie nähren zu können oder er nicht Mittel genug besitzt, ein theures Stück Land zu kaufen, was ihm jedoch nothwendig wäre. Kommen nun solche Leute auf den Gedanken auszuwandern, so entsteht augenscheinlich ein Vortheil für den Nachbar zugleich, der mit mehr Hülfsmitteln versehen sich vergrößern kann und mehr Einkünfte erwerbend, seinen Ansichten durch etwas mehr Lohn ihre Mittel verbessert, ja ihnen sogar Aussicht bietet, auch auszuwandern zu können. Das Land, an größere Gutsbesitzer vertheilt, kann sich hiedurch mehrerer Lasten entladen, und einer gewissen Wohlhabenheit entgegengehen, anstatt daß bei großer Zersplitterung der Erde in kleinen Besitz, Armuth sich fund thut, besonders da, wo die Erde durch anhaltende Kultur erschöpft ist und künstliche Mittel, wie Dünger und lange Brache, angewandt werden müssen, um dem Boden die nöthigen Salze wieder zuzuführen, was mehr oder weniger kostspielig ist und größere Einnahmen erfordert. Wenn die Gemeinde Guggisberg (Bern) sich die Auswanderung hat angelegen sein lassen, so ist der Grund wohl da zu suchen, daß das Gebiet durch die Ausbreitenden in größere Abschnitte vertheilt werden kann, um der Gemeinde weniger Unkosten in ihrem Haushalte zu verursachen.

Das Gesagte soll den Hauptzweck der Auswanderung bezeichnen, es wird diese Einsicht dem Lande fröhnen, sobald die Gemeinden selbst den Pfad bezeichnen werden, um den Grund der sich mehrenden Armuth zu prüfen. Durch ein, in der Folge mit mehr Aufsicht geleitetes System, kann daher viel Ersprießliches geschehen, besonders den Menschen besser erhalten und ihn nicht schon verdorben auswandern zu lassen.

Wir haben geäußert, daß die Regierungen bloß Vorsehrungen im Lande selbst treffen, und den Auswanderungen keine baare Hilfe gewähren sollen, schon aus politischen Rücksichten nicht, und würden die Konsulate mit hoher Besoldung versehen, so wäre es auch zugleich ihre Pflicht, ihren Wirkungskreis zu vergrößern, wobei aber Uebelstände für die Regierung eintreten, die allen Reklamationen nicht genügen könnten.

Wir wollen nun berühren was der Regierung ihre Obliegenheit erleichtern und was im Sinne des Menschenwohls geleistet werden kann, um die sich regenden Auswanderungsträfte in der Schweiz zu ordnen, auch zugleich den Auswanderungsbureau hier, nicht zu nahe zu treten, aber dieselben zu indirekter Mitwirkung und Reinerung gegen Mißbräuche einzuladen und das Werk der Regierung zu befördern.

Augenscheinlich wäre besagter Industrie ein harter Schlag beigebracht, wenn ein privilegiertes Centralbureau errichtet werden sollte, was bei der Kantoneinteilung nur nachtheilig wirken kann und auf

Postregalien und Eisenbahneinnahmen keinen Einfluß hat. Wir halten aber für dienlich, daß eine Lotterie-Verwaltung für „allgemeine Zwecke“ errichtet werde, welche jährlich eine bestimmte Anzahl Billete unterbringe, die verlost, zu Auswanderungspassagen verwendet werden; die Regierung hätte demnach besonders sich an die Gemeinden und Auswanderungsbüreaux zu halten, um den Vertrieb der Billete zu leiten und so würden denn die Auswanderer unter einer gewissenhaften und nicht beschwerlichen Kontrolle an die Konsulin im Auslande angewiesen. Die Lotterieverwaltung hätte natürlich mehrere besoldete Beamte, um die Vertheilung der Gratifikationen an die Auswanderer zu besorgen. Verschiedene Staaten haben Landeslotterien errichtet, bei denen 10 Procent von den Gewinnten erhoben werden und den Waisenhäusern zur Unterstützung dienen. Die in Vorschlag gebrachte jährliche Lotterie hätte daher einen gleichen Zweck, jedoch weniger starke Gewinne, von denen 20 Procent abgezogen würden.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß hiermit Mehrern geholfen wäre, wenn eine „allgemeine Lotterieverwaltung“ Rationalisirung statfinden kann, und da doch einmal etwas für die Auswanderung geschehen muß, so können die Beträge mit Erspar freiwillig und ersprißlich sein.

Die Auswanderung als sachliche Begründetheit der Verarmungsfragen.

In der Schrift über „das Armenwesen“, von dem gewesenen Thorbergverwalter J. J. Boyt, will derselbe dann im zweiten Theile (wie er im ersten sagt) auch über die Auswanderung als Armutheverminderungsmittel, und die Unzulänglichkeit derselben und totaler Verwerflichkeit der bis jetzt gewöhnlichen Armenpediton zu reden kommen. Wenn er dies vom rechten Gesichtspunkte aus behandelt, so ausführlich wie die übrigen Abschnitte seiner Schrift, und die Armenauswanderung so freilich auch als wesentlichen Beitrag zur Verminderung der Armennoth als nothwendig mitzuhelfendes Mittel, in Anspruch nimmt, dagegen aber den Behörden und Gemeinden nachweist, daß es verwerflich sei, die Armen mit zu geringen Existenzmitteln bloß deswegen zur Auswanderung auszuheulen, damit man ihrer los werde und sie lieber in Bessersland wisse, ob glücklich oder unglücklich, statt in der Heimath, — wenn er praktische Rätze ertheilt, wie die Armenauswanderung auf vernünftige Weise geregelt werden könne, damit die auswandernden Proletariat sowohl als die Zurückgebliebenen aller Klassen dabei gewinnen — und so vernünftige und der Menschheit wohlthunende Grundsätze dann auch nicht bloß auf dem Papier unfruchtbar stehen bleiben, sondern im wahren Sinne des Wortes auch ihre praktische Anwendung finden — dann wird das Publikum ihm gewiß Dank wissen.

Im ersten Theile besagter Schrift lesen wir folgendes über das Auswanderungswesen:

Als Hauptbeweis in Sachen zittern wir die Auswanderung, und wenden uns namentlich an jene zahlreichen Familienväter, die ihr Vermögen zusammenraffen, und mit 1000 bis 20,000 Fr. und darüber im transatlantischen Kontingente sich einen freien Wohnplatz sichern. Es ist wahrlich keine Fahrt, die sie zum Vergnügen machen, sondern es müssen Gründe da sein, vollwichtige Gründe, wenn z. B. ein Landmann (und zumal ein Berner-Bauer!) in dieser Absicht sein ererbtes Heimwesen fahren läßt, aus all seinen Gewohnheiten und Verbindungen heraustritt, die Mühen und Gefahren einer solchen Reise übernimmt, und mit Frau und Kindern in Länder zieht, die er nur von „Hörensagen“ kennt.

Die Thatfache der Auswanderung gibt sehr gewichtige Data zur Entscheidung der Verarmungsfrage; denn gehören die Auswanderer nur diesem oder jenem Stande an, so ist immerhin mit Sicherheit anzunehmen, daß ihrer wenigstens 90 Proc. durch ökonomische Rücksichten dazu bestimmt werden, und daß, nach geschaut, die Auswanderung nichts anderes ist, als eine Flucht vor der Armuth. Es können zwar auch religiöse und politische Gründe hinzukommen, indessen liegen diese doch zu fern, um maßgebend zu sein und müßte — zumal in einem republikanischen Staate — ein Bürger sehr schlimme Begriffe von seinen Rechten und Pflichten haben, wenn er aus rein politischen Gründen den Reisepaus nähme. Man spricht mitunter auch von einer Aus-

wanderungssucht, wo nämlich die Leute in Masse sich zur Auswanderung entschließen und fast fieberhaft dieselbe betreiben; diese Erscheinung ändert jedoch die von uns behauptete Sachlage nicht, gegentheils gibt sie nur um so stärkere Beweise, wie hoffnungslos für sie die Zukunft, und wie stark und tief die Verarmuthsbeschäftigung. Jenes massenhafte Auswandern ist nur ein gemeinsames Innwerden des eigentlichen Lebensverhältnisses — ein Erwachen aus resignirter Muthlosigkeit zu thatkräftigem Ergreifen des letzten Rettungsmittels.

Wir legen deshalb auf die Auswanderung, bezüglich der Verarmungsfrage, so entschiedenen Nachdruck, weil sie die weltanschauliche Aufklärung besonderer Verarmungsfälle entbehrlich macht, indem diese faktisch in jene zusammenlaufen und sie unzweifelhaft als den Höhepunkt der Verarmung erkennen lassen. Wie sehr aber der Wunsch nach Auswanderung wirklich Platz gegriffen habe, ist auf das evidenteste dadurch erwiesen, daß überall, wo irgend die Gemeinde- oder Staatsbehörde eine Auswanderungssteuer in Aussicht stellen, die Auswanderung selbst in offenbarem Zunehmen begriffen ist; ein Beweis ferner, daß bei sehr Vielen die Auswanderung, eines lange im Stillen gehegten Wunsches, nur aus Mangel der nöthigen Mittel, also aus Grund der schon zu weit vorgerückten Verarmung unterbleibt. Wo jedoch Fälle vorkommen, daß trotz erwiesener Verarmung eine angebotene Auswanderungshülfe nicht benutzt wird, da wird man auch mit Sicherheit annehmen können, daß die Armuth in ihrer negativen Fortentwicklung bereits zur vollständigen Resignation auf jegliches Aufstreben zum Bessern gestiegen und in eine jener Stadien getreten ist, wo die Entbehrung sich eingelebt hat und in dem liebgewonnenen Nichtsthun ihren Erspar findet.

Eine nähere Prüfung und Beurtheilung des Wertes und der Zweckmäßigkeit der Auswanderung, als staatliches Mittel zur Abhilfe der Armennoth, behalten wir einem spätern Abschnitte vor und begnügen uns für jetzt, durch sie die sachliche Begründetheit der Verarmungsfragen konstatirt zu haben.

Kurze topographische Beschreibung der Provinz St. Paulo in Brasilien.

(Von Doktor J. Schmidt.)

I.

Die schon mehrfach ausgesprochene Ansicht, daß S. Paulo in der nächsten Zeit die meisten Jüge deutscher Auswanderer an sich ziehen werde, scheint täglich mehr Boden zu gewinnen, weshalb es nicht unangemessen sein dürfte, diese Provinz weiteren Betrachtungen zu unterziehen.

S. Paulo gehört zu den Küstenprovinzen des brasilianischen Kaiserreiches und wird auf einer Strecke von etwa drei Breitengraden von den Flüssen des atlantischen Oceans bespült. Diese Strecke fällt zwischen den 23ten und 26ten Grad südlicher Breite. Die Küste ist von Mitternacht gen Mittag mit einigen Häfen ausgestattet, und zwar Ubatuba, S. Sebastiao, Santos, Iguape, Cananea und Paranaguá, von welchen Santos und Paranaguá als die besten zu betrachten sind, und von deutschen sowohl, als anderen fremden Schiffen besucht werden. Die übrigen Grenzlinien von S. Paulo sind gegen Mittag die Provinzen Santa Catharina und Rio Grande do Sul, gegen Abend der Paraná nebst der Provinz Matto Grosso, und gegen Mitternacht die Provinzen Minas Geraes und Rio de Janeiro. Die Küste streicht in südwestlicher Richtung, und ihre Ausdehnung von der Landspitze Joatinga an der nördlichen, bis zum Flusse Sahy an der südlichen Grenze, wird auf 110 Legoa geschätzt. In der Richtung gegen Westen mag der größte Durchschnitt etwa 9 Grade der Länge betragen und der Flächenraum überhaupt wird auf 18,500 Quadratlegoa berechnet. Zwanzig Legoa sind = 1°, und die Länge wird nach dem Meridian von Paris angegeben. Der Meridian von Rio de Janeiro liegt 45° 35' 54" westlich von Paris.

Hinsichtlich der Bodengestaltung besteht die Provinz S. Paulo hauptsächlich aus dem schmalen Landstriche dießseits des Küstengebirges, welches unter dem Namen Serra do Mar (Seegebirge) bekannt ist, und dem innern Hochlande, das zwischen 2000 und 3000 Fuß über dem nahen Ocean sich erhebt. Hinter dieser, hauptsächlich aus granitischen Gebilde bestehenden Gebirgswand, welche gleich einer riesigen artigen Strebemauer das Tafelland auf herkulischer Schulter zu tragen

scheint, verläßt sich der Boden nur wenig gegen den Paraná, während die Bergkette Mantiqueira, von Minas Geraes herabziehend, jenseits des Parahiba, das Hochland von S. Paulo mit einem zweiten Hauptgebirge ziert, dessen mittlerem Schosse die meisten goldführenden Flüsse entspringen, die an zwei Jahrhunderte hindurch Europa mit mindestens 2000 Millionen Gulden des edelsten Metalles beschenkt haben, nun aber nur geringe Ausbeute liefern, bis einst ein kunstverständiger Grubenbau eingeführt sein wird.

In Folge dieser Gestaltung des Bodens ist S. Paulo reichlich bewässert. Von der angrenzenden Provinz Rio de Janeiro hierüber kommt zuerst aus nordöstlicher Richtung der Fluß Parahiba, dessen klare Gewässer nahe beim Gebirgszuge Bocaina, unweit Paraty, entspringen, und gleichsam einen Bogen von 50 Leguas bildend, an Pindamonhangabá, Garatingueta, Lorena, Ducluz und Aréas vorüberziehen, um unterhalb Campos in Rio de Janeiro in den atlantischen Ocean sich zu ergießen, nachdem sie auf beiden Seiten eine große Menge kleinerer Flüsse und Bäche aufgenommen haben. Nicht weit vom Parahiba entspringt nach der Welt im Cubatao zwischen S. Sebastião und Santos, und fließt in südwestlicher Richtung nach dem Paraná. Sein Lauf wird etwa 180 Leguas betragen. Er nimmt auf beiden Seiten ziemlich bedeutende Ströme auf, namentlich den Sorocaba und Lancoas auf dem linken, den Jundiaby, Capivary, Piracicaba u. s. w. auf dem rechten Ufer. Von Porto-Felix aus hat dieser Strom 36 Wasserfälle, ist sehr fischreich und seine zum Theil sehr steilen Wände sind mit den schönsten Wäldern bedeckt. Der Parapanema entspringt auf dem westlichen Abhange der Höhenzüge bei Itanhaém, nimmt zur rechten Seite den Itapetininga, und zur linken den Apiahy oder Tabagay auf, und ergießt sich ebenfalls in den Paraná. Seine Ufer sind flach, und meist von Wäldern entblößt, auch ist er der vielen Felsen wegen zur Schifffahrt nicht tauglich. Der Coritiba hat keine Quellen im Gebirge unweit Paranaguá und soll einen Lauf von 100 bis 120 Leguas haben. Gegen das Ende desselben trägt er den Namen Iguaçu, und vereinigt sich mit dem Paraná, etwa im 25½° südlicher Breite. Mit Ausnahme des Parahiba, der sich nach kurzem Laufe nördlich wendet, strömen also alle Flüsse der Provinz S. Paulo gegen Abend in den Paraná, der aus den Gewässern des Rio Grande und Paranaíba entstehend, die aus Minas und Goyaz herabkommen, diesen Theil Brasiliens von Corrientes scheidet. Im Allgemeinen sind die vorhandenen Wasserwege der Binnenschifffahrt in der Provinz S. Paulo nicht sonderlich förderlich, und auch der Paraná ist an einigen Stellen von mächtigen Stürzungen unterbrochen, so daß nur Straßen und Eisenbahnen den Verkehr in großem Maßstabe werden vermitteln können, deren Anlage der nächsten Zukunft vorbehalten bleibt.

Hinsichtlich der klimatischen Erscheinungen und der damit zusammenhängenden Verhältnisse des Bodens nach Lage und Beschaffenheit desselben, gehört die ganze Oberfläche der Provinz in das Gebiet der gemäßigten Zone, da die mittleren Temperaturen im Norden 18° und im Süden 14° Reaumur nicht übersteigen werden, mit Ausnahme des Erdgürtels dießseits des Gebirges am Meeresstrande, wo der Charakter der heißen Zone größtentheils vorwaltet. Aus diesem Grunde begünstigt auch die Provinz S. Paulo den Anbau der südeuropäischen und tropischen Gewächse in besonderem Maße, und es wird wenig nützliche Pflanzen geben, die dort nicht früher oder später mit Vortheil gezogen werden könnten. Zwar werden auch große Flächen schlechten Landes angetroffen; allein auch sie werden ihre besondere Bestimmung finden, sobald nur erst Hände genug vorhanden sind, die Wildnisse in fruchtbare Landstriche umzuwandeln. Der chinesische Thee gedeiht z. B. in S. Paulo vortreflich, und begnügt sich mit schlechtem Boden; und da er billiger hergestellt werden kann, als man anfänglich vermuthete, so dürfte selbst diesem Artikel eine unerwartete Zukunft bevorstehen. Der Anbau von Zucker und Kaffee, früher nur in sehr kleinem Maßstabe betrieben, hat in den letzten 10 Jahren reißend zugenommen, und über Santos allein werden jetzt gegen 800,000 Arroben Zucker und 400,000 A. Kaffee ausgeführt. Auch Reis und Tabak gehören zu den Ausfuhrartikeln dieser Provinz nebst einer Menge Lebensmittel u. s. w. Indigo und Cochenille, Seiden-, Bienen- und Schafzucht stehen noch im Hintergrunde, und es fehlt lediglich nur an Menschen, um S. Paulo in einen Garten umzuschaffen, der seinen andern zu beneiden haben wird. Die Schätze des Mineralreichs sind noch wenig erforscht, und kaum Dasjenige ist bekannt, was überall zu Tage liegt.

Bei Ipanema, unweit Sorocaba wird Magnetkieseln in Berggestalt angetroffen; Kupfer, Quecksilber, Gold, Edel- und Halbedelsteine sind ebenfalls vorhanden. Kalk ist bisher nicht gefunden worden; dagegen hat man eine Thonerde, die im Feuer weißlich brennt. Die Kalkstein- und Salzgebilde fallen in das Gebiet des S. Francisco.

Landreise nach Californien.

(Fortsetzung.)

Der American-River kommt, wie alle andern Flüsse Californiens, aus dem Sierra-Nevada-Gebirge und mündet sich bei Sacramento. In den Sacramento. An seinen Ufern entlang beschäftigten sich 1500 Menschen mit Goldsuchen; die meisten waren aber so trüg und abgemagert, daß sie der Hoffnung, hier ihr Glück zu machen, bald entsagten.

Am 12. Juni war Wahl für Friedensrichter und Constabel. Frische Goldjäger trafen beständig ein. Ich hatte mir wieder 100 Doll. gesammelt und hoffte inbrünstig, dieses Sümmechen bald vermehren zu können — denn Gold regiert die Welt, ohne dasselbe ist der Talentvolle ein armer Schächer. Bis zum 28. Juni fiel nichts Besonderes vor. Krankheiten waren nichts Seltenes und ich wohnte mehreren Sterbefällen bei, — Diarrhoe und kaltes Fieber legten Manchen ins Grab. Die Hitze war unerträglich und fleg zuweilen auf 120 Grad; dagegen sind die Nächte kühl und erlauben einen ständigen und erquickenden Schlaf. Mücken gab es hier — Gott Lob keine; sie sind nur in den Thälern heimisch. Man wohnte hier unter dem Schatten der Bäume. Viele hatten keine Zelte und bauten sich Laubhütten, hielten also gleich den Juden ein Laubhüttenfest. Die Hausmiete war mir oft etwas sehr Kästiges gewesen und hatte mir manchmal den Wunsch eingegeben, doch lieber eine Schnecke zu sein, die ihr Haus auf dem Rücken trage. Hier in Californien ging mir dieser Wunsch in Erfüllung, — man kommt mit feiner wollenen Decke auf dem Rücken an und schlägt sofort sein Hotel auf, wo es beliebt.

1. Juli. Es wurde fleißig gearbeitet; Alles karrte, schaufelte, häuete in die goldhaltige Erde hinein, daß es eine Lust war. Jeder hängt zwei Eimer voll Erde an ein Joch, das quer über die Schulter liegt. Joch, Eimer und Erde wiegt 105½ Pfund. Diese Bürde trägt man 265 Schritte weit bis an den Fluß. Ich nahm gewöhnlich, um das Gewicht des Jochs und der Eimer zu ersparen, einen Sack und schleppte meine Erde in diesem nach dem Fluße, wo mein jüngster Sohn täglich 250 Eimer voll auswarf. Diese Quantität lieferte 12 bis 15 Doll. — Die Lebensmittel waren hier etwas wohlfeiler und das ganze Verhältniß konnte man etwas angenehmer nennen als da, wo ich früher grub. Kartoffeln kosteten 20 Cent das Pfund, Rindfleisch 22 Cts., Mehl 16 Cts. und so verhältnismäßig alles Andere. Hier begann man auch die Erde in Karren an den Fluß zu ziehen. Ich hatte meinen Wagen noch in der ersten Station am Feather-River stehen und beschloß, dahin zu reisen, ein Pferd zu kaufen und mit Fuhrwerk zurück zu kehren. Die Entfernung betrug 135 Meilen. Am Feather-River fand ich die Goldgräber beschäftigt, Dämme zu bauen und Canäle zu graben, um den Fluß aus seinem Hauptbette zu lenken und durch die Canäle das eigentliche Bett trocken zu legen, um das Gold in demselben zu finden. Eine riesenhafte Arbeit, die manchen Schwelstropfen kostete, — aber die Hoffnung auf reichen Gewinn trieb Alle an. Das Uferland war schon überall umgraben und seines Goldgehaltes beraubt.

10.

Mit Bligeschnelle verbreitete sich hier das Gerücht, daß man an einer Stelle zwischen dem Yuba und Feather-River neue Goldgruben entdeckt habe. Es sei ihm der Name Goldbid gegeben worden und sie lieferten so reichen Gewinn, daß jeder Mann wenigstens 25 Dollar täglich verdiene. Meinen Wagen konnte ich nicht mehr brauchen; die Sonne hatte ihn so vertrocknet, daß sich die Reife ganz ablösten. Um diese wieder anzulegen, forderte mir der Schmied 40 Doll. ab. Ich ließ deshalb den Wagen stehen und reiste mit meinem Pferde, das mich 150 Dollar gekostet hatte, nach dem gepriesenen Goldbid — ein Umweg von 30 Meilen. Dazu bewog mich der Gedanke, daß, wenn es an diesen Ort etwas zu schlucken geben sollte, ich so gut wie Andere das Recht hätte, einen tüchtigen Zug davon zu mir zu nehmen.

Ich erreichte den Platz am 28. Juli und fand — eine ganze Masse Krämer, reichlich mit Mehl, Fleisch, Kaffee, Zucker u. s. w. versehen, Alles 1 Dollar das Pfund. Die Goldjäger fragten einander: wo sind denn aber die reichen Gruben? und Einer schaute den Andern an, als hätten ihnen die Hühner das Brod gefressen. Das Gold war hier so dünn, daß, wenn Einer „prospecten“ wollte, er unumgänglich eine Brille mit Vergrößerungsgläsern in Mäthradumfang tragen mußte, um die diminutiven Partikeln, welche so dünn in der Erde lagen, nicht zu verfehlen. Ist denn Alles in der Welt glerige und betrügerische Spekulation? fragte ich mich, gab dem Pferde die Sporen und sagte davon.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Bern. Der Regierungsrath hat die bisherigen unerfüllt gebliebenen Armenauswanderungsbegehren sammt den betreffenden Auswanderungsunterstützungsangelegenheiten an die Oberämter übermittelt. Somit hätten die Armenauswanderer sich an ihre Bürgergemeinden und diese an die Regierungsstatthalterämter zu wenden.

Claros. Innerhalb acht Tagen sind aus dem Klein- und Großthal über 220 Personen nach New-Claros in Wisconsin ausgewandert. Einzelne Vorseherchaften schienen dabei gewissenlos genug zu sein, arme Arbeitsunfähige und selbst Blödsinnige zur Auswanderung zu veranlassen, bloß um des Gedankens willen, ihrer los zu werden, und sie im Pfefferland und der alten Heimath ab dem Hals zu wissen. Man denke sich das traurige Loos jener Unglücklichen jenseits des Oceans! Jedemfalls laden sich solche Gemeindeglieder große Verantwortlichkeit auf ihr Gewissen. Anfangs hatten eine Anzahl Familien im Sinne, sich nach Brasilien, Colonie Dona Francisca, anzuschicken, woran sie wahrlich recht gethan haben würden; allein durch nicht empfehlende Briefe, welche in Berner Blättern (Berner-Zeitung, Brief des aus Bern zuerst nach den Ver. Staaten und dann nach Rio de Janeiro so schändlich gefälschten Abenteurers „J. J. Strüt“) erschienen und dann auch in die „Claros-Zeitung“ übergegangen waren, wurden dieselben von der Ausführung ihres Vorhabens abgehalten. O du liebe Einsalt! Wo ist es denn besser für die Armenauswanderer, da wo sie von der Heimath ab, an und vor jedem Mäthelunwesen in Schutz genommen werden, bis an Ort und Stelle der neuen Ansiedlung, und auch dort geraume Zeit ihnen ein freies Obdach, wohlfeiles Land auf dreijährigen Credit, zinsfrei und andere Vortheile an Vorkäufen für Lebensmittel, Werkzeug, Sämereien etc. gewährt wird, oder in dem abgelegenen, winterlichen Wisconsin, wo der Arme sich total selbst und den mäthelischen Amerikanern überlassen ist, und Armuth und Noth oft weit greller drückt als in der alten Heimath selbst. Denn wie neuere Berichte erweisen, bietet Neu-Claros durchaus keine besondere Vortheile gegen jeder andern Colonie in den Ver. Staaten ihren neu einwandernden Vaterlandsbürgern dar.

Ver. Staaten. Im Jahr 1793 zählte die Bevölkerung Nordamerikas 3,929,228 und im Jahr 1851 — 23,267,498. Dieselbe hat sich also in 58 Jahren um 20,338,270 vermehrt = durchschnittlich auf ein Jahr 350,659, macht auf jeden Tag beinahe 1000 Seelen.

Anzeigen.

Bilder aus Amerika,

oder

der kleine Amerika-Spiegel.

Inhalt. Ausführlicher Bericht und Originalbrief über Nordamerika von G. Hausener, gew. Lehrer und Schulkommisär. — Originalbrief des Heinrich Braschler, gew. Lehrer an der Mädchen-Taubstummenanstalt auf dem Margauerthalen bei Bern, aus Texas. — Charakter, Sitten und Lebensweise der Amerikaner. — Originalbrief des C. Hermann, gew. Drechsler in Rönz bei Bern, jetzt in der Colonie Dona Francisca, in Südbrasilien. — Brief des Joh. Sauerbeck aus Dona Francisca. — Auszug aus einem Briefe des Johann Ernst Weber von Narwangen, jetzt in Sandusky City, im Staate

Ohio. — Kurzgefaßte geographische Uebersicht über diejenigen Staaten der Union, nach welchen Deutsche und Schweizer am meisten auswandern: New-York, Pennsylvania, Ohio, Indiana, Illinois, Missouri, Iowa, Wisconsin, Michigan, Virginia, Kentucky, Tennessee, Nord-Carolina und Texas. — Das Kaiserthum Brasilien, mit Berücksichtigung der in den dasigen Provinzen für Schweizer und Deutsche geeigneten Colonien und Ansiedelungsgebiete. — Auszug aus einem Berichte des Hrn. L. Ph. de Ruz, von Neuenburg, Schweiz. Konsul in New-York.

Um den äußerst billigen Preis von 50 Cent.

Zu haben in Bern: in der Haller'schen Buchdruckerei; bei Zent u. Gasmann; Jenni, Vater; Huber u. Comp.; im Bücherladen Opplinger beim Zeltglocken, und bei der Redaktion dieser Zeitung; — in Thun: in den Buchhandlungen J. J. Christen und K. J. Wyß.

Schiffsgelegenheiten.

Das Auskunft- und Beförderungsbureau des Unterzeichneten speidirt den 1. und 15. jeden Monats, mit Dampf- oder Segelschiffen Passagiere ausschließlich über Bremen nach allen Häfen von Nordamerika und Texas.

Auch werden jeden Monat mehrere bestens ausgerüstete und verproviantirte Schiffe von Hamburg nach Rio Janeiro, Santos, San Francisco und Rio Grande in Brasilien; La Guyara in Venezuela; nach Californien und Australien abgehen.

Die in keinen andern Seehäfen als Bremen und Hamburg zu Gunsten der Auswanderer bestehenden Befehle und Schutzgesellschaften, die vortrefliche Ausrüstung und Verproviantirung der Schiffe, auf welchen für die Leute gekocht und das Passagegeld versichert wird, empfehlen diese Einschiffungshäfen den Auswanderern ganz besonders.

Auf frankirte Anfragen wird gratis die genaue Auskunft über die erwähnten Expeditionen, und die Begünstigungen, welche in gewissen Fällen den Auswanderern gewährt werden können, gegeben. Rapperschwil, den 4. März 1853.

E. de Paravicini.

Bei J. J. Christen in Thun sind folgende höchst empfehlenswerthe Schriften für Auswanderer zu haben:

Begleiter und Rathgeber nach und in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Von C. L. Fleischmann, Consul der Verein. Staaten Nord-Amerika's. Mit einer Karte und vielen Holzschnitten. Fr. 6. 15 n. W.

Auswanderungs-Katechismus, ein Rathgeber für Auswanderer, besonders für diejenigen, welche nach Nord-Amerika auswandern wollen. Von K. L. W. Wander. Mit einer Karte des nordamerikanischen Freistaates. Fr. 3. 60 n. W.

Aug. Albrecht's englischer Dolmetscher, oder gründliche Belehrung, die englische Sprache nach einer leichtfaßlichen Methode ohne Lehrer zu erlernen. 3te Auflage, vermehrt und durchgesehen von A. D. Eden. Fr. 1. 60 n. W.

Bei J. J. Christen in Thun ist ferner zu haben von dem berühmten

Simmenthaler Alpenthee,

welcher ganz besonders allen Auswanderern nach Amerika bestens anzupfehlen ist. Preis: das große Päcklein mit Gebrauchsanweisung 40, das kleinere Päcklein 30 Cent.

Bei K. J. Wyß in Thun ist stets vorrätzig: Ein bedeutendes Quantum des berühmten

Simmenthaler Alpenthee,

ein empfehlenswerthes Hausmittel für Kopf- und Halsschmerzen, vorzüglich aber für Brustkrankheiten jeder Art, Ausgehren, Magenschmerzen, Fieber und Wasserbrennen etc. Dieser Thee ist hauptsächlich noch solchen anzupfehlen, welche nach Amerika auszuwandern gedenken, indem Briefe von Ausgewanderten, die davon mitgenommen, denselben sehr rühmen, da er ihnen auf der Reise ausgezeichnete Dienste geleistet habe. Preis: Das große Päcklein mit Gebrauchsanweisung 40, das kleine 30 Cent.

Der Colonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.

Jahr-Abonnement 6 Fr.
Halbjaehr-Abonnement 3 „
Viertelj.-Abonnement 1 „, 50 C
Einschickungsgebühr 14 C die
einfachste Zeile. Bei
mehrmaliger Wiederholung
tritt eine Preisermäßigung
ein.



Wahrheitsgetreue Original-
briefe und belehrende Auf-
sätze über Amerika, Frank-
reich, die Redaction gesandt,
finden jederzeit unentgeltliche
Aufnahme.

Nr. 12.

Bern, den 25. März.

Dritter Jahrgang. 1853.

Die verehrtesten Leser des „Colonist.“

deren Abonnement mit Ende dieses Monats März zu Ende geht, und neue Abonnenten für das mit April beginnende zweite Quartal, werden höflichst ersucht, ihr Abonnement zu erneuern, damit sie in der Zukunft keine Unterbrechung erleiden. Man abonniert franko auf allen Postämtern und bei der unterzeichneten Redaktion:

Großniklaus,
Lehrer in der Schönbühl bei Bern.

Feuer im Schiff.

(Eine Erzählung.)

Der englische Seemann Ben Brace erzählt Folgendes:

Ich hatte einen Tischgenossen, der nun im Todtenregister läuft, und von dem Quartiermeister des Grades weggenommen ist. Tom Toprall und ich haben manches Außerordentliche gesehen: einmal versagte ihn das Feuer, ein andermal der Wind aus dem Schiff. Als wir einst Nachts unter dem Schutze des Wetterdaches am Bordertisch saßen, sagte ich zu ihm: „Tom, wir sind hier sicher und im Trocknen; nun erzähle mir von jener Feuerbrunst und deinem Bruder: dieß soll ja, wie man sagt, die Ursache sein, warum du nie eine Tabackspfeife anrührst, sobald ein Tau in der Nähe ist. Komm, trink' ein Glas mit mir, und erzähle.“

„Das ist so,“ erwiderte er, „und Niemand weiß es besser als ich: ein halb Jahrhundert konnte ich es nicht aus meinem Gedächtniß verwischen, und heute noch denke ich daran, als wäre es erst gestern geschehen.“

„Daran,“ sagte ich, „ist kein Zweifel, Tom; ich kann mich noch weiter zurück erinnern. Aber gib los, Kamerad.“

„Nun gut,“ fuhr Tom fort, „wenn du deine Ungebild nicht zugehen kann, so muß ich wohl nachgeben. Im Jahr 1779 gehörte ich zu dem Glasgow, einem Schiff von zwanzig Kanonen auf der Station von Westindien. Ich war damals siebenzehn Jahre alt, und war ein Bursche (wiewohl ich es selbst sage, was ich vielleicht nicht sollte) von so gutem Aussehen als irgend Einer, der an den Pallisaden von Jamaika *) vorbeikam, und am Mondfals **) von Barbados trank. Mein Bruder Bill war auf demselben Schiffe mit mir: er war ein Jahr jünger als ich; aber das war ein Junge! Wen ich sage dir, sein Herz schlug nur für mich; er war mein Bruder und Freund: —

ich könnte dir viel von ihm erzählen. Nun gut, mein Bruder Bill war beim Bordertisch angeheftet wie ich; er war in der Starbordwache, und ich in der Backbordwache: wir waren beide Leichtsinnige, und daher tüchtige Kletterer, immer am höchsten oben, immer an den obersten Segeln. Wir kreuzten bei St. Domingo, und da wir fanden, daß wir dort kein Glück hatten, kehrten wir um nach Jamaika, und warfen in der Montego-Bay Anker.“ — „Halt einen Augenblick,“ sagte ich, „sied ihr dort mit dem Badger zusammengetroffen?“

„Ja wohl!“
„Ich weiß nun Alles,“ sagte ich, indem ich mich in den Zipfel eines Segels wickelte, um mich vor dem Seitenwind zu schützen: „denn Nelson befehligte auf dem Badger, und ich befand mich im kleinen Boote, als —“ — „Halt, Ben,“ sagte Tom, „es kommt noch Alles. Gut, wir kamen also, wie gesagt, in die Montego-Bay, und fanden dort den Badger vor Anker. Wir zogen alle Segel ein, wie es auf einem Kriegsschiffe der Brauch ist, denn die Rache hatte Manchen von uns sich sputen gelehrt. Bill und ich rollten eben an der Bordertafel segelfest das Segel auf, als der erste Leutnant einem der Seecabotten zurief, er solle hinuntereilen und nachsehen, warum aus der hintern Hauptluke Rauch aufsteige. Gut. Ich war oben fertig, und auf das Bordertisch niedergerollt, da stürzte Alles auf das Verdeck und schrie nach der Löschmannschaft und den Löschheilmern; und ehe man Jack Robinson sagen konnte, folgte die Flamme dem Rauch, und das Schiff stand im Feuer. Des Proviantmeisters Unteraufscher hatte das Unglück angerichtet. Eine Feuersäule kam die hintere Haupttreppe herauf, stieg immer höher und höher, ergriff alle Tauen, und nach wenigen Augenblicken war das Schiff vom Rumpf bis zur Spitze im Feuer. Es herrschte, wie du dir denken kannst, die größte Verwirrung: durch das plötzliche Auslöbern erschreckt, wollten die Leute auf dem Hintertisch die Boote losmachen; aber ehe sie dieß in's Werk setzen konnten, wurde das Verdeck so heiß, daß sie auf dem kürzesten Wege aus dem Schiffe zu entkommen suchten, und über Bord sprangen. Ich kann nicht sagen, wie mir zu Muth war; ich wußte gar nicht, was ich thun sollte. Der Schrecken nahm zu, und wer einen trockenen Platz dem Schwimmen vorzog, hing sich an die Schiffswand, und hielt sich bereit, in die Boote zu springen, die vom Badger abgesendet wurden, sobald man dort unser Schicksal bemerkt hatte. Nelson selbst war dabei so kaltblütig und thätig, als ob weder Hitze noch Flamme ihm etwas anhaben könnten, und half diejenigen auffangen, die über Bord gesprungen waren.“

*) Die Pallisaden von Jamaika sind der Weerhugungsplatz von Port-Royal.

**) „Am Mondfals trinken“ heißt in der Matrosensprache: Rum aus einer Cocode muß trinken. Damals gab es noch keine Mäßigkeitsvereine.

*) Die neunschwänzige Rache ist eine Peitsche mit Nemen, welche zur Bestrafung ungehorsamer oder nachlässiger Matrosen angewendet wird.

„Ich sehe es noch,“ sagte ich; „ich erinnere mich so gut, als wäre es gestern gewesen; gib mir deine Hand, Tom, und rücke näher. Wir nahmen die Schwelmmenden auf, und die Haisfische bekamen nichts. Aber sag' mir, Tom, warum verzoget ihr so lange, gleich einem Bier- und lebenslanger, der vor Anker liegt?“

„Nun gut,“ fuhr Tom fort, „es war so ein *saavo qui pout*, wie die Franzosen sagen, und Jeder wollte nicht bloß sein Leben, sondern auch noch etwas von seiner Habe mitnehmen. Ich machte mich daher hinunter, in der Hoffnung, an unsere Truhe zu kommen; aber der Rauch war so dick, daß ich zurückkehren und weinen mußte, als hätte ein Käfer auf meinen Augen herumgetrommelt. Es war kaum noch Zeit, dem Gebratetwerden zu entgehen: denn das Feuer hatte sich immer weiter ausgebreitet, und das vordere Tackelwerk auf beiden Seiten ergriffen. Alles sprang über Bord: es war ein Anblick, als stiegen Hunderte von Raketen auf einmal auf, und das ganze Vorderrüßel war eine Flamme, während das geschmolzene Blei wie siedend heißer Regen herunterfiel. Ich hatte mich auf die Stabspitze hinausgemacht und war bereit, vom Schiffe Abschied zu nehmen, da hörte ich über mir einen Schrei, und sah meinen Bruder am Topmastkreuz an den Mast sich anstemmen, und aufstimmen, um dem Feuer zu entfliehen; er hatte alle Fassung verloren, und ich war so erschrocken, daß ich ihm nicht helfen konnte. Mehrere in den Booten“ —

„Ich selbst war einer unter denen,“ unterbrach ich ihn, „welche ihm zuriefen, sich nicht zu besinnen, und vom Topmast herunterzukommen.“

„So machte ich es auch,“ fuhr Tom fort, „ich sah den armen Jungen, meinen lieblichen Bruder, meiner Mutter Liebling, wie eine Kage am Mast hinaufklimmen, um dem Feuer zu entkommen. Ich stürzte gegen das Segel hin, aber das kochend heiße Blei trieb mich wieder zurück. Jeden Augenblick wurde die Gefahr größer; sein Tod war unvermeidlich, wenn die Gnade Gottes ihm nicht half, und ihn darauf hinführte, an der Segelstange hinauszuklettern und über Bord zu springen. Da! da! rief ich, meine Hände ausstreckend, da Bill, spring herunter! Ich will dich auffangen; klettere hinaus an der Stange, und spring über Bord! — Das Feuer hatte seine Kleider ergriffen, er hatte seine Jacke an. — Noch kann ich ihn sehen, in seinem langen vom Winde zerzausten Haare, mit bleichem Gesichte und brennenden Kleidern. Noch sehe ich ihn, wie er mit seinen Händen die Flammen von sich abwehren wollte, wie er endlich, o Gott! seinen Rath zusammennahm, hinauskletterte auf die äußerste Spitze, und hinunterblitzte; und, glaub' mir, Den ich sah eine Thräne in seinen Augen! Ich konnte nicht sprechen; ich konnte mich nicht rühren; ich fühlte nichts mehr von dem siedenden Theer, der auf mich herunterstürzte; nichts von der zunehmenden Hitze, in der ich fast gebraten wurde. Spring, Bill, — sagte ich, meine Arme ausstreckend, um ihn aufzufangen —, das Wasser ist tief genug, denk' nicht an die Höhe; du kommst wieder herauf, ehe die Haisfische merken, daß du hinunter bist. Und — er sprang wirklich; ja, er sprang in der That wie ein Mann; in einer Sekunde war er unten. Ich griff nach ihm, und langte aus so weit ich konnte — seine Hosen berührte ich noch — seinen Kopf sah ich an dem Arm des großen Ankers in Stille zerschmettern!! — er fiel über Bord, ich ihm nach, ehe er das Wasser berührte; aber er sank wie ein Stein in die Tiefe, und mich nahm eines der Boote ein, das auf dem mit meines Bruders Blut gefärbten Wasser daher schwamm.“

Hier hielt Tom inne. Die rauhen Stürme des Lebens hatten seine natürliche Liebe nicht erkaltet, und als ich mir mit meinem Rockarmel die Augen abwischte, war das Weilen des Windes, der durch die Seiten des alten windwärts sich haltenden Schiffes heulte, der einzige Laut, der die Todtenstille unterbrach: „Starbord Rahnbalken!“ rief die Wache, als es 5 Uhr schlug, und Tom begab sich auf seinen Wachposten.“

Auszüge aus Briefen.

Selbst die besten über Auswanderung und die amerikanischen Verhältnisse handelnden Bücher enthalten meistens nur allgemeine Ansichten und Weisungen und treten nicht näher über das Treiben, die Umstände, Einrichtungen, Widerwärtigkeiten und Anstrengungen der Neueingewanderten ein; solche Aufschlüsse findet man am besten in Briefen von Ausgewanderten an ihre zurückgebliebenen Verwandten und Freunde

in Europa. Diese Briefe enthalten oft sehr gute Lehren und Winke, sind aber meistens schwer zu erhalten, besonders wenn nur solche von Schweizern veröffentlicht werden sollen. Deshalb glauben wir unsern geehrten Lesern zu nützen und angenehm zu sein, wenn wir auch einige von deutschen, namentlich diejenigen, welche durch Hrn. Wilhelm R. gesammelt und publizirt worden sind, in unser Blatt aufnehmen und machen mit nachstehenden Briefen den Anfang.

Amerika im Hinblick auf junge Kaufleute.

Jefferson City, den 15. April 1852.

Ueber Julius!

Deinen Brief vom 14. Dez. v. J. habe ich richtig erhalten und mit Vergnügen gelesen, daß Du Dich mit Deinem Auswanderungsplane zunächst an mich gewendet hast, indem ich in der Lage bin, Dir gehörige Auskunft zu geben. Bald nach Ankunft Deines Briefes reiste ich nach St. Louis, der größten Stadt von Missouri, und sah mich in den ersten Handlungshäusern, in welchen ich bekannt war, nach einer Stelle für Dich um. Nirgends war eine Stelle offen, doch wurde mir da und dort entfernte Hoffnung gemacht, aber nur unter der Bedingung, wenn Du gute Zeugnisse aufzuweisen habest. Nun ging ich in eine große, reelle Buchhandlung, wo ich Dich gar gern gesehen hätte, und erhielt den Bescheid, daß sein Buchhalter in nächstem Monat austrete, daher ich Dich baldigst vorstellen möchte. Als ich ihm hierauf sagte, Du seiest noch in Deutschland, sprachst aber gut englisch, lachte er hell auf und entgegnete, daß man in Amerika Niemand eine Stelle auf ein Jahr hinaus offen behalte.

Hier reiste ich nach Cincinnati, der größten Stadt Ohio's, wo ich von Kaufmann W. Ade, württembergischem Konsul, einen kurzen Bescheid erhielt. Bei der deutschen Gesellschaft brachte ich mein Anliegen gar nicht vor, weil mehr als zwanzig Personen mit dem gleichen Gesuche anwesend waren. Ueberdies machte dieselbe wiederholt bekannt, daß sie Bauern, gewöhnliche Handwerker (Schneider, Schuster, Wagner, Schmiede, Schreiner, Schlosser u.) leicht unterzubringen wisse, mit gebildeten Leuten (Beamten, Aerzte, Kaufleute, Schreiber u.) aber nichts anzufangen wisse. Diesen geht es in der Regel ungemein schlecht, die meisten sind, wenn ihr Geld aufgebraucht ist, zu den niedrigen Arbeiten gezwungen, sie hatten es für ein Glück, als Hausknechte, Kellner u. dergl. Unterkommen zu finden, und schon viele legten die eigene Hand an's Leben, andere verfielen dem Wahnsinn. Auch mir kamen solche Gedanken, als es mir in den letzten Jahren meines Lebens schlecht ging, ich wußte schon den Platz, wo ich mich in den Süsquehana River stürzen wollte. Zum Glück hielten mich zwei Deutsche von diesem strafbaren Vorhaben ab. In Cincinnati sah ich selbst einen angesehenen babilischen Beamten die Straße pugen.

Kommst Du hieher, so kann ich Dir in einem kleinen Kramladen schon eine Stelle ausmitteln, allein ich habe diese Stelle selbst durchgemacht und muß Dir deshalb abrathen. In einem solchen Geschäft muß man Dienste thun: erstens als Buchhalter; zweitens als Kellner, denn da wird auch bis Nachts 1 und 2 Uhr Bier und Schnaps verzapft und hat Grobheiten aller Art einzunehmen; drittens als Stubenpußer, (wöchentlich muß man die Stube zweimal ganz aufwaschen); viertens als Laufbub der Frau, welche man täglich mit dem Korb auf den Markt begleiten muß. In Deutschland hat es jeder Hausknecht besser als diese Commis, und gleichwohl sind sie bloß mit 6—10 Dollar monatlich bezahlt.

Nun will ich Dir einen Vorschlag machen, der hoffentlich Deinen Beifall findet. Warte noch 2—3 Jahre, bis ich und Karl beieinander sind und nach unserer Verabredung ein kleines Landgut mitelander bebauen, dann kannst Du zu uns kommen und in aller Ruhe warten, bis sich Gelegenheit zum Eintreten in eine passende Stelle zeigt. Befällt Dir das Farmerleben, so bleibst Du vielleicht ganz bei uns, denn auch auf dem Lande läßt sich hier mit Vortheil spekuliren. So habe ich letzten Herbst 300 Buschel *) Äpfel zu 50 Centis gekauft, und zwei Tage nachher zu 60 Centis das Buschel wieder abgesetzt, und so mit 30 Dollars gewonnen, ohne eine Hand gerührt zu haben. Vor einigen Monaten war ich in St. Louis, kam an einer öffentlichen Auction vorbei, wo starker Eisker verkauft wurde. Ich erstand ein Faß davon, nahm es mit hieher und profitirte in aller Kürze 8 Dollars.

Buschel = Stmci.

und Winke,
ers wenn
en sollen.
d angenehm
h diejenigen,
worden sind,
Briefen den

ute.

April 1852.

erhalten und
vanderungs-
age bin, Dir
nes Briefes
ri, und sah
ekannt war,
e offen, doch
r nur unter
abest. Nun
g gar gern
ler in näch-
ndichte. Als
prechst aber
in Amerika

Ohio's, wo
ihnen kurzen
h mein An-
d mich legten
ederholt be-
er, Schuster,
ingen wisse,
schreiber id.)
el ungemein
zu den nie-
als Haus-
viele letzten
sinn. Auch
oren meines
mich in den
mich zwei
matl sah ich
gen.

Kramladen
durch-
en Geschäft
als Kellner,
chnaps ver-
s als Stu-
aufwaschen);
im Korb auf
Hausknecht
6—10 Dol-

llch Deinen
beieinander
miteinander
he worten,
zeigt. Ge-
und, denn
So habe
kauft, und
it, und so-
aben. Vor-
gierung des
Missouri, da-
her versammeln
sich hier die beiden
Kammern alle
zwei Jahre, un-
dann hat der
Buchbinder so
viel zu thun,
daß er in kurzer
Zeit 1000 Dollars
verdient. Bis
jetzt habe
ich so viel
verdient, daß
ich mich ehrlich
durchgeschlagen
habe, und
wenn noch
einige Monate
vorbei sind, so
hoffe ich ge-
borgten zu sein.

Bei großen Spekulationen kann man freilich auch viel verlieren, allein der Handel mit Landesprodukten kann immer als ziemlich ungefährlich bezeichnet werden. Es giebt hier zu Land Farmer genug, die Früchte und Fleisch im Ueberfluß haben, aber nicht zu Geld machen können, weil sie entweder zu weit von einer Stadt wohnen, oder weil sie zu faul und zu bequem sind, Absatzwege aufzusuchen und ihre Erzeugnisse fortzuschaffen. Diese sind froh, wenn man zu ihnen kommt und ihnen ihre entbehrlichen Vorräthe gegen Bedürfnisse, welche sie nöthig haben, austauscht. In der Regel bezahlt man nämlich nicht mit baar Geld, sondern führt alle möglichen Waaren mit sich, mit denen man einen Tauschhandel betreibt. Das Geschäft wird dadurch für den Unternehmer auch um so gewinnbringender. Auf diese Art konnte sich ein junger Mann mit ein paar hundert Dollars schnell in die Höhe bringen.

Nun sei mit den I. Deinigen aufs herzlichste gegrüßt von Deinem treuen Onkel
Wilhelm And...

Der folgende Brief giebt Auskunft über die Zustände Californiens und den Auswanderungszug dorthin von Amerika aus. — Wie les, was uns aus Zeitungen und anderer Nachrichten dunkel und verworren war, wird uns durch dieses Schreiben faßlich.

Schreiben über die Buchbinder in Kleinern Städten Amerika's.

Jefferson City, den 10. Mai 1852.

Lieber Schwager!

Der Tag, an welchem ich Deinen Brief vom 8. Januar erhielt, gehörte mit zu den freudigsten meines Lebens. Es ist in der That etwas Herzerhebendes, nach acht langen Jahren, nach acht Jahren voll Trübsal und Noth endlich wieder etwas von der lieben Heimath, von lieben Angehörigen zu hören. Hätte ich Euch früher geschrieben, so wäre mir dieses Vergnügen freilich eher zu Theil geworden, allein ich möchte Euch nicht mit einem Briefe, dessen Text aus den Klageliedern Jeremia hätte gewählt werden müssen, betrüben und so schwieg ich, in der Hoffnung, daß es besser bei mir kommen werde.

Es freut mich ungemein, daß Ihr alle gesund seid und nicht um das Nothdürftigste des Lebens ängstlich zu sorgen braucht. Sollten die Zeiten im Schwabenland noch schlechter werden, als sie leider schon sind, so kommt Alle hieher, man kann in Amerika ganz zufrieden und frei leben, namentlich wenn man noch so viel mitbringt, daß man sogleich ein eigenes Geschäft anfangen oder eine schon etwas kultivirte Farm kaufen kann. Die Landgüter sind gegenwärtig sehr billig, denn Alles will verkaufen und ins Goldland Californien ziehen. Die Briefe von dort sind unglaublich. Es sind schon Leute von dort zurückgekommen, die sich in 4—5 Wochen 10—12,000 Dollars erworben haben. Der Handwerker soll einen täglichen Arbeitsverdienst von 14—16 Dollars haben, wogegen die Fristung des Lebens für Einen Tag auch 5—6 Dollars kostet. Für das Waschen von einem Duzend Hemden hat man 6 Dollars zu bezahlen. — Ehe ich Bruder Louis aufgefunden hatte, lag es in meinem Plan, auch hinzugehen, allein jetzt bin ich ganz davon abgestanden, zumal dieses Jahr so viele Leute gehen, daß eine Hungersnoth in Californien entstehen muß. Es giebt nicht so viel Schiffe hier, um die erforderlichen Lebensmittel hinzuschaffen. Durch Missouri zogen dieses Frühjahr schon mehr als 30,000 Personen, welche die Reise zu Land machen. Sie haben einen Weg durch Heiden und über hohe, steinige Gebirge von 2200 Meilen zurückzulegen, weshalb man allgemein annimmt, daß nicht ein Mal mehr der zehnte Theil zurückkommt. Es giebt auf einer solchen Tour viel auszuhalten, und in der heutigen Zeitung lese ich, daß eine aus vierzig Mann bestehende Gesellschaft von Indianern angegriffen und bis auf einen einzigen Mann, der sich durch die Flucht rettete, niedergemacht wurde.

Mit der Buchbinderlei hat es hier eine eigene Bewandniß. Jefferson City ist eine kleine Stadt (1300 Einwohner), und beschäftigt nicht das ganze Jahr einen Buchbinder. Es ist aber Sitz der Regierung des Staates Missouri, daher versammeln sich hier die beiden Kammern alle zwei Jahre, und dann hat der Buchbinder so viel zu thun, daß er in kurzer Zeit 1000 Dollars verdient. Bis jetzt habe ich so viel verdient, daß ich mich ehrlich durchgeschlagen habe, und wenn noch einige Monate vorbei sind, so hoffe ich geborgten zu sein.

Es gehört ein ziemlich großer Fond dazu, alle Auslagen den Winter über zu bestreiten, denn mir wird nichts bezahlt, bis die Arbeit fertig ist. Ueberdies muß ich eine Kaution von 2000 Dollars stellen. Ich habe übrigens Freunde hier, welche mich nicht steden lassen. Hat man in Amerika überhaupt einmal gezeigt, daß man etwas zu leisten vermag, fleißig und sparsam ist, so hat man überall Kredit, und kann in dieser Beziehung viel besser ein Geschäft auf eigene Rechnung beginnen, als in Deutschland. Der persönliche Kredit steht hier, wie in jedem Handelsstaate, sehr hoch. Taugenichtse freilich bekommen hier so wenig, wie in Deutschland. Wilhelm And...

Was der Briefschreiber weiter in seinem Briefe schreibt, betrifft bloße Familienangelegenheiten, welche kein Interesse für einen größern Leserkreis haben und daher ungedruckt bleiben.

Landreise nach Californien.

(Fortsetzung.)

Nach 14tägiger Abwesenheit traf ich am 29. Juli wieder in Marysville ein. Es war um 5 Uhr Nachmittags. Ein großer Zusammenlauf von Menschen zog meine Aufmerksamkeit an. Auf meine Erkundigung erfuhr ich, daß ein Dieb gefesselt werden sollte; er war in ein Zelt eingebrochen und hatte mehr als 1000 Dollar Werth daraus gestohlen. Man band ihn an einen Baum und vollzog das Urtheil des Richters Lynch. Zusehen mochte ich nicht, denn ich bin kein Freund von solchen Bräutigamsfeiern.

Am 30. Juli befand ich mich wieder in Sacramento-City, das nicht volle 60 Meilen von Marysville entfernt liegt. Die Reise durch das Thal ist nicht reizlos; nach allen Seiten hin führen Fahrwege in die Goldgruben. Alle 3 bis 4 Meilen findet man einen von Baumwollenzeug und Stangen erbauten Gasthof, worin die ächte Beutelschneiderlei zu Hause ist. Ein Schlud Branntwein kostet 25 Cts., eine Mahlzeit 1 Dollar 50 Cts., und sie besteht aus Cafes mit Salatratus gebaden, Thee und halb gar gebratenem Fleisch. Bleibt man über Nacht, so muß noch ein halber Dollar Schlafgeld für die Erlaubniß bezahlt werden, mit seiner eigenen Decke auf einer Pritsche liegen zu dürfen.

In Sacramento-City kaufte ich einen Karren, mit dem ich ein Weibchen vor Sutter's Hotel hielt, wo mich ein glücklicher Zufall mit mehreren alten Bekannten zusammenführte, unter ihnen mit meinem besten Geschäftsfreund, Herrn Louis Gaart, der hier ein Handelsgeschäft trieb und früher in Newyork ansässig war. Erkaunt ihm die Hand reichend, fragte ich: „Bist du es, oder schwebst mir nur dein Geist vor?“ „Ich bin es selbst,“ sagte er lachend, „dein alter Freund.“ Ich ging mit ihm in sein Haus und am andern Morgen reiste ich weiter.

Am 2. August erreichte ich wieder die Negro Bar und schätzte mich glücklich, meine Söhne wohlbehalten und fleißig an der Arbeit zu finden. Jetzt hatte ich den Vortheil, die Erde in dem Karren nach dem Flusse transportiren zu können, allein der Gewinnst war nicht über groß. Das Futter des Pferdes kostete wöchentlich 15 Dollar; denn das Futter des Viehes war noch theurer als das der Menschen; für 100 Pfund Heu zahlte ich 8 Dollar, für Gerste und Hafer dasselbe.

Am 14. August organisirte sich eine Gesellschaft von 260 Mann, um auch diesen Fluß, wie alle andern, aus seinem Laufe zu treiben und ihn in einen Kanal zu leiten. Man berechnete, daß die Arbeit 6 Wochen Zeit nehmen würde und erwartete in dem trocknen Flußbette den reichsten Goldgewinn. Ich ließ meine beiden Söhne sich dieser Gesellschaft anschließen, um zu sehen, was daraus werden würde. Unterdessen begannen die Verhältnisse eine stichtliche Wendung zu nehmen. Die Handelsleute wurden geschmeibiger, die nach den Minen fahrenden Fuhrleute höflicher, — es ließ sich leicht sehen, daß die Goldminen arm zu werden anfangen und daß nur noch der seltene und blinde Zufall einen Glücksfund gab. Ein Mann, der direct vom Middlefort des Feather-River von einem Plage kam, den ich ganz gut kannte, erzählte mir, daß eine kleine Gesellschaft von Fünf etwa 500 Yards des Flusses trocken gelegt hatten, um darin alle ihre Hoffnungen zu erfüllen. Gleich am ersten Tage, als sie zu graben angingen, fanden sie zwischen zwei Felsen und fanden wirklich in einer Viertelstunde für 40 Dollar Werth Gold. Durch diesen Fund ermutigt, gruben sie fleißig und unermüdet weiter, fanden aber kein einziges Stäubchen

mehrt. Auch alle Andern hatten verlorne Arbeit getrieben und waren mit Nichts ihres Weges weiter gezogen.

(Fortsetzung folgt.)

Anekdoten.

In einer nordamerikanischen Stadt steht folgende originelle Affische eines von einem Schweizer geführten Detailgeschäftes, die demselben sehr große Kundschafft zuzog:

New Switzer Store.

Hier giebt es gar so viele Sachen,
Die d's Herz im Leibe lachen machen,
Reich' Tinte, Feder und Papier,
Sind'st Zucker du und Silesfchmier,
Reis, Pfeffer und auch Kaffeebohnen,
Gar süße Zwetschen und Citronen,
Molasse, Candi und auch Schmalz,
Stark, Muskatnuß und weißes Salz,
Vleischli, Sell und schöne Selse,
Spigen, Faden, goldne (?) Reife,
Vorstednadel, Hofenträger,
Alles gut für muntere Feger!
Rasenfutter, Rauchtaback,
Schlesertafeln, Siegelad,
Saltractus, Matchos und auch Kerzen,
Wichse, um die Schuh zu schwärzen,
Neben andern Flüssigkeiten,
Essig, zum Salatberichten,
Hätsli, Fingerhut und Ketten,
Kinderzeug, ich wollte weiten,
Daß im Schwabenland und Preußen,
Jedermann sich d'rum würd' reifen.
Alles wohlfeil, aber baar,
So kredie' ich auf ein Jahr,
Allen bin ich guter Freund,
Wer es gut mit Schweizern meint.

Verschiedenes.

Bern. Wir vernehmen aus zuverlässiger Quelle direkt aus Pittsburg (Staat Pennsylvanien), daß bei 160 achtbare und angesehene, zum Theil auch sehr vermögliche Schweizerfamilien, wovon viele bereits 20—30 Jahre in dort angesehelt, eine Petition an den Ert. Bundesrath in Bern abgefaßt haben, worin sie um ein schweizerisches Konsulat in dort bitten, und dazu den Hrn. Wälti, Lehrer in Pittsburg (aus Bern), vorschlagen und wünschen. Derselbe besitze das vollste Zutrauen und alle Achtung der dortigen Bürger und nütze namentlich den vielen dort wohnenden Schweizern bereits auf alle mögliche Weise. Die Pittsburg giebt die Gründe an, warum in Pittsburg ein schweizerisches Konsulat erforderlich sei. Schon vor zehn Jahren befand sich dort ein schweizerischer Konsul, welcher starb, und selbiger blieb die Stelle erledigt. Pittsburg ist eine der größten Handelsstädte Amerikas, wo sehr viele Schweizer angesehelt sind und immer neue hinzulehen. Eine halbe Tagreise von Pittsburg ist das Columbiana County, wo fast die ganze Bevölkerung aus Schweizerfarmern besteht, deren natürlicher Markt Pittsburg ist. Ein schweizerisches Konsulat ist dort jedenfalls sehr nothwendig. Wer soll sonst die Geschäfte besorgen? „Sollen sie immer geldgierigen Scriblern (so schreibt man uns aus Pittsburg), Betrügnern und Wätlern in die Hände fallen? oder mit Zeitverlust, Porto und andern Auslagen für Alles und Jedes an den schweizer. Konsul in Philadelphia schreiben oder selbst dahin reisen?“ Wir finden Vermehrung und Aufstellung von recht vielen Konsulaten in dem Verein. Staaten, um so dringend nöthiger, da die Armenauswanderung und gewissenlose Expeditionen so vieler Armen von Seiten so vieler schweizerischen Gemeinden, so sehr überhand nehmen. Schrieb ja schon der schweiz. Konsul J. C. Sny in Philadelphia an die schweiz. gem. Gesellschaft im Jahr 1845 (vide deren Schrift „über schweizerische Auswanderungen. Clarus, 1845, bei

J. Vogel. S. 47“) „Wenige mittellose Auswanderer finden ein gutes Geschick, gewöhnlich fallen sie ihren Landsleuten zur Last und endigen ihr Leben in dem einen oder andern unserer Armenhäuser, oder kehren eben so arm als sie gekommen sind, in ihr Vaterland wieder zurück.“ — Wir hoffen, der hohe Bundesrath werde dem Gesuche der Schweizer in Pittsburg entsprechen und empfehlen es mit möglichstem Nachdrucke.

— Aus Hamburg wird der Allg. Ausw. Zeitg. unterm 9. März geschrieben: „Für die unbemittelten Auswanderer scheint jetzt Brasilien das Eldorado zu sein, wohin sie sich sehnen. Es haben sich hier nämlich schon circa 3000 Auswanderungslustige zur Ueberfahrt nach Brasilien gemeldet, wovon indeß wegen mangelnder Schiffsgelagenheiten bis jetzt nur gegen 1000 angenommen werden konnten.“ — Möchte auch denjenigen schweizerischen Gemeinden, welche ihre Armen z. B. bloß bis Newyork ins Glend spediren, zur Nachahmung empfohlen und ans Gewissen gelegt werden.

— Liverpool. Im Monat Februar haben 12,099 Auswanderer sich hier nach Amerika und Australien eingeschifft.

— Newyork, 5. März. Am 4. hat in Washington die Ceremonie der Instruktion des Präsidenten Pierce stattgefunden. — Washington wimmelt von Gästen und über 3000 Stellenjäger sollen den neuen Präsidenten nicht zur Ruhe haben kommen lassen. Die Regierung ist nun folgendermaßen bestellt: Franklin Pierce, Präsident; Rufus King, Vizepräsident; Marcy, Staatssekretär; Guthrie, Finanzen; Dobbin, Marine; Davis, Krieg; McClelland, Inneres; Campbell, Posten; Cushing, Generalprokurator.

— Neworleans, 12. Febr. Nach einer zuverlässigen Uebersicht der Schiffbrüche im Mississippigebiet erreichte die Zahl der verunglückten Dampfer die ganz unerhörte Höhe von 78. Davon sind 19 durch Plagen der Kessel in die Luft geslogen oder verbrannt, die übrigen meist auf Felsen und Baumstämme aufgestoßen. Die Zahl der getödteten Menschen ist verhältnißmäßig noch ziemlich gering, etwas über 400. Fast eben so Viele sind aber verstümmelt und zu lebenslänglichen Krüppeln gemacht. Mit Recht sagt man, daß die Schiffahrt auf dem Mississippi und Missouri weit gefährlicher ist, als auf dem Ocean.

Correspondenz.

Hr. T. in S. den Originalbrief aus Ohio erhalten, und werden ihn in eine der nächsten Nummern in den Colonist aufnehmen.

Die Redaktion.

Anzeige.

Da oft Anfragen an die unterzeichnete Redaktion gelangen über verschiedene im „Colonist“ besprochene Auswanderungsangelegenheiten und namentlich auch über die Auswanderung nach den deutschen Colonien in Brasilien, worüber in der Regel die hiesigen bernischen Agenten keine sichere Auskunft geben können oder oft nicht wahrheitsgetreue geben wollen, so zeigt dieselbe anmit an, daß sie allerdings bereit ist, so viel an ihr, mit möglichst getreuem Rathe den Auswanderungslustigen an die Hand zu gehen. Da aber oft unfrankirte Briefe mit derartigen Anfragen an sie gelangen, so muß sie auf das Bestimmteste verlangen, daß diese frankirt werden, ansonst dieselben unbeantwortet bleiben oder refusirt würden, weil sie nicht ein broderwerbendes Geschäft aus den Auswanderungsangelegenheiten zieht wie die übrigen Agenten, sondern einzig zum Nutzen und im Interesse der Auswanderer ihre Rätze und Erfahrungen denselben mittheilt. Auch auf mündliche Anfragen ist sie bereit, Auskunft zu ertheilen, die Betreffenden müssen sich aber die Mühe nehmen, eine Viertelstunde von der Stadt in die Schosshalde zu ihr zu kommen. Gleichzeitig wird in Erinnerung gebracht, daß gutgeschriebene, wahrheitsgetreue und belehrende Briefe von Ausgewanderten jederzeit mit Dank angenommen, in den „Colonist“ eingerückt und hernach den Betreffenden wieder zugestellt werden. Die Adresse der Unterzeichneten ist einfach: Grosniklaas, Lehrer in Bern.

Die Redaktion des Colonisten.

Der Colonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.



Jahr-Abonnement 6 Fr.
Halbjahr-Abonnement 3 „
Vierteljahr-Abonnement 1 „ 50 C
Einrückungsgebühr 14 C. die
einfachste Zeile. Bei
mehrmaliger Wiederholung
teilt eine Preisermäßigung
ein.

Wahrheitsgetreue Original-
briefe und belehrende Auf-
sätze über Amerika, franco
an die Redaktion gesandt,
finden jederzeit unentgeltliche
Aufnahme.

Nr. 13.

Bern, Sonntag den 3. April.

Dritter Jahrgang. 1853.

Die Mormonen.

Im letztverfloffenen Herbst verursachten die bedeutenden Mormonenjünger, welche sich in den Hansestädten nach Nordamerika einschifften, großes Aufsehen. Die Sage ging damals, als ob die Mormonen arme Leute für ihre Colonie annehmen und ihnen die Reisekosten bezahlen, und daß sich unzählige von Armen hinzudrängen und bei den Mormonen dazu melden, ein Beweis der großen Armuth und Dürftigkeit auch in Deutschland, da man Leib und Seele dieser Sekte gleichsam verkaufen wollte. — Nun erfährt man vom Norden Europas her, daß die schwedischen und norwegischen Mormonen, circa 700 an der Zahl, sich ebenfalls einschifften, dieses Frühjahr ihren im vorigen Herbst nach dem Salzsee übergesiedelten dänischen Glaubensgenossen nachzufolgen. Und aus Basel vernimmt man, daß auch dort sich ganz kürzlich ein Mormonenapostel eingefunden habe, der Jünger für den Mormonenstaat am Salzsee zu werben suche.

Es wird unsern Lesern nicht unangenehm sein, folgendes über diese Sekte zu vernehmen, die sich in Nordamerika angesiedelt und in den weiten Ebenen zwischen dem Mississippi und dem Felsengebirge eine Colonie gegründet hat. Diese Letztere wurde im Laufe des Jahres 1851 unter dem Namen des Gebietes von Utah in den Verband der Vereinigten Staaten aufgenommen. Demzufolge sandte der Präsident der Union drei Richter und eine Anzahl Beamter ab, um das neue Gebiet zu verwalten; dieselben sind aber wieder zurückgekehrt und brachten nicht sehr erfreuliche Berichte über den moralischen Zustand der Mormonen-Colonie.

Die Ausübung aller und jeder Gewalt liegt bei den Mormonen in den Händen der Kirche, die den Titel „Kirche Jesu Christi, der Heiligen der letzten Tage und des jüngsten Gerichts“ führt. Sie beherrscht und kontrollirt die Meinungen und Handlungen, das Eigenthum und das Leben der Kolonisten, übt die gesetzgeberische und richterliche Gewalt, organisiert und befehligt die bewaffnete Macht, disponirt über die öffentlichen Güter, schlägt Münzen, giebt denselben einen beliebigen Werth, erhebt unverhältnismäßige Abgaben und verlangt als Glaubensartikel unbedingten Gehorsam und blinde Unterordnung aller Forderungen des Rechts, der Moral und der gesellschaftlichen Bande unter ihre Gebote.

Der oberste Repräsentant dieser furchtbaren Kirche ist der Gouverneur Brigham-Young, der sich als einen Propheten Gottes ausgiebt und für seine leiseften Winke, die er als direkte Eingaben des Himmels bezeichnet, den unbegrenztesten Respekt von diesen unwissenden und gläubigen Menschen verlangt; er regiert ohne irgend welche Beschränkung und duldet keinen Widerspruch und keinen Zweifel in seine Autorität.

Einer der bemerkenswertheften Glaubensartikel ist die Vielweiberei, welche so weit getrieben wird, daß die ersten Würdeträger, die auch hierin mit ihrem Beispiel voranleuchten, bis 30 Frauen haben; Brigham-Young hat deren noch mehr. Die amerikanischen Beamten sahen solche Herren mit ihren Frauen spazieren fahren, von denen jede ein Kind auf dem Arme hatte. Es kommt selbst vor, daß der nämliche Mann mehrere Schwestern, ja eine Mutter und ihre Töchter zu Frauen nimmt.

Von den Beamten, die ihnen die Union gesandt hatte, wollten die Mormonen nicht nur nichts wissen, sondern sie verhöhnten dieselben und die Union auf jegliche Weise. Das Geld, welches die Beamten mitgebracht hatten, 20,000 Dollars zu Errichtung öffentlicher Gebäude und 24,000 Dollars für die ersten Verwaltungskosten, wurden ihnen, zum Theil selbst mit Gewalt, abgenommen, zu andern Zwecken nach Gutdünken des Gouverneurs und obersten Priesters verwendet und sie selbst mußten froh sein, mit heller Haut die Colonie verlassen und nach Washington zurückkehren zu können.

Originalbrief von Jungfer Reist von Sumiswald, aus Ohio.

Den 22. Wintermonat 1852.

Geliebte Eltern!

Geschwister und Verwandte!

Ich habe Euch versprochen, sobald als möglich zu schreiben, und will es halten, denn ich denke, es wird Euch lieb sein zu vernehmen, wie es mir seither gegangen, und wie es mir in der neuen Heimath gefällt. Ich will aber Euch zuerst die Reise übers Meer und dann weiter bis Neu-England beschreiben. Die Reise von Hause nach Havre verdet Ihr in Burtons Briefe gelesen haben; ich will sie deshalb übergehen; nur das will ich Euch schreiben, daß ich immer gesund und wohl war, und an Langezeit dachte ich nie als in Paris, wo ich die Nacht durch auf der Eisenbahn fuhr; dann ward ich so schläfrig, daß ich die ungeheure Stadt nicht einmal recht sah, weil wir am Morgen Nachts ankamen und Abend Nachts wieder forsfuhren. Burton hat Euch geschrieben, daß wir vom Freitag Morgen an in Havre seien und auf die Einschiffung warten müssen. Am Dienstag Morgen, den 12. Wintermonat, wurden wir eingeschifft; Ihr werdet es fast nicht glauben können, wenn ich sage, daß ohne die Schiffsmannschaft sebenhundert Menschen auf dem Schiffe waren, und doch war es so; es war aber so voll, daß man sich fast nicht rühren konnte. Als wir aus dem Hafen fuhren, war ziemlich starker jedoch günstiger Wind, und der mächtige stolze „Samuel Fogg“ flog pfiffschmoll in das endlose

Meer; aber ach, schon in der ersten Stunde legte bereits Alles die Seerkrankheit; ich kann Euch unmöglich beschreiben, was dies für eine Zuversicht war, ich mag fast nicht mehr daran denken. Da erbrach sich Alles drunter und drüber, Keines konnte dem Andern etwas helfen, Keins bekümmerte sich um das Andere; da hatte Jedes für sich selbst zu thun. Auch ich mußte fast das Eingeweide herausgeben, und auch den Vorkard nahm es ziemlich stark her, doch weniger als mich, denn es ward mir so übel, daß ich meinte, ich müsse sterben. So wenig ich es jetzt bereue, daß ich nach Amerika gegangen bin, so sehr bereute ichs damals; ach, dachte ich, wärest du zu Hause geblieben, du wärest jetzt in keinem solchen Elend; doch ich war nicht allein, die Familie Reinhart hatte das Heimweh ärger als ich; die Frau schmähte und schimpfte den ganzen Tag, bald mit Reinhart, bald mit den Andern, die Kinder aber sagten ihr gerade, sie sei Schuld, es geschehe ihr recht. Ihr könnt leicht denken, daß dies nicht kurzweilig war, doch was war anders zu thun, als Alles zu dulden; ich hoffte, die Krankheit werde sich nach 5 Tagen verlieren, ja, bei Vielen wurde es bald besser, mich aber verließ sie erst nach 14 langen Tagen, und während dieser Zeit mußte ich alle Tage erbrechen; zum Essen mußte ich mich zwingen, ach es war mir widerlich, wenn ich nur vom Essen hörte; nur die Erbsäpfel schmeckten mir gut, das Fleisch rührten wir niemals an, und das Reis, die Nudeln, das Mehl und den Anken brauchten wir nicht zur Hälfte; auch Erbsäpfel hatten wir noch viel übrig. Wenn das Schiff auch schon so voll war, so hatten wir doch Ursache Gott zu danken, daß wir auf dieses Schiff gekommen sind, denn wir hatten Lebensmittel, Wasser und Alles im Ueberfluß, und was noch mehr ist, nach 29 Tagen sahen wir Land und bald auch Newyork. O das war eine Freude, als uns das Dampfschiff entgegen kam, und uns in den Hafen schleppte. Aber sobald das Schiff auch in dem Wald von Mastbäumen eingelaufen war und gelandet hatte, fing ein neues Ungemach an, denn da kamen Mäler auf das Schiff wie Sand am Meer, und Jeder wollte was von uns haben; wir waren fast nicht im Stande, uns umzusehen, denn da pugt man sich, wie zu einer Hochzeit. Frau Reinhart wurde so böse über die Mäler, daß sie mit Händen und Füßen dreinschlug und fluchte und tobte, wie eine Wahnsinnige, Maria mußte sie halten. Es war einer von Erköppl in Newyork, den Reinhart sehr gut kannten, er ist im Frühling ausgewandert. Dieser nimmt die Kost beim Wirth Rähnel. Da er wußte, daß wir angekommen, so holte er uns ab, und führte uns zum Wirth Rähnel, und wir glaubten nun aller Mäler entronnen zu sein, und affordirten für einen halben Thaler per Tag. Es war Mittwoch, als wir ankamen, und wir blieben dort bis Donstag Mittag; als wir bezahlen wollten, ging der Wirth weg und dafür kamen Mäler auf den Platz und wir mußten stets einen halben Thaler (28 Wagen) bezahlen. Wir gingen nun fort auf den Bahnhof und warteten dort bis Abends 6 Uhr, wo die Eisenbahn abfuhr nach Buffalo. Die amerikanische Eisenbahn geht viel schneller als die durch Frankreich. Also Donstag Abends verließen wir Newyork und Samstag Abends, etwa um 7 Uhr, kamen wir in Buffalo an, mußten hier 3 Tage warten bis ein Dampfschiff abfuhr nach Cleveland und täglich einen halben Thaler bezahlen.

(Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen aus Amerika, zunächst bestimmt für den Colonisten. Von Ed. Hausener.

Unsere verehr. Leser werden sich erinnern an den werthvollen Originalbrief, welchen Hr. E. Hausener, gew. Lehrer und Schulkommisär, unterm 18. Dec. 1851 aus Lithoun (Ohio) an den „Colonist“ in Bern gesandt, und welcher dann auch in den Nummern 7, 8 und 9 v. J. in diesem Blatte erschienen ist. Wie der Briefsteller in seinem Briefe gesagt hatte, begab er sich einige Zeit nach Absendung des Briefes selbst auf die Reise nach der Schweiz zurück, und lebte nun selbster abgefordert von der Welt Treiben in seinem frühern einsamen Heimathsorte in Bruggen bei Schwarzenburg, beschäftigt mit literarischen Arbeiten über die Vereinigten Staaten. Von seinem Manuscript hat uns Hr. Hausener bereits 7 Bogen mitgetheilt zur beliebigen Benützung für den Colonisten. Indem wir den wärmsten Wunsch ausdrücken, seine literarischen Arbeiten möchten dann in einem größern Maße im Drucke herausgegeben werden, entnehmen wir für den Colonisten einwilligen Folgendes aus diesen Arbeiten:

Die Sklaverei ist der Fluch des Landes und der Gegenstand des gerechten Vorwurfs, den die Lobredner seiner freien Staatsverrichtungen hören müssen. Sie entmenscht die Menschheit, weil sie dem Mißgelingen, der Last der größten, den größten Vorschub leistet. Das Uebel ist ein Erbe der alten Zeit vor der Gründung der Unabhängigkeit, und die für die Sklaven geltenden Gesetze sind meist Ueberreste der alten englischen Colonialgesetzgebung. Die Bundesregierung trifft der Vorwurf der Fortdauer des Uebels nicht, da die Konstitution diese Angelegenheit, wie auch einige andere Sonderinteressen, der Entscheidung der einzelnen Staaten überlassen hat, und auch nicht die Masse des Volkes, denn schon lange haben nicht nur die erleuchtetsten und edelsten Bürger sich gegen diese Schmach erhoben, sondern selbst die Mehrheit des Volkes beklagt sie und hat sie von sich abgewendet. Unter den 32 Staaten der Union ist sie nur geduldet in Maryland, Georgien, Nord-Karolina und Süd-Karolina, Alabama, Florida, Louisiana, Mississippi, Tennessee, Kentucky und Missouri, Arkansas und Virginien. Die Sklavenstaaten zerfallen in zwei Klassen, diejenigen die Sklaven zur Arbeit in ihren Pflanzungen benutzen, wie Süd-Karolina, Georgien, Alabama, Mississippi und Louisiana, und solche, die Sklaven zum Verkauf ziehen, wie vorzüglich in Virginien, in Maryland, Kentucky und Tennessee. So günstig die physische Lage der Neger in diesen Staaten ist, da der klug berechnende Sklavenzüchter ihnen Land zum Anbau von Korn und Gemüse überläßt, und sie durch Arbeit nicht anstrengt, so herabgewürdigt ist ihr moralischer Zustand, was durch unvermeidliche Rückwirkung bei dem größten Theil auch der Fall ist. „Der Mensch müßte wahrlich ein Wunder sein, der unter solchen Umständen seine Sitten unverdorben erhalten könnte,“ sagte Jefferson. Der Sklavenvandel ist sehr bedeutend zwischen den nördlichen und südlichen Staaten, besonders nach Neuorleans, und hat zu dem abscheulichen Mißbrauch geführt, selbst freie Schwarze zu rauben, was um so leichter geschehen kann, da nach den alten, noch jetzt in Nord- und Süd-Karolina geltenden Gesetzen von 1740 jeder Neger die Vermuthung gegen sich hat, daß er Sklave sei, wenn nicht das Gegentheil dargethan (so wie Einer in unsern europäischen Polizeistaaten so lange für einen Spitzbuben gilt, bis er sich ausweist, daß er ein ehrlicher Mann sei). Auch in Virginien, sagt Wirtbeck in seinem „Nates on a journey in America, London 1818, habe er nie einen Sklaveneigenthümer die Sklaverei vertheidigen hören, und höchstens suche man sie durch die Lage der Umstände und die Nothwendigkeit zu entschuldigen. Selbst ein Sklavenvorsteiger, dem der Engländer, Kapitän Basil Hall („Travels through Canada and the United States,“ London 1818, bei einem öffentlichen Verkauf mehrerer Neger im Distrikt Columbia unwillig zurief: „Gott sei Dank, solche Dinge kommen in meinem Vaterlande nicht vor!“ antwortete mit Wärme: „und ich wünsche von ganzem Herzen, sie kämen auch hier nicht vor.“ Und „Amen“ riefen viele Stimmen. Während in den nördlichen Staaten hundert von freien Negern in den öffentlichen Schulen neben den Weißen Bildung empfangen, sträuben sich die Sklaveneigenthümer in den südlichen Staaten, wie auch in den britisch-vestindischen Colonien, gegen den Unterricht ihrer Sklaven. In Charleston wurden 1823 die von Farbigen gehaltenen Schulen für schädlich erklärt. Und da die Schwarzen aus allen von Weißen geleiteten Schulen ausgeschlossen sind, wo Lehrer und Schüler die Gegenwart derselben für eine Entweihung halten würden, so sehen sie sich aller Bildungsmittel beraubt.

(Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

Eine wunderbare Rettung.

Ein nordamerikanischer Fischer, Namens Johnson, der in seinem Boot die Niagara-Stromschnellen hinabfuhr, blieb hart am Rande des tosenden Abgrundes glücklich zwischen einem Felsen der Fiegeninsel und des kanadischen Ufers eingeklemmt. Um Mitternacht gerieth er betrunken dahin und verharrete in dieser gefährlichen Lage bis zum Morgen, wo ein Mann den seltenen Muth hatte, von oberhalb mit einem Rahne sich bis zur Insel zu wagen, an der er ein Tau befestigte und Johnson glücklich ans Ufer brachte. Fünf Minuten darauf machte sich das Boot des Verretteten vom Felsen los und stürzte in die Tiefe. Für die edelmüthige That des Retters sammelten die Besucher des Wasserfalles an 200 Dollars.

Verschiedenes.

Bern. Aus den Regierungsrathsverhandlungen vom 21. März. David Studt von Worb, welcher nach Amerika auswandern will, hat seine Bürgernutzungen einem Privaten abgetreten oder verliessen, um mit dem Gegenwärtigen auswandern zu können; die Gemeinde beschwert sich aber gegen eine solche Veräußerung von Bürgernutzungen. Die Beschwerde der Gemeinde Worb wird begründet gefunden und der fragliche Vertrag als unzulässig erklärt. — Dem Vorschlag des Regierungsrathsalters Signau, wonach die begüterten Auswanderer nach Amerika zu Mitnahme armer Mitbürger oder Entrichtung einer außerordentlichen Armensteuer anzuhalten wären, wird nicht beigegeben, da derselbe mit Verfassung und Gesetzen im Widerspruch steht. — Der Bundesrath wird ersucht, dahin zu wirken, daß die Polizeibeamten in Havre dem dortigen Consul in Fällen, wo die Auswanderung von Schweizern wegen begangenen Verbrechen verhindert werden soll, in der willkürlichen Weise, an die Hand gehen.

Amerika. Die Arbeiter an der Eisenbahn über die Landenge von Panama werden mit unglaublicher Thätigkeit betrieben. Man hofft die Bahn, welche die beiden Weltmeere in Verbindung setzt, bis im Dezember zu eröffnen und dann wird man den Weg von Crucos bis Panama, eine Entfernung von 30 französischen Stunden, in 3 Zeitsunden zurücklegen. Der beschwerliche Umweg über das Cap Horn, eine Strecke von 2800 Schweizerstunden, und eine sehr gefährliche Reise, wird dadurch abgeschnitten.

Reduction.

Da viele Ausgewanderte nach Amerika, wenn sie an ihre Bekannten zurückschreiben, die Preise der Früchte in Buschel melden, das Buschel aber verschieden ist, so geben wir hier folgende Reduction.

Ein Buschel Weizen	ist 60 Pfd.
„ „ ausgemachtes Weizenkorn	ist 56 „
„ „ Weizenkorn in Kolben	ist 70 „
„ „ Haber	ist 33 „
„ „ Gerste	ist 46 „
„ „ Kartoffeln	ist 60 „
„ „ Kleesamen	ist 60 „
„ „ Thymothysamen	ist 42 „
„ „ Flachssamen	ist 56 „
„ „ Hanfsamen	ist 44 „
„ „ Buchweizen	ist 52 „
„ „ Blaugrassamen	ist 14 „
„ „ getrocknete Pfefferkörner	ist 33 „
„ „ dito Pfeffer	ist 24 „
„ „ Zwiebeln	ist 57 „
„ „ Salz	ist 50 „

Schon öfters haben wir auf die üblen Folgen aufmerksam gemacht, die es unabänderlich mit sich bringt, wenn die Auswanderer, wie dieses in allen nichtdeutschen Häfen geschieht, ihre Lebensmittel für die Seereise selbst anschaffen und auf dem Schiffe selbst kochen müssen. Folgender Auszug aus der Schiffsliste der allgemeinen Auswanderungszeltung vom 5. März, mag nun wieder den besten Beweis für die Wahrheit des Gesagten liefern.

Die amerikanische Bark „Mary Annab“, Capitän Billings, mit 218 Passagieren an Bord, verließ Havre den 10. November 1852 und langte nach einer stürmischen Fahrt von 86 Tagen erst den 3. Februar 1853 in Newyork an. Ueber die Fahrt selbst folgendes: Am 20. und 21. Novbr. furchtbaren Sturm; ferner selbst die Vorräthe aus, so daß das Schiff nach den Western Inseln zum Einsaufen gesteuert werden mußte, wo in St. Michaels neue Lebensmittel eingenommen wurden. Die Passagiere dieses Schiffes hatten auf ihrer langen und stürmischen Fahrt, von der sie die haarsträubendsten Schilderungen machen, noch das Unglück, daß die Schiffsmannschaft, die zum größten Theil aus jungen und unerfahrenen Leuten bestand, sehr roh und unverschämte sich gegen die Passagiere benahm, besonders auch der Capitän. So wenig hatte man sich mit Segelschiffen versehen, daß schon nach dem ersten Sturme, wobei einige verloren gingen, das Schiff nicht mehr hinlänglich ausgerüstet werden konnte. Auch mit Lebensmitteln hatte man sich schlecht versehen. Therese Börlig, 20 Jahre alt, starb an Bord. — Folgt der Specialbericht einiger Passagiere:

„Eine der unglücklichsten Fahrten, welche noch jemals von Aus-

wanderern gemacht wurden, war die Ueberfahrt dieses traurigen Schiffes. Die „M. A.“ war nicht nur zur Aufnahme von Auswanderern gar nicht eingerichtet, sondern es fehlte sogar auch die erforderliche Schiffsausrüstung; die Segel waren elende Fäden, und von Anfang an waren die Matrosen bloß mit Segelschiffen besetzt. Von den Seeleuten sollten nur zwei Matrosen, die andern acht nur Schiffsjungen gewesen sein. Sturm und Unwetter trieb daher das Schiff auf der hohen See hin und her, und so kamen die Unglücklichen am 56sten Tage auf der Insel St. Michael an, wo sie drei Tage Quarantäne halten und dann an's Land mußten. Die Ueberfahrt dauerte im Ganzen 86 Tage; allen Reisenden waren die Lebensmittel ausgegangen und obgleich die Ueberfahrtsverträge so abgeschlossen waren, daß ihnen die Lebensmittel bis Newyork geliefert werden sollten, mußten sie dem Capitän für eine Portion Kartoffeln 21 Sous bezahlen. Mit Lichtern leuchtete man in alle Winkel und unter die Betten des Zwischendecks nach einigen alten Zwiebelschälchen; wer den Zwiebel von Havre kennt, weiß, was das zu bedeuten hat. Die Passagiere stahlen den Matrosen was sie konnten, und welche Szenen daraus erfolgten, kann man sich leicht denken. Endlich wurde die Noth so allgemein und so groß, daß die 3 letzten Tage die Nothlage aufgesteckt wurde. Die meisten Passagiere hatten die 2 letzten Tage nichts als Wasser zu ihrer Nahrung. Alle zweifelten, lebendig das Land ihrer Hoffnungen zu erreichen. Dabei war die Unreinlichkeit auf dem Schiffe so groß, daß der Dreck schühoch in dem Zwischendeck lag, weil vom Anfang an nicht einmal ein Besen zur Reinigung des Schiffes vorhanden war. Die jungen Männer wickelten sich in alle ihre Kleider und legten sich Nacht bei der größten Kälte auf das Verdeck. Neun junge Frauenzimmer starben unterwegs aus Mangel und Hilflosigkeit jeder Art. Der Capitän bekümmerte sich um Niemand und man kann sich eine Vorstellung von seiner Humanität um das Schiff herumzuschwamm, nicht die geringste Anstalt traf, ihn zu retten, sondern sogar einen andern Matrosen, der an einem Tau sich herunterlassen und dem Verunglückten zu Hilfe eilen wollte, gewaltsam zurückhielt.“

Ferner heißt es von dem amerikanischen Schiff „Sea Queen“, Capitän Munson, das ebenfalls nach einer stürmischen Fahrt von 70 Tagen erst den 8. Februar von Havre in Newyork ankam: „Stürmische Fahrt. Ernestine, Tochter von Catharine Werner aus Würtemberg, starb an Bord. Hatte eine ziemlich gute Fahrt, und die Passagiere beklagten sich nur über die Länge derselben, indem Vielen die von Haus mitgenommenen Lebensmittel zu Ende gingen, die sie dann vom Capitän nur um sehr hohen Preis bekommen konnten. So z. B. mußten sie für ein Stück Zwiebeln 1 Fr. bezahlen, für 1½ Pfd. Weizen 5 Fr. — Einstimmig beklagten sie sich über den ersten Steuermann, der sehr roh und barsch gegen die Passagiere war, ja sogar sich soweit vergriß, daß er die Matrosen schlug. Ebenso beschwerten sie sich über Mangel an Wasser, über den engen Raum der Schlafstellen und die kleine Küche, wo nur 6 bis 8 Personen Platz zum Kochen hatten.“

Aus Deutschland eingesandt.

In der 8. Nummer Ihres geschätzten Blattes, vom 25. des vergangenen Monats, gedenken Sie eines Briefes von Rio de Janeiro, vom 13. Januar d. J., welcher in der Berner Zeitung Nr. 52 erschien, und, wie Sie bemerken, von einer nicht sonderlich ehrenhaften Autorität geschrieben war. Ohne mich um diesen legern Umstand zu kümmern, geht schon aus den von Ihnen ausgelegten Stellen hervor, daß wenn dem Verfasser das Prädicat der Ehrenhaftigkeit abgeht, er auch noch obendrein zu jenen „Schreibern mit verbranntem Gehirn“ gehört, die Alles begehren, was ihnen in den Weg tritt und nichts zuleiden sind, wenn ihre Leidenschaften und Extravaganzen nicht voll aufgestützt werden. Wenn „der Fluch der alten Feudallasten“ die Völker Europas Jahrhunderte lang niederdrückte, so hat dieser Fluch mit den Colonisten in Brasilien nicht das Mindeste zu schaffen, weil seit der Unabhängigkeit dieses Landes von Portugal dergleichen Lasten dort nirgends anzutreffen sind, es müßte denn sein, daß man den Dienst der Bürgerwache in dem betreffenden Bezirke als Feudaldienst betrachte. Die Grundlagen der bürgerlichen und politischen Rechte der brasilianischen Bürger — Freiheit, persönliche Sicherheit und Eigentum — sind unverletzt und durch die Verfassung gewährleistet. Kommen irgend welche Colonisten auf keinen grünen Zweig, wie es

allerwärts mehr oder weniger gibt, so liegt es an andern Ursachen, z. B. fehlerhaftes Beginnen bei der Niederlassung, Unkenntnis des Landes, Mangel an Charakterstärke, Vorurtheile u. s. w.; denn das ganze Land steht ihnen offen, und in keinem Zweige der Betriebsamkeit liegen Hindernisse im Wege. Ob sie Millionäre werden, ist freilich eine andere Frage; aber dem Verhungern sind sie nicht ausgesetzt, und an einem gedehlichen Fortkommen kann es ihnen auch nicht fehlen, wenn sie nicht den Gaul beim Schwänze aufsäumen wollen.

Wären nicht die Herausgeber unserer Tagesliteratur so sehr auf Neuliegen erpicht, so würden sie nicht in den Fehler verfallen, so häufig Entstellungen und Fügen statt Wahrheit aufzuspüren; und fehlt es ihnen nicht an Selbstkenntnis, so trennten sie das Korn von der Spreu, und den gewissenhaften Korrespondenten von dem Windbeutel mit hohlen Phrasen. Ähnliches läßt sich von den Lesern sagen. Ein schlechter Brief, wenn auch von einem nichtswürdigen Subjecte geschrieben, macht mehr Eindruck, als zwanzig gute, der Erfahrung gemäß, daß das Schlechte mehr willige Ohren findet, als umgekehrt. Hunderte und Tausende von Beispielen beweisen es, daß wackere Leute ihr gutes Fortkommen daselbst gefunden haben, und daß es den zuletzt und früher eingewanderten Colonisten, besonders in S. Paulo sehr gut geht, haben Ehrenmänner, wie der Schweizerische Generalkonsul, Herr Verret-Gentil, Konsul Kallmann, Dr. Krug u. s. w. aus persönlicher Anschauung öffentlich bekannnt. Nach einem kürzlich von Rio gemachten Besuche des Hrn. Pfarrers Winkler auf den Gütern der Herren Balle da Gama u. s. w., im Municipium von Balenqa, wo er taufte und trauete, hat er den Hrn. Ger u. Decosterd Gebrüder, einem respectablen Schweizerhause in Rio, mitgetheilt, daß es den dortigen Colonisten sehr gut, ja nur zu gut gehe, weil dieses Wohlergehen Bedürfnisse nach Luxus bei ihnen wecke, denen sie kein Gehör schenken sollten. Solche Zeugnisse nun, haben in meinen Augen einen ganz andern Werth, als der boshafte Brief des Korrespondenten der „Verner Zeitung“, und wer sich durch dergleichen Gewäsch verblüffen läßt, ist betrogen, absonderlich wenn er das Räufspiel hinter den Kousissen nicht kennt, das jetzt von den bittersten Feinden der Schweiz angezettelt wird, und auch in Rio Wurzel geschlagen hat.

Das Territorium Minnesota.

Im Winter herrscht dort eine selbst für den Deutschen fast unerträgliche Kälte; der Winter selbst hält lange an und gleicht dem des nördlichen Rußlands. Acht Monate lang ist alles Leben in der Pflanzenwelt fast wie ausgestorben, alle Kommunikationswege mit den übrigen Landestheilen sind abgeschnitten, da der Mississippi oft schon Anfangs November zufrerst und vor Mai nicht wieder aufbaut. Alle Geschäfte liegen in dieser Zeit darnieder und nur in den Tannenwäldern (Pineries) haßt die Art des Pioneers wieder und unterbricht die lautlose Stille.

Man würde sich aber sehr irren, wenn man glauben wollte, daß die vier Sommermonate ein angenehmes Klima böden. Es herrscht dann oft eine ebenso unerträgliche Hitze wie Kälte im Winter, und wir erinnern uns eines Tages, daß man in St. Paul, dem Regierungssitze des Territoriums, 105 Grad (F.) Hitze hatte, während an demselben Tage das Thermometer in St. Louis nur 95 Grad zeigte. Die Indianer sind nebenbei dort sehr lässig und die Mosquitos nicht weniger groß als zu New-Orleans. Der Boden ist, wenigstens dem linken Mississippiufer entlang, sehr unfruchtbar und zeigt nichts als sterilen Kies. Landpekulanten haben dort große Strecken Land angekauft und, da sie dasselbe auf den Markt bringen möchten, halten sie bezahlte Schreiber, welche die Presse des Landes mit den tausendsten Berichten überfluthen. Es giebt herrliche Gegenden im Westen, aber in Minnesota sind sie nicht. Ein Besuch in dem Territorium ist recht romanisch, ein Weilen daselbst jedoch sehr ungemüthlich.

(Kouss. Abt.)

— Ohne Bemerkungen beizufügen, theilen wir folgende Anzeige aus einem amerikanischen Blatte mit, welche auch in der Hansa ohne weitere Bemerkungen erschienen ist:

„Wichtiger Verkauf von Negern, Mauleseln, Pferden und anderem Vieh.“ — „Unterschiedene haben eben einen Kontrakt mit der Süd-Karolina Eisenbahn vollendet, welches sie in Stand setzt, am 27. April 1852 zu Allen in Süd Karolina an den Weisbleibenden Folgendes zu

verkaufen: 130 Neger, 25 Mauleseln, 3 Pferde, 90 Geschirre, 25 Schiebkarren, 190 Schaufeln, Eisenbahnyüge, Spig., Schneide-, Zimmermanns- und Wagnermachers-Werkzeug u. s. w.“

„Die Neger sind von kräftigem Körperbau, und wir können behaupten, daß nicht bald ein schönerer Ertrag auf diesen Markt kam; dieselben sind in dem Alter von 21—30 Jahren, darunter 4 Weiber.“

„Unter den Männern befinden sich Schmiede, Zimmerleute, Fassbinder, Maurer, Ziegler und Wagenmacher; die Weiber verstehen alle zu weben, und eine versteht außerdem noch zu kochen. Alle diese Neger sind gut dressirt für Straßenarbeit, was sie besonders empfiehlt, indem der Käufer keine Mühe mehr mit dem Abrichten hat; ebenso sind die Mauleseln von kräftigem Körperbau und jung. Die Bedingungen sind Baarzahlung.“

„Allen, Süd-Karolina, nahe der Eisenbahn, 16 Meilen von Hamburg.“
„J. B. Sproull u. Comp., Pflanzer.“

Anzeige.



Segel- und Dampfschiffahrt nach Amerika!

Bureau zum Schutze der Auswanderer von F. W. Geilhausen in Coblenz (als selbstständig von der königlichen Hochoblichen Regierung genehmigt).

Die Abfahrten via Bremen, Hamburg, Rotterdam, Antwerpen, Havre und Liverpool finden durch ausgezeichnete Dreimastervostschiffe 1. Classe jeden Monat am 1., 6., 11., 15., 21. und 26. nach New-York, und im Frühjahr und Herbst jeden Monat 4mal nach New-Orleans resp. Galveston Statt. Die Casüters- und Zwischendeckpreise für die schönen Dampfschiffe City of Manchester und City of Glasgow, von welchen jeden Monat ein Schiff (in circa 14 Tagen) nach Philadelphia (New-York) segelt, sind äußerst billig normirt und von mir ermäßigt worden. Durch die Errichtung eines eigenen deutschen Bureau's in Liverpool, vertreten durch meinen Bruder und Geschäftsführer, Herrn Heinrich Geilhausen, Nr. 8 St. Pauls-Square daselbst, ist es mir möglich, allen Auswanderern, und selbst denjenigen Agenturen und Auswanderer-Vereinen, welche mit mir in Geschäfts-Verbindung zu treten wünschen, die äußerst billigen Ueberfahrtspreise notiren zu können, und zwar unter Zusage einer gewissenhaften und prompten Behandlung. Die Contracte müssen möglichst vier Wochen vor der Abreise abgeschlossen und die Auswanderer im Besitze der nöthigen Consense sein. Mein Prospectus (3. Aufl.) giebt jede wissenswerthe fernere Auskunft. —

Die Beförderung wird von jeder beliebigen Dampfschiff- und Eisenbahnstation ab übernommen.

Näheres unentgeltlich bei: F. W. Geilhausen in Coblenz.

Erste Nummer des

„Colonist.“

für das zweite Quartal dieses Jahres. Derselbe erscheint von nun an alle Sonntage und wird in der Regel schon am Samstag Abends per Post versandt. Man abonniert für das laufende Quartal mit 1 Fr. 50 Cent. auf allen Postämtern, in der Haller'schen Buchdruckerei oder direct bei der Redaktion in der Schoßhalde, in Bern auch auf deren Ablage Nr. 10 an der Zeughausgasse bei Hrn. Zimmerli.

Den verehrtesten Abonnenten wird gleichzeitig angezeigt, daß eine hübsche Landkarte in Arbeit ist und allen Zit. Abonnenten des zweiten Quartals ehestens als Gratisbeilage mit dem „Colonist“ beigegeben wird. Wer diese Nummer 13 nicht zurücksendet, betrachten wir auch als fernere verehrl. Abonnenten und werden mit Nummer 14 (als mit der Sonntagsnummer vom 10. April) den Betrag für das laufende Quartal per Nachnahme erheben.

Die Redaktion des Colonisten.

Der Colonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.



Jahr-Abonnement 8 Fr.
Halbjahr-Abonnement 3 „
Vierteljahr-Abonnement 1 „ 50 C.
Einführungsgeld 14 C. Die
einfaltige Felle. Bei
mehrmaliger Wiederholung
tritt eine Preiserhöhung ein.

Wahrheitsgetreue Original-
beilege und belehrende Auf-
sätze über Amerika, franco
an die Redaction gesandt,
finden jederzeit unentgeltliche
Aufnahme.

Nr. 14.

Bern, Sonntag den 10. April.

Dritter Jahrgang. 1853.

Originalbrief von Jungfer Reist von Sumiswald, aus Ohio.

(Fortsetzung.)

Ich hätte in Buffalo schon Platz genug gekriegt. Wir waren am Sonntag alle auf dem Schiff, denn wir glaubten, es gehe ab, da kam ein Engländerherr auf das Schiff und wollte ein junges Mädchen haben, er wollte zuerst Reinhardt Babel, allein sie wollten es ihm nicht lassen, und er sagte auch, es sei ihm zu klein, er wolle eins, das größer sei, Maria aber war ihm zu groß; als er mich sah, sagte er, dieses Mädchen möcht' ich haben, und fragte mich, ob ich mich nicht verdingen wollte, er habe drei Knaben und möchte ein Kindermädchen; ich fragte, was es für Lohn gebe, er sagte, er wolle mich nicht als Dienst halten, er wolle mich in die englische Schule schicken, und mich bekleiden lassen, wie es sich zu seiner Familie schide; ja er wolle mir geben, was recht und billig sei, aber deutsch werde in seinem Hause nichts gesprochen, und eben das gefiel mir nicht, denn ich dachte, ich könnte es aus Langerzeit nicht aushalten, und wollte daher nicht gehen. Dienstags darauf kam ein anderer Herr in den Gasthof, und fragte, ob ich mich nicht verdingen wolle, ich sagte, nein; er erwiderte, er könne mich versichern, daß ich keinen so guten Platz mehr bekomme, ich brauche nichts zu schaffen als zu einem Knaben zu schauen, Lohn wolle er mir wöchentlich einen Thaler geben, denn im Anfange wisse er, könne man nichts, er wolle mir später schon mehr geben; allein ich hatte schon die Frucht bezahlt über den See und wollte dies nicht verlieren. Wir gingen Dienstag Abends auf den See, das Schiff fuhr aber erst Morgens um 6 Uhr ab und nach einem Tag und einer Nacht kamen wir in Cleveland an. Gefährliches haben wir nichts gesehen und auch auf dem Meer nichts, denn wir hatten nie bedeutenden Sturm. Donnerstag Morgens um 3 Uhr kamen wir in Cleveland an, und die Familie Reinhardt gedankt hier zu bleiben, wir nahmen nun Abschied von unserer Reisegesellschaft, doch that es uns nicht betrüben. Um 9 Uhr gingen wir auf die Eisenbahn nach Salem, wo wir etwa um 1 Uhr ankamen, von da aus gingen wir auf der Post nach Keullfabon, allwo wir nach 4 Uhr Abends ankamen, und bald hatten wir den Johann aufgefunden, und wurden von ihm und seiner Frau sehr gut empfangen und behandelt. Seine Frau kann etwas deutsch sprechen, doch nicht viel; er aber kann es noch ziemlich gut und ist in gutem Stande; sie haben ein Haus und daneben eine Schmiede und Scheuer, auch eine Kuh und zwei Schweine zum Mästen. Seine Frau kann sehr gut nähen, und will es mich lehren; sie unterrichtet mich in Allem und ist überhaupt sehr gut gegen mich; sie sagten, ich müßte diesen Winter bei ihnen bleiben, was ich auch gern thue, denn ich kann allerlei lernen, habe sehr gute Kost, kann in einer schönen

Stube und in einem schönen Bett schlafen, überhaupt gefällt es mir sehr gut, und ich wünsche mich nicht wieder zurück, und ich habe nicht im Sinn wieder nach der Schweiz zu kommen, denn ich habe hier weit bessere Ausichten als draußen, und ich danke Gott, daß ich hier geblieben bin. Nur das ist schade, daß ich noch nicht englisch kann. Es sind außer mir noch vier deutsche Mädchen in der Stadt; sie kamen Sonntag Abends alle, mich zu besuchen, denn sie hatten mich in der Kirche gesehen; als sie mich besuchten, sagten sie, ich müßte sie besuchen wieder besuchen. Dursard ist nun einige Tage hier gewesen, jetzt ist er nach Drivill zu einem Mann von Lagersfab, er machte eine Reise und ist mit uns auf der Eisenbahn gefahren, und hat ihm gesagt, er solle nur zu ihm kommen, er wolle ihm Arbeit genug verschaffen. Er hat seinen Auftrag, mich zu begleiten, treu erfüllt, und läßt Euch und seine Familie freundlich grüßen. Er wird dann etwas später schreiben, wenn er weiß, was er zu seinem Beruf wählen will; er hat die Kiste noch hier, und wenn's ihm gefällt so wird Johann sie ihm schicken. Saget meiner Gotte, daß ich ihr das Haus nicht vergleichen kann, denn die Bauart ist so verschieden von draußen, daß ich's keinem vergleichen kann, und Dessen hat man hier eiserne und man kocht in der Stube. Es wäre noch Vieles zu schreiben, doch ich will für diesmal abbrechen, denn ich bin müde und will Euch ein andermal mehr schreiben. Saget meiner Freundin Steffen, daß ich ihr auch bald schreiben werde, und sie gar nicht vergessen habe. Ich denke sehr viel an Vater und Mutter, Geschwister und Verwandte und hoffe, daß auch Ihr mich nicht vergessen habt und mich so bald möglich mit einer Antwort erfreuen werdet. Noch zum Schluß sagte mir die Frau, daß ich Euch schreiben sollte, daß ich die ersten drei Nächte bei ihr geschlafen habe und daß sie mich das Englische lehren will; und sie lasse meine Mutter und Großmutter und alle Schwestern und Brüder freundlich grüßen. Auch ich grüße Euch alle tausend Mal, und grüßet mir meine Freundinnen und Freunde,

von Eurer Euch liebenden Tochter, Marianna Reist.

Also Adeu, lebet wohl, lebet wohl auf Wiedersehn.

Auszüge aus Briefen.

Unsere verehrtesten Leser werden sich erinnern, an den interessantesten Originalbrief des G. Hermann, gew. Drechslers zu Rönitz, bei Bern, welchen derselbe am 12. October 1851 aus Dona Francisca an Hrn. Feller, Mechaniker in Hölzigen bei Bern (Nr. 141) geschrieben, und den wir auch in Nr. 11 vom v. J. im „Colonist“ veröffentlichten. Seitdem hat G. Hermann noch zwei Briefe an obgenannten Hrn. Feller geschrieben, bei welchem sich auch alle drei Originalbriefe befinden, und

und von demselben gefälligst mitgetheilt wurden. Nur bedauern wir, daß die beiden letzten Briefe nicht so interessant und belehrend sind, und meistens nur persönliche Geld- und Rechnungssachen enthalten, welche von hier aus für ihn geregelt und ihm nachgesandt werden sollen, als der erste Brief für das allgemeine Publikum interessant und belehrend war. Indessen erschien wir doch auch aus diesen beiden letzten Briefen, daß es Hermann in der Colonie gefällt, daß er daselbst zu bleiben gedenkt, und sich nicht wieder zurück wünscht. Wir entnehmen daraus Folgendes:

Erster Brief vom 25. Dezember 1851.

„Durch das zweite Schiff ließ mir Meier sagen, daß er im Herbst ankommen werde. Nun ist dieses Schiff vor 14 Tagen nach einer glücklichen und kurzen Fahrt hier angekommen, aber zu meinem nicht geringen Erstaunen war kein Meier darauf, nicht einmal eine briefliche Mittheilung von ihm für mich. Ich kann gar nicht begreifen, warum er nicht kommt, und nicht Wort gehalten, und will nicht hoffen, daß vielleicht gar Spitzbüberei dahinter steckt. Da es mir auch daran gelegen, daß er mir die verlangten Gegenstände, nämlich die Flinten u. c. bringe, so möchte ich Dir es auf das Gewissen gelegt haben, daß mir diese Sachen doch mit dem ersten Schiffe vom künftigen Jahre zugesandt werden. Wenn Meier nicht kommen will oder mit Hindernissen zu kämpfen hat, so will ich ihn nicht kommen heißen, so sehr es mich freuen würde, in seiner Gesellschaft als eines alten Freundes, zu leben. Wenn Du mir eine rechtschaffene, brave Frau (er hatte früher auch bezeichnet, welche Person er wünschte, die sich aber nicht zur Auswanderung entschließen konnte) schicken würdest, wäre mir dies noch lieber. Und was Meiers Sach als Werkenbauer anbetrifft, so sind bis jetzt allerdings noch nicht Ausflüchten, um auf diesem Verufe zu arbeiten, weil es, so viel bis jetzt noch bekannt, in Nähe der Colonie an hinlänglicher Wasserkraft mangelt. Auf dem letzten Schiffe waren fünf Schweizer, wovon drei aus dem Kanton Bern, nämlich ein Sohn von dem reichen Rathsbedienten Lehmann von Langnau, ein Weber aus Bern und ein Geschirrmacher Maril aus Wangen. Dieselben nahmen schon Mechanikgeräthe zu einer Sägemühle mit sich, konnten sie aber bis dahin nicht placiren (diese haben deshalb auch genug in's Bodhorn gestoßen und die ganze Colonie, als wenn kein gutes Haar an derselben wäre, in den Zeitungen verdächtigt. Drum sollte Niemand auswandern, sei es auch wohl es wolle, mit dem festen Vorsatz: nur dies oder das will ich thun und nichts anderes), so nöthig und nützlich eine solche Säge hier wäre, denn jetzt wird ein Haus um das andere gebaut. Auf dem letzten Schiffe waren lauter wohlhabende Leute und im folgenden Jahre sollen wieder meistens solche hier anlangen.

Jetzt haben wir auch einen Pfarrer und heute, als an der Weihnacht, hatte er die erste Predigt gehalten, welche ganz unsern Umständen, Verhältnissen und dem heiligen Tage der Weihnacht angemessen war. Mir kommt es heute fast sonderbar vor, daß es jetzt Neujahrzeit sein soll, da wir statt Schnee, wie meistens um diese Zeit draußen, warme Blüthe haben.

Was meine Verhältnisse anbelangt, so sind dieselben noch die nämlichen, wie ich im ersten Briefe geschrieben habe. Ich habe Arbeit übergenug, meistens Tischlerarbeit und Flintensklacker; zu drehen hätte ich auch, wenn ich meine Drehbank hier hätte. Jetzt aber muß mir zuerst mein Hausbau vollendet werden, der mich auch mehr kostet, als ich mir vorgerechnet hatte; derselbe ist aber denn auch mehr werth, als manche andere Hütte. Die meisten Häuser werden so gebaut: Die Stübe werden in die Erde gestellt, die Wände mit Pahlmatten ausgelegt und mit Leim ausgestrichen. Ich aber lege ein Geschwell und baue auf Schweizermanier; nur das Dach muß ich nach hiesiger Weise machen, denn hier wird meistens mit Blättern gedeckt, die eigens dazu bestimmt zu sein scheinen. Norweger haben hier freilich eine Ziegelei errichtet, aber ihr Fabrikat ist mir noch zu kostbar. Alles kostet hier Geld.

Ich scheue weder Mühe noch Arbeit, und wenn mich Gott gesund erhält, und ich einmal (immer die schwierigste) die schwere Anfangszeit überstanden habe, so hoffe ich doch dann zu frohen Lebensgenüssen zu kommen, was ich in König nicht zu hoffen gehabt hätte. Lieber Vetter, ich hoffe (hier folgen nun wieder die Wünsche über ihm zu übersendende Gegenstände).

Zweiter Brief vom 24. Dezember 1852.

„Nach anderthalbjähriger Abwesenheit von meiner Heimath erhielt ich endlich auf Abmündigen des Ueberbringers *) einen Brief von Dir, aber obgleich wieder kein einziges Stück von dem Bestellten, freute es mich doch, Bericht von Dir zu erhalten. Schicke mir doch die verlangten Sachen. — Hr. Großmüllers in Bern **) wird Dir schon die nöthige Anweisung hiezu geben“ (hier folgt nun wieder das lange Kapitel über das Zufinden von Artikeln und Alles bloß persönliche Angelegenheiten, dann fährt Hermann wieder fort) „Mein Haus ist nun bis an Weniges fertig; es ist 28 Fuß lang und 20 Fuß breit, und ist mit ungebrannten Backsteinen ausgemauert, wozu ich die Steine selbst gemacht habe; daselbe hat Fußboden und Dielen; der kostbarste Artikel sind die Bretter, weil sie von Hand geschnitten werden müssen. Mit der Pflanzung bin ich noch nicht weit vorgerückt, obgleich Alles sehr gut gedeiht, wenn es zu gehöriger Zeit gepflanzt und die Erde gereinigt und bearbeitet wird, was freilich auch mit Mühe und Arbeit verbunden ist. Ich werde mich nun bald verheirathen mit einer Deutschländerin, Vermögen hat sie zwar weiter keines, ist aber arbeitsam und hauswirthlich, denn ich sehe, daß ich bis herige Weise nicht so gut existiren kann, wie wenn ich Familie habe. Uebrigens befinde ich mich gesund und wohl. Was weiter noch zu sagen wäre, das will ich, so mir Gott fernerhin Gesundheit schenkt, Dir dann über's Jahr schreiben. Jedenfalls will ich nun hier verbleiben und werde mein altes Vaterland daher nie wieder sehen.“ (sig.) E. Hermann.

Anmerkung der Redaktion. Diejenigen Zeitungschreiber, Auswanderungsagenten und alle Soldaten, welche Dona Franziska und die deutschen Colonien in Brasilien bei jedem Anlasse verdächtigen und theils aus Unkenntniß, theils aus andern Gründen leichtsinig heruntermachen, mögen diese Originalbriefe des E. Hermann bei dessen Vetter, Hrn. Mechaniker Keller in Hölzigen bei Bern Nr. 141, selbst nachlesen. Und wenn sie uns einen Satz nachweisen, der nicht so in den Briefen des ehrlichen Hermann steht, so wollen wir über Brasilien und überhaupt über Südamerika kein Wort mehr im „Colonist“ weiter verkettern — andern Falls aber würde man es uns wohl zur Sünde gegen das Publikum anrechnen, wenn wir nur einseitig die so hochwichtigen Auswanderungsfragen besprechen würden.

Auch eine Erzählung.

Ein ehrliches, arbeitsames aber armes Mannlein erzählte uns letzter Tage folgendes wörtlich: „Ich bin im Amte E. gebürtig. Der Noth und des schlechten Verdienstes wegen, welche schon seit Jahren, vielleicht mehr als in den meisten andern Dörfern unseres Kantons, dort einheimisch waren, zogen schon meine Eltern von dort weg, und ich selbst bin nie in meiner Heimatshörmelnde gewohnt. Ich bin Vater zweier hoffnungsvoller Kinder (wenn ein armer Mann heutzutage noch so sagen darf) und trachtete jederzeit meine Familie ehrlich durchzubringen. Früher wohnte ich zu M.; allein der E. Dienst ging mir gänzlich aus, meine Frau ward krank. Mein Hausherr wollte bezahlen sein, Geld hätten wir keines, zu essen nichts. Aus Noth verkaufte ich um halbes Geld mein fast Unentbehrliches, meine Drehbank (er ist ein F-Höler, bequemt sich aber zu allen möglichen Handwerkerarbeiten). Ich reichte nicht hin. Der Hauselgenthümer, bei welchem ich in Mlethe stand, belegte meinen geringen Hausrath mit Arrest. Fast nackt und bloß verließen wir M. und zogen nach B. Die Krankheit meiner Frau nahm immer zu und am Ende erlöste sie der gütige himmlische Vater aus allen irdischen Leiden und nahm die viel geprüfte Seele zu sich in den lieben Himmel, wo Kummer und alles menschliche Elend aufhört. Ihr ist wohl, und sie hat das bessere Theil erwählt, die liebe Seele!“ Hier wischte er Thränen aus den Augen. „Mit dem Verdienst ging es in B. wenig besser als in M. Seit dem letzten Neujahr hatte ich so zu sagen, gar nichts mehr zu verdienen. Leben sollten wir, zu essen hatten wir wahrlich oft mehrere

*) Diesen Brief erhielt er ungewisshaft von dem letzten Herbst nach Dona Franziska ausgewanderten Keiser aus Bättwil bei Burgdorf, welchen die Unterzeichneter zu Hrn. Keller gefandt hatte, und der dann Keiser einen Brief für Hermann mitgab.

Die Redaktion.

**) Ist uns wieder ein Beweis mehr, daß Keiser wirklich in Dona Franziska angelangt, und Hermann den Brief des Keller übergeben hat, obwohl Keiser selbst unsern Willen noch nicht zurückgeschoben hat.

Die Redaktion.

Zage gar nichts, und betteln — das durften wir nicht. Man rief mir, ich solle mich an den Armenverein von V. wenden. Obwohl ungern, so war ich doch dazu gezwungen. Man fragte mich: Wie lange seit Ihr schon in V? Ich sagte, ein Jahr; da hieß es kurz: Wer nicht bereits drei Jahre hier fähig gewesen ist, wird vom Armenverein nicht unterstützt. Mit hungerigem Magen legte ich und meine Kinder uns zu Bette. Wir hatten den ganzen Tag nichts gegessen, und wußten nicht, was wir Morgen essen sollten. Da träumte mir, eine arme Frau, welche schon seit vielen Jahren aus den Kassen der Armenvereine unterstützt wurde, und deswegen auch nie eigentlichen Mangel litt, habe mir Küchli gebracht. Dieser Traum ging so in Erfüllung. Meine Tochter, welche am Morgen ausging, um Arbeit zu suchen, kam glücklicher Weise zurück, für sich solche gefunden zu haben, und erzählte, sie habe im Vorbeigehen die Wittve R. gesprochen (dies war eben diejenige, von der mir geträumt hatte) und diese habe gesagt: „Sie wolle einmal mit die Bediente sein, und mit au küchle, es sigt ja hüt d'Fasnacht.“

Wald nach diesem vernahm ich, die Regierung habe dieses Frühjahr 27,000 Fr. nach dem Amte S. geschickt, zur Unterstützung von Armenauswanderern dasigen Oberamtes. Die Auswanderung suchte mir schon längst im Kopfe herum, und es fehlte mir nur ein Einiges, sonst wäre ich schon längst in den Urwäldern Amerikas mit Waldroben beschäftigt, aber dieses Einiges ist für einen armen Mann auch ein schweres, unüberwindliches Hindernis — das Reisegeld fehlte — und mit diesem Alles. Ich ging wieder, wie schon einmal, zu einem Armenverein und verlangte ein Armenzeugniß, zum Zwecke, dasselbe dem Regierungskasshalteramt meines Amtes zum Behufe der Auswanderung einreichen zu können. Ein Bureauangestellter sagte mir, wie kennen Euch ja nicht. Ein anderer meinte, „bleibe im Lande und nähre dich redlich.“ Dem Einen entgegnete ich: seid Ihr, lieber Herr, froh, daß Ihr mich noch nie unterstützt habet, und mich von dieser Seite her nicht Ursache habet, zu kennen; dem Andern: wenn Sie mir, lieber Herr, Arbeit verschaffen könnten, bleibende, dauernde Arbeit, so wollte ich das Auswandern gerne ganz aus dem Kopfe schlagen. Ich erhielt kein Zeugniß und reiste ohne dasselbe und ohne einen Centime in der Tasche nach S. Dort hungrig angelangt, hieß es, die Herren seien eben in Auswanderungsangelegenheiten nach G. gegangen. Ich ihnen nach. Hier war ich nun einmal in meiner Bürgergemeinde. Im Wirthshause traf ich die Versammlung an, Reiche und Arme waren da. Es war am leibverloffenen Freudentag. Essen und Trinken habe ich wohl gesehen und Weinflaschen und Schnappsgütter, aber mein Magen knurrte. Auswanderungsgeschäfte wurden verhandelt. Da fragte man nicht, ist der Betent, welcher auswandern will, weiß oder schwarz, sondern hat er noch etwas Vermögen und wie viel, damit man ihm nicht das ganze Reisegeld vorschießen muß. Es waren 17 Familien, mit mir, welche zur Auswanderung angeschrieben waren und Unterstützungen vom Staatskredit wünschten; darunter sind meines Wissens gar keine, welche so ganz arm sind, wie ich, und gar nichts besitzen, sondern einige darunter haben noch sogar Grundbesitz. Wir wurden für mich und meine zwei Kinder, welche beide über 12 Jahre alt sind, und also auf der Reise durchweg, wie ich, als erwachsene Passagiere gelten und bezahlen müssen, 300 Fr. zugesprochen. Damit nun kann ich nicht auswandern. Jeder Agent fordert immer allerwenigstens 140 alte Schweizerfranken per erwachsene Person bis bloß auf Newyork, und mir ist also auf die Person bloß 100 Fr. zuerkannt. Dieß ist gewiß nicht der Wille unserer hohen Landesregierung, welche schon mehr für die Armenauswanderung gethan, als alle andern zusammen vor ihr, daß die Armen, welche gar nichts besitzen, so ausgesteuert werden; denn das wäre ja der Armennoth nicht abgeholfen, aber was soll ich nun thun?“ So sagte der Arme und wischte sich aus Neue Thränen aus den Augen. „Gut, in Fall der Regierung kund thun,“ riefen wir ihm; „denn was soll sie thun, in Fällen, wo sie die näheren Umstände nicht kennt?“

Das arme Männlein sagte nicht M. und V. und S. und G. r., sondern sagte die Drischasten natürlich ganz heraus, um dieses bestimmen wir uns aber nicht und es liegt uns nur rein an der Thatfache, denn die Armenauswanderung ist und heilig und wichtig. Wen es aber weiter interessiert, oder wer dem Armen Verdienst verschaffen, oder ihm zur Auswanderung im Ferneren behülflich sein will, der gehe selbst hin, und frage und sehe. Er wohnt gegenwärtig im Marziale bei Bern Nr. 22 im Hause des Hrn. Schwarz.

Anekdoten.

Amerikanische Studenten in Europa.

Ein deutsches Journal liegt vor uns, dem wir folgendes entneh-men: „Man sieht gegenwärtig eine eigene, aber an sich sehr natürliche Erscheinung in den Schulen hier, nämlich die große Anzahl amerikanischer Studenten. Es scheint es sind ihrer gegenwärtig 16—1800 hier, welche die medizinischen Schulen, die Vorlesungen über Mechanik und Chemie und die Schule für Civilingenieure besuchen. Diese Schulen sind so viel besser hier als in Amerika, und zugleich ist die Erziehung hier so viel wohlfeiler als in den irgend erträglichen amerikanischen Anstalten, daß man darauf rechnen kann, daß der Zudrang amerikanischer Studenten noch zunehmen wird. Sie kommen nur um Studien zu betreiben, die ihnen später einträglich sein könnten, aber ich habe oft bemerkt, wie vorthellhaft ihnen moralisch der Besuch ist: sie sind durch ihre Erziehung vor den gewöhnlichen Gefahren der großen Stadt meistens bewahrt, und die allgemeine Liberalität der Den-kungsart hier ist ihnen bei ihren beschränkten Selbstgewohnheiten überaus nützlich. Ihre große Sünde liegt in der Gewohnheit sich der allgemeinen Stimme zu fügen, auch wo sie sie nicht billigen, und sie sind hier anfangs ganz eisaunt über die Unabhängigkeit von den Leidenschaften und Ansichten der Menge die man hier findet. Die gefühlige Unabhängigkeit des Einzelnen ist so groß in Amerika als sie nur sein kann, aber die geistige Sklaverei ist schlimmer als in irgend einem despotischen Land. Ihre Verwunderung über den Ton hier, über die gänzliche Freiheit mit der sich Jeder gegen das äußert, was ihm in Politik und herrschender Meinung mißfällt, ist oft ganz komisch, und der prahlende Ton in welchem sie anfangs von dem glorreichen Land und seiner sternbesäten Fahne reden, stimmt sich nach und nach, und im Verhältniß als sie die Sprache lernen und sich den Eindrücken öffnen, die sie umgeben, sehr herab. Die Gleichgültigkeit, mit der sie hier von den Freistaaten reden hören, und die allgemeine Verachtung mit der von Sklavensstaaten, von Texas, von dem Kriegerkrieg gegen Mexiko, und jetzt von der seeräuberschen Unternehmung gegen Cuba gesprochen wird, sind für sie Anfangs ein großes Unergründliches und eine bittere aber sehr heilsame Arznei. Die Wahrheit ist, daß Amerika hier wenig bekannt und noch weniger beliebt ist; Jedermann kennt die großen Sünden der Amerikaner gegen politische Moral und gegen ein civilisiertes Betragen, aber ihre guten Seiten, ihre Thätigkeit und die allgemeine persönliche Ehrlichkeit sind hier wenig bekannt.“

Verschiedenes.

Bern. (Aus den Regierungsrathsverhandlungen vom 30. März.) Der Bundesrath zeigt an, daß er auf das Ansuchen des Regierungsrathes, wodurch seine Vermittlung bei der französischen Regierung zum Zwecke der strengern Handhabung des Auswandererpolizei in Havre in Anspruch genommen wird, nicht eintreten könne, weil es als ein Eingriff in die französische Staatspolizei angesehen werden müßte, übrigens bei der nunmehrigen telegraphischen Verbindung die Auswanderung von Verbrechern leicht verhindert werden könne. Die von dem Konsul Wanner in Havre verlangte und von ihm bereits eingeführte Maßregel, daß jeder Auswanderer sich zu Erhebung seines Visums bei ihm zu stellen habe (von welchem er eine hohe Gebühr beziehen soll), findet der Bundesrath ebenfalls unnützlich, da ein solches Visum den Auswanderern weder bei der Abreise von Havre, noch bei der Ankunft in Newyork abverlangt werde.

Ein gewisser Studiosus aus Bern meldete sich letzter Tage bei der Schweiz. General-Auswanderungsagentur für Südamerika in Rapperschwil, um mit nächsten Schiff vom 20. April nach Schrödersort befördert zu werden. Allein jene habe ihm geantwortet, so erzählt der Studiosus selbst, sie könne und wolle ihn nicht spediren, der Himmel möge sie vor Studenten bewahren, dieselben, so wie überhaupt solche Leute, die nicht an körperliche Arbeiten gewöhnt seien, taugen in Schrödersort durchaus nicht. Wir glauben dies gar wohl, und Schrödersort hat leider hievon Erfahrung. Der Studiosus will nun nach Nordamerika. Wir wünschen Glück auf die Reise, und an Agenten mangelt es hier nicht, die ihn willig aufnehmen.

Der „Allgem. Ausw. Ztg.“ wird aus Rio de Janeiro unterm 12. Dez. geschrieben: In Argentinien brennt lächterlich und der Bürgerkrieg ist wieder im vollen Gange. Urquiza wollte Rosas

spielen, scheint aber nicht die Kraft und Schläue wie dieser zu besitzen, und wird sein Spiel wohl verlieren. Corrientur und Buenos Ayres sind in Enteros, Urquiza's Provinz, eingebracht, haben an einem Punkte gesiegt, am andern eine tüchtige Schluppe davon getragen. Die übrigen Provinzen schauen noch unentschieden zu, werden sich aber auch wohl bald einmischen und dann mögen die Güter wissen, wie und wann es endet. Diese amerikanischen Spanier scheinen wirklich eine unveränderliche Rasse und für eine demokratische Republik zu passen, wie der Esel zum Lautenschlagen, selbst die Chilenen nicht ausgenommen, die erst Ruhe hielten, seitdem die auf die Aristokratie stützende Göttergewalt die Oberhand über die Militärschefs erhielt. Ob aber auch diese lange Frieden halten werden, möchte ich gelinde bezweifeln. In Argentinien müssen erst Menschenalter vergehen oder eine fremde Macht muß Ordnung mit eiserner Faust herstellen und erhalten, ehe an innere Ruhe und einen geordneten, sichern und gesegneten Zustand zu denken ist. Man weiß jetzt wahrlich nicht, ob man Rosas Sturz noch feiern, ihn nicht bedauern soll. Er hielt wenigstens einigermaßen auf Zucht und Ordnung, wenn er auch sonst Gesetze und Rechte mit Füßen trat. Es ist jetzt zu fürchten, daß der Bürgerkrieg alle Provinzen ergreifen und aufs neue verheeren wird, mindestens sind die traurigsten Aussichten dazu vorhanden. Unter diesen Umständen dort an Ansiedlung deutscher Auswanderer denken zu wollen, kann nur einem Wahnsinnigen oder einem Seelenverkäufer beikommen, dem um Geld alles feil ist; es wäre ein rasendes, unverantwortliches Spiel mit Leben und Glück von Tausenden, ein Spiel auf Leben und Tod, das sich höchstens durch unabwiesbare politische Notwendigkeit oder durch die außerordentlichen, einer großen Nation Macht und Glück verheißenden Vorteile entschuldigen ließe. Beides ist aber für Deutschland nicht der Fall, und deshalb warnen wir aber und abermals vor allen Ansiedlungsversuchen in Argentinien, so lange solche nicht durch abgesonderte Lage nahe einem Hafen und von Deutschland aus durch einige bewaffnete Dampfer, mindestens 3000 Schützen mit guten Büchsen und einem Geschütz oder vollständig montirte Raketen-Batterie gegen die wilden, blutdürstigen Gauchos vollständig geschützt werden. — In der Banda oriental ist ruhig und namentlich in Montevideo herrscht reges Leben, aber die Zustände sind noch weit entfernt, Sicherheit auf die Dauer zu versprechen. Wie in allen übrigen spanischen Republiken ist's auch hier nur nötig, daß zwei einflußreiche Militärschefs sich zu gleicher Zeit um die Präsidentsur bewerben und keiner dem andern weichen will, um wieder alles umzustürzen und die Gräuel des Bürgerkriegs aufs Neue herauszubeschwören. Einer muß durchfallen, er schießt ob der verübten Ungerechtigkeiten bei der Wahl, ruft seine Soldaten zusammen, verspricht ihnen Geld und Plünderung, den Offizieren höheren Rang und reiche Belohnung, und der Tanz beginnt zum Unheil des Landes und seiner Bewohner. Das ist die Geschichte aller Revolutionen in den spanischen Republiken. Auch in der Banda oriental oder Montevideo dürfen deutsche Ansiedlungen zur Zeit noch höchst gewagt sein und wir für unsern Theil würden dazu mit gutem Gewissen nur dann anrathen können, wenn die oben erwähnte oder eine doch nur wenig geringere militärische Macht zu ihrem Schutze aufgestellt und mindestens 10 Jahre lang unterhalten würde."

Dieses und Central-Amerika sind die zwei gelobten Länder, welche der Berliner Centralverein den auswanderungslustigen Deutschen und Schweizern so sehr empfiehlt und zu deren Gunsten sich dessen Präsident, Hr. Gerst, so sehr abmühet.

Wir wissen aus zuverlässiger Quelle, daß einem schweizerischen Agenten sehr lockende Anträge in Betreff Uebernahme einer Agentur für diese Länder gemacht wurden, derselbe aber diese Anträge zurückwies, wofür wir ihn höchlich loben müssen, da er durch Annahme derselben seine Landsleute unglücklich gemacht und sich selbst dem größten Tadel und schweren Folgen ausgesetzt hätte, und wäre es gut, alle Agenten und alle die, welche sich für die Auswanderung interessieren und verwenden, hätten ihr Herz auf dem nämlichen Fleck.

— Dona Franziska, 29. Jan. Seit einigen Tagen bin ich hier, wo es mir ausnehmend gefällt. Bei richtiger Behandlung der Colonie muß sie einer der blühendsten Landstriche der Erde werden. Ich sehe schöne Plantagen, große und kleine, und alle gedeihlich; die Colonisten sind alle heltern Muthes, die Unzufriedenen sind Bummler. Das Verhältnis zwischen der Gemeinde und der Direktion ist ein gutes zu

nennen. v. Frankenberg wird allgemein für gut, aber zu schwach gehalten; mir gefällt er bis jetzt. Verfolgt der Verein nur mit Ausdauer die Colonisation und scheuet nicht die Mittel, stellt aber auch Männer an, die die Mittel verständlich anzuwenden wissen, so bin ich überzeugt, daß Dona Franziska größer wird als Newyork (?) u. Unbedingt nothwendig ist es aber, daß die Einwanderung schnell und regelmäßig geschieht, daß keine Reserven mehr zwischen den Colonisten liegen bleiben, daß die Communicationen besser gemacht werden und die Verbindung mit den Hochbeinen hergestellt wird. Zu letzterem gehört nicht mehr viel; dadurch werden für die Colonie und den einzelnen Colonisten offene Vorteile erzielt. Wenn jeden Monat regelmäßig ein Schiff mit Colonisten hierher kommt, so erhält die Direktion auch immer genug Leute zu Wegebauten u. dgl. (N. 2.), mit dem ich kurze Zeit über die Colonie sprach, versicherte mir, daß es ihm früher Angst gewesen sei, ob die Colonie sich erhalten werde, und auch in diesem Sinne gegen den Bringen sich geäußert habe; jetzt aber überzeuge er sich, daß die Colonie eine gute Aussicht habe, und sein letzter Bericht sei dahin ausgefallen. Auch er colonisirt jetzt auf den übrigen Ländereien, was gewiß gut ist da dies dem Verein um so mehr Veranlassung gibt, regelmäßig allmonatlich ein Schiff zu schicken. (N. 2.)

*) Bevollmächtigter S. K. G. des Prinzen von Solms.

Anzeige.

Bilder aus Amerika,

oder

der kleine Amerika-Spiegel.

Inhalt. Ausführlicher Bericht und Originalbrief über Nordamerika von Ed. Hausener, gew. Lehrer und Schulkommisär. — Originalbrief des Heinrich Brachler, gew. Lehrer an der Mädchen-Tauschmannanstalt auf dem Marjauerthalen bei Bern, aus Texas. — Charakter, Sitten und Lebensweise der Amerikaner. — Originalbrief des C. Hermann, gew. Drechsler in Königs bei Bern, jetzt in der Colonie Dona Francisca, in Südbrasilien. — Brief des Joh. Sauerbeck aus Dona Francisca. — Auszug aus einem Briefe des Johann Ernst Weber von Harwangen, jetzt in Sandusky City, im Staate Ohio. — Kurzgefaßte geographische Uebersicht über diejenigen Staaten der Union, nach welchen Deutsche und Schweizer am meisten auswandern: New-York, Pennsylvania, Ohio, Indiana, Illinois, Missouri, Iowa, Wisconsin, Michigan, Virginia, Kentucky, Tennessee, North Carolina und Texas. — Das Kaiserthum Brasilien, mit Berücksichtigung der in den dasigen Provinzen für Schweizer und Deutsche geeigneten Colonien und Ansiedlungsgebiete. — Auszug aus einem Berichte des Hrn. L. Ph. de Luz, von Neuenburg, Schweiz. Konsul in New-York.

Um den äußerst billigen Preis von 50 Cent.

Zu haben in Bern: in der Haller'schen Buchdruckerei; bei Jent u. Gasmann; Jenni, Vater; Huber u. Comp.; in den Buchhandlungen Döppinger beim Zeitglocken, und bei der Redaktion dieser Zeitung; — in Thun: in den Buchhandlungen J. J. Christen und R. J. Wyß.

Schiffsgelegenheiten.

Das Auskunft- und Beförderungsbureau des Unterzeichneten speidirt den 1. und 15. jeden Monats, mit Dampf- oder Segelschiffen Passagiere ausschließlich über Bremen nach allen Häfen von Nordamerika und Texas.

Auch werden jeden Monat mehrere bestens ausgerüstete und verproviantirte Schiffe von Hamburg nach Rio Janeiro, Santos, San Francisco und Rio Grande in Brasilien; La Guyana in Venezuela; nach Californien und Australien abgehen.

Die in keinen andern Seehäfen als Bremen und Hamburg zu Gunsten der Auswanderer bestehenden Gesehe und Schutzgesellschaften, die vortheilhafte Ausrüstung und Verproviantirung der Schiffe, auf welchen für die Leute gesocht und das Passagiergeld vermindert wird, empfehlen diese Einschiffungshäfen den Auswanderern ganz besonders.

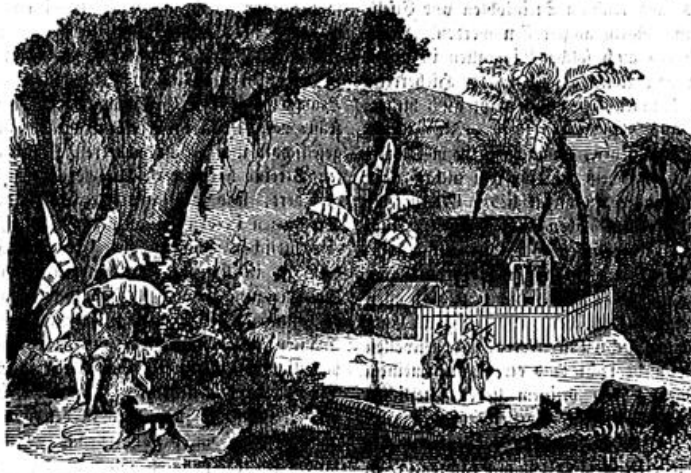
Auf frankirte Anfragen wird gratis die genaueste Auskunft über die erwähnten Expeditionen, und die Begünstigungen, welche in gewissen Fällen den Auswanderern gewährt werden können, gegeben. Rapperschwil, den im April 1853.

E. de Paravicini.

Der Colonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.

Jahr-Abonnement 8 Fr.
Halbjahr-Abonnement 3 „
Vierteljahr-Abonnement 1 „ 50 C.
Einzuführungsgeld 14 C. die
einspaltige Zeile. Bei
mehrmaliger Wiederholung
trifft eine Preisermäßigung
ein.



Wahrheitsgetreue Original-
briefe und belehrende Auf-
sätze über Amerika, franco
an die Redaction gefandt,
finden jedwergeltungsgeldliche
Aufnahme.

Nr. 15.

Bern, Sonntag den 17. April.

Dritter Jahrgang. 1853.

Der Auswanderer.

Der Mann muß opfern und muß wagen,
Muß Stürme klaren Blicks ertragen,
Muß sein wie Felsen in der Fluth;
Und wenn die Stürme nimmer schweigen,
Und wenn die Wogen höher steigen,
Dann steh' ihn Kraft und fester Muth!

So — als mich Noth und Sorgen drückten,
Als Müß und Arbeit nimmer glückten,
Da zog mich's fort ins ferne Land;
Mit neuer Kraft, mit starker Hand,
Errang ich mir in manchem Schweiß
Ein schönes Land mit eigner Hand!

Drauf laßt, aus ewig reiner Ferne,
Im goldenen Glanz der Fürst der Sterne,
Drauf prangt die lieblichste Natur;
Früh duften Felder, reiche Matten,
Und unter eines Palmen Schatten
Steht meine Hütte in der Flur.

Schau' von der Hütte nach dem Meere,
Verfolge jedes Schiffes Bahre,
Und harr' der Lieben sehnsuchtsvoll;
Und harr' mit innigem Verlangen,
Die Theuren lebend zu empfangen,
Für die ein Vater sorgen soll.

Wie sehnsuchtsvoll die Blicke schweifen,
Da naht ein Schiff auf Silberstreifen,
Und fährt den sichern Hafen ein.
Es bringt die schönsten aller Gaben,
Im treuen Kreis darf ich mich laben,
Ein Vater kann nicht sel'ger sein!

Der Mann muß opfern und muß wagen;
Er darf nicht vor den Stürmen jagen,
Nicht vor des Glüdes Unbestand;
Ich hab' gewagt, ich hab' gerungen,
Die Lösung ist mir schön gelungen;
Hier blüht ein neues Vaterland!

Brief von Ehr. Mürger (Sohn des Ehr. Mürgers, Gutsbesizers in Neueneck), aus New-Castle in Pennsylvanien.

Theuere Eltern und Geschwister!
Euer Brief vom 22. Wintermonat haben wir richtig erhalten und daraus ersehen, daß Ihr alle gesund seid, welche Nachricht uns sehr erfreute, als auch Ihr alle, das darin enthalten war. Ihr schreibt mit Vorbehalt, daß ich nicht ausführlicher geschrieben, und Ihr schreibt mir selbst fast nichts, als spekuläres Zeug; doch genug von diesem. Was die Kassenangelegenheiten hier anbelangt, so könnte dies so übel nicht sein, das Pfund kostet hier 1/4 Dollar; aber mit dem Strohgeschlecht laßt es bleiben, denn es ist hier nicht wie draußen und wird hier alles fabrikmäßig betrieben. Ich kann es nicht einsehen, daß es überhaupt hier gut für Euch wäre. Ihr würdet wahrscheinlich wieder das Heimweh bekommen, wie Ihr nach Eurer Zubehörfahrt aus Amerika ja selbst gesagt haben, daß keine Caffee in ganz Amerika so gut sei, wie im Schweizerland, und besonders auch wenn Ihr noch an die grauenvollen Wasserwogen denkt, wie Ihr sie auf Eurer vorigen Reise erlebtet. Wollt Ihr aber durch aus wieder hierhin kommen; und so Euren bequemen Leben draußen Abbruch thun, so möget Ihr; denn hier ist nichts, als der Leib und Seele verderbende Brändi (Schnaps) und dazu ein streng religiöses und anmaßendes Volk, ohne Fröhlichkeit und Vergnügen. Ich will damit Amerika nicht herabwürdigen, denn so ist es hier herrschende Sitte, und wer sich nach dieser richten kann, ist hier freilich auch glücklich. Besonders gut ist es hier für junge Leute, wie ich und Hubacher auch sind. Hubacher beträgt sich als ein würdiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft und der auch seinem Vaterlande Ehre macht. Er hat einen Brief erhalten von seinem Bruder, worin ihm eine gewisse Summe Geldes zugesichert wird; er glaubt aber, daß es nicht hinreicht, um sich einzurichten, deshalb hofft er noch zu verdienen, bis es hinreicht; wir haben beide schon ziemlich englisch gelernt; wir gehen zu einem englischen Nachbarn oft zu Abendstisch, dessen freundliche Tochter uns recht fleißig englisch lehrt. Zost ist auch noch hier und ist gesund; er erwartet bald seine Familie, zu welchem Zwecke er sich einige Acker Land gekauft hat. Ueber Amerika weiß ich Euch übrigens nichts besonderes zu schreiben, als daß es ein Land ist, das Jedem nach Verdienst lohnt und ernährt. Hier in Pennsylvanien ist das Land ziemlich hügelig und es ist hier wasserreich. Im Sommer wird es sehr heiß, im Winter aber grimmig kalt; an Produkten bringt das Land fast alle europäischen Früchte hervor; auch Wein wird immer mehr gepflanzt; wilder Wein wächst auch in den Wäldern in

Menge, dessen Stauden Baumeshöhe erreichen, welche oft zu Wäschseilen gebraucht werden. Die Wälder bestehen meistens aus Eichen, Buchen, Kiefer und Kastanienbäumen, welche zwei letzten Arten gute Früchte tragen, meistens aber den Schweinen zu gute kommen. An Mineralien ist das Land reich an Steinfohlen und Eisenerz, welche Sorten fast in allen Hügeln angetroffen werden. Mein Vetter Johann und Hubacher haben auch solche Mineralien in ihrem Land. Wenn Friedrich Mäurer von Uetlingen sich zu der Gleherreise entschließen kann, so soll er nur kommen, gerade er paßt auch hierher. Ihr werdet nun fragen, was aus mir werden wolle. Ich gedenke aufs Frühjahr zu einer Profession zu gehen, nämlich zu einem Schreiner oder Putzker (Mægger). Vetter weiß ich für jetzt nichts mehr zu schreiben, als tausend Vansagungen an meine lieben Eltern, die mich so liebevoll auferzogen und so gut haben schulen lassen. Auch fühle ich oft, wie ich die Güte meiner lieben Schwester Anna mißkannt habe und bitte sie um Verzeihung für alle meine begangenen Fehler, so auch Euch, liebe Eltern und Geschwister, und biete auch allen übrigen Freunden und Bekannten meine Bruderhand, und kann Euch allen dieselbe nicht anders, als durch Schreiben über den grauenvollen Ocean hinüberreichen. — Ich wünsche recht bald etwas aus meinem Vaterlande zu vernehmen, besonders von meinem lieben ältesten Hause. Wenn ich an mein kleines Bräutlein Gottfried denke, so bekomme ich fürchterlich lange Zeit. Wenn Jemand bekanntes hieher kommt, so wünschten wir, daß sie viele Gesämmarten mitbrächten, z. B. Sparsette, allerlei Garten-Gesam, aller Arten Obsterne, Kirschen, kleine u. s. w. *) — Indessen grüßen wir Euch alle viel tausendmal freundlich.

New Castle, den 25. Jenner 1853.

Christen Mäurer, Sohn.

Mittheilungen aus Amerika, zunächst bestimmt für den Colonisten. Von Ed. Haugener.

So verderblich der Einfluß der Sklaverei in hiesiger Hinsicht ist, so nachtheilig zeigt sie sich auch in politischer Beziehung. In den Staaten, die Sklaven halten, wird in den Flecken und Dörfern, zumal im Innern des Landes, wo kein auswärtiger Handel die Betriebsamkeit belebt, das Gedeihen der Gemeinden durch Mangel an Mitwerbung gehemmt. Es ist kein Begehrt nach Arbeit und Waare. Die Sklaven leben in Hütten auf den Ländereien ihrer Gebieter und verfertigen selber, von andern Sklaven oder von Weißen in einer benachbarten Stadt geholt, die gewöhnlichen Bedürfnisse. Freie Ansiedler können nicht fortkommen, finden keine Beschäftigung, wenn sie Handwerker sind, und wollen sie Land kaufen, so müßten sie Sklaven halten, wozu neben einem harten Herzen auch ein bedeutendes Kapital gehört. Die sogenannten Flecken im Innern der Sklavenstaaten bestehen daher gewöhnlich nur aus einer Schenke, einem kleinen Vorrathshause und einer Schmiede.

Der Zustand der freien Farbigen ist im Allgemeinen traurig. Selbst in den Staaten, wo die Sklaverei abgeschafft ist, sind die Gefühle, welche die Weißen von ihren farbigen Mitbürgern trennen, so mächtig, daß jene Verschmelzung verhindert wird, die beide Stämme vereiteln würde. In mehreren Zeitungen wurde vor einem Jahre eine Farbige von ihrem Vater zur Verheirathung angetragen mit einem Kapital von 1½ Mtl. Dollars, unter der Bedingung jedoch, daß der Eheherr sich nicht außer ihren Staat (Maryland) begeben dürfe, kein weißer Freier fand sich ein. Der Unterschied wird im Leben abfichtlich festgehalten und die Neger stets daran erinnert, daß man sie für geringer hält, als die Menschen vom weißen Stamme. Diese Negung wird genährt durch das Uebel, das großentheils daraus hervorgeht, — durch die Entfittlichung der Farbigen. Es hat sich in der neuen Zeit ergeben, daß in jenen Staaten 1/6 bis 1/3 der Verbrecher aus Farbigen besteht, während sie zur weißen Volksmenge nur in dem Verhältniß von 1/70 bis 1/30 stehen. „Die Laster der freien Schwarzen“, sagt Elal, entspringen nicht aus einer angeborenen Verderbtheit, sondern aus ihrer unglücklichen Lage. Ausgeschlossen von gebildeter Gesellschaft und nicht außer gefelligem Verkehr in ihrem

eigenen Kreise nehmen sie ihre Zuflucht zu Sklaven und zu der unwürdigsten Klasse von Weißen. Sklaveneigenthümer, in deren Nachbarschaft eine freie farbige Familie wohnt, wissen, wie anstößend und verderblich dieser Verkehr ist. Das Uebel ist in einigen Staaten so furchtbar, daß die Stadt Cincinnati in Ohio allen farbigen Bewohnern die Verpflichtung auferlegt hat, Bürgerschaft für ihre gute Aufführung zu geben, oder wenn sie dies nicht vermögen, das Gebiet zu verlassen. Günstigere Aussichten haben sich dem unglücklichen Stamme seit der Gründung einer Ansiedlung freier Neger auf der Küste von Afrika in Liberia eröffnet. Die amerikanische Colonisationsgesellschaft und die in mehreren Staaten zu demselben Zwecke gestifteten Vereine haben diese Angelegenheit, trotz allem Widerstande, eifrig gefördert, und der unruhige Geist, der sich fortwährend unter den Schwarzen in den Sklavenstaaten zeigt, hat diesen Vereinen auch in den südlichen Staaten viele Freunde gewonnen. Mehrern tausend Sklaven in Kentucky und andern Staaten wurde ihre Freiheit ohne Entschädigung zugesichert, sobald die Mittel der Colonisationsgesellschaft es gestatten, die Freigelassenen nach Liberia zu bringen, und mehrere Staaten, z. B. Virginien und Maryland, haben ansehnliche Summen bewilligt, um die freien Schwarzen in Stand zu setzen, sich mit ihren Brüdern in dem neuen Freistaat zu vereinigen. Die Freunde der Sklavenbefreiung, die besonders in den nördlichen Staaten zahlreich sind, haben freilich nicht ohne Grund gegen die Bemühungen der Colonisationsgesellschaften die Einwendung gemacht, daß gerade die Mitbewerbung der freien Arbeit jener Schwarzen, die man jetzt aus dem Lande schafft, das Mittel sein werde, die Sklaven auszuweiten, während die von jenen Vereinen begünstigten Vorschläge die Knechtschaft verewigen müßten. Die Ansicht, daß freie Arbeit wohlfeiler als Sklavendienst ist, scheint sich indes immer mehr zu verbreiten, und selbst in den südlichen Staaten wird die Sklaverei täglich minder vorthellhaft. Einige Ereignisse der neuesten Zeit scheinen die Aussicht auf die Abschaffung der Sklaverei in eine weite Entfernung zu rücken. In Koulstana wurde 1833 das Verbot der Sklaveneinfuhr zurückgenommen und in diesem Staate, wo so viel zur Verbesserung der Rechtspflege geschehen ist, die Befestigung jeder Schrift, die Mißvergnügen unter den Sklaven erwecken könnte, mit harten Strafen bedroht. Der Beschluß des zu New-York zur Abschaffung der Sklaverei gestifteten Vereins, ihre Bemühungen fortzusetzen, veranlaßte in demselben Jahre eine heftige Aufregung unter dem Volke und einem Staate, der keine Sklaverei duldet, wahrscheinlich durch den Einfluß einiger Fremden aus den südlichen Staaten. Es läßt voraus sehen, daß die wichtige Frage bald überall ernstlich zur Sprache kommen wird, und ohne Zweifel werden die Ergebnisse der neuesten europäischen Politik auch einigen Einfluß auf die Entscheidung haben. Einen ebenso wichtigen Einfluß als die Negerklaven und die freien Farbigen haben die Ueberreste der Indianerstämme auf den gesellschaftlichen Zustand der Vereinigten Staaten. Die Indianer haben bisher allen Bemühungen widerstanden, sie zu civilisiren, wo sie sich durch die Jagd erhalten konnten, und nur einige Stämme, wie die südlichen Indianer, durch die weißen Ansiedler immer mehr aus ihrem Jagdgebiete verdrängt, sich zum Anbau des Landes gewendet, um ihren Unterhalt zu finden. Die ersten englischen Ansiedler gaben den Indianern für die Aufopferung des Reichthums, das Land nach ihrem Gefallen als Jäger zu durchstreifen, gewöhnlich vollen Ersatz, und nur in einigen Fällen erlitten die Eingebornen eine ungerechte Behandlung. Als indes das Jagdgebiet der Indianer immer mehr verengt wurde, und das Wild durch die Verwandlung der Wälder in Acker sich verminderte, sahen sie sich in dem einzigen Mittel zur Gewinnung ihres Unterhalts beschränkt, und mit der Verschlechterung ihres Zustandes mußte nach und nach ihre Anzahl abnehmen, wie überall, — mußte auch hier die Jagd der Cultur weichen. Die Gewöhnung an europäische Waaren, die sie mit Pelzwerk eintauschten, vermehrte die Bedürfnisse der Indianerstämme; sie brauchten immer mehr Thiere zu ihrem Unterhalt und mußten ihre Anstrengungen verdoppeln, sie sich zu verschaffen. Die Bisonheerden, die einst am See Erie und am Fuße der Alleghaniengebirge weideten, sind fast ganz auf das westliche Ufer des Mississippi gezogen; noch vor einigen Jahren waren sie unbekannt in den Felsenbergen, und ziehen jetzt über diese hinaus, immer weiter zu den Gestaden des stillen Meeres. Der Biber ist fast von allen Stromrufen verschwunden, und selbst das Rothwild weicht zurück. Noch verderblicher wirkte der Branntwein auf die Verminderung der

*) Daß alle Auswanderer recht viele Samereien mitnehmen, ist denselben nicht genug anzunehmen. Die A.

Indianerstämme, die in unmittelbarer Berührung mit den Weißen auf den ihnen vorbehaltenen Gebieten leben, da die wohlthätigen Gesetze, die den Verkauf des Branntweins an die Indianer verbieten, nur zu leicht umgangen werden können.

Mit diesen zerstörenden physischen Ursachen vereinigten sich moralische. Verdrängung lehrte die Indianer nicht Vorsicht, Mangel nicht Betribsamkeit. Als die indische Nahrung abnahm, wurde die Pflanzennahrung nicht vermehrt, und die Indianer hingen fest an ihren alten Lebensgewohnheiten. Es ist gewiß, daß die Eingebornen meist weit zahlreicher waren, und seit der Ansiedlung der Europäer fast kein Indianerstamm gewachsen ist. Die Gesamtzahl der östlich vom Mississippi wohnenden Indianer wurde 1830 in amtlichen Verträgen zu 105,060 angegeben, wovon in Maine, Massachusetts, Rhode Island, Connecticut und Virginien 2573, in Newyork 4820, in Pennsylvania 300, in Nordcarolina 3100, in Südkarolina 300, in Georgien 5000, in Tennessee 1000, in Ohio 1877, in Mississippi 23,400, in Alabama 19,200, in Indiana 4050, in Illinois 5900, in Michigan 29,450 und in Florida 4000 wohnten. In den alten Staaten war nach diesen Angaben die ursprüngliche Zahl auf 16,093 herabgesunken und $\frac{3}{4}$ der in dem großen Landstrich östlich vom Mississippi übrig gebliebenen Indianer wohnten in Alabama, Mississippi und Michigan, wo jetzt auch der Druck auf sie fällt und ihre Verminderung herbeiführen wird. Westlich vom Mississippi wohnen zwischen dem Missouri und dem Gelsenberge 108,070, innerhalb dem Gelsenberge 20,000, westlich derselben 80,000. So leben auf dem weiten Gebiete der Vereinigten Staaten, das sich über 23 Breitengrade und über 58 Längengrade ausdehnt, nur noch 313,130 Abkömmlinge der Ureinwohner, die vor 200 Jahren hier im Meer, in der See, in den Strömen und in den Wäldern reichliche Befriedigung ihrer Bedürfnisse fanden. Schon in früheren Zeiten wurden Mittel versucht, der vorausgesehenen Verminderung der Indianerstämme entgegen zu wirken, und Entwürfe zur Verbesserung ihres Zustandes gemacht. Viele Indianer wurden in die amerikanischen Lehranstalten aufgenommen, und nach dem zuerst von den Katholiken gegebenen Beispiele auch protestantische Missionäre unter verschiedene Stämme gesendet, wohlwollende und thätige Männer, die sowohl in Ackerbau und Handwerken, als in den Grundsätzen der Sittlichkeit und Religion sie unterrichteten. Erwachten auch einzelne Erfolge glückliche Hoffnungen, so waren doch diese Bemühungen im Ganzen fruchtlos. Unter allen Indianerstämmen in den Vereinigten Staaten aber haben die Cherokee oder Tsulaski, wie sie eigentlich heißen, seit den letzten 50 Jahren Fortschritte in der Civilisation gemacht, die allerdings bedeutend sind. Dieser Staat befaß einst die Hälfte des Staates Tennessee, den südlichen Theil von Kentucky, die südwestliche Spitze von Virginien, einen ansehnlichen Theil von Nord- und Südkarolina, einen großen Theil von Georgia und den nördlichen Theil des Staates Alabama, einen Landstrich von mehr als 35 Mill. Acker. Von 1783 bis 1820 verkauften die Cherokee an die Vereinigten Staaten mehr als $\frac{3}{4}$ ihres Gebietes, das jetzt nur noch bei 8 Mill. Acker umfaßt, wovon 5 Mill. in Georgia und 1 Mill. in Alabama liegen, der übrige Theil des Gebietes würde Tennessee und Nordcarolina zufallen, wenn es zur Theilung käme. Die Bevölkerung ist; sie hatte 1825 in einem Zeitraum von 18 Jahren um 7000 oder um 60% zugenommen, beinahe in dem Verhältnisse, das unter den weißen Bewohnern der südlichen Staaten gewöhnlich ist. Man berechnete die Volksmenge 1832 auf 15,060, worunter 1200 Negerflaven waren. Ackerbau und mehrere Künste des civilisierten Lebens sind unter diesen Indianern eingeführt, die schon 1825 bereits über 80,000 Hausthiere, gegen 3000 Pflüge, 800 Webstühle, 2000 Spinnräder, mehrere Sägemühlen, über 30 Kornmühlen, 62 Schmieden, viele neugebaute Straßen und 18 Schulen besaßen. Sie haben eine geordnete Regierung. Die vollziehende Gewalt besteht aus einem Häuptling und seinem Gehülfen nebst 3 Räten, welche sämmtlich von der gesetzgebenden Behörde gewählt werden, die in zwei Abtheilungen, den Volksauschuß von 16 und den Volksrath von 24 Mitgliedern, zerfällt. Die Mitglieder des Gesetzgebungs Rathes werden auf 2 Jahre von den Wählern der Bezirke ernannt, wozu alle Freien gehören, die das 18. Jahr erreicht haben, mit Ausschluß der Abkömmlinge von Negern. Die Verfassungsformen der gesetzgebenden Versammlung, welche der Gesamtrath des cherokeeischen Volkes genannt wird, sind im Allgemeinen den Einrichtungen der Staaten der Union nachgebildet. Jede der beiden Abtheilungen des Gesamtraths übt gegen die andern das Veto aus.

Verschiedenes.

Bern. Aus den Regierungsrathverhandlungen vom 7. April ersieht man, daß der Justizdirektor dem Regierungsrath ein Schreiben an den Bundesrath vorgelegt, worin ihm angezeigt wird, daß von Auswanderungsagenten die Mittheilung eingelangt sei, daß der Staat Newyork beschloffen habe, in Zukunft nicht mehr alle Auswanderer einzulassen, sondern eine gewisse Classe, wie Taube, Blinde, Krüppel und Altersschwache, Wittwen mit vielen Kindern u. dgl. ausgeschlossen seien. Da noch keine offizielle Anzeige von einem solchen Beschlusse eingelangt, so wird gefragt, was hieran Wahres sei.

Es ist dies allerdings nicht etwa bloß eine Bill, sondern ein Parlamentsbeschluß, welcher in Newyork schon oft seine Anwendung fand, und immer strenger in Anwendung gebracht werden soll, wodurch die betreffenden, in diesem Falle sich befindlichen Einwanderer ins größte Elend und Unglück versetzt werden. Dem „Colonist“ aber ist dies nichts Neues, auch nicht, daß schon solche Unglückliche auf solche Weise von Newyork ins alte Vaterland zurückgeschickt wurden. (Vide Nr. 22 vom 31. Okt. 1851, Nr. 11 vom 12 März 1852 in der Beilage und noch andern Nummern des „Colonist“.) Und hätten auch alle andern schweizerischen Zeitungen sich bemüht, solche Mittheilungen dem Publikum bekannt zu machen, statt so begierig nach oft wenig sagenden Tages- und politischen Neuigkeiten zu schnappen und so geistlich zu copiren (daß wenn man ein einziges Journal gelesen, man immer weiß, was fast alle hundert andern bringen). Das allgemeine Publikum wäre auch über diesen so hochwichtigen Punkt besser belehrt, und Unglücksfälle in Beziehung des Verstoßes unserer Auswanderer gegen dieses Gesetz in Newyork würden kaum vorgekommen sein. Die Regierung hingegen muß ja jedenfalls offizielle Nachrichten von dorthin Facta haben, bevor sie dagegen einschreiten und die Auswanderer vor den bösen Folgen dieses Gesetzes warnen und schützen kann. Dagegen ist wiederum zu bedauern, daß bei lokalverhältnißmäßiger Cantonal-Gesetzgebung, wie über die Auswanderungsgesetze und über das Auswanderungswesen, nicht auch auf derartige amerikanische Gesetze Rücksicht genommen worden. Unser Auswanderungs-Gesetz-Vorschlag, wie er in Nr. 33 v. J. dieser Zeitung steht, hätte auch den meisten derartigen Fällen vorgebogen, ist aber wenig beachtet worden.

Schiffsnachrichten.

Newyork. „Zahn vom Krahel.“ Trotz der langen stürmischen Fahrt von 106 Tagen wußte der Capitän mit rühmlicher Aufopferung des Casü-Proviants einer Hungernoth vorzubeugen. Die ganze Schiffsmannschaft war freundlich und zuvorkommend, ein Jeder suchte des Andern traurige Lage zu erleichtern. Reinlichkeit und Ordnung, durch den reichlichen Platz auf dem Schiffe begünstigt, hat während der ganzen Fahrt geherrscht.

„Splendide“ von Havre. Die Passagiere beklagten sich allgemein über die schlechte Einrichtung des Schiffes. Die Räumlichkeiten in denselben waren sehr eng, für die Passagiere, besonders war auch die Küche sehr klein und in schlechtem Zustande, was um so mehr fühlbar wurde, als sie auch noch eine schlechte Kost und faum genießbares Wasser hatten. Letzteres wurde in so geringen Portionen ausgetheilt, daß circa 8 Personen nur 3—4 Schoppen davon bekamen, so daß manche Eltern ihren Kindern in Ermangelung dessen Branntwein oder Liqueur geben mußten. Auch auf das nöthigste Wasser konnte man kein Wasser, nicht einmal für eine kranke Person bekommen, außer wenn man den Matrosen Schnaps u. dgl. zu trinken gab. Schutz gegen diese harte Behandlung konnte man beim Capitän oder ersten Steuermann nicht erlangen, indem sie jeden Hülferufenden mit der Antwort zurückwiesen: „Kann nicht verstehen!“ Nachdem durch die Länge der Fahrt die geistigen Getränke, mit welchem Ruder man dem Schiffsfisch oder den Matrosen einen Trunk Wasser ablockte, ausgegangen waren, mußten die Passagiere für einen Schoppen Wasser einen Franc bezahlen!! — Da einigen Passagieren die Lebensmittel ausgegangen waren, so wurden dieselben unter jenen vertheilt, wobei sich zum Unglück der Passagiere Streit und Zank erhob. Ein abgedankter Bürgermeister und ein paar Schulmeister spielten das „pae“ und beeinträchtigten durch Schmarozken und Intriguen die übrigen Passagiere, die bloß die Brosamen von dem Tische dieser großen Herren bekamen! Außerdem haben sich die Matrosen, die während der langen Fahrt der Venus große Opfer gebracht, auch auf einigen Diebstählen ertappen lassen, wobei keinem der Matrosen ein

Haar gekrümmt wurde, weil der Capitän jeden Kläger mit der Antwort abfertigte: „Kann nicht verstehen!“ Kurz, die Passagiere entwerfen ein trauriges Bild ihrer Lage während der langen und stürmischen Fahrt. —

— „Nordamerika“ von Hamburg. Ein harter Nordwind trieb dieses Schiff so weit südlich, daß der Thermometer auf 26° R. stieg und die Passagiere eine sehr freundliche und erquickende Witterung hatten. Einigen Ersatz für ihre beschwerliche Fahrt gewährte ihnen die menschenfreundliche Behandlung des Capitäns und der übrigen Schiffsmannschaft. Auch die gute Kost, das vortreffliche Wasser, die lobenswerthe Ordnung, die weiten Räumlichkeiten und die große Reinlichkeit auf dem Schiffe ließen die Beschwerden der langen Fahrt etwas vergessen.

— „Alba“ von Hamburg hatte ebenfalls mit den gewaltigen Elementen des Oceans einen furchtbaren und schrecklichen Kampf zu bestehen; die wilde See trieb es an die heißen Küsten Nabelra's, wo die glühende Sonnenhitze den Söhnen des Nordens, jetzt in ihren engen Schiffsfokern eingeschlossen, beinahe unausstehlich wurde. Der kurze Aufenthalt daselbst diente aber zur Ergänzung der knapp gewordenen Lebensmittel. Waren den Passagieren die Elemente feindlich, so hatten sie doch an der Menschenfreundlichkeit und der innigen Theilnahme des Capitäns, der guten Behandlung und der trefflichen Einrichtung des Schiffes einigen Trost für ihre Leiden gefunden. Wasser war genug und gut vorhanden. (Allg. Ausw. Ztg.)

Anekdote.

Amerikanischer Latonismus.

Ein Reisender begegnete vor Kurzem in einer Bergeschlucht unter den Goldwässhern eine Frau aus San Jose. Sie war an der Arbeit und schöpfte gerade Wasser aus dem Strome. Er fragte sie, wie lange sie schon hier sei und wie viel Gold sie in einem Tage sammle. Sie antwortete: „Drei Wochen und eine Unze.“ Ihre Antwort erinnerte mich an eine Anekdote des Richters B..., der einem Mädchen begegnete, das vom Markte kam und sie fragte: „Wie tief fandest du das Wasser?“ und was gabst du für deine Butter?“ — „Bis an die Knie und neun Groschen!“ war die Antwort. „Ah!“ sagte der Richter zu sich selbst: „das ist ein Mädchen für mich: kein Wort umsonst!“ lehnte zurück, machte seinen Antrag, ward angenommen und hielt die folgende Woche seine Hochzeit. Und ein glückliches Paar hat nie gelebt; die eheliche Lampe erlosch nie, ihr Licht war hell und stetig. Ihr, die ihr sieben Jahre auf- und abschwangt, und Euch am Ende doch überstürzt, nehmt die Lehre von dem Richter, daß bis an die Knie neun Groschen alle Liebesbriefe und sentimentalen Worte, die je geschrieben worden, aufwiegen.

Anzeigen.

Bilder aus Amerika,

oder

der kleine Amerika-Spiegel.

Inhalt. Ausführlicher Bericht und Originalbrief über Nordamerika von Gd. Hausener, gew. Lehrer und Schulkommissär. — Originalbrief des Heinrich Braschler, gew. Lehrer an der Mädchen-Tauchtunnenanstalt auf dem Harzauerthal bei Bern, aus Texas. — Charakter, Eliten und Lebensweise der Amerikaner. — Originalbrief des C. Hermann, gew. Drechsler in Rönitz bei Bern, jetzt in der Colonie Dona Francisca, in Südbrasilien. — Brief des Joh. Sauerbeck aus Dona Francisca. — Auszug aus einem Briefe des Johann Ernst Wieders von Harwangen, jetzt in Sandusky City, im Staate Ohio. — Kurzgefaßte geographische Uebersicht über diejenigen Staaten der Union, nach welchen Deutsche und Schweizer am meisten auswandern: New-York, Pennsylvanien, Ohio, Indiana, Illinois, Missouri, Iowa, Wisconsin, Michigan, Virginia, Kentucky, Tennessee, Nord-Carolina und Texas. — Das Kaiserthum Brasilien, mit Berücksichtigung der in den dassigen Provinzen für Schweizer und Deutsche ge-

eigneten Colonien und Ansiedelungsgebiete. — Auszug aus einem Berichte des Hrn. L. Ph. de Ruze, von Neuenburg, Schweiz. Consul in New-York.

Um den äußerst billigen Preis von 50 Cent.

Zu haben in Bern: in der Haller'schen Buchdruckerei; bei Zent u. Gasmann; Jenni, Vater; Huber u. Comp.; im Bäderladen Oppiger beim Zeltglocken, und bei der Redaktion dieser Zeitung; — in Thun: in den Buchhandlungen J. J. Christen und A. J. Wyß.

Bei J. J. Christen in Thun sind folgende höchst empfehlenswerthe Schriften für Auswanderer zu haben:

Begleiter und Rathgeber nach und in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Von C. L. Fleischmann, Consul der Verein. Staaten Nord-Amerika's. Mit einer Karte und vielen Holzschnitten. Fr. 6. 15 n. W.

Auswanderungs-Katechismus, ein Rathgeber für Auswanderer, besonders für diejenigen, welche nach Nord-Amerika auswandern wollen. Von A. L. W. Wäber. Mit einer Karte des nordamerikanischen Freistaates. Fr. 3. 60 n. W.

Aug. Albrecht's englischer Dolmetscher, oder gründliche Belehrung, die englische Sprache nach einer leichtfaßlichen Methode ohne Lehrer zu erlernen. 3te Auflage, vermehrt und durchgesehen von A. D. Eden. Fr. 1. 60 n. W.

Bei J. J. Christen in Thun ist ferner zu haben von dem berühmten

Simmenthaler Alpenthee,

welcher ganz besonders allen Auswanderern nach Amerika bestens anzupfehlen ist. Preis: das große Päcklein mit Gebrauchsanweisung 40, das kleinere Päcklein 30 Cent.

Schiffsgelegenheiten.

Das Auskunfts- und Beförderungsbüreau des Unterzeichneten speidirt den 1. und 15. jeden Monats, mit Dampf- oder Segelschiffen Passagiere ausschließlich über Bremen nach allen Häfen von Nordamerika und Texas.

Auch werden jeden Monat mehrere bestens ausgerüstete und verproviantirte Schiffe von Hamburg nach Rio Janeiro, Santos, San Francisco und Rio Grande in Brasilien; La Guyara in Venezuela; nach Californien und Australien abgehen.

Die in seltenen andern Seehäfen als Bremen und Hamburg zu Gunsten der Auswanderer bestehenden Gesehe und Schutzgesellschaften, die vortreffliche Ausrüstung und Verproviantirung der Schiffe, auf welchen für die Leute gekocht und das Passagegeld versichert wird, empfehlen diese Einschiffungshäfen den Auswanderern ganz besonders.

Auf frankirte Anfragen wird gratis die genaue Auskunft über die erwähnten Expeditionen, und die Begünstigungen, welche in gewissen Fällen den Auswanderern gewährt werden können, gegeben. Rapperschwil, im April 1853.

E. de Paravicini.

Bei A. J. Wyß in Thun ist stets vorrätzig: Ein bedeutendes Quantum des berühmten

Simmenthaler Alpenthee,

ein empfehlenswerthes Hausmittel für Kopf- und Halschmerzen, vorzüglich aber für Brustkrankheiten jeder Art, Auszehrten, Magenschmerzen, Fieber und Wasserbrennen etc. Dieser Thee ist hauptsächlich noch solchen anzupfehlen, welche nach Amerika auszuwandern gedenken, indem Briefe von Ausgewanderten, die davon mitgenommen, denselben sehr rühmen, da er ihnen auf der Reise ausgezeichnete Dienste geleistet habe. Preis: Das große Päcklein mit Gebrauchsanweisung 40, das kleine 30 Cent.

Correspondenz.

„Der canadische Bauernfreund“ aus Preston, Waterloo County, Canada West, Nr. 18, 19 und 20 (letzte Nr. 20 18. März 1853) direkt per Post erhalten, (in Bern angelangt den 13. April).

Die Redaktion des „Colonist.“

Der Colonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.



Jahr-Abonnement 8 Fr.
Halbjahr-Abonnement 4 Fr.
Vierteljahr-Abonnement 2 Fr. 50 C.
Streichungsgebühr 14 C. die
einzelne Zeile. Bei
mehrmaliger Wiederholung
trifft eine Preisermäßigung
ein.

Wahrheitsgetreue Original-
briefe und belehrende Auf-
sätze über Amerika, franco
an die Redaction gesandt,
finden jederzeit unentgeltliche
Aufnahme.

Nr. 16.

Bern, Sonntag den 24. April.

Dritter Jahrgang. 1853.

Briefe eines deutschen Ansiedlers in Canada an seinen Freund.

(Aus dem canadischen Bärenfreund vom 11. März 1852.)

Die Amerikaner sagen, daß wir Canadianer nicht so unternehmend seien, wie sie. Angenommen, diese falsche Anschuldigung wäre wahr, so müßte ich wissen, wodurch denn der Wohlstand, der Kredit und das glückseligende Aussehen unserer Landesgegenden entstanden sind. Woher wohl die überall nett gebauten Häuser und Baumanlagen rühren, woher die großen wohlgefüllten Kaufmanns- und Warenhäuser? Wem verdanken wohl all die schönen, mit Luxus ausgestatteten Dampfschiffe, die auf unsern zahlreichen Seen und Flüssen zum Transport der Aus- und Einfuhr und zur Bequemlichkeit der Reisenden verwendet werden, ihr Entstehen? Kennt das der Amerikaner Schlafheit, wenn innert kurzer Zeit 205 Meilen Eisenbahnen vollendet, 628 Meilen in Arbeit genommen und 1200 Meilen binnen Kurzem in Kontrakt gegeben werden? Oder ist das Trägheit, wenn innert Jahresfrist über 800 Meilen Telegraphen errichtet, gegen 13 Millionen Buschel Weizen und zweimal soviel von andern Getreidefrüchten erzeugt werden? Im Gegentheil, spricht alles Dieses für einen tiefgehenden Unternehmungsgeist, von Muth, Energie und Ausdauer. Wir dürfen uns fähig gegen jedes Land messen, sei es in Bezug auf Erwerbsfleiß und Handel oder in Bezug auf den innern landwirtschaftlichen und national-ökonomischen Fortschritt. Unsere Zustände und Fortschritte sind freilich nicht vollkommen, aber wir trachten darnach, gleich unsern Nachbarn, Glück und Wohlstand immer mehr zu verallgemeinern.

Ferner sagt man, Canada sei kein freies Land und nur eine Provinz Englands, daher nicht passend für die deutschen Einwanderer. Dieser Schluß ist aber völlig falsch, welches ich in wenigen Sätzen bewelsen will.

Da, mein Freund, kennst meine politischen Grundsätze genau, ohne daß ich noch nöthig hätte, zu sagen, daß ich den radikalen Prinzipien des Republikanismus huldige, und ebenso kennst Du meine Gesühle gegenüber meinen Landsleuten, denen ich nie rathen könnte, ein Land zu ihrer zweiten Heimath auszuwählen, das ich mit gutem Wissen für weniger gut, für weniger dem Charakter des Deutschen angemessen halten müßte, als vielleicht ein anderes weit vorzüglicheres Land. Trotzdem, siehe ich auch nicht einen Augenblick an, zu erklären, daß, wer nach den Vereinigten Staaten einwandert, sehr wohl thut, und wer nach Canada, ebenso gut. Canada ist freilich die Provinz eines monarchischen Staates, aber eines solchen Staates, der gegenwärtig die freiesten Institutionen und die geachtteste Nation Europa's hat, selbst die „freie Schweiz“ dazu gerechnet, und wir

selbst sind nicht weniger frei. Wir haben unser eigenes Parlament, dessen Mitglieder alle 4 Jahre vom Volke gewählt werden, und ohne daß es dieses Parlament beschließen hat, brauchen wir keinen Cent Staatsabgaben zu bezahlen, selbst als Zolleinnahmen bleiben in der Provinz und die englische Regierung bezieht von Canada auch nicht einen Dollar an Steuer, im Gegentheil, sie bezahlt noch die paar Militair-Kompagnien, die in der Provinz, meistens zur Aufrechterhaltung der Ordnung unter den irischen Arbeitern an den Eisenbahnen verwendet werden; wir besitzen Religionsfreiheit, Gewissens- und Verstandesfreiheit, Geschworenengerichte, sowohl im Civil- als im Criminal-Recht, kurz, wir erfreuen uns all' der Rechte und Freiheiten, wie sie England selbst besitzt, das nicht zu vergessen, jedem politischen Flüchtling vom Kontinent ein freies Asyl und Schutz vor den despotischen Verfolgungen gewährt. Am Ende liegt, bloß im Namen ein Unterschied, denn in der Wirklichkeit sind wir gewiß ebenso frei, wie die Amerikaner, so frei, „wie der Fisch im Wasser;“ und wenn im Ernst zwischen Canada und der Union ein Unterschied angegeben wird, so fragt sich's zuletzt, ob die Canadianer nicht mehr zu beneiden sind, als die Bewohner der Union? Diese Union, mit ihrem abscheulichen Sklavensystem, welches von dem monarchischen England schon vor 30 Jahren durch ein Opfer von tausend Millionen in den westindischen und den andern Besitzungen aufgehoben wurde, diese, selbst in den despotischen Staaten verachtete Sklaverei, diese Mißhandlungen freigeborner, vernünftiger Wesen, begabt mit Kräften des Geistes; dieses große, freie Amerika will diese schändlichen Mißbräuche nicht abschaffen, weil dadurch die südlischen Sklavhalter in ihrem sogenannten Eigenthumsrechte benachtheiligt würden. Du wirst mir einwenden, daß in den nördlichen und nordwestlichen Staaten die Regersklaverei verboten sei. Allerdings, aber so erstreckt sich doch das 1849 erlassene Sklavenjagdgesetz, wornach entlaufene Sklaven auch in den nördlichen Staaten wieder eingefangen werden dürfen, auf alle Staaten, und wehe dem, der einem dieser Unglücklichen zur Flucht behülflich ist, oder ihn nur mit Speise erquickt oder beherbergt, denn erst kürzlich ist in Philadelphia ein Prozeß entschieden worden, durch den ein menschenfreundlicher Bauer, der einem armen Sklaven Herberge gewährte, um all sein Hab und Gut gekommen, für den man gegenwärtig im Staat Massachusetts eine Geldsammlung veranstaltet hat. Die Neger sind gewiß Menschen wie wir, doch schlechter werden selbst die russischen Leibeigenen nicht behandelt, als die amerikanischen Neger. — Knute und Peitsche! Rußland und Amerika! Welcher Vergleich! Doch in dem monarchischen Canada, vor dem der stolze Yankee seine Sch... nase rümpft, da ist jeder frei, auch der Neger, auch die Tausende dorthin geschickten Sklaven, die dasebst

nicht mehr zu Pferden und Ochsen, sondern zu freien, selbstständigen Staatsbürgern gerechnet und auch als solche betrachtet und behandelt werden. Glaube mir, mein Freund, es ist ein fähnes oder ein wahres Wort, daß wir Kanadier eher frei sein werden, als die Amerikaner. Und wie nun, wenn dieses einmal eintrifft, kann sich der Kanadier nicht unendlich glücklicher schätzen, als der Amerikaner, der sein großes, schönes Vaterland durch die nur Verderben bringende Sklavereifrage vielleicht dem Rand des Verderbens zuellen steht? Und wer weiß, wie nahe dieser Zeitpunkt schon ist! — Ich bin ein großer Verehrer der benachbarten Republik, und nehme den innigsten Antheil an den dortigen Ereignissen, aber nie werde ich so verblendet sein, dieselbe des äußern Namens wegen, meinen Landsleuten vorzugsweise zur neuen Heimath anzupfehlen, und wahrlich, die Wahl wird für den Einwanderer nach alle dem kaum schwer fallen, wo er einwandern soll, denn in Kanada, wo er weiß, daß die Menschenwürde noch was gilt, wird er sich ebenso glücklich fühlen, als in der Union, wo die Einwanderer und Neger von den stolzen Eingebornen als bloßes Arbeitsvieh ~~galt~~ ^{galt} ~~waren~~ ^{waren}.

(Vortsetzung folgt.)

Mühlen an den Fällen des Niagara.

Wer das achte Wunder der Welt, welches anzustauen Männer über den Ocean führte, noch nicht gesehen hat, oder einmal sehen will, der beeile sich, bevor die profanirende Hand des Yankee die Natur entheiligt. Der Mensch, welcher sich Dampf und Dipe dienbar gemacht hat, kann es nicht länger gleichgültig ansehen, daß der glorreiche Katarakt, welcher zwei Völker von einander trennt, länger in ewiger Jugend seine Tage spielend verbringt. An den Niagara-Fällen sollen Mühlen angebracht werden.

Bisher hat der Pinsel des Malers sich vergeblich bemüht, ein annäherndes Bildniß von dieser großartigen Naturszene zu entwerfen; bald wird der Griffel des Rechenmeisters die Pferdekraft der brausenden Wogen ermeßen. Ohne Zweifel hat das Wasser Fall genug, um alle Mühlen der Christenheit zu treiben. Welch ein Rad könnte das Wasser treiben! Wie viel Fässer Mehl könnten da täglich gemahlen, wie viele Hände Arbeit gespart werden! Wohl viele Jahrtausende hat diese gigantische Kraft den Schlummer der Wälder gestört, bevor noch ein Indianer oder Bär dem Rauschen gelauscht. Da kommt jetzt der Mensch, und mit freudiger Hand entweicht er das Heiligthum der Natur, die er für seinen dienstbaren Geist hält und ruft den endlos strömenden Wassern zu: „Ihr habt lang genug gespielt, jetzt gilt's arbeiten!“

Zur Warnung für schweizerische Auswanderer, die in New-York gelandet werden.

Ein, an den Nationalverein für deutsche Auswanderung gerichteter Brief eines sehr angesehenen Handlungsbauses in New-York wird von dem Direktor des in Rede stehenden Vereins, Herrn Aug. Schulze, in seinem Werkchen, „Neuestes über Auswanderung“ ic. mitgetheilt; derselbe lautet:

„Gar viele von den dießigen Passagiebureaus, deren Handlungsweise nicht das mindeste Vertrauen verdient, lassen die Auswanderer durch Runners vom Schiffe herunterholen und sie nach ihren Comptoirs bringen, um ihnen zuvörderst Fahrbillets aufzudrängen. Unter allen möglichen Vorspiegelungen wissen sie sich das Vertrauen jener Leute zu erwerben, welche in ihrer Unwissenheit dann auch im Laufe der Unterhaltung ihre Wechsel vorzeigen. Mögen dieselben dann auch auf die ersten und solidesten Firmen lauten, so gibt der schlaue Vorseher der Schwindelanstalt doch mit Achselzucken und unter Aeußerungen des tiefsten Bedauerns zu erkennen, daß der arme Zubader bei dem Ankauf des Papiers schlecht beraten gewesen ist. Diese Aeußerungen sind denn auch mit der sehr entschiedenen Erklärung begleitet, daß an eine vollständige Einlösung nicht zu denken sei, und daß wohl acht Tage und mehr darüber hinauslaufen könnten, bevor es gelingen möchte, eine Abschlagszahlung darauf zu erkreiten. Dem unglücklichen Auswanderer bricht der Angstschweiß aus, er besührt den neugewonnenen Freund mit Bitten, ihm zu rathe und zu helfen, und dieser erklärt sich endlich nach langer Auseinandersetzung des gefährlichen Geschäftes bereit, gegen Kürzung eines Theils des Betrages die Zahlung zu leisten. Unter Abstattung des tiefsten

Dankes verläßt der Geängstigte das Comptoir, um der an ihn ergangenen Aufforderung gemäß nach zwei Stunden wieder zu kommen. Die Zwischenzeit wird von dem Passagiebureau-Keeper benutzt, um die Entfälschung des auf Zahlung nach Sicht lautenden Wechsels zu beschaffen, welche denn auch wie leicht zu begreifen, augenblicklich und ohne Schwierigkeit gewährt wird. Kehrt nun der arme Geprüelte in einigen Stunden zurück, so wird ihm die Zahlung nach Abzug von zehn Prozent und mehr geleistet, und der Empfänger ist überglücklich, so gnädig abzukommen. Daß ihm bei dieser Gelegenheit noch allerhand verlustbringende Geldsorten in die Hand gesteckt werden, ist selbst verstanden, ebenso, daß er seine nachkommenden Freunde in Deutschland warnt, Wechsel, welche einen so großen Abzug gehabt, um Gotteswillen nicht zu kaufen, und sich besonders vor dem deutschen Handlungsbause zu hüten, dem er in die Hände gefallen sei. Um diesen abscheulichen Betrügereien entgegenzuwirken, ist es nothwendig, daß die Verkäufer der Wechsel die Auswanderer von der Gefahr in Kenntniß setzen, welche sie bedroht, wenn sie dieselben nicht direkt bei dem Handlungsbause präsentiren, welches die Zahlung zu leisten hat. Ferner sind die Leute dringend zu ermahnen, sich nach beschaffter Entfälschung und nach Ankauf der Fahrbillets bei einem soliden Manne sogleich nach ihrer weitem Bestimmung auf den Weg zu machen; denn es liegen nicht wenig Beispiele vor, daß Personen, welche hundert Dollars und mehr mitbrachten, kaum fünf Dollars mit fornahmen. Werden solche Fälle nur selten nach Europa berichtet, so liegt der Grund darin, daß sich die Vertheiligten schämen, ein Geständniß ihrer Schwäche abzugeben, das Faktum ist aber leider nur allzu wahr, und Jeder, dem eine gründliche Kenntniß der Zustände in den amerikanischen Häfen beizubohrt, wird sie bestätigen.

Die Kolonie „Senador Vergueiro“ zu Ibicaba, in St. Paula. Ihre Einrichtung und Verwaltung.

Die Kolonie „Senador Vergueiro“ in der Nähe von Almeida wurde zweimal von Herrn Perret-Gentil, damaligen General-Consul der Schweiz, besucht, aus dessen Bericht von 1851 wir nachstehende Thatsachen entlehnen:

Das Grundstück der Kolonie führt den Namen „Ibicaba“, welches ihm die Eingeborenen gegeben, und bedeutet „fetter Boden.“ In der That ist auch das Erdreich von Ibicaba von ausgezeichneter Beschaffenheit, mit schönen, ausgedehnten Wäldern bewachsen und von einem guten Klima beglückt; wie es dem ganzen nördlichen Hochland zu Theil geworden ist. Die ersten daselbst gemachten Kulturversuche waren dem Zucker gewidmet; später kam der Kaffee an die Reihe, und in der letzten Zeit wurden auch Maulbeerbäume gepflanzt. Im Jahre 1846 hatte die Fazenda 215 Geladen und 7 Familien Kolonisten, und da die Resultate der Letztern die Aufmerksamkeit der Besitzter auf den Unterschied zwischen freier und gezwungener Arbeit lenkten, so beschloßen sie, einen Versuch mit der Uebersiedlung freier Arbeiter auf Vorschau zu machen, und ihnen zur Belohnung ihrer Dienste die Hälfte des Ertrages zu überlassen. In Folge dieses Entschlusses kamen im Juni 1847 die ersten Kolonisten an, und bilden nun (1850) mit Einschluß der bereits vorhanden gewesen Familien 376 Köpfe, welche 76 Häuser bewohnen, aus denen gegenwärtig das Dorf Ibicaba besteht. Außer dieser Zahl sind 120 Neger auf der Fazenda mit Zubereitung und Veredlung der Produkte für den Markt und dem Anbau größerer Grundflächen beschäftigt, um daselbst eine weitere Zahl Kolonisten aufzunehmen. Im Ganzen wurde damals die Zahl der vorhandenen Kaffeebäume auf 400,000 geschätzt, welche 30,000 Arroben (960,000 Pfd.) Kaffee lieferten, dessen Ertrag nun auf 45,000 Arroben angewachsen ist. Ueberdies wird die jährliche Zuckererndte auf 3—4000 Arroben und 3800 Gallonen Rum angegeben.

Die Fazenda von Ibicaba kann etwa 200 Familien aufnehmen, welche theils mit Landbau, theils mit den nöthigen Gewerben sich befassen können. Bis jetzt ist eine Sägmühle, eine Malzmühle, eine Stämpfmühle für Kaffee nebst Zubehör, eine Zuckermühle mit Destillirapparat, eine Ziegelei, eine Schmiede zu Eisen- und Kupferarbeiten und eine Zimmerei eingerichtet, welchen einige andere Gewerbe von minderer Bedeutung sich anschließen.

Ueber die Ankunft der Kolonisten in Santos und ihre Reise nach Ibicaba sind schon in den Hefen von Dr. H. Schmidt einige

Worte gesagt worden; wir gehen daher zur Unterbringung der Leute und Eintheilung der Arbeiten über, womit Herr José Verguelro, ältester Sohn des Senators, sich befaßt hatte. Da noch nicht alle Wohnungen fertig waren, so mußten je zwei Familien provisorisch in ein Haus gelegt werden. Zum Unterrichte und zur Anleitung der Leute waren Inspektoren angestellt, welche mit der deutschen und portugiesischen Sprache vertraut waren, und jede Familie erhielt nach Maßgabe ihrer Kräfte eine bestimmte Anzahl Kaffeebäume zur Beforgung. Was ihnen an Lebensmitteln gebrach, wurde ihnen regelmäßig von der Fazenda geliefert, und selbst kleine Beträge an Geld standen ihnen zu Gebot, wenn sie etwas bedurften.

Die Ankunft der Leute geschah zum günstigsten Zeitpunkte, kurz vor Eintritt des Winters (Juni) und der Erndte, welche gewöhnlich von frischer, ja selbst kalter Witterung begleitet sind, und wo der Thermometer manchmal auf 6° Reaumur während der Nacht herabsinkt. Sie konnten sich daher aufenweise an die höhere Temperatur in den Monaten Januar, Februar und März gewöhnen, um welche Zeit die Nächte übrigens auch dermaßen kühl sind, daß man des Morgens das Erdreich sowohl, als die darauf stehenden Pflanzen mit einem weißlichen Ebnau bedeckt sieht.

Die Kaffeebäume waren mit Früchten beladen, und harrten der Hände, um sie ihrer Last zu befreien, und da die Ankömmlinge die Hälfte der Erndte als ihr Eigenthum betrachten konnten, so arbeiteten Alle daran, mit Einschluß selbst der über fünf Jahre alten Kinder. Die Kaffeerndte ist durchaus nicht mühsam. Die Pflanzungen stehen in symmetrischer Ordnung, und jeder Baum ist 6 1/2 Fuß von seinem Nachbar entfernt. Die Höhe der Bäume beträgt 10—12 Fuß, welche von unten bis oben mit Früchten bedeckt sind, und ein Theil der Arbeit wird daher im Schatten vollbracht. Der gesammelte Kaffee wird nach einem dazu bestimmten Orte gebracht, wo er vom Inspektor gemessen und auf einen Karren geladen wird, um nach der Mühle gebracht zu werden. Selbst während der Erndte verstanden es die Kolonisten so viel Zeit zu gewinnen, daß sie den Anbau von Lebensmitteln bestimten und die Einrichtung ihrer Wohnungen besorgen konnten. Auch schlugen sie eine Strecke Niederwald und reinigten den Boden zur Anlage eines Dorfes.

Die deutsche Colonie Donna Francisca in Südbrasilien.

Die Redaktion gibt sich der Hoffnung hin, den nachfolgenden Auszug aus einem „Joinville, den 24. Januar 1853“ datirten Briefe als einen Vorboten guter Nachrichten aus der Colonie Donna Francisca begrüßen zu dürfen. Das betreffende Schreiben ist uns nicht allein von hochachtbarer Hand zur Benutzung übergeben, sondern rührt auch von einem Manne her, welcher vermöge seiner Stellung und Fähigkeiten alle Eigenschaften eines durchaus zuverlässigen Correspondenten in sich vereinigt. In seiner Mittheilung heißt es:

„... Die Direction der Colonie befindet sich gegenwärtig in einem vollkommenen Einverständnisse mit den Kolonisten, und dies ist um so erfreulicher, als die erstere früher nicht allein P..... und M....., sondern auch die bedeutendsten Anseher zu ihren Gegnern zählte. — Hierzu kommt, daß man sich seit einem Monat in sehr ernster Weise mit Anpflanzungen der verschiedensten Art beschäftigt, und wenn auch die Produktion in diesem Jahre noch keine so hervorragende sein wird, — denn nicht Alles läßt sich in einem Tage machen, — so berechtigt doch die Colonie in Folge der großen Defröschments und der vielen Kulturanfänge meiner festen Ueberzeugung nach zu den schönsten Erwartungen. Die Kolonisten vergnügt und zufrieden; einzelne unter ihnen, welche früher wohl von Weggebern sprachen, denken hieran gar nicht mehr, und Herr K..... zum Beispiel, der vormalige Opponent, erklärt jetzt nicht nur mit Bestimmtheit, hier bleiben zu wollen, sondern hat auch seinen Unternehmungen in letzterer Zeit die doppelte Ausdehnung gegeben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die von den Kolonisten selbst nach Europa gelangenden Briefe Ihnen bald die günstigsten Resultate melden und sich überhaupt durch ihren Inhalt von den bisher geschriebenen auf das Vortheilhafteste unterscheiden werden.“

„Seit länger Zeit, ich gestehe es offen, habe ich keine so große Freude empfunden wie heute, indem ich die Feder zur Hand nehme,

um Ihnen diese Zeilen zu schreiben; denn ich habe Gutes zu melden, und das ist wahrlich angenehmer, als sich ewig beklagen zu müssen.“

„Einen ganz besondern Werth lege ich darauf, daß die einzelnen Bewohner der Colonie ihre neue Heimath sichtlich lieb gewinnen, und sich des seit anderthalb Monaten eingetretenen allgemeinen Aufschwungs der Arbeit fast ebenso freuen wie ihres eigenen Fortkommens. Wesentliches Moment ist und bleibt die bereits erwähnte angestrebte Einigkeit der Bewohner; mit ihrer Hülfe kann es der Colonie an einem glücklichen Gedeihen nicht fehlen.“

„Ich hätte Ihnen so gerne ausführlicher geschrieben, aber erst vor wenigen Stunden empfing ich Ihren Brief zugleich mit meiner ganzen übrigen Korrespondenz, und ich habe deshalb recht viel zu thun, wenn ich Alles mit dieser Post erledigen soll. Die vorstehenden wenigen Zeilen aber darf ich Ihnen nicht vorenthalten, weil sie gewiß willkommene Träger erfreulicher Botschaft sind.“

Verschiedenes.

— New-Orleans, 8. März. Eine fürchterliche Feuersbrunst zerstörte gestern gegen 1 Million Dollars an Häusern und Baumwolle. (E. V.)

— Newyork, 28. Februar. Das schlimmste Uebel, woran die Union laborirt, ist Veschlächtheit und Verfaßlichkeit. Ehrlichkeit in öffentlichen Aemtern ist nahezu zu einer Fabel geworden, an die Niemand glaubt. Es ist sogar schon für einen Zeitungsschreiber gefährlich, die Korruption in öffentlichen Aemtern einer strengen Prüfung zu unterwerfen, weil Alles heilig worden, was Geld bringt, und jede Ehrlichkeit, die keines einbringt, für Narrheit betrachtet wird. So weit sind wir gekommen, und auf diesem Punkte steht die Volkscensur, gegen die alle Regierungscensur der alten Welt ein Kinderspiel ist. Ohne Anwendung der schamlosesten Mittel kann selten ein Mann ein Amt erhalten, und überaus rar sind die Beispiele, daß dieses sich freinennende Volk einen ehrlichen Bürger gewählt hätte, welcher sich nicht zuvor auf dem politischen Markte zum Kauf ausgestellt. Man würde den Mann zuverläßig ins Narrenhaus bringen, der im Stande wäre, ein Amt deshalb für werthvoll zu betrachten, weil es ihm Gelegenheit böte, Etwas für die Republik und Freiheit zu thun, und der Mensch müßte noch geboren werden, der das Volk glauben zu machen im Stande wäre, er thue Etwas ohne niedrige Selbstinteressen. So weit ist schon das Volk gebracht, daß es an keine Ehrlichkeit glaubt; da reformire man! Sieht man aber die Verschwendung, welche auf der Seite Jener im Schwunge ist, die von der Volkseblindheit leben, und die Armuth, ja Verachtung, welche auf Denen liegt, die dem Volk ehrlich dienen oder als Privatleute von ehrlicher Arbeit leben, so hat man den Schlüssel zum Räthsel. Wo lebte in dieser Republik der Mann, der von ehrlicher Arbeit reich geworden wäre? Wo stehen dem Manne der productiven Arbeit die Genüsse der heutigen Gesellschaft zu Gebot? Selbst die sogenannten Freisinnigen haben vor keinem Menschen Achtung, der nicht im Besitze von Geld ist; wie dieses verdient wurde, ist gleichgültig; man hat es. Den Jehovah wird man los und fletet dafür vor dem goldenen Kalbe.

So ist es und das Volk wird überrascht, wenn es einmal die Wahrheit ohne Schminke sieht. (Newyork Abdz.)

— Indiana. Der Gesetzgebung liegt gegenwärtig eine Bill vor, welche bezweckt, Junggesellen von 30 Jahren entweder zur Heirath zu zwingen, oder ihnen eine jährliche Steuer von 50 Dollar aufzulegen. (E. V.)

— Nord in Buffalo. Am Montag Abend, den 28. Febr., wurde ein geachteter deutscher Bürger, der 23 Jahre alte Bartholome Meyer in der von den Gebrüdern Zintel gehaltenen Grocerie in der Geneseestraße von einigen Deutschen ermordet. Die des Mordes angeklagten Heinrich Kraft, Martin Schäfer, John Veller und Zintel sind verhaftet und der Fall der gegenwärtig versammelten Grand Jury zugewandt. — Am Dienstag Abend darauf wurde ein Mann, Namens Campbell, auf offener Straße von mehreren Rowdies mit Messern überfallen und sehr übel zugerichtet. — Es scheint, daß Buffalo den übrigen Städten der Union im Rowdythum nicht nachbleiben wird. (Canad. Bauernfreund.)

— Rochester, den 3. März. (Korrespondenz.) Gestern fanden unsere Lokalwahlen statt. Die Whigs und City Reformers (Temperenzler) gingen Hand in Hand und hier hat sich das Sprichwort:

„Eingekelt macht stark“ sehr schlecht bewahrt, denn die Demokraten siegen mit ungeheurer Mehrheit. Warum? Die Demokraten stellten keine Kaltwasserampullen auf, sondern Leute für freien Verkehr und freien Handel. Die Whigs haben keinen einzigen ihrer Candidaten electen können, mit Ausnahme von 2 oder 3 Constables. Die Temperenzler siegen glänzend durch. In der 9. Ward wurde ein Deutscher, Bernhard Schöffel, ein braver, freisinniger Mann, gewählt, trotzdem Deutsche und Irische gegen ihn gearbeitet. Diesen Frühling war übrigens nicht die Frage: „Bist du ein Whig oder ein Demokrat,“ sondern „bist du ein Temperenzler oder für Verkauf geistlicher Getränke?“ Das Stärkere hat gesiegt und das kalte Wasser ist den Amphibien geblieben. Glück zu! Buffalo, Rochester, Syracuse, Utica, Rome — alles „Locofoco!“ Gloria!

(Eingefandt.) In Ihrer Nummer 14 des „Colonist“ erwähnen Sie einen Hrn. Herdt, Präsident des Berliner Central-Vereins. Dies ist offenbar ein Druckfehler, und es ist hiebei ungewiss, ob der Herr „S. O. Kersch“, gewesener Schullehrer, gemeint, welcher sich auch, wie noch andere abgedankte Schullehrer, gemeldet, welcher sich auch, gegen Brasilien verschworen zu haben scheint. Man erwartet, bald über derartige Punkte aufgeklärt zu werden; auch ist man begierig zu vernehmen, wie Hr. „Kersch“ die Beschuldigungen, welche ihm Hr. Capitän „Valentin“ in Nr. 42 der Allg. Ausw. Ztg. ins Gesicht wirft, hinhinnehmen, und wie er dieselben zu desavouiren im Stande sein wird.

— So lange die Auswanderungscommission in Berlin mit Hilfe von Schmähschriften und „450“ in die Posaune blasenden Blättern das Gift boshafter Beschuldigung nur über Deutschlands Boden ergoß, konnten die von ihr bescholtenen Männer gleichgültig darauf hinblicken, weil ihr Charakter, seit vielen Jahren bekannt, unter dergleichen Angriffen nicht leiden konnte. Seit Kurzem aber hat jenes boshafte Spiel sich erweitert; das Feld der Intrigue in Deutschland ist zu eng geworden, die „450“ mehr erwähnten Blätter reichen nicht mehr hin, und vorläufig hat man auch das 451ste, das „Jornal do Commercio“ in Rio de Janeiro in Dienstpflicht genommen. Unter der Aufschrift „Deutschland in Brasilien“ ist dort ein „namentloser“ Schullehrer mit den Anfangsbuchstaben T. K. in die Schranken getreten, gibt Auszüge aus dem ersten Kerstischen im vorigen Jahre erschienenen Pasquille und hofft damit die Leser der neuen Welt zu betören, wie es mit den Verwohnern der alten geschehen sollte. Und nicht damit zufrieden, auch diese ehrenvolle Bahn betreten zu haben, werden weitere willige Kräfte gewonnen; in der Person eines f. Z. kürzlich gewordenen Schweizers, Namens Strätt, hat sich ein anderer Uebeltäter gefunden, welcher durch Bratschkappe auf die Schweiz wirken soll, weil die in Berlin brennende Flamme aus wohlbekannten Gründen im Lande der Eidgenossen keinen Anklang findet. Es ist freilich zum Verzweifeln, wenn man nur tauben Ohren prédigt; wenn die Warnungen nichts helfen und den Andrang der Auswanderer nur vermehren; wenn das Verbot nur zur Aufmunterung dient, und unter der Decke darauf verzichtet wird, weil Hunger und Arbeitslosigkeit durch das Land ziehen. Aber dieß kann keine Genugthuung für gekränkte Männerherzen sein und vor allen Dingen muß das Nest in Rio ausgenommen und vor die Schranken der Gerichte gezogen werden, damit das Räufenspiel unter dem Deckmantel der Philantropie hinfort sich nicht mehr zu verbergen wage. Werden und hier die Pforten geöffnet, wenn man über Staatsverbrechen schreibt, so wird man auch drüben die gedungenen Verleumdungen auszuweisen keinen Anstand nehmen.

(Allg. A. Ztg.)

Anekdote.

Das großartigste Waisenhaus in der Welt

befindet sich in Philadelphia, wo es 1848 eröffnet wurde, und zwar nach einer Stiftung des reichen Banquiers Othard, der beinahe drei Millionen Thaler dafür anwies. Sieben Häuser von weißem Marmor, wovon das Hauptgebäude eine Kopie des Parthenon ist, enthalten die Anstalt, die mit verschwenderischer Pracht ausgestattet ist. Die Hörsäle würde ein Fürst als Empfangszimmer benutzen können. Es werden dreihundert elternlose Kinder darin bis zum 18. Jahre in „anständiger, vernünftiger, bürgerlicher Weise“ erzogen, um sie für Landwirtschaft, Künste, mechanische Gewerbe und Manufakturen zu befähigen. Nach einer ausdrücklichen Bestimmung des Gründers ist jedem Besuche der Zutritt zu der Stiftung untersagt; nicht einmal zum Besuche wird ein solcher zugelassen.

Anzeigen.

Dampf-Packetfahrt

zwischen

Bremen und Newyork

durch die

früher der deutschen Kriegsflotte gehörigen,
jetzt unter der Bremer Flagge fahrenden, großen
Dampf-Fregatten

Hansa, und **Germania,**
2200 Tonn, 1000 Pferdekraft. 1800 Tonn, 800 Pferdekraft.

Diese ausgezeichnet schönen, schnellfahrenden, großen dreimaßigen Dampfschiffe sind bestimmt, nachdem die erforderlichen Passagiereinrichtungen fertig sein werden, eine regelmäßige, monatliche direkte Verbindung zwischen

Bremen und Newyork

zu unterhalten, und zu folgenden billigen Passage-Preisen

Kajüte- und Zwischendecks-Passagiere

bei gesunder, wenn auch nicht luxuriöser, jedoch anständiger Verpflegung und Verpflegung, sowie artiger, menschenfreundlicher Behandlung, auf eine rasche Weise (annähernd in 16 bis 20 Tagen) überzuführen.

Kajüte.	Zwischendeck.
Für jede Person über 10 Jahre	Fr. 517. Fr. 216.
Für jedes Kind unter 10 Jahren	„ 259. „ 194.

Säuglinge unter einem Jahre sind frei.
Die regelmäßige Fahrt wird wahrscheinlich im Laufe Juni ihren Anfang nehmen; die bestimmten Abfahrtsstage werden näher bekannt gemacht.

Der Unterzeichnete ist mit der Annahme der Passagiere beauftragt, und ist gern bereit, jede weitere Auskunft zu erteilen.

Die Ueberfahrtsbedingungen sind unter der Presse und binnen Kurzem bei mir und meinen Herren Geschäftsfreunden,

in Mapperswohl bei Herrn C. de Paravicini,

welcher zum Abschluß von Ueberfahrtsverträgen ermächtigt ist, gratis zu haben. — Briefe franco.

Bremen, 1853.

Hr. W. Böcker, jun.,
G. Aug. Heinke, Nachfolger.
Schiffsmakler.

Da oft Anfragen an die unterzeichnete Redaktion gelangen über verschiedene im „Colonist“ besprochene Auswanderungsangelegenheiten und namentlich auch über die Auswanderung nach den deutschen Colonien in Brasilien, worüber in der Regel die hiesigen hiesigen Agenten keine sichere Auskunft geben können oder oft nicht wahrheitsgetreue geben wollen, so zeigt dieselbe an, daß sie allerdings bereit ist, so viel an ihr, mit möglichst getreuem Rathe den Auswanderungslustigen an die Hand zu gehen. Da aber oft unfrankirt Briefe mit derartigen Anfragen an sie gelangen, so muß sie auf das Bestimmteste verlangen, daß diese frankirt werden, ansonst dieselben unbeantwortet bleiben oder refusirt würden, weil sie nicht ein broderwerbendes Geschäft aus den Auswanderungsangelegenheiten zieht wie die übrigen Agenten, sondern einzig zum Nutzen und im Interesse der Auswanderer ihre Räte und Erfahrungen denselben mittheilt. Auch auf mündliche Anfragen ist sie bereit, Auskunft zu erteilen, die Betreffenden müssen sich aber die Räte nehmen, eine Viertelstunde von der Stadt in die Schosshalbe zu ihr zu kommen. Gleichzeitig wird in Erinnerung gebracht, daß gutgeschriebene, wahrheitsgetreue und belehrende Briefe von Ausgewanderten jederzeit mit Dank angenommen, in den „Colonist“ eingerückt und hernach den Betreffenden wieder zugestellt werden. Die Adresse der Unterzeichneten ist einfach: Großnklaus, Lehrer in Bern.

Die Redaktion des Colonisten.

Der Colonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.

Jahr-Abonnement 6 Fr.
Halbjahr-Abonnement 3 „
Viertelj.-Abonnement 1 „ 50 C.
Einrückungsgebühr 14 C. die
einspaltige Zeile. Bei
mehrmaliger Wiederholung
tritt eine Preisermäßigung
ein.



Wahrheitsgetreue Original-
briefe und belehrende Auf-
sätze über Amerika, franko
an die Redaction gesandt,
finden jederzeit unentgeltliche
Aufnahme.

Nr. 17.

Bern, Sonntag den 1. Mai.

Dritter Jahrgang. 1853.

Armenthum und Auswanderung.

Die jüngste Sitzung des zürcherischen Kantonsrathes ist von dessen Präsidenten, Hrn. Staatsanwalt Dubb, mit einer Rede über das Armenwesen eröffnet worden, welche ihrer eigenthümlichen Haltung willen in den öffentlichen Blättern herumgeboten worden ist. Hr. Dubb erklärt die gegenwärtig herrschenden Bemühungen, der Armennoth abzuhelfen, für verfehlt, und gibt als einzigen Ausweg aus dieser Katastrophe die „Rückkehr zur Natur und Freiheit, die individuelle Behandlung der einzelnen Armen“ an. Diese hochtönenden Worte haben wohl den einfachen Sinn, daß es nicht Sache der Gesellschaft als Ganzes sei, die Linderung und Hebung der Armennoth an Hand zu nehmen, daß nicht die Allgemeinheit den Beruf hiezu habe, sondern, daß dies wiederum, wie früher, Angelegenheit der Einzelnen werden müsse. Die Privatwohlthätigkeit soll an die Stelle der Staats- und Gemeindefürsorge treten und ihren früheren Rang wieder einnehmen. Jeder einzelne Wohlthätige soll sich mit jedem einzelnen Hilfsbedürftigen befassen und ihn ganz nach seinen Verhältnissen, d. h. eben individuell behandeln. Das nennt Hr. Dubb „Natur und Freiheit“, die gegenwärtigen entgegengesetzten Zustände werden daher wohl die Unnatur und den Zwang repräsentiren. Wir begrüßen diese Ansicht eines hochgestellten Mannes deshalb, weil darin die Verzweiflung ausgesprochen liegt, daß die gegenwärtig von der bürgerlichen Gesellschaft gegen den Pauperismus angewendeten Mittel je auf einen grünen Zweig führen. Hr. Dubb hat sich überzeugt, daß öffentliche Armenunterstützung dem allgemeinen Uebel nicht abhilft. Diese Ansicht, von dem Präsidialstuhl der obersten Behörde eines der ersten Schweizerkantone verkündet, und zwar unter dem Beifall der Versammlung verkündet, hat nicht geringes Gewicht, und wir werden gelegentlich für unsere Ansichten Nutzen davon zu ziehen wissen. Freilich hat Hr. Dubb gewiß die Konsequenzen des Hilfsmittels, welches er an die Stelle der heutigen Bemühungen setzen will, nicht bedacht. Denn wenn die Armenfrage durchaus der „Freiheit“ der Einzelnen überlassen wird, so wird auch überall die Wohlthätigkeit derselben von den Bedürftigen aufgesucht werden, und diese ist nichts Anderes als der selbstthätige Bettel, welcher abgeschafft und ersetzt zu haben doch gewiß zu den besten Fortschritten im staatlichen sozialen Leben gehört. Die Privatwohlthätigkeit als einzige und unbeaufsichtigte Sorge für die Noth der Mitmenschen, führt mit zwingender Nothwendigkeit zum Bettel und dieser zu allen Arten von Vagantenthum und Strolcherel. Die Ansicht von Herrn Dubb ist also in ihrem positiven Theile weder neu noch fruchtbar. Die Gesellschaft in ihrer Entwicklung ist das folgerichtige Prinzip, die wirkende Ursache des Armenthums, und an

ihm ist es, Hülfe zu schaffen. Das Uebel ist ein volkswirtschaftliches, das Heilmittel kann ebenfalls nur ein volkswirtschaftliches sein. Alle die Mittel, welche die Gesellschaft jetzt anwendet, sind nicht volkswirtschaftlich, wie wir schon bei einer früheren Gelegenheit ausgesprochen haben. Sie reißen die Giftpflanze nicht mit der Wurzel aus, sondern beschneiden nur deren üppigste Schosse, wodurch ihr Wachsthum immer mehr gereizt wird. Das Armenhaus ist zwar eine schöne Anstalt der Flehe und des Mitgeföhls, allein es hilft nicht, weder dem Armen noch der Gemeinde, es perpetuirt, verewigt die Armuth, es schafft eine eigene Klasse von Armen. Dadurch, daß man die Armen in einer besondern Stätte zusammenhält, sondert man sie als eine eigene Klasse von der übrigen Gesellschaft ab, man zeichnet sie aus und erzeugt gerade, was man entfernen wollte. Die Bewohner des Armenhauses sind deshalb stets der Mißachtung ausgesetzt, man mag bei ihren Mitmenschen noch so milden Sinn voraussetzen; sie werden unwillkürlich als gleichsam nicht mehr zur bürgerlichen Gesellschaft gehörend, behandelt. Dies benimmt ihnen hinwieder alle Energie des Leibes und der Seele, sie werden alt im Glende und verwachsen mit demselben und ihre Nachkommen theilen ihr Loos. Die Armenlisten werden mit jedem Jahre größer, und jedes Jahr steht man weniger Frucht und Segen aus demselben entspringen. Dies ist freilich ein düsteres Bild, allein es ist wahr; man frage die größern Gemeinden unseres und anderer Kantone. Wir müssen gegen das Armenthum ein Mittel haben, welches die Nothleidenden nicht aus den lebendigen Kreisen der Gesellschaft beraubt, sondern sie selbstständig erhält, ihnen lohnende und ehrende Arbeit gibt; ein Mittel, welches ihren Eifer und ihre Thätigkeit anspornt, das vergangene Glend vergessen macht, welches sie also der steten Erinnerung an die früheren Verhältnisse entzieht. Ein solches reichhaltiges, volkswirtschaftliches Mittel ist nach unserer innigsten Ueberzeugung die Auswanderung nach Ländern, welche durch den Besitz reicher, aber noch unbenutzter Erwerbsquellen jeder ungedrögt oder ungenügend beschäftigter Kraft ehrenvolle Ausichten bieten. Wir meinen nicht die abenteuerliche, frevelhafte, sondern die besonnene, verständige, nach vernünftigen Grundsätzen geordnete, die ehrliche Auswanderung, und daß es eine solche gibt, wenn man sie nur dazu macht, wird uns wohl Niemand bestreiten wollen. Die Auswanderung, vereinzelt, ohne Plan und Aussicht, bloß aus dem Drange, den alten Zuständen zu entfliehen und irgend neue aufzusuchen, ist ein Unglück, ein Wahnsinn; allein die Auswanderung mit Plan und Berechnung, mit Kenntniß der kommenden Verhältnisse, vor Allem die Auswanderung als Colonisation ist ein vernünftiges und wohlthätiges Unternehmen. Die liebe Erde hat die Bestimmung, in allen ihren Theilen von vernünftigen Wesen bewohnt und genossen

zu werden; nun hat aber bloß jetzt bloß Europa diese Bestimmung erfüllt, es allein ist nach dem Maßstabe seiner Kräfte (und noch darüber!) vom Menschen in Anspruch genommen, alle andern Welttheile, Asien ausgenommen, liegen zum guten Theile noch brach und ihre Schätze sind noch ungehoben. Europa hat die Aufgabe und den Beruf, seinen Ueberfluß an Menschen und Thätigkeiten zur Bevölkerung und Heranziehung der Brudervölkechen abzugeben und zu verwenden, und zum Theile ist dies schon geschehen und zwar durch die Auswanderung. Die große Republik der Vereinigten Staaten ist eine Frucht europäischer Auswanderung und Colonisation. Die andern Erdtheile werden folgen. Die vernünftige Auswanderung öffnet dem Arbeiter und Hausvater, der wegen Größe der Konkurrenz und Niedrigkeit des Arbeitslohnes immer mehr zurückkommt, eine neue Zukunft, zwar eine Zukunft auch der strengen Arbeit, allein der lohnenden und fördernden Arbeit. Die Auswanderung zieht den Unglücklichen, der bei gutem Willen der Wucht der ihn umgebenden Verhältnisse unterlag, aus dem Verichte derselben hinweg und stellt ihn bloß unter die Gewalt seines eigenen Willens und seiner Vernunft; sie schließt wohlthätig mit der Vergangenheit ab und läßt Jedem Raum und Bedingungen jeder guten Absicht. Die Auswanderung in unserem Sinne macht zwar den Armen nicht auf einmal reich, allein sie bietet ihm die sichere Aussicht, seine Verhältnisse zu verbessern; der Mann, der hier arm war, wird auch über dem Meere ein armer Mann sein, allein der Unterschied besteht darin, daß er hier ein armer Mann ist mit der Aussicht, nie aus dem Elende herauszukommen, sondern immer tiefer hineinzugerathen, und daß er dort Hoffnung haben darf, vorwärts zu kommen. Die Auswanderung ist keine Schatzgräberei und keine Lustreise, sondern eine mühevolle Arbeit und eine herbe Aufgabe, allein die Arbeit ist nicht mühseliger als diejenige der Armen bei uns, und die Aufgabe ist leichter, als hier dem Armenhause zu versallen. Die Auswanderung mildert die Ueberbevölkerung und die überwuchernde Konkurrenz, und erhöht die unter allen Verhältnissen niedrigen Arbeitslöhne, wofür man aber gewiß nicht die Wendung gebrauchen darf: sie entziehe dem Lande nothwendige Arbeitskräfte! Durch den Abzug vieler Arbeitskräfte erhalten die Zurückbleibenden mehr Lust, das Leben wird beweglicher und wohlfeiler; durch die Ansiedelung der Landesgenossen in andern Welttheilen entstehen neue Verbindungen und es öffnen sich für die einheimische Industrie neue Abzugswegen. Die Gemeinden werden ihre Armenhäuser bloß noch den Kranken und Altersschwachen, die durch außerordentliche Umstände herabgekommen sind, öffnen müssen. Arme und Nothleidende wird es freilich immer geben, allein eine allgemeine und nothwendige Quelle systematischer Armuth wird verstopft sein. Dazu muß aber, wie gesagt, die Auswanderung vernünftig und ehrlich sein und wir wollten unserem Versprechen gemäß, und um die Ansforderung eines befreundeten Blattes in Nr. 50 der „St. Galler Zeitung“ nachzukommen, in einer nächsten Nummer dieses Blattes die verschiedenen Gelegenheiten zur Auswanderung summarisch, aber gewissenhaft mittheilen.

(Zoggenburger Vot.)

Brief des Carl Ritter, Chirurg in der Colonie Vikaba, Provinz St. Paul in Süd-Amerika.

Den 18. Oktober 1852.

Lieber Vater! Schönen Carl! Geschwister in Zürich! sowie alle Freunde, Verwandte und Bekannte!

Der Herr hat geholfen!

Ich werde Euch, meine Lieben! nur eine ganz kleine Reisebeschreibung bemerken und Euch mein erstes Glück, welches mir jetzt zum steten Glück sein kann, beschreiben. Ehe unser Schiff von Hamburg mit 250 Personen abfuhr, sollte ein Schiffarzt bestellt werden, da aber keiner da war, empfahl Herr G. de Paravleini mich dem Herrn Dr. Schmidt in Hamburg. Ich wurde beschieden und von zwei Ärzten examinirt; hierauf zum Schiff-Arzt ernannt, und mir wurde die Schiffs-Apothek übergeben, und wurde Doktor genannt.

Den 28. Brachmonat ging dann unser neugebauter Dreimaster in Bewegung, majestätisch fuhr er durch den Eisstrom in die hohe See, aber ach! bald wurde die ganze Gesellschaft mißgestimmt, Erbrechen trat ein, selbst der arme Doktor streckte seinen Kopf zuwellen über das Schiff hinaus und theilte den Fischen etwas mit, und aber

das Alles legte sich wieder. Auf der ganzen Seereise hat sich sonst weiters nicht viel Interessantes zugetragen, als daß wir viele Fische sahen, sehr viele fliegende, welche immer dem Schiffe nachflogen; ich für meine Person aber war sehr geplagt auf der Seereise, indem es immer viele Kranke hatte, Kinder starben 14 und eine Frau, welche jedesmal nach 12 Stunden in ein Badtuch genäht und dann vermittelst Hängen von Steinkohlen ins Meer versenkt wurden. Sturm hatten wir einigemal sehr starken erlitten, so daß man im Schiffe nicht stehen konnte; es brach ein Kind das Bein (Schenkelbein), welches ich mit Gottes Hilfe glücklich kurirte, so daß das 12 Jahre alte Kind wieder ohne Hinken gehen kann, welches mir wieder sehr viel Kredit gegeben hat; auch habe ich einen jungen Sohn glücklich entbunden, das waren für mich alles neue Dinge; aber Gott stund mir immer bei. Insekt habe ich eiliche gesehen und bin nahe an denselben vorbeigefahren („Madera 6000' hoch, Palma, Canaria“). So fuhr dann unser Schiff manchmal gleich einer Eisenbahn, und manchmal aber wieder Tage lang rund dasselbe da, daß es weder vorwärts noch rückwärts wollte. Als wir den 45. Tag zwischen Himmel und Wasser geschwebt, so hieß es eines Morgens, daß wir diesen Morgen um 3 Uhr den Aequator durchgeegelt, und alle Schiffsleute bekamen zu trinken. Was sahen wir aber mit Erstaunen, die Sonne hinter uns, also in der neuen Welt; jetzt war genau dem Aequator eine solche Windstille, daß das Schiff mehrere Tage stille rund. Ach, welche lange Weile trat ein, kurz, erst nach 64 Tagen erblickten wir endlich ein immer grünes Gebirg mit Palmenbäumen. Ach, meine Lieben! ich kann Euch die Freude nicht genug schildern; 64 Tage nichts als Himmel und Wasser und auf einmal ein immer grünes Land. Das neue Leben erwachte, eine hohe Festung erblickten wir mit aufgezogenen Fahnen, Kanonendonner ertönte, und bald, am 65. Tage, fuhrten wir ab dem großen Weltmeer einem Kanal dieser Festung zu; auf beiden Seiten herrliche Gebirge mit den schönsten Früchten aller Art; jetzt sahen wir bald vor uns unsern Seehafen Santos, also am 65. Tage vollendeten wir unsere Seereise.

So ist also die Seereise vollendet, jetzt geht noch die beschwerliche Landreise an. Noch 60 Stunden über Hügel und Gebirg muß jetzt noch gereist werden, und wie? auf Maulthieren; wer aber gesund war und gehen konnte, mußte gehen. Aber ach! jetzt geht das Unglück bei meiner Haushaltung erst an; Albert bekommt die Blüthe, so daß jede Stunde sein Ende nahe schien; ich selbst wurde krank, Frau und Luise auch, so daß auf der Landreise unsere ganze Haushaltung auf Wagen transportirt werden mußte und daß es schien, unsere ganze Familie müßte ein Opfer des Todes werden. Der Herr hat geholfen! Wir alle sind wieder gesund, nur Albert kann noch nicht gehen. Endlich an dem Bestimmungsorte angekommen, wurden wir von den Leuten auf's Freundschaftlichste empfangen. Die Colonie bildet ein herrlicher Ort, alles deutsche Leute; sie brachten uns Eier, Fühner, Mehl und Kartoffeln; wir leben jetzt in einer herrlichen Gegend, haben gutes Wasser und die Wärme wird durch einen herrlichen Wind gemäßiget. Die Kaffeebäume sehen aus wie bei uns die Weinberge; das ist der Hauptzweig, da können wir uns gute Tage und ein reiches Alter erwecken, denn jedes Kind verdient da Geld. Ich habe mir jetzt schon ein eigenes Haus gekauft für 25 Milreis (ein Milreis ist etwa 1 Gulden und 30 Kreuzer). Das Haus wurde erst vor zwei Jahren gebaut; die Häuser sind spottwohlfeil. Das Wohnhaus steht besonders, dann daneben steht ein Viehstall, ein Pferde stall, zwei Schweineställe, ein Schopf, welchen ich voll Weischofn habe; ich habe zwei Schweine, 3 Enten, 12 Hühner, 3 Ziegen und bei dem Hause 2 schöne Gärten. Der Direktor der Colonie hat mir dies alles selbst gekauft, er hat mir jetzt auch bei dem Hause Land gegeben, wo ich mir jetzt wirklich Reis, Bohnen, Kartoffeln u. pflanzen kann. Lebensmittel sind hier im Ueberfluß, nur eines fehlt, das Brod, als von Weischofn; wir essen es jetzt aber schon gerne, denn alle drei Tage backt man neues, dann thut man etwas Kartoffeln darein, dann schmeckt es auch gut. Kurz, wer hier des Morgens 6 Uhr bis Abends 6 Uhr ein wenig arbeitet, der hat gute Tage und kann für seine Kinder etwas erwerben. Ich habe jetzt 300 Milreis, oder etwa 400 fl. Schulden, mit Frucht, Haus, Ziegen, Schweine, Alles zusammen und kann, wenn wir jetzt gesund bleiben, in drei Jahren das alles mit der Kaffeerinde abverdienen. Hier ist man ganz frei, hier fürchte ich weder Schuldenreiber noch Weibel; auch brauche ich nicht vor Jedem, der zehnmal schlechter ist als ich, und etwa ein paar hundert

Gulden Vermögen besitzt, den Gut abzuziehen. Nein, hier zieht man den Gut auch ab, aber nur aus Freundschaft, und brauche ich Geld zu einer Kuh, Pferd oder Schwein, so muß ich zu keinem verfluchten Bucherer, sondern hier geht man zum Direktor, dann zieht er seine Schublade aus, da hat er sein Buch und das meine und so trägt er es in beide Bücher ein, und alle Jahre, wenn die Kassierende vorbeilist, so rechnet man ab, bleibe ich schuldig, so wird's wieder Erndte.

Gedrückte Brüder in Marthalen, folget mir nach, achtet die Reise nicht. Theure Verwandte, dies ist die reine Wahrheit; Gott gebe, daß Alles gesund und wohl sei! Ich hoffe, daß dieser Brief dann auch nach Zürich komme. Viele herzliche Grüße an Alle, besonders an den l. Vater und Carl.

Carl Ritter, Chirurg.

Brief des Hrn. Mörikofer, gew. Redaktor des „Schweiz. Auswanderers“ in Bern, aus Dona Franziska.*)

Der Ordnung Morgenroth fängt an durchzubrechen. Der Berner Weber ist zum Präsidenten gewählt, Hr. Druffen Vice-Präsident, Schmalz von Nidau und Meier von Schönbühl neben Andern sind Gemeinderäthe etc. Sie arbeiten nun streng an Einführung einer den Colonialverhältnissen anpassenden Ordnung. Für die Schulen soll nun besser gesorgt werden, so daß nun endlich auch für mich eine bessere Zeit eintreten kann, was, nach dem bisher Ausgestandenen, höchst notwendig wird. Auf diese Art kann ich endlich auch der Colonie von einigem Nutzen sein, sowie dann auch durch einen umfassenden getreuen Bericht über die hiesigen Verhältnisse, den ich ausarbeiten werde, sobald mein geistiger Zustand durch Ordnung der Schul- und meiner eigenen äußern Verhältnisse und durch getragene Thätigkeit wieder ins gehörige Geleise getreten ist. Bis dahin bitte ich um Geduld, denn die richtige Lösung dieser Aufgabe ist schwer, und nicht gut, bloß so ins Blaue hinein zu schreiben, so lange die Verhältnisse noch so schwanken, Vieles noch nicht ergründet ist. — Sie hatten in 2 Briefen die Gefälligkeit, mir Sendungen oder Beförderungen anzubieten. Wenn ich nur wüßte, womit ich etwas Geld verdienen könnte, und Andere mir nicht schon zuvorgekommen sind. Schweizerische Kalender (Verner, Schaffhauser etc.) für 1853 dürften willkommen sein. Auch einige feinere (Gubli, Distel) für die Vermöglicheren; deutsche Bücher über Brasilien. Vielleicht auch einige Tabakpfeifen, Dosen und Mehlbüchsen, woran gegenwärtig großer Mangel ist. Wenn Sie, vielleicht mit Hilfe der Direktion, eine brauchbare Handbuchdrucker-Pressen verschaffen könnten; dies wäre gewiß gut, denn die Zeit ist nicht mehr fern, da dies zur Nothwendigkeit werden wird, daher ich, sowohl zum Nutzen der Schule, als der Colonie, bei Zeiten dafür sorgen möchte. —

Sobald ich wieder gehen kann, werde ich auch ein Herbarium anlegen. Vielleicht können Sie Bestellungen darauf bekommen.

Wunderbar! mit der wiederkehrenden Gesundheit kehrt Lust und Liebe für unsere Colonie wieder bei mir ein; was auch in den sich bessernden äußern Verhältnissen seinen Grund haben mag. Wenn ich gesund bin, werde ich hier wohl besser aufgehoben sein; aber eine schreckliche Lebensperiode habe ich durchgemacht, das werden Sie zugeben müssen. Ich war nicht nur körperlich, sondern auch geistig krank, oft der Verzweiflung nahe. Herr Straube hat mich gerettet. — Vielleicht können Sie mir auch Abbildungen von Bern 2 Stück und von Schaffhausen 4—6 Stück, nebst einigen Grabchriften senden? Da mit dem zunehmenden Wachsen und Gedeihen der Colonie nach und nach auch das literarische Bedürfnis bei den gebildeten Colonisten zu Tage kommen wird, so wünsche ich dieses Geld für mich zu behalten und möchte Sie bitten, mir darin an die Hand zu gehen. Mit der Erbschaft ist es nun, nach dem Tode meiner Frau, eine mißliche Sache; das Geld könnte ich nun hier sehr vorthellhaft verwenden, werde es aber wohl nicht bekommen; ich weiß gar nicht, was ich machen soll und darf; indessen habe ich wieder an Hrn. Stadtmann in Frauenfeld geschrieben. — Nun bald ein Mehreres. Ich empfehle mich Ihnen bestens

Dona Franziska, den 23. Juni 1852.

A. Mörikofer.

*) Dieser Brief ist an die Schweiz. Generalagentur in Rapperschwil geschrieben und das Original bei der Redaktion d. Z. einzusehen, wer es wünscht.

Brief der Margaretha Mäder.

Francisco, den 4. Weinmonat 1852.

Theuerste Schwester! *)

Da wir ans Land kamen, hatten wir gute Speisen. Wir hatten eine sehr gute Seefahrt, wir können sagen, wir hatten gar keinen Sturm; unser Kapitän hat manchmal gesagt, er führe schon bald dreißig Jahre auf der See, so habe er noch keine günstige Seefahrt gehabt. Wir hatten sehr gute Schiffsleute, Kapitän, Steuerleute und Matrosen, wir hatten sehr viel von ihnen bekommen, ich habe ihnen manchmal gewaschen, ich habe 5 fl. verdient mit Waschen. Den 20. Februart kamen wir ans Land, wir trafen freilich nicht an, wie man uns gesagt hat, aber doch ist noch gut, für die armen Leute ist es hier viel besser als bei uns; es ist noch keinen Tag vergangen, seit wir hier in Brasilien sind, daß wir hier kein Fleisch gehabt haben, oder wenn wir kein Fleisch hatten, so hatten wir etwas von Mehl und Eiern. Das Fleisch ist hier sehr wohlfeil, das Pfund kostet 6 Kreuzer, das Ochsenfleisch; aber das Schweinefleisch kostet 12 Kreuzer; das Pfund Weismehl 7 Kreuzer; das Pfund Reis 6 Kreuzer; dann hat man solch schwarze Bohnen, wie bei uns die Reibenbohnen, dann ist man die Kernen, diese schmecken wunderschön, das Pfund kostet 4 Kreuzer. Das Brod ist hier viel theurer als bei uns, das Pfund kostet 6 Kreuzer; dann gibt es ein Mehl hier, es ist ganz wohlfeil, es wachsen solche Wurzeln in der Erde, diese werden sehr lang und dick, das nennt man Maniok, diese Wurzeln werden dann zu Mehl vermahlen, wenn man den dritten Theil Maniokmehl nimmt, und ein Theil Weismehl, so gibt es ein sehr gutes Brod, es schmeckt viel besser als bei uns das schwarze und saure Bauernbrod. Es ist viel besser für die armen Leute hier als bei uns, wenn man arbeiten will und kann, wer aber nicht arbeiten will, der soll in der Schweiz bleiben, wer aber arbeiten will, der hat guten Verdienst. Der Vater verdient alle Tage, wenn er einen guten Afford hat, 1 Milreis, das ist nach unserm Gelde 20 Bagen. Der Martin verdient 16 Bagen, das ist 28 Kreuzer, ich verdien 1/2 Gulden, der Vinzenz 21 Kreuzer, der Samuel 12 Kreuzer. Die Agnese arbeitet im Monatlohn, sie hat im Monat 5 Milreis. Das Geld ist hier sehr leicht zu kennen, es hat nicht so viel Sorten als bei uns, es ist nur eine Münzsorte, diese nennt man Bagen, ein Bagen ist nach unserm Gelde 1 1/2 Kreuzer. Diese sind so groß, wie bei uns ein Thaler, aber von Kupfer, wenn man für einen Gulden Münz hat, so muß man es in der Schürze heim tragen. Der Vater und der Martin arbeiten jetzt an unserm Land, man hat uns 75 Morgen gegeben, jetzt haben sie schon 3 Morgen Wald gehauen und ein brasilianisches Haus gemacht, es ist freilich nur klein und einfach, aber doch unser eigen, wenn man doch in seinem eigenen Hause ist, kann man machen was man will. Man hat uns 25 Gulden gegeben ein Haus zu bauen, und 25 Gulden gleich, wo wir angekommen sind, du kannst dir wohl denken, wie ein Haus ist, der Vater und der Martin haben es allein gemacht. Das Land ist hier sehr gut, wenn es einmal urbar ist, aber du kannst dir wohl denken, daß man in drei Jahren nicht viel pflanzen kann, es sei jetzt drei Jahr, seitdem das erste Schiff angekommen sei, und wir sind auf dem Ate angekommen. Es sind jetzt ungefähr 400 Personen hier auf der Colonie. Wir sind 6 Stunden von der Stadt Francisco, es kommen alle Tage Brasilianer auf die Colonie mit Lebensmitteln, die meisten Lebensmittel kommen auf den Schiffen von Hamburg, nämlich Mehl, Schmalz, Erbsen, Linsen, weiße Bohnen und Reis. Das kocht man hier zum Gemüse, Kartoffeln hat es wenig hier, man hat noch wenig gepflanzt, sie gedeihen sonst gut, wenn einmal das Land urbar ist. Es gibt 3 Sorten, es gibt eine Sorte, die sind wie bei uns, die meisten runder, dann gibt es wieder eine Sorte, die man bei uns gar nicht kennt, sie werden sehr groß, es gibt solche, die 12 Pfund wiegen, sie schmecken so gut, wie bei uns die weißen, aber man muß sie bereits einen ganzen Tag kochen, diese sind sehr wohlfeil, man kauft sie beim Stück. Milch hat man auch keine hier, wir trinken doch alle Tage dreimal Kaffee, der dünkt uns so gut, wie bei uns, wenn wir Milch dazu hätten, man bringt alle Sonntage Milch von Francisco, aber die Maß

*) Wir übergehen die Reisebeschreibung, da dieselbe (auf dem Schiffe Florentin) schon durch andere Briefe bekannt ist.

kostet 12—14 Kreuzer. Wir haben letzten Sonntag auch eine Flasche gekauft, dann hab' ich ein wenig in den Kaffee gethan, aber ich konnte es nicht trinken, es war gerade, als müßte ich ein Brechmittel nehmen. Der Kaffee schmeckt mir viel besser ohne Milch als mit Milch, weil ich mich nicht mehr gewöhnt war, die Mutter konnte es auch nicht trinken. Der Kaffee gedeiht in Brasilien sehr gut, aber natürlich auf der Kolonie ist bis jetzt noch keiner gewachsen; Bäume hat man schon viele gepflanzt, aber sie tragen erst das nächste Jahr Frucht, er ist sehr billig, das Pfund kostet 12 Kreuzer, das Pfund Zucker 6 Kreuzer, er wird hier selbst fabrizirt; denn das Zuckerrohr wächst in Brasilien. Ich bin schon zwei Monate bei meinem Herrn, der hat immer 50—60 Person zu arbeiten, die Hälfte muß nichts als Zuckerrohr pflanzen, und die Hälfte Wald hauen, brennen und ausräumen, man haut es zuerst ab, dann läßt man 14 Tage liegen, dann wird's aufgebrannt. Die Stöcke läßt man im Boden, in einem Jahre sind sie ganz faul, dann kann man sie im Feuer verbrennen, was Gartengemüse sind, wachsen sehr schön, am besten der Salat, unser Samen, den wir mitgenommen haben, haben wir noch nicht gepflanzt, wir haben schon 14 Tage Regenwetter, wenn wir gutes Wetter haben, so können wir schon in unserm Land pflanzen und als wir herkamen, war nichts als Wald und Gesträuch, aber gar kein Holz wie man bei uns hat und auch kein Gras wie bei uns, weder Maisstiel gibt es manchmal in den Gärten, als ich die erste sah, meinte ich, ich sehe Gott selbst vom Himmel. Vögel gibt es hier wunderhübsche, viel schöner als bei uns, besonders sehr viel Papageien, auch gibt es Affen, aber sie stehen vor den Menschen, Wild gibt es wenig, was der Jäger nach Hause bringt, sind meistens Vögel, aber diese sind weit größer als bei uns, es gibt wilde Hühner und Hähnen, sehr große und fette, es gibt auch Rehe, aber wenig, auch Affen bringt er. Es war gerade Winter, als wir ankamen, und jetzt ist es Frühling, der Winter währt zwei Monate, denn ist es so warm, wie bei uns im Herbstmonat, so heiß wird es hier nicht, wie man uns immer gesagt hat, es wird ziemlich warm, aber doch nicht so, daß man die Hitze nicht ertragen kann, es ist nie länger als 8—10 Tage schön Wetter, dann ist es wieder 8 Tage Regenwetter. Wenn irgend Jemand kommen will, wir rathen es Keinem aus und Keinem ein, denn es gibt freilich auch viel Schweres, besonders in der ersten Zeit, dann gibt es leicht Vorwürfe, denn es geht hier wie bei Euch, daß aller Anfang schwer ist; aber das sage ich, daß es hier besser ist für die armen Leute als bei Euch, denn hier hat man Kredit und guten Verdienst. Lebensmittel hat man hier genug. Wenn Jemand kommen will, so seid doch so gut, und bringt mit, was Ihr habt, Kleider und Geschirre, besonders das Kochgeschir, wir mußten für eine Pfanne 3½ fl. bezahlen, bringt doch mit was Ihr habt, Art, Beil, Säge, kurz was man in einer Familie braucht, auch Kleider und Betten, denn hier kann man Vieles nicht haben, und was man haben kann, ist sehr theuer, besonders schwarze Kleider kann man hier gar nicht bekommen und Baumwolle zu Strümpfen bringt doch mit und Schuhe so viel Ihr könnt, besonders bringt doch Schuhnägel; denn hier kann man keine bekommen, man kann wohl bekommen, aber sie sind sehr schlecht. Auf dem Schiffe hatten wir wohl zu essen, gut und genug, aber bringt doch ziemlich dörres Obst mit, und kauft auch Weißbrod und zerschneidet es in Stücke und backt es noch einmal, denn Ihr könnt nicht denken, wie froh Ihr darüber seid auf dem Schiffe; auch kauft Euch in Hamburg ein paar Flaschen Milchstoff; denn es ist vortreflich für die kleinen Kinder, wenn Ihr könnt, so bringt einen Käs mit, denn auf dem Schiffe und hier ist er sehr theuer, das Pfund kostet ½ Gulden. Die Maß Milch kostet 12 Bagen. Der Branntwein ist sehr billig, die Maß kostet nur 6 Bagen, das ist unser Unglück, das weißt Du wohl, denn es ist noch so wie in der Schweiz. Darum liebe Schwester, wenn Du kommen willst, so bringe doch das mit, was ich hier benenne, wir wollen Dich nicht brechen, daß Du kommen sollst, denn ich weiß wohl, Du kannst Dich nicht so in die Armut schicken

wie wir. Die Mutter hat immer das Heimweh, das eine Mal nach Dir, das andere Mal nach dem Kleinen, sonst wünschen wir uns nicht mehr zurück, denn wir haben es hier gut genug. Die Mutter muß nichts als Kochen und Waschen, sie hat noch nie müssen sagen, was soll ich kochen, ich habe ja nichts, wenn sie nicht Geld genug hätte für die ganze Woche, so kann sie sonst holen, dann am Sonntag bezahlt man es, wir haben schon manchmal am Sonntag dem Krämer 5—6 fl. gebracht und in Europa hat sie manchmal in einem halben Jahr bloß so viel gehabt zu Lebensmitteln, ja wir fühlen uns glücklich hier. Die Agnese hat schon einen Bräutigam gehabt, auch einen Schweizer, er ist von Büdingen. Es war ein sehr artiger Mensch, er hatte noch Vermögen bei sich und noch viel zu Haus, aber es konnte ihn nicht leiden, er wollte sich auf dem Schiffe noch kopuliren lassen, aber die Mutter gab es nicht zu. Die letzte Woche wurden sie noch böse mit einander, es redete kein Wort mehr mit ihm und aus lauter Gram und Herzeleid ging er wieder mit unserm Schiff Florentin (heißt es) zurück nach Rio; jetzt hat es wohl schon zehn haben können, aber es will noch gar nicht heirathen. Sogar ich soll schon heirathen, aber mir war es jetzt noch zu früh, ich gehe jetzt in den Konfirmationsunterricht. Liebe Schwester, mein Gedanke ist immer, wenn Du nicht zu uns kommst, so komme ich, wenn ich kann, noch einmal nach der Schweiz. O liebe liebe Schwester, wie Vieles Vieles würde ich Euch erzählen, wenn ich wieder zu Euch käme, wie würden wir uns einander umarmen. Wir danken Euch für alles Gute, das Ihr uns erwiesen habt; auch danken wir Alle vielmal der ehrlichen Gemeinde, daß sie uns fortgeholfen und uns so vieles Gute erwiesen hat, besonders den Vorstehern danken wir für die Mühe, die sie mit uns gehabt haben. O, wir haben schon manchmal gewünscht, wenn Ihr nur hier wäret, wenn Ihr könnt, so kommt doch, denn es wäre für Euch sehr gut hier, weil beinahe Alle arbeiten können, und hier hättet Ihr guten Verdienst. (Folgen Grüße und Glückwünsche, die für das Auswanderungswesen keinen Bezug haben.)

Margaretha Mäder.

Das Original dieses Briefes ist in Händen des Georg Wanner in Schleitheim, Cant. Schaffhausen.

Wie man einen Löwen ätzerifirt.

Ein Journal von Boston erzählt hierüber Folgendes: Ein Löwe wurde, erst sechs Monate alt, aus Südamerika herübergebracht; sowie er aber heranwuchs, wurde die Behie so wild, daß man es für nöthig hielt, ihr die Krallen abzuschneiden. Um diese Operation ohne Gefahr machen zu können, geriet man auf den Einfall, den Keiler dabei anzuwenden. Es hielt jedoch schwer, dem Sohn der Wildniß den Schwamm unter die Nase zu bringen; doch gelang es endlich, und nachdem er bereits anderthalb Pfund Keiler eingeathmet hatte, fing er an sanfter zu werden und schlief endlich ein. Während zwanzig Minuten blieb er in einem Zustande gänzlich Gefühlosigkeit, so daß man ihm die Krallen abhauen konnte. Nun denkt man auch schon daran, ihm durch das nämliche Verfahren die Zähne auszubrechen, damit er seine Umgebungen nicht mehr auf eine allzugroße Weise liebföfen könne.

Schiffsgelegenheiten.

Das Auskunfts- und Beförderungsbüreau des Unterzeichneten spehrt den 1. und 15. jeden Monats, mit Dampf- oder Segelschiffen Passagiere ausschließlich über Bremen nach allen Häfen von Nordamerika und Texas.

Auch werden jeden Monat mehrere bestens ausgerüstete und proviantirte Schiffe von Hamburg nach Rio Janeiro, Santos, San Francisco und Rio Grande in Brasilien; La Guyara in Venezuela; nach Californien und Australien abgehen.

Die in keinen andern Seehäfen als Bremen und Hamburg zu Gunsten der Auswanderer bestehenden Feste und Schutzgesellschaften, die vortrefliche Ausrüstung und Verproviantirung der Schiffe, auf welchen für die Leute gekocht und das Passagiergeld versichert wird, empfehlen diese Einschiffungshäfen den Auswanderern ganz besonders.

Auf frankirte Anfragen wird gratis die genaue Auskunft über die erwähnten Expeditionen, und die Bedingungen, welche in gewissen Fällen den Auswanderern gewährt werden können, gegeben. Rapperschwil, im April 1853.

G. de Paravicini.

Der Kolonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.

Jahr-Abonnement 6 Fr.
Halbjahr-Abonnement 3 „
Viertelj.-Abonnement 1, 50 C.
Man kann auch jederzeit ins
Abonnement eintreten.
Wer jeweilen die erste Num-
mer nicht zurücksendet, wird
für das jeweilige nächstfol-
gende Quartal als gerichtet.
Abonnent betrachtet, und der
„Kolonist“ denselben dann
regelmäßig eingeschickt.
Einrückungsgebühr 14 C. die
einspaltige Zeile. Bei
mehrmaliger Wiederholung
tritt eine Preisermäßigung
ein.



Der Kolonist erscheint regel-
mäßig alle Sonntage.
Landkarten und Illustratio-
nen werden von Zeit zu Zeit
als Gratisbeilagen mitgege-
ben.

Wahrheitsgetreue Original-
briefe und belehrende Auf-
sätze über Amerika, franko
an die Redaction gesandt,
finden jederzeit unentgeltliche
Aufnahme.

Da der Kolonist aller Poststil-
fremd, nur den Zweck ver-
folgt, allen schweizerischen
Auswanderern nützlich zu sein,
so bittet die Redaction um
möglichste Theilnahme zu
vielfältiger Verbreitung. Bei
genügsamer Abonnentenzahl
würde derselbe denn auch
ohne Preisermäßigung we-
sentlich zweimal erscheinen.

Nr. 18.

Bern, Sonntag den 8. Mai.

Dritter Jahrgang. 1853.

Die Auswanderung als Gemeinde- und Staats-Sache.

Es ist leider, wenigstens in dem größten Theile von Deutschland, so weit gekommen, daß in vielen Fällen die Auswanderung als letztes und einziges Hilfsmittel erscheint. Ist nun der Nothleidende in solchem Falle nicht einmal im Stande, die Kosten der Auswanderung zu erwirken, so wird nicht selten die Gemeinde und der Staat, welchen der Betheiligte angehört, deshalb in Anspruch genommen, und dieses wird auch häufig, eher mehr als weniger der Fall sein. In solchen Fällen, in welchen sich die Auswanderung nun wirklich als letztes und einziges Hilfsmittel herausstellt, wird sich nun auch in Zukunft weder Gemeinde noch Staat der Hilfeleistung entziehen können. Allein es ist nicht zu leugnen, daß dergleichen Unterstützungs-gesuche auch sehr oft an die Gemeinde- und Staatsbehörden gebracht werden, wenn die Auswanderung als solches äußerstes Mittel nicht erscheint. Es ist nämlich nicht zu verkennen, daß das Verlangen, auszuwandern, zum Theil zu förmlicher Auswanderungssucht gewor- den. Wir wollen hier nicht weiter darauf eingehen, welchen tieferen Grund die Auswanderung überhaupt hat. Darüber ist das Nöthige schon vielfältig gesagt worden und namentlich auch in diesen Blättern. Wir wollen hier nur darauf aufmerksam machen, daß es wirklich be- reits so weit gekommen, daß eine Menge Menschen bei der geringsten Verlegenheit sogleich an weiter nichts denken als an — Auswan- derung. Es liegen sich dafür wirklich merkwürdige Beispiele anführen. Ein Gemeindeglied liegt mit einem andern in einem Rechtsstreite. Das Erkenntnis des Gerichts fällt zu seinem Nachtheile aus. Sogleich ist seine Erklärung: „Da muß ich auswandern!“ — Ein Anderer ist über die Polizeistunde im Wirthshause geblieben, er verfällt in eine Polizei-Strafe. Was ist die Antwort: — „Da wandere ich aus!“ — Werden nun auch dergleichen Drohungen nur selten ausgeführt, so charakterisiren sie doch die Stimmung. Noch gewöhnlicher ist die Erscheinung bei jungen Leuten, namentlich bei Gefellen. Der Meister entläßt sie aus der Arbeit. Bei einiger Bemühung würden sie leicht wieder eine Stelle erhalten können im Orte oder wenn sie wanderten in der nächsten Nähe. Aber nein, statt zu wandern, zieht er vor, auszuwandern. Die Mittel dazu fehlen; da wird Hilfe gesucht bei der Staatsbehörde. An die weitere Zukunft wird daher wenig oder gar nicht gedacht. Nur an das Nächste. Ein Auswanderer ist immer eine Zeitlang der Löwe des Tages, zumal in kleineren Orten. Einige Bekannte sind ebenfalls von der Partie; das reizt zum Anschluß, die schöne Reise nach berühmten Orten, wie Hamburg, Magdeburg &c., das reizt die Einbildungskraft und — rasch ist der Entschluß gefaßt. In solchen Fällen nun die Kosten sogleich auf die Gemeinde- und Staatskasse zu übernehmen, wäre unverantwortlich bei den großen

Anforderungen, die jetzt ohnehin oft unabwendbar an diese Kassen ge- macht werden. Es hieße sie zu Kassen machen, welche den Aufwand für Vergnügungsbereisen bestreiten. Diesem Verfahren kann und darf nicht das Wort gesprochen werden. — Anders aber verhält sich die Sache, wenn die Auswanderung wirklich als letzte Hilfe erscheint. Hier soll und darf Gemeinde und Staat nicht zurückbleiben. Es gilt dies besonders in den Fällen, wo ganze Familien sich nicht mehr zu erhalten vermögen oder wenigstens die höchste Gefahr vorhanden, daß mit dem Tode des Verheiratheten die ganze Familie der Gemeinde und dem Staate zur Last zu fallen droht. In solchen Fällen kann die Gemeinde und der Staat gar nichts Besseres thun, als die Auswanderung selbst mit den größten Opfern zur Ausführung zu bringen. Es liegt dieses gleichmäßig im Interesse der Hilfsbedürftigen als der Gemeinde und des Staates selbst, weil sonst in Wochen und Monaten leicht größere Opfer gebracht werden müssen, als die sind, welche durch Beförderung der Auswanderung gebracht werden. In dieser Weise wird jede Ge- meindeverwaltung handeln, die es wahrhaft gut meint mit ihrer Ge- meinde und ihren Bedrängten, und ist dieses daher dringend zu empfeh- len. In ganz gleicher Lage befindet sich aber auch die größere Ge- meinde, d. i. der Staat; denn jeder Nachtheil, der die engere Gemeinde trifft, trifft mittelbar auch den Staat selbst mit. Der Grundsatz war und ist deshalb ganz gerecht, daß der Staat die Hälfte solcher außer- ordentlicher Unterstützungen auf sich nimmt. Die Marine hingegen, nur solche Gemeinden dabei zu unterstützen, welche unbedingt unfähig, für solche Fälle etwas zu thun, ist unbillig und unpraktisch. Zwar hat die Gemeinde in der Regel allerdings die nächste Verpflichtung für ihre Hilfsbedürftigen, aber auch nur „zunächst“ und auch dieses nur eventuell für den Fall, daß die Familie dafür nicht aufkommen kann. So gut wie nun die Gemeinde nicht bloß dann einschreitet, wenn die Familie unbedingt unfähig dazu, ebenso wenig darf auch der Staat seine Mitwirkung auf diesen äußersten Fall hinsichtlich der Gemeinde beschränken. Es ist bekannt — Noth kennt kein Gebot. — Wer heute nur noch ein Nothleidender, ist deshalb oft schon morgen ein — Ver- brecher. — Für die Nothleidenden hat bloß die Gemeinde zu sorgen, die Verbrecher sind aber eine Last des Staates. — Wenn also die Gemeinde der äußersten Noth zu Hilfe kommt, so hat sie der Staat in seinem eigenen Interesse dabei zu unterstützen, denn er sichert sich dadurch zugleich mit gegen die Gefahr des Verbrechens. Auch dieses hat die Erfahrung vielfach bewiesen. Dadurch ist aber die Stellung der Gemeinde und des Staates zur Auswanderung von selbst bestimmt. — Wo die Auswanderung nicht durch die dringendste Noth geboten, da kann der Gemeinde eine Theilnahme nicht angeschlossen werden. Wo aber die Gemeinde nicht leugnen kann, daß nicht anders zu

helfen, da ist es ihre Pflicht, der Noth mit diesem letzten Mittel zu Hülfe zu kommen und der Staat hat sie dabei zu unterstützen, ehe die Noth zum Verbrechen überschlägt und dadurch eine Gemeindegeldlast zu einer Staatslast wird. Möchte man dieses doch ja recht wohl beherzigen, ehe es selber — zu spät. Julius Eberwein. (N. N. 3.)

Schildereien.

San Francisco bei Tage.

San Francisco, dieser magnetisch und zauberhaft anziehende Punkt Californiens, tritt dem Auge des Ankömmlings in wunderlicher Eigenthümlichkeit entgegen: eine Stadt aus Holz — die Häuser Holz, das Pflaster Holz, überall Holz; dabei die Straßen so lang und weit, und mit dem Ausdruck des Kühnen.

Montgomery- und Sansome-Street sind die Haupt-Geschäfts-Straßen; Battery- und Front-Street, die Spiel- und Waaren-Gasse; die lange der Werfte, gewollten an Bedeutung; Stockton-Street, die sich über den Kamm des Hügels hinzieht, auf welchem ein Theil der Stadt erbaut ist, bietet eine prächtige Aussicht auf die großartige Bucht und die hölzerne Stadt. Der Haupttheil der Stadt ist an der See erbaut und die gebogenen Straßen lassen, an verfallenen Stellen, das Wasser unten durchblicken.

Was aber eben so sehr und noch mehr auffällt als die Bauart der Stadt, das ist die Bevölkerung. Auf diesen Straßen scheint Maserade oder Bal paré bei hellem Tage aufgeführt zu werden — so viele malerische Gestalten bewegen sich hier: der Mexikaner mit seinem wunderlichen Hosen, die vor dem unerfahrenen Auge sich ausnehmen, als seien sie an den Seiten aufgeschlitzt, um das hübschfarbige Unterfutter zu zeigen; der Chilene mit seinem Boncho, dem geschlossenen Mantel mit nur einem Loch zum Durchstecken des Kopfes; der Chinese mit seinem langen Zopf; die Gräber mit ihren schwärzlichen, haarigen Angesichtern, den mächtigen Stiefeln und der Terzerole im Gürtel; dazwischen Jantkes und Britten, Franzosen und Spanier, bald nachlässig gekleidet, bald wie die feinsten Pandsies. Jeweils sind so allgemein, daß der roheste Gräber seine zwei oder drei Ringe trägt, und tritt man in eine Restauration, so zeigt der Kellner juwelierte Finger, und selbst der Schuhputzer längs der Straße trägt seinen goldenen Fingerschmuck.

Ein sonderbarer Platz ist dieses San Francisco; hier sieht man keine alte Leute und keine Kinder. Es scheint ein Sammelpunkt von Leuten in der Blüthe des Lebens, von kühnen, unternehmenden Geistern, unter denen der Schwache und Mätherrig sich nothwendig selbst verloren geben muß. „Drauf und dran!“ scheint hier die Tagesloosung und Tagesordnung zu sein; kein Anhalten, um zu überlegen; Handeln, Zugreifen; Schwimmen oder Untersinken; keine Ruhe, lauter Aufregung. Auf der ganzen weiten Erde mag es wohl nicht noch einen Platz geben, wo so viele Leute beisammen sind, deren Leben so begehrt ist; Jedermanns Geschichte hier ist ein Roman. Die Bräutungen, Abenteuer, Rettungen aus Wassernoth und Flammangewalt, der Wechsel des Aufenthalts, das Auf und Ab, wovon man hier erzählen hört, wollen kaum glaubhaft erscheinen, und sind doch hier nur Alltags-Begebenheiten. Hunderte von Helden wandeln durch diese Straßen; den Stempel ihres Heldensinns tragen sie im Tritt und in der Haltung wie im Bild.

In San Francisco läßt eines Mannes Beschäftigung keinen Schluß auf seine gewöhnliche Bildung oder auf seine Befähigung für eine höhere Stellung zu. Der Mann da, welcher für einen Realen das Glas Trümanischen Biers auschenkt, hat auf der Universität Dublin Theologie studirt; der da im rothen Hemde am Grobschmieds-Anvil steht, und einen Tagelohn von fünf Dollar macht, hat in Heidelberg den Doktorengrad erworben; der da das Zimmer audiat, war früher einmal General Amoriciere's General-Adjutant; und jener Aufwärter in der großen Restauration an der Plaza besetzte einst Obersten-Stelle in der österreichischen Armee.

Briefe

eines deutschen Ansiedlers in Canada an seinen Freund.
(Aus dem Canadischen Bauernfreund vom 18. März 1853; in Nummer 16 heißt es irrthümlich 1852 statt 1853.)

Ich habe mich oft verwundert, daß bei den überwiegenden Vortheilen, die Canada fleißigen und rechtschaffenen Menschen bietet,

die jährliche Einwanderung nicht viel größer ist. Ueberall wo sich der neue Ankömmling ansiedeln will, findet er seinen Unterhalt, und um seine subsistenzbedürfnisse zu befriedigen bedarf es nur einer sehr mäßigen Anstrengung. Man nimmt an, daß ein Arbeiter sich und seine Familie mit dem Lohn einer zweitägigen Arbeit ganz bequem eine ganze Woche lang komfortabel unterhalten kann, und ihm 4 Tage noch übrig bleiben für die Zukunft zu sorgen.

Wer sind die Eigentümer unserer schönsten und best eingerichteten Bauereien? Im Allgemeinen Männer, welche durch ihre eigene Arbeit dieses zu Stande gebracht haben; viele derselben leben in den ältern Ansiedlungen ähnlich den alt-testamentlichen Patriarchen, umgeben von ihren Kindern und Enkeln, gesegnet mit Ueberfluß und Zufriedenheit. Ich habe mit vielen ältern Ansiedlern gesprochen, die mir erzählten, daß sie mit nicht viel mehr als einer Axt auf der Schulter und einem mäßigen Vorrath Kleider für sich und ihr junges Weib in's Land gekommen, und bevor sie sich auf ihrem ausgetretenen Wege in der neuen Blockhütte hätten zur Ruhe niederlegen können, genöthigt waren, eine Hütte von Baumstämmen aufzurichten, um in derselben, mit einer Wolldecke zugebedt, die ersten Nächte zuzubringen.

Als ich vor einiger Zeit einen ältern deutschen Landsmann besuchte, (welcher in seinem alten Vaterlande eine recht angenehme Stellung verlassen hatte, sich aber hier ebenfalls bequem gebettet, ein schönes aus Stein gebautes Haus bewohnt und von seinen Nachbarn geachtet wird) und zu ihm sagte, er werde doch nicht bereuen nach Canada gekommen zu sein, erwiderte er: o nein, obgleich es mich viele Arbeit gekostet hat, so habe ich doch sieben Söhne erzogen, von denen ich den vier ältesten jedem eine Bauerei gegeben habe, und mit der Zeit, wie ich hoffe, auch den übrigen geben kann. Dieser Mann war vor 27 Jahren hier eingewandert.

Weitaus das größere Vermögen in unsern Städten und Villagen gehört solchen, welche es sich durch ihre eigenen gewerblichen oder kaufmännischen Bemühungen erworben haben.

Im Allgemeinen gesprochen, existirt unter der gemischten Bevölkerung in Canada ein verträgliches und vorwärtendes Betragen; Nationalunterschiede sind nicht bekannt und das stille zufriedene Leben der Canadier wird selten durch Handlungen und Brutalität oder der Gescheßübertretungen gestört; fleißige und rechtschaffene Menschen genießen die höchste Achtung, während der Träge verachtet wird, und so ist es nicht zum Verwundern, wenn das Land von Jahr zu Jahr ein schönes und angenehmeres Ansehen erhält und wohl selten jemand dieses Land ohne Schmerz und Bedauern verlassen kann.

Die verschiedenen Vortheile Canadas, obgleich bis dahin allgesehr überrichen, beginnen doch von Jahr zu Jahr der einwandernden Masse immer mehr einzulichten, in dem Maße, als sie von den Ansiedlern ihren Angehörigen und Freunden in Europa mitgetheilt werden. Und die gehegten Erwartungen über eine zunehmende Einwanderung müssen sich realisiren, wenn anders die an unsern Gestaden gelandeten Einwanderer den nahesten Vortheil einem fernem ungewissen Binnenlande vorzuziehen in den Stand gesetzt sein werden. Es ist kurios, bei einer Reise durch die nördlichen Staaten der Union die veränderten Gefühle und Meinungen von Bruder Jonathan über Canada wahrnehmen zu müssen. Vor einigen Jahren begegnete man selten einem Amerikaner, der in unserm Lande gewesen wäre oder der sich auch nur im Entferntesten eine richtige Vorstellung von unserm Lande gemacht hätte. Nun weiß Jedermann etwas von Canada. Einer hat „gehandelt mit einem Mann von ihrer Seite“ und hat eine Idee, daß ein „mächtig guter Handel“ drüben gemacht werden könne; ein Anderer hat einen wunderbaren Respekt vor Canadas „Pinchholz“; ein Dritter sagt: es ist kein Vortheil, wegen den Fischereien sich gegenseitig zu janken, besser, mit einander zu handeln und gute Freunde zu bleiben; ein Vierter spreizt sich etwas vornehm und bemerkt herablassend, wenn von den Eisenbahnen gesprochen wird: „Canada is looking up!“ (Canada steht in die Höhe!) Während ein Fünftler die schönen feinen und kräftigen Pferde very nice findet und das canadische Hornvieh sowie die Schweine, ragen nicht genug loben kann. Mit all ihren Fortschritten kann man die Yankees dennoch die Augen weitaufreissen machen, wenn man ihnen erzählt, daß unsere Kanal- und Flußwerke über 20 Millionen Dollars kosten und daß wir 2300 Meilen Eisenbahnen theils gebaut, theils in Arbeit oder bewilligt besitzen zu einem Kapital von einigen

überall wo sich
Unterhalt, und
es nur einer
Arbeiter sich
Arbeit ganz be-
kann, und ihm

best eingerich-
te durch ihre
verselben leben
n Patriarchen,
Ueberfluß und
n gesprochen,
einer Art auf
r sich und ihr
f ihrem ander-
e niederlegen
aufzurichten,
ersten Mächte

andsmann be-
ht angenehme
nem gebettet,
seinen Nach-
nicht bereuen
n, obgleich es
Söhne außer-
Mörrer gegeben
n geben kann.

und Villagen
verblischen oder

unmischten Be-
es Betrügen;
reiches Leben
lichkeit oder der
ne Menschen
rachter wird,
von Jahr zu
wohl selten
wissen kann.

dahin allg-
wanwandernden
sie von den
a mitgetheilt
schmende Ein-
unfern Ge-
inem fernen
sein werden.

Staaten der
nder. Jona-
igen Jahren
n Lande ge-
eine richtige
Jedermann
in von ihrer
drüben.

ren Respekt
n Vortheil,
nnte einander
spreizt sich
Eisenbahnen
steht in die
stigen Pferde
Schweine-
n kann man
wenn man
Millionen
eils gebaut,
von einigen

80 Millionen Dollars! Und wirklich dieses sind Thatsachen, die mehr sagen, als hundert fabrizirte Berichte aus der Modelirepublik.

Zu schließte diesen Brief, mein Freund, mit der heiligen Versicherung, daß Alles, was ich Dir bis dahin geschrieben, reine, klare Wahrheit enthalte und mit bestem Wissen nicht übertrieben wurde. Laß Dich nicht wundern, warum bis dahin der größere Theil der Auswanderer nach den Ver. Staaten überseelte, die Gründe dazu sind in Folgendem zu suchen: erstens heißt es von der Union „es ist eine Republik“ und natürlich glauben die Deutschen, die der despotischen Regierung seit sind, die „monarchische Provinz“ Canada sei schon dem Namen nach für sie nicht des Ansehens, verschweige der Ansiedlung würdig und ziehen nach den westlichen Staaten; zweitens begünstigt auch die Schiffahrtsverbindung die Einwanderung nach den Ver. Staaten, während nach Canada nur während nach drei Monaten die Auswanderungsschiffe fahren und die übrige Zeit bis dahin unbenuzt blieb; drittens endlich stehen im Dienste der Ver. Staaten Regierungen, der Schiffahrts- und Eisenbahngesellschaften, der Wirthe und Mäkler: all der Troß von Agenten, Zeitungsschreibern, die Masse der Auswanderungs- und Spekulationsbücher und Broschüren, so daß es leicht begreiflich ist, warum die Ver. Staaten schneller bevölkert wurden als es auf natürlichem Wege geschehen konnte. Im nächsten Briefe mehr.

Mittheilungen aus Amerika, zunächst bestimmt für den Colonisten. Von Ed. Hausener.

(Fortsetzung.)

Der Häuptling und sein Gehülfe werden auf 4 Jahre; die Vollziehungsräthe jährlich gewählt. Die Rechtspflege wird von einem Obergericht, dessen Mitglieder ihr Amt 4 Jahre behalten, reisenden Richtern und Untergerichten verwaltet. Die Regierung hat eine Buchdruckerei, in welcher seit dem Februar 1828 eine Zeitung, „der Phoenix“, erscheint, die zum Theil mit cherokeischer Schrift gedruckt ist, und eine Schriftgießerei. Der Erfinder dieser Buchstaben ist ein Eingeborner, Gunt, der Enkel eines Weißen, der nach vielen Versuchen auf eine Schrift kam, welche über 80 Zeichen für alle in der Sprache vorkommenden Sylben enthält. Das Evangelium Matthäi und eine Sammlung von Hymnen sind gleichfalls mit diesen Buchstaben gedruckt. Zwischensclaverei zwischen den Indianern und den Weißen in der Nachbarschaft sind häufig, und die Anhömlinge solcher Ehen treiben den Ackerbau thätiger als die Cherokees von unvermischter Abkunft. Die meisten Familien erndten ihren Bedarf, und Viele behalten Korn zum Verkaufen übrig. Die Cherokees leben größtentheils in Dörfern und haben meist bequeme Hütten, zum Theil hübsche Häuser. Die Vielweiberei wird selten, und die Weiber werden nicht mehr als Sklavinnen behandelt. Der alte Volksglaube verschwindet immer mehr. In der Schule der Missionäre werden über 500 Kinder unterrichtet, die Englisch lernen, und es verbreitet sich immer mehr das Verlangen unter dem Volke, den Kindern Unterricht zu verschaffen. Die Masse des Volkes hat die christlichen Gebräuche angenommen, und es werden regelmäßig an verschiedenen Orten, sowohl von Missionären als von Eingebornen, Predigten gehalten. Die Cherokees in Arkansas sind ein Theil des Theils des Stammes, der seit 1804 zu verschiedenen Zeiten von der Ostseite des Mississippi auf das nördliche Ufer des Arkansas wanderte, ungefähr 5000 Menschen. Nach einem 1828 mit ihnen geschlossenen Vertrage haben sie sich noch weiter westlich gewendet. Es wohnen Missionäre unter ihnen, und sie haben bedeutende Fortschritte im Ackerbau und in den Künsten des gestiteten Lebens gemacht. (Siehe „the present crisis in the condition of the American Indians.“ Boston 1829.) Auch die Tschikapa-Indianer sind in die Laufbahn der Civilisation eingetreten, treiben Ackerbau, Viehzucht, Handwerke und haben geschriebene Gesetze. Wenige Fortschritte in der Civilisation aber zeigten sich unter den Creek-Indianern und anderen Stämmen seit ihrer Verührung mit den Weißen. Bei allen Bemühungen, eine wesentliche Veränderung in ihrem Zustande hervorzubringen, fehlt der Stützpunkt zu dem Hebel. Sie sind zufrieden mit ihrem Zustande, ja sie hängen hartnäckig an ihren gesellschaftlichen Einrichtungen, unzugänglich für Gründe und Vorstellungen.

Verschiedenes.

New-York, 12. März. Die Cherokee-Indianer haben ein großes Goldlager entdeckt und ist deswegen unter der ganzen Nation eine ungeheure Aufregung. Es heißt, die Goldern die betrage per Tag 10—12 Dollars.

— Pennsylvania'sche Kuffklärung. Der Chambersburgh Whig vom 17. Februar 1853 erzählt folgende Hergengeschichte. Bei Siding Hill in Pennsylvania wohnt eine Sekte, die sich selbst die christliche Kirche nennt. Eine Frau, dieser Sekte zugehörig, lag eine Zeit lang krank und bildete sich am Ende ein — bezeugt zu sein, und faßte Verdacht, daß eine andere Schwester der Gemeinde die Hege sei. Eine Meeting wurde deshalb abgehalten und die Betreffende formell der Hegerie angeklagt. Da die ein ganz neuer, in den Staaten nicht vorgesehener Fall war, so war die Versammlung ganz verduzt und wußte nicht, wie sie sich verhalten sollte. Endlich wurde vorgeschlagen, die Verdächtige soll über einen — Fenster steigen, das sollten die Heger der Annahme nach nicht ohne Mühe vermögen. (Da sind die deutschen Bloßbergbergen nicht so furchtsam.) Nach einiger Debatte kam man aber auf folgenden geistreichen Einsatz, der mancher armen Frau das Leben gerettet hätte, wenn ihn die Hegerverfolger auch gehabt hätten. Man führte die Frau in eine Mühle, setzte sie auf eine Wagschale und legte in die andere eine Bibel. War sie eine Hege, so schnellte sie in die Höhe, denn was kann eine Hege gegen das Gewicht der Bibel thun. Natürlich war die Frau schwerer und die Bibel fuhr in die Höhe. Die Gläubigen schüttelten die Köpfe, meinten endlich, das müsse an den Kleibern der Beschuldigten liegen, und legten, um das Gewicht derselben aufzuheben, ein Bushel Korn neben die Bibel. Da aber der Erfolg derselbe blieb, so wars mit dem Verstande der Rathsversammlung zu Ende, das Gottesurtheil ward anerkannt und die Frau freigesprochen. (New-Y. Dem.)

— Ein furchtbarer Eisenbahnunfall ereignete sich am Donnerstag Abend den 17. März 1853 auf der Pennsylvania-Eisenbahn zwischen Lewistown und Huntingdon. Ein Emigrantenzug war von den Schienen gelassen und hatte sich in einem tiefen Einschnitte festgerannt. Boten wurden nach beiden Richtungen ausgesandt, um die kommenden Züge zurückzuhalten; einer dieser Boten setzte sich unterwegs hin und schlief ein. Nun kam ein Frachtzug in voller Eile gegen den Emigrantenzug herangebraust. Der Zusammenstoß soll fürchterlich gewesen sein. Vier von den Passagieren blieben auf dem Flecke todt, zwei andere starben nach wenigen Stunden, und noch zwei waren nicht mehr zu retten. Außerdem wird gemeldet, daß bei Huntingdon zwei Frachtzüge gegeneinander gerannt und zwei Menschen dabei umgekommen seien. (Abg.)

— Das Dampfschiff „Columbus“, von Panama nach San Francisco bestimmt, bekam im Golf von Tehuantepec ein Leck und konnte nur mit unsäglich Mühe und unter namenlosen Leiden der Passagiere nach Acapulco gebracht werden. Es war der Mundvorrath ausgegangen; nicht weniger als 40 Passagiere waren verhungert und eine große Anzahl befand sich in Folge von erlittenen Entbehrungen in einem traurigen Zustande. (E. Bauernf.)

— Eine Geschichte. An einem Morgen früh kamen zwei Nachbarn in Herr's Weibshaus, zu Berlin in Canada, welcher noch im Bett war, forderten ihn auf, in die Schenkstube zu kommen, griffen ihn dann, wie er angekommen war, thätlich und brutal an, weshalb der Angegriffene genöthigt war sich zu wehren und sein Hausrecht zu vertheidigen. Hierauf wurden die Angreifer von Moses Springer, einem Friedensrichter, aufgefordert, den Hett zu verklagen, was Springer, da es die Angreifer John Schneider und John Köhler nicht thun wollten, selbst that und die Geschichte dem Herrn Huber in Berlin denuncirte. Dieser dann diktierte dem Angegriffenen, Hett, nach Abhörung eines Zeugen und in Abwesenheit der Angreifer eine Buße von Dollar 16 und Dollar 2. 80 C. Kosten.

— Nach den letzten Berichten aus New York ist der Vicepräsident der Vereinigten Staaten, Rufus King, gestorben.

— Mexiko. Santa Anna ist am 1. April in Vera-Cruz gelandet und hat ein Manifest an seine Mitbürger erlassen.

Jeder sieht hieraus wie verständig und menschenfreundlich Saefer Huber sein kann, wie viel die Kunstfertigkeit zur That und dann die Angeberei beim Richter einträgt und wie endlich Kalifornien gegen Berlin nur ein Lumpennest im Vergleich der großen Tagelöhne ist.

Und nun der Name der Geschichte zuseht, der heißt: Wie man in Berlin jetzt Geld macht. (C. V.)

Ueber den Goldreichtum aller Länder.

In jüngster Zeit wurde eine sehr merkwürdige und äußerst genaue Berechnung über die in allen fünf Welttheilen vorhandenen und unter den Bewohnern derselben cirkulirenden Goldmassen aufgestellt. Hiernach folgt eine Uebersicht, wie sie das „Journal de Geneve“ mittheilt.

Die Gesammtheit des gegenwärtig in Umlauf stehenden Goldes beträgt 1 Milliarde und 200,000,000 Fr. Der Verlust und das Abschleifen dieses Metalles ergibt eine Verminderung von $3\frac{1}{2}$ Prozent jährlich, oder 42 Millionen Franken.

Das in den Manufakturen und Goldarbeiterwerkstätten für Luxus und Kunstgegenstände verwendete Gold vertheilt sich in folgende Weise: England 62,500,000 Fr., Frankreich 25,000,000 Fr., die Schweiz 11,250,000 Fr. (beinahe die Hälfte des Verbrauchs von Frankreich!), die übrigen Staaten Europa's ergeben eine Totale von 40,000,000 Fr. Die Vereinigten Staaten 12,500,000 Fr.

In London beträgt die Fabrikation von Goldblättern wöchentlich 4000 Unzen. In Birmingham werden in der Woche 1000 Unzen fabrizirt; in Paris 2000 Unzen. In England wird für das Vergolden des Porzellans jährlich eine Summe von 850,000 Fr. Gold verbraucht.

Anzeigen.

Dampf-Packetfahrt

zwischen

Bremen und Newyork

durch die

früher der deutschen Kriegeskotte gehörigen,
jetzt unter der Bremer Flagge fahrenden, großen

Dampf-Fregatten

Hansa, und **Germania,**
2200 Tons, 1000 Pferdekraft. 1600 Tons, 600 Pferdekraft.

Diese ausgezeichnet schönen, schnellfahrenden, großen dreimalstigen Dampfsschiffe sind bestimmt, nachdem die erforderlichen Passagiereinrichtungen fertig sein werden, eine regelmäßige, monatliche direkte Verbindung zwischen

Bremen und Newyork

zu unterhalten, und zu folgenden billigen Passage-Preisen

Kajüte- und Zwischendecks-Passagiere

bei gesunder, wenn auch nicht luxuriöser, jedoch anständiger Beköstigung und Verpflegung, sowie artiger, menschenfreundlicher Behandlung, auf eine rasche Weise (annähernd in 16 bis 20 Tagen) überzuführen.

Kajüte. Zwischendeck.
Für jede Person über 10 Jahre Frs. 517. Frs. 216.
Für jedes Kind unter 10 Jahren „ 259. „ 194.

Säuglinge unter einem Jahre sind frei.

Die regelmäßige Fahrt wird wahrscheinlich im Laufe Juni ihren Anfang nehmen; die bestimmten Abfahrtsstage werden näher bekannt gemacht.

Der Unterzeichnete ist mit der Annahme der Passagiere beauftragt, und ist gern bereit, jede weitere Auskunft zu ertheilen.

Die Uebersichtsbedingungen sind unter der Presse und binnen Kurzem bei mir und meinen Herren Geschäftsfreunden,
in Rapperswyl bei Herrn C. de Paravicini,
welcher zum Abschluß von Uebersichtsverträgen ermächtigt ist, gratis zu haben. — Briefe franco.
Bremen, 1853.

Fr. W. Bodeker, jun.,
S. Aug. Heinen, Nachfolger.
Schiffsmäkler.



Segel- und Dampfsschiffahrt nach Amerika!

Bureau zum Schutze der Auswanderer von F. W. Seilhausen in Coblenz (als selbstständig von der Königlich Preussischen Regierung genehmigt).

Die Abfahrten via Bremen, Hamburg, Rotterdam, Antwerpen, Havre und Liverpool finden durch ausgezeichnete Dreimasterpostschiffe 1. Classe jeden Monat am 1., 6., 11., 15., 21. und 26. nach New-York, und im Frühjahr und Herbst jeden Monat 4mal nach New-Orleans resp. Galveston Stadt. Die Kajüten- und Zwischendeckpreise für die schönen Dampfsschiffe **City of Manchester** und **City of Glasgow**, von welchen jeden Monat ein Schiff (in circa 14 Tagen) nach Philadelphia (New-York) segelt, sind äußerst billig normirt und von mir ermäßigt worden. Durch die Errichtung eines eigenen deutschen Bureau's in Liverpool, vertreten durch meinen Bruder und Geschäftsführer, Herrn Heinrich Seilhausen, Nr. 8 St. Pauls-Square daselbst, ist es mir möglich, allen Auswanderern, und selbst denjenigen Agenturen und Auswanderer-Vereinen, welche mit mir in Geschäfts-Verbindung zu treten wünschen, die äußerst billigen Uebersichtspreise notiren zu können, und zwar unter Zusicherung einer gewissenhaften und prompten Behandlung. Die Contracte müssen möglichst vier Wochen vor der Abreise abgeschlossen und die Auswanderer im Besitze der nöthigen Consense sein. Mein Prospectus (3. Aufl.) giebt jede wünschenswerthe fernere Auskunft. —

Die Beförderung wird von jeder beliebigen Dampfsschiff- und Eisenbahnstation ab übernommen.
Näheres unentgeltlich bei: F. W. Seilhausen in Coblenz.

Schiffsgelegenheiten.

Das Auskunft- und Beförderungsbureau des Unterzeichneten speidert den 1. und 15. jeden Monats, mit Dampf- oder Segelschiffen Passagiere ausschließlich über Bremen nach allen Häfen von Nordamerika und Texas.

Auch werden jeden Monat mehrere bestens ausgerüstete und verproviantirte Schiffe von Hamburg nach Rio Janeiro, Santos, San Francisco und Rio Grande in Brasilien; La Guyara in Venezuela; nach Californien und Australien abgehen.

Die in keinen andern Seehäfen als Bremen und Hamburg zu Gunsten der Auswanderer bestehenden Geseze und Schutzgesellschaften, die vortrefliche Ausrüstung und Verproviantirung der Schiffe, auf welchen für die Leute gekocht und das Passagegeld versichert wird, empfehlen diese Einschiffungshäfen den Auswanderern ganz besonders.

Auf frankirte Anfragen wird gratis die genaueste Auskunft über die erwähnten Expeditionen, und die Vergünstigungen, welche in gewissen Fällen den Auswanderern gewährt werden können, gegeben.
Rapperswyl, im Mai 1853.

C. de Paravicini.

Verdankenswerthe Einsendungen, auch diejenige des hoh. Departements des Innern der schw. Eidg., mußten diesmal wegen Mangel an Raum noch verschoben werden, werden aber in nächster Nummer Berücksichtigung finden.

Der Kolonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.

Jahresabonnement 6 Fr.
Halbjahresabonnement 3 „
Vierteljahresabonnement 1,50 Fr.
Man kann auch jederzeit das
Abonnement einkufen.

Der jeweilige die erste Num-
mer nicht refusiert, wird
für das jeweilige nächstfol-
gende Quartal als versendet.
Abonnement betrachte, und der
„Kolonist“ demselben dann
regelmäßig zugesandt.

Einschickungsgebühr 14 C. die
einfachste Zeile. Bei
mehrmaliger Wiederholung
teilt eine Preisermäßigung
ein. — Für Abonnemente
und Inserate wendet man
sich portofrei direkt an die
Redaktion.



Der Kolonist erscheint regel-
mäßig alle Sonntage.
Landkarten und Illustratio-
nen werden von Zeit zu Zeit
als Beilagen beigege-
ben.

Wahrscheinlichste Delin-
quenz und beschreibende Auf-
sätze über Amerika, Frank-
reich, die Redaktionen gesandt,
finden jederzeit unentgeltliche
Aufnahme.

Da der Kolonist aller Politik
fremd, nur den Zweck ver-
folgt, allen schweizerischen
Auswanderern nützlich zu sein,
so bittet die Redaktion um
möglichste Theilnahme zu
vielfältiger Verbreitung. Bei
genugsamer Abonnenten-
zahl würde derselbe denn auch
ohne Preisermäßigung we-
sentlich zweimal erscheinen.

Nr. 19.

Bern, Sonntag den 15. Mai.

Dritter Jahrgang. 1853.

Betrachtungen des Kolonisten über Gegenwart, Ver- gangenheit und Zukunft.

II.

„Hör, was die alten Helden sich erzählen.“ Es war ein großes
Volk hinter im Lande nach Mitternacht, das mit von schwerer Theu-
rung. In dieser Noth beschloß die Landesgemeinde, daß sie der zehnte
Bürger nach dem Loos der Väter Land verlassen. Das geschah
sogar aus, wehklagend, Männer und Weiber, ein großer Heerzug,
nach der Mittagssonne, mit dem Schwert sich schlagend durch das
deutsche Land, bis an das Hochland dieser Walgebirge; und eher
nicht ermüdet der Zug, bis daß sie kamen in das wilde Thal, wo
steht die Ruota zwischen Wiesen rinnt — nicht Menschen Spuren war-
ren hier zu sehen, nur eine Hütte stand am Ufer einsam, da saß ein
Mann, und wartete der Fährte — doch heftig wogete der See und
war nicht fahrbar, da befahen sie das Land sich näher und gewahrten
schöne Fälle des Holzes und entdeckten schöne Brunnen, und mein-
ten sich im lieben Vaterland zu finden. — Da beschloßen sie zu blei-
ben, erbaute den alten Flecken Schwyz und hatten manchen sau-
ren Tag, den Wald mit weit verschlungenen Wurzeln
auszureißen. Drauf, als der Boden nicht mehr genügen that der
Zahl des Volkes, da zogen sie hinüber zum schwarzen Berg, ja, bis
ans Weisland hin, wo, hinter ewigem Eisdamm verborgen, ein
andres Volk in andern Jungen spricht. Den Flecken Stanz erbaue-
ten sie am Retswald, den Flecken Altdorf in dem Thal der Reuß.
— doch blieben sie des Ursprungs stets gebend; aus all den fremden
Stämmen, die selbst in Mitte ihres Landes sich angestiedelt, fin-
den die Schwyzmänner sich heraus; es gibt das Herz, das Blut sich
zu erkennen.“

Es war eine Zeit, wo unser schweizerisches Vaterland noch so
wenig bevölkert war, wie jetzt die wenigbevölkerten Ansiedlungen Ame-
rikas — eine Zeit, wo man in dasselbe einwanderte, wie man jetzt
nach jenem hin- und aus diesem auszieht. „Es weiß Niemand“, sagt
der verehrte schw. Geschichtschreiber Zschokke, „wer zuerst mit seiner
Heerde längs den Waldbauern der Ströme und Seen umherirrte. Die
früheren Geschlechter mögen sich im offenen und zarten Thalboden
angestiedelt haben, weit später zogen sie in die rauhen Gegenden
hinauf, und zuletzt entdeckten sie auch die verlassen Gindden am
Fuße der höchsten Alpen.“ Wer weiß, wie viele Jahrtausende hin-
durch die jetzt so schönen Seen und Flußthäler und die fruchtbaren
Alpentristen ganz herrenlos und unbewohnt geblieben? Und wie inter-
essant wäre es, speziell zu wissen, wie die Bewohner der Niederungen
sich nach und nach vermehrten, und wie es nötig war, daß sie sich

ebenfalls nach und nach in die höhern Gegenden hinaufzogen, und wie
selben in Besitz nahmen; wie sie mit dem Gewässer und Gölzer der
Urwälder gekämpft, wie Städte und Flecken entstanden, welche Aben-
thuer und Entdeckungen die Jäger in den Wäldern und herrenlosen
Berggegenden, z. B. zwischen den Seen (Zürchersee, Bodensee, Gen-
ève), „Zauberbrunnen“, „Grindelwald“ und „Saas-Alpe“ u. s. w. gemacht
und erfahren haben, deren Fuß sich zum ersten Male dort hin verlor.
„Gölzhütten“ ein Feuer brennend, um daselbst die Hängengänge
geri und den Bräuspieß drehend, ähnlich, wie jetzt oft in den Block-
häusern Nordamerikas oder in den Eismäulen Brasiliens, der W-
anflecker Helvetiens Beratungen gepflogen und die Väter ihren Kin-
dern und Weibern ihre Jagdreflexen und Entdeckungen von noch
unkultivierten hübschen und wilden Gegenden und Thälern erzählt ha-
ben, und sie unter sich einig geworden sein, hierhin oder dorthin zu
ziehen und sich anderswo anzusiedeln? Wie mögen die ersten Völler-
geseisungen auch der wildsten und höchsten Berggegenden stattgefunden
haben, wie die Gemeindevorrichtungen, die allgemeinen und gemein-
schaftlichen Berg-, Alp-, Almen- und Waldrechte u. s. w. entstan-
den sein?

Damals war es eine Zeit, wo man noch nichts von einem Pro-
letariat kannte und wußte, wo man nicht im Mindesten über Volks-
verarmung und Volksvermehrung beunruhigt war, wo keiner dem an-
dern sein bißchen Erbscholle streitig machte, veräußerte und ver-
gante.

Ja, wer damals die mächtigen Urwälder Helvetiens, die wilden
Höhen, Berge und steilen Thäler mit ihren Flüssen, Seen und Säp-
fen hätte betrachten können, hätte sich kaum einen Begriff gemacht,
und sich eine Zeit vorstellen können, in der alles dieses bis hoch hin-
auf an die eiligen Gletscherberge vollkommen in Besitz genommen,
angestiedelt, kultiviert und sich alle gesellschaftlichen Einrichtungen, so
wie sie jetzt sind, gestaltet haben würden.

Damals war es, wie zur Zeit der Entdeckung in Amerika, auch
in unserm Helvetien leicht zu Besitzthum zu kommen. Jeder Arme,
der es wünschte, konnte fast um Nichts und ohne große Anstrengung
Grundbesitzer werden. Jetzt ist ihm: dieß dagegen zur physischen Un-
möglichkeit geworden. Lange Jahrhunderte, ja Jahrtausende hindurch,
war es so, und diejenigen Gauen der Helveten schätzten sich am glück-
lichsten, — das Ausblühen der Ansiedlungen war am fruchtbarsten
und sichersten, wo recht viele Arbeitskräfte sich hinzogen, wo die Volks-
vermehrung geblüht, wo kräftige Arme Arbeit verlangten. Und jetzt??
— Und wer möchte, die heutigen Verhältnisse betrachtend und mit

diesigen bloß noch weniger Jahrhunderte zurück vergleichend, nicht mit Schiller singen:

„Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder,
„Hohes Blüthenalter der Natur!“

Auch die alten Helveten wanderten einst aus (50 Jahre vor Christi Geburt, unter Divio). Aber dies war nicht ein Auswandern, wie das Auswandern heutiger Tage. Jenes war ein Auswandern des Uebermuthes und des Wohllebens, dieses ist ein Auswandern der Noth und Bekümmerniß, eine Flucht vor dem Tode — vor einer grauenhaften Gegenwart und Zukunft der Armen — und der Mittelklasse für sich und ihre Nachkommen.

„Als der Menschen zu viele wurden,“ sagt der bereits angeführte schweizerische Geschichtschreiber Zschokke, „verbreiteten sie sich in die unbewohnten Waldbücher am See, in das Land am Kernwald, gegen den schwarzen Berg, Brünig und jenseits desselben durchs Hasli im Weisland am Fuße der weißen Glarner, von Thal zu Thal nach Frutigen, Obersieben, Saanen, Affentisch und Jaun*). Und jetzt, wo sollen die unzähligen armen Besitz- und Arbeitslosen hingehen? Große Gelfter verdrängten und verwiesen sie schon seit Jahrzehnten auf neue Ansiedlungsgebiete der noch zu entsumpfenen Moosländer, auf bessere landwirthschaftliche oder Waldkultur oder neue Industrien zc. zc. im eigenen Vaterlande. Bei dieser Verdrängung blieb es aber leider immer, und diese großen Gelfter nehmen auch gar keinen Anstand, in schönen Reden und prächtigen Schlagreden nachzuweisen, daß die Auswanderung eigentlich gar nicht nöthig wäre. Ja es ist schon hundert und hundertmal trefflich nachgewiesen worden, daß sogar die Armenauswanderung unterbleiben könnte, ein Uebelstand und Ueberfluß sei, daß man in unserm Schweiz. Vaterlande allen Armen und Verdienstlosen Brod und Verdienst verschaffen, hinreichend verschaffen könnte — wenn — wenn — wenn und aber —.

Doch ein Geschichtschreiber späterer Epochen wird dann einst dem jetzt verewigten Zschokke verbessernd hinzufügen: „Und als der Menschen im alten europäischen Vaterlande zu viele wurden, — als die Menschen sich plagten, um das Bischen Brod, das jeder zum Leben nöthig hatte, — als man sich in Politik abmüdete und das Leben verächtliches Brod stielig machte und verschmälerie, als die Verhältnisse sich so gestaliet hatten, daß Tausende und wieder Tausende (um kein Haar früher als) erst nach ihrem mühevollen Leben im alten Europa noch ein Bischen Erbscholle vergönnt war, was ihnen vor dem Tode eine physische Unmöglichkeit zu erlangen gewesen wäre: da erweckte Gott, zum Wohle der leidenden Menschheit, einen großen Mann und tief ihm in die Seele:

„Steuere, müthiger Segler! Es mag der Wiß dich verhöhnen;
„Immer, immer nach West! dort muß die Küste sich zeigen.
„Traue dem leitenden Gott und folge dem schweigenden Weltmeer!
„Wär sie, (die neue Welt) noch nicht, sie liegt jetzt aus den Fluthen empor!“

Aber wie, wenn einst die Ver. Staaten das gleiche Schicksal haben werden, wie jetzt Helvetien und die übrigen Staaten Europa's, und Ueberfüllung dort ebenso stark eintritt? Man erklaunt, schüttelt den Kopf und findet dies fast unglaublich. Das werden aber die spätern Generationen, unsere Nachkommen unzweifelhaft erleben und erfahren. Doch — zweifeln wir nicht daran — die Vorsehung wird auf's Neue aushelfen. Ein zweiter Columbus wird zwar nicht aufstehen und eine fernere neue Welt wird kaum wieder entdeckt; aber man wird dann aus Helvetien, aus ganz Europa und sogar aus der Union, wie dies schon sehr oft geschieht, nach den weiter entfernten, aber fruchtbaren, unermesslichen Tristen Südamerika's in Masse hinwandern — und Gott wird jedervelt der leidenden Menschheit die Mittel und Wege zu ihrer Erhaltung zeigen und an die Hand geben, — wenn nur der kluge Verstand des Menschen es auch erkennt und einfähet! —

Das Departement des Innern der Schweizerischen Eidgenossenschaft an die Redaktion des Kolonisten.

Bern, den 14. April 1853.

Herr Redaktor!

Sie empfangen im Anschlusse das unterm 15. Christmonat abhän an den Bundesrath gerichtete Schreiben der schweizerischen Wohl-

*) Im Verneroberlande sind sehr Viele in verschiedenen Drischäften eingebürgert, die das Geschlecht „Jaun“ tragen.

thätigkeitsgesellschaft in New-York nebst deren gedruckter Rechnung des Jahres 1852, damit Sie die darin enthaltenen Angaben über die Wirksamkeit und über die Unterstützung dieser Gesellschaft für Ihre Auswanderungszeltung gebrauchen können.

Mit Hochachtung zc.

Die schweizerische Wohlthätigkeits-Gesellschaft in New-York

an den Hrn. Bundespräsidenten und H. Bundesräthe in Bern.

Hochgeehrte Herren!

Wir nehmen die Freiheit, Ihnen die Rechnung der schw. Wohlthätigkeitsgesellschaft in New-York für das Jahr 1852 zu übermachen; sie umfaßt nur einen Zeitraum von 10 Monaten, weil das Rechnungsjahr durch Beschluß der Hauptversammlung im Januar 1852 um 2 Monate verlängert worden ist.

Sie werden auf beiliegender specificirten Rechnung bemerken, daß die in New-York selbst gesammelten Summen (Steuern) sich belaufen auf

Dollars 1678. 29	
von 16 Kantonsregierungen sind und zugekommen	381. 24
der eidgen. Beitrag	283. 01
die Kassaeranz vom 15. Januar 1852	677. 61
macht im Ganzen eine Einnahme von	Dollars 3020. 15
Die Ausgaben in 10 Monaten belaufen sich auf	1948. 43
also bleiben in Kassa den 15. November	1071. 72

Diese Summe wird sich jedoch in den 2 Monaten bis zum Auslauf des Jahres um 5—600 Doll. vermindern, weil während dieses Zeitraumes unsere Vertheilungen im Allgemeinen sehr stark sind.

In der Hauptversammlung der Mitglieder vom 27. November ist die Rechnung passirt und neue Geschäftsführer für das laufende Jahr ernannt worden.

Wie wir die Ehre gehabt haben, Ihnen, hochgeehrte Herren, in einer frühern Mittheilung zu bemerken, verwendet unsere Gesellschaft ihre Hülfsmittel fast ausschließlich an solche Landleute, die frisch in dieses Land einwandern. Viele unter ihnen schiffen hier ohne irgend einige Hülfsmittel aus, sei es, um ihre ersten Bedürfnisse zu bestreiten, während sie auf Arbeit warten müssen, — sei es, um sich tiefer ins Innere des Landes zu begeben, wo es ihnen viel leichter ist, ihr Brod zu verdienen. Viele, welche weder die Sprache, noch die Gebräuche des Landes kennen, namentlich diejenigen, welche eine zahlreiche Familie haben, würden in et er wahrhaft erbärmlichen Lage sein, wenn wir ihnen nicht zu Hülfe kämen.

Wir sprechen demnach Ihr Wohlwollen ferner an, um Fortsetzung der Beisteuer, mit welcher Sie uns bedacht haben, und nehmen die Freiheit, gegen Sie die Hoffnung auszusprechen, daß diejenigen Kantonsregierungen, welche bis dahin sich nicht dabei betheiligelt haben, zu diesem mildthätigen Werke bald mitwirken werden; während wir ohne Unterschied den Schweizern aller Kantone nach Kräften zu helfen suchen, vermehren sich unsere Bedürfnisse immer in dem Verhältnisse, als die Auswanderung an Wichtigkeit zunimmt.

Wir haben uns nur Glück zu wünschen zu dem Systeme, welches wir seit einem Jahre befolgen, indem wir eine bezahlte Person anstellen, die unter der Aufsicht unserer Direktion all ihre Zeit dem Geschäfte unserer Gesellschaft widmet.

Ungeachtet all des Guten, das wir unsern Landleuten, welche sich nur für Rathschläge an uns wenden, thun können; so glauben wir, wie es Ihnen schon früher gemeldet worden, daß die eidgen. Regierung die Lage der Schweiz. Auswanderer im Allgemeinen verbessern würde, wenn sie eine Agentur hier aufstellen*), die sich ausschließlich mit ihnen beschäftigen würde. Wir wünschen, daß diese Frage in Verathung genommen und günstig gelöst werde.

Wir bitten Sie, beiliegende Exemplare unseres Circulars und Rechnung, indem Sie dieselben mit Ihrer hohen Empfehlung begleiten, den Kantonalbehörden gütigst übermachen zu wollen.

*) Wir glauben auch, dieses würde den Auswanderern viel nützlicher sein, als die Errichtung eines eidgen. Auswanderungsbureau's; auch würden die eidgen. Behörden in der Praxis bei einem solchen auf Schwierigkeiten stoßen, an welche jetzt nicht gedacht wird. Das Beste wäre, ein eidgen. Auswanderungsgesetz, welches sowohl die Auswanderer gegen die Uebervorstellung von Seiten der Agenten, aber auch diese vor dem oft gewissenlosen Verfahren der Gemeindeführer schützte.

Anmerkung der Redaktion.

Genehmigen Sie, Zit., die Versicherung unserer ausgezeichneten
Hochachtung
New-York, den 15. Dezember 1852.

Ihre gehorsamste Diener,
Casar Aug. Robert.

**Bericht der Verwaltung der Schweizerischen Wohlthätig-
keitsgesellschaft in New-York für 1852.**

Einnahmen:		
In Cassa (Saldo) am 15. Januar 1852		Doll. 687. 61.
Durch Subscription (Unterzeichnung) von 170 Mitgliedern		" 1329. —.
Durch Schenkungen von verschiedenen Wohl- thätigern		" 259. 79.
Durch Rückzahlungen von der Auswanderungs- Commission		" 68. 50.
Durch Einnahme der Hülfsleistung mehrerer Schweizer		" 21. —.
Durch Schenkung von dem Schweizerischen Bun- desrath 1500 Fr. =		" 283. 01.
Durch Gaben von 16 Kantonsregierungen Fr. 1985 =		" 381. 24.
Nämlich von:		
Büsch	Fr. 150 = Doll. 29. 40.	
Bern	" 350 = " 67. 05.	
Luzern	" 50 = " 9. 42.	
Unterwalden Ob.	" 30 = " 5. 70.	
Glarus	" 100 = " 18. 81.	
Freiburg	" 80 = " 15. 14.	
Solothurn	" 100 = " 18. 81.	
Baselstadt	" 200 = " 38. 65.	
Schaffhausen	" 100 = " 20. —.	
Appenzell A. Rh.	" 50 = " 9. 65.	
St. Gallen	" 100 = " 18. 56.	
Aargau	" 200 = " 38. 83.	
Basel	" 200 = " 37. 90.	
Leffin	" 100 = " 19. —.	
Neuenburg	" 75 = " 14. 28.	
Gesamt	" 100 = " 20. —.	
Fr. 1985 = Doll. 381. 24.		
Total Einnahmen:		Doll. 3020. 15.
Ausgaben:		
Aus der Cassa an 781 Hülfsbedürftige in der Stadt		Doll. 846. 26.
Unterstützung an 112 Personen, die ins Innere verreisten		" 198. —.
Unterstützung an Solche, die nach Europa zurück- kehrten		" 75. —.
Für Kost und Wohnung an 191 Bedürftige		" 241. —.
Zahlung für Behandlung von Kranken im Stadt- spital		" 15. 86.
Für Medizin und chirurgische Auslagen		" 58. 19.
Kosten für ausgeheilte Heilungstoffe		" 97. 25.
Nahrungs-, Versorgungs- und Ausstellungs- kosten		" 38. 75.
Für Kleidungsstücke		" 63. 50.
Lokal- und allgemeine Postausgaben		" 57. 12.
Befolgung der Gehülfen des Verwaltungspräsi- denten während 9 1/2 Monaten		" 237. 50.
Konsul-Gebühren		" 20. —.
Total der Ausgaben:		Doll. 1948. 43.
Baar zur Ausgleichung:		" 1071. 72.
Summa:		Doll. 3020. 15.

New-York, 15. November 1852.

Ab. Gerber, Präsident.
C. A. Robert, Kassier.

**Originalbrief des Felix Wiedmer, gewesener Gärtner
bei Herrn Großrath v. Stürler in Jegenstorf.**

(Der Briefsteller, als er noch in Jegenstorf war, selbst ein fleißiger Leser des „Colonist“, wünscht in diesem Briefe aus Amerika (wie der Leser sehen wird), daß derselbe dann auch in den „Colonist“ aufgenommen werde, welchem wir mit Freuden entsprechen, um so mehr, da der Brief sowohl interessant als belehrend ist.)

Anmerk. der Redaktion.

Rochester, 22. Jenner 1853.

Hochgehrter Herr Rathsherr v. Stürler!

Meinem Versprechen zufolge ergreife ich die Feder, um Euch zu melden, wie es uns seit unserer Abreise von Euch ergangen ist; ich werde mich aber nur kurz fassen und nur das Wichtigste berühren, vor allem aber bitte ich, es uns nicht für übel zu nehmen, daß wir nicht schon von Havre und New-York aus geschrieben haben. Den 28. Herbstmonat verließen wir also unsere liebgewordene Heimath Jegenstorf und kamen den 30. Abends 8 Uhr in Basel an, am 31. bestiegen wir um 9 Uhr die Eisenbahn, wir hatten alle große Freude, so bequem und schnell vorwärts zu kommen. Um 3 Uhr Abends waren wir in Straßburg, wo wir einen Tag und eine Nacht logierten, dreimal zu essen und einmal zu schlafen kostete mich 16 Fr. und den Knußel 32 Franken; am 1. November bestiegen wir die neue Eisenbahn von Straßburg nach Paris, da hatten wir große Freude. Wir fuhren fünfmal unter großen Bergen hindurch, welches zusammen 10 Stunden Länge beträgt. Dieses Werk zeigt, was eine Nation Großes und Schönes vollbringen kann, wenn sie mit vereinten Kräften zusammen hält, trotz unruhigen Zeiten und gefahr- vollen Revolutionen dennoch vorwärts schreitet in gemeinnützigen Werken, welche Handel, Gewerbe und Industrie heben und beför- dern und so den Handwerks- und Gewerbsmann vor Hunger, Noth und Elend schützen. Schon in Frankreich merkt man, daß man aus der todtlen, armen Schweiz heraus ist, welche ruhig zusieht, wie andere Nationen kein Geld, keine Opfer scheuen, um ihren Handels-, Gewerbe- und Industriezweigen alle Kräfte aufzubieten, zu erleich- tern und zu befördern. Es hat jeder Narr seine Kappe, sagt man, die Schweiz gefällt sich, Buchhäuser, Strafanstalten und Armen- häuser für ihre zahllosen, arbeitslosen Müßiggänger zu bauen, läßt Gewerbe und Industrie im eigenen Lande zu Grunde gehen, und läßt sich mit ausländischen Produkten versorgen; so kommt das Geld heraus, wenn nur auch die Armen heraus kämen oder könnten, dann wäre es schon gut. Schon auf der Route von Basel nach Straß- burg ist ein sehr lebhafter Verkehr, 5—6 Eisenbahnzüge begegnen uns von Straßburg her nach Basel, ebenso lebhaft ist der Verkehr von Straßburg nach Paris, wo wir am 1. Herbstmonat anlangten; wir hatten einen Tag Zeit, die Stadt zu besehen; dreimal zu essen kostete uns da wieder, mich 16 Fr. und des Knußels 32 Franken. Abends 9 Uhr gingen wir auf die Havre Eisenbahn und kamen Morgens 6 Uhr in Havre an, unser Expeditor führte uns zum Wirth Dinger, welcher eine Frau hat von Mülch, wir waren da gut logiert, nur hatten wir gar schlechte Betten und kleinen Platz. In Havre mußten wir 5 Tage warten und kostete uns des Tages 2 Fr. und Kinder 1 Fr. Den 6. November bestiegen wir das Schiff „St. Nicolas“ unter Kapitän Proune, und fuhren am 7., Sonntag Morgens früh, von Havre ab. Schon am Abend vor unserer Abfahrt blies ein starker Südostwind, das Meer war ziem- lich unruhig, fast alle Passagiere waren auf dem Verdeck und sagten der Stadt sammt Europa ein Lebewohl. Doch kaum waren wir 2 Stunden auf dem Meere, so wurde es immer stürmischer, desto weiter wir hinaus kamen. Die Leute verschwanden schnell ab dem Verdecke, einer nach dem andern machte sich hinunter, ich wußte nicht, war es Furcht vor dem wilden Meere, oder etwas anderes. Endlich, als ich Niemand mehr sah, ging ich auch hinunter. Aber Himmel! Da bemerkte ich, warum Alle sich in das Zwischendeck hinuntergemacht hatten; da lag Alles übereinander her und erbrachen sich über die Betten, die Kisten, die Erdäpfel- und Zwiebackfä- ße, wie es kam; Alles, Alles war sterbenskrank, nur ich und Knußel-Klaus blieben gänzlich verschont. Ich hatte die ganze Reise keine unwohlte Stunde gehabt. — Der erste Tag unserer Seefahrt ging zu Ende, die Nacht brach an, und der Sturm wurde stärker; da fing es an, die Kisten und Koffern, welche wir noch nicht Zeit

gehabt hatten anzubinden, und Viele 2 bis 3 Kisten auf einander stellten, durcheinander zu werfen; dreimal fuhr das Schiff in der Nacht auf Felsbänke auf, und wäre es eine halbe Stunde länger Nacht geblieben, so wären wir an Englands Küste zerschmettert worden; kaum brach die Morgenröthe an, so sah der Kapitän die Gefahr, die Segel wurden eingezogen und das Schiff gewendet. Am zweiten Tage gegen Abend wurde es ruhiger, und am dritten Tage gingen die Leute wieder an Leben und Empfindung zu bekommen. Von da an ging alles ziemlich gut; meine Familie war in 2 Tagen wieder ganz wohl und gesund. Am 13. Dezember, nach einer Fahrt von 36 Tagen, landeten wir glücklich in New-York. Da kamen sogleich alle hungrigen Wirths auf das Verdeck, Jeder wollte uns haben. Endlich gingen wir Schweizer alle, ungefähr 40 Personen, zum Wirth Känel in der Schweizerhalle. Es war Morgens 6 Uhr, als wir ankamen. Da wurde uns das Morgenessen aufgetragen; als wir fertig waren, sagte der Wirth, wir müßten nun auf der Stelle auf das Schiff, unsere Kisten werden herausgenommen und von der Polizei visitirt, und dann müssen wir sie durch einen Fuhrmann auf die Eisenbahn oder Dampfschiff bringen lassen, dann wollen wir geschwind Afford schleusen für die Weiterreise, denn Abends 6 Uhr müssen wir wieder fort. Durch dieses Manöver gelang es dem Wirth, alle seine Leute anstatt zur deutschen Gesellschaft oder zum Schweizerkonsul zu führen, sie auf ein nahe gelegenes Bureau zu bringen, indem er vorgab, sie hätten nicht mehr Zeit zum Konsul zu gehen. Ich und Knuchel aber drangen darauf, zuerst zum Konsul zu gehen. Da sagte der listige Wirth: gut! er komme mit, und ihn zu zeigen, aber wir sollen essen, sonst können wir nicht mit den andern fort, wir können selbst beim Konsul Afford machen für die Weiterreise. Wir glaubten dem Kerl wirklich und kamen auf ein Bureau, wo der Wirth sagte, es sei dieß der Sekretär des Konsuls, er selbst sei in diesem Augenblicke nicht anwesend; ich fing an, den Herrn über die Art und Weise unserer Weiterbeförderung zu befragen; er gab uns über Alles höflichen Bescheid und sagte, wir könnten sogleich bei ihm Afford machen, nahm sogleich (Tisets) Fahrkarte hervor, und fing an, uns einzuschreiben. Da merkte ich an den grinsenden, schwarzen Augen und an der braunen Farbe seines Gesichtes, daß dieß ein schlaues Amerikaner und nicht ein schweizerisches Gesicht sei; mitten im Schreiben hielt ich ihn daher auf, und sagte, ich glaube nicht, am rechten Orte zu sein, er fordere mir auch zu viel (wir waren nämlich über ein gekommen, für 6 Dollars die Person, Kinder die Hälfte, von New-York bis Rochester), ich wollte mich besser erkundigen, ob wir's nirgends wohlfeiler machen können. Wir gingen deshalb da fort und fanden dann wirklich den rechten Konsul, endlich, welcher uns sagte, daß wir nicht mehr als $3\frac{1}{2}$ oder höchstens 4 Dollars nach Rochester bezahlen sollten; wir sagten dann unsern Wirth fort und affordirten auf dem gleichen Bureau für $3\frac{1}{2}$ Dollars, das machte für Knuchel und mich einen Unterschied von 22 Dollars. Das Bureau war voll von Leuten, welche Afford machen wollten, natürlich wollten sie auch um diesen Preis affordiren wie wir; da sagte man ihnen aber, ja, ich und Knuchel kommen nicht auf die Eisenbahn, sondern auf den Kanal, und wenn wir auch auf die Eisenbahn kommen, so werfe man uns auf die hintersten Wagen, welche nicht gedeckt seien, da können wir im Schnee und Regen hocken. Natürlich wollten dann die Andern alle doch lieber 6 Dollars bezahlen und besser fahren; als sie aus dem Bureau kamen, lachten sie und nicht wenig aus und sagten, wir seien schön angeschmiert. Wer aber im gleichen Dampfschiff nach Albany fuhr, waren wir, und wer in dem gleichen Eisenbahnwagen in gedeckten und geheizten Stimmern nach Rochester fuhr, das waren auch wir. Da lachten wir sie auch Alle brav aus; ich schreibe dieß nur zur belächeligen Noth für später Nachkommende.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Frankreich. Folgendes sind die Grundlagen des Genfer Emigrations-Projektes nach Algerien, dem man besonders deshalb große Wichtigkeit zuschreiben will, weil es vielleicht noch mehr Kapitalien und Auswanderungsströmungen aus der Schweiz und Deutschland dorthin lenken könnte. Von den 20,000 Hektaren, die die Compagnie verlangt, kann die Regierung sogleich 10,000 zur Ver-

fügung stellen. Diese sollen in 5 gleiche Gemeinschaften getheilt werden, wovon jede ein Dorf von 50 Feuerstellen bildet. Die Compagnie ist verpflichtet, in jedem dieser Dörfer 50 Häuser aus Mauersteinen aufzuführen zu lassen, die ein Ziegeldach oder nach arabischer Weise ein als Terrasse dienendes gemauertes Gewölbe tragen. Die Compagnie überläßt jeder Einwanderer-Familie ein solches Haus um den Kostenpreis, der jedoch 2500 Fr. nicht überschreiten darf. Von den 2000 Hektaren, die zu einem Dorf gehören, sind 1000 den Kolonisten, 800 der Compagnie, 10 dem Geistlichen und Lehrer und 190 zum Gemeindegut bestimmt. Die Compagnie hat die Kolonisten auszuwählen, aber jede Familie muß mindestens 3000 Fr. im Vermögen haben, wovon 1000 sogleich als Abschlag auf den Preis des Hauses bezahlt und 2000 in die Staatskasse deponirt werden, um den Kolonisten bei ihrer Ankunft an Ort und Stelle zur Beschaffung der ersten Bedürfnisse, wie Vieh, Geräthschaften u. s. w. zurückerstattet zu werden. Die Reise bezahlt der Staat. Die Compagnie hat 10 Jahre Zeit, um 10 Dörfer zu gründen, was aber mit dem ersten schon binnen zwei Jahren geschehen sein muß.

Da bis heute keine Kolonisations-Unternehmen in französischen Colonien zum Gedeihen gekommen sind, namentlich diejenigen in Algerien, so müssen wir unsern Landsleuten, wenn nicht von obigem Unternehmen abmahnen, ihnen doch die größte Vorsicht anempfehlen, und sie an das Schicksal der in den letzten Jahren nach Algerien ausgewanderten Walliser erinnern. Damit eine Colonie gedeihe, muß sie sich frei entwickeln können, und dieses wird sie nie in einem Lande, welches unter einer rein militärischen Herrschaft steht, wie Algerien.

Wir wissen, daß vor zwei Jahren ein ähnlicher Antrag an einen im Auswanderungswesen sehr bewanderten Schweizer gestellt und ihm eine sehr schöne persönliche Stellung geboten wurde, wenn er die Direction zweier solcher gegründeten Dörfer übernehmen und die Kolonisten dahin bringen wolle; — er schlug aber diese Auerbieten aus, weil er nicht genügende Garantien für die Leute im gegenwärtigen Zustande Algeriens fand.

Anzeigen.

Im Verlage von J. J. Christen in Thun und Aarau ist folgende erschienen: Anleitung zur geordneten **Buchhaltung**, zum Briefschreiben und zu allerlei schriftlichen Aufträgen, geschäftlichen Verträgen und Formularen aus dem Gewerbe- und Berufsleben, wie auch über die allgemeine Münz- und Wechsellehre, nebst einem Anhang über das **bernische Erbrecht**, mit stammbaumlicher Darstellung der Verwandtschafts-Grade; von den amtlichen Güterverzeichnissen und den letzten Willensverordnungen, für Haus- und Landwirthe, Professionisten, Handelsleute, Handlungsgehilfen, Detailhändler und für alle Volksschichten.

Von G. G. Grosniklaus, Lehrer in Bern. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage.

Diese Schrift eignet sich ganz besonders auch noch für bernische Auswanderer, welche Erbschaftsangelegenheiten im alten Vaterlande hinter sich zu lassen, oder denen solche mit der Zeit noch bevorstehen. Auf portofreie Bestellung gegen 2 Fr. 40 Cent. bei der Redaktion dieser Zeitung zu beziehen.

Schiffsgelegenheiten.

Das Auskunft- und Beförderungsbureau des Unterzeichneten speidirt den 1. und 15. jeden Monats, mit Dampf- oder Segelschiffen Passagiere ausschließlich über Bremen nach allen Häfen von Nordamerika und Texas.

Auch werden jeden Monat mehrere bestens ausgerüstete und verproviantirte Schiffe von Hamburg nach Rio Janeiro, Santos, San Francisco und Rio Grande in Brasilien; La Guayra in Venezuela; nach Californien und Australien abgehen.

Die in keinen andern Seehäfen als Bremen und Hamburg zu Gunsten der Auswanderer bestehenden Gesetze und Schutzgesellschaften, die vortrefliche Ausrüstung und Verproviantirung der Schiffe, auf welchen für die Leute gesocht und das Passagegeld versichert wird, empfehlen diese Schiffsgelegenheiten den Auswanderern ganz besonders. Auf frankirte Anfragen wird gratis die genaueste Auskunft über die erwähnten Expeditionen, und die Begünstigungen, welche in gewissen Fällen den Auswanderern gewährt werden können, gegeben. Rapferschwab, im Mai 1853.

E. de Paravicini.

Der Kolonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.

Jahr-Abonnement 6 Fr.
Halbjahr-Abonnement 3 „
Vierteljahr-Abonnement 1, 50 C.
Man kann auch jederzeit ins
Abonnement eintreten.

Der jeweilige die erste Num-
mer nicht refusirt, wird
für das jeweilige nächstfol-
gende Quartal als verehrt,
Abonnement betrachte, und der
„Kolonist“ denselben dann
regelmäßig einsendet.

Einrückungsgebühr 14 C. die
einspaltige Zeile. Bei
mehrmaliger Wiederholung
trifft eine Preisermäßigung
ein. — Ihr Abonnement
und Inserate werden man
sich portofrei direkt an die
Redaktion.



Der Kolonist erscheint regel-
mäßig alle Sonntage.
Landkarten und Illustratio-
nen werden von Zeit zu Zeit
als Gratisbeilagen mitgege-
ben.

Wahrheitsgetreue Original-
briefe und belehrende Auf-
sätze über Amerika, franco
an die Redaktion gesandt,
finden jederzeit unentgeltliche
Aufnahme.

Da der Kolonist aller Politik
fremd, nur den Zweck ver-
folgt, allen schweizerischen
Auswanderern nützlich zu sein,
so bittet die Redaktion um
möglichste Theilnahme um
vielfältiger Verbreitung. Bei
genügender Abonnentenzahl
würde derselbe denn auch
ohne Preisermäßigung wö-
chentlich zweimal erscheinen.

Nr. 20.

Bern, Sonntag den 22. Mai.

Dritter Jahrgang. 1853.

Direkte und indirekte Auswandererspedition.

Bis vor kaum einem Jahre wußte der Europäer Deutschlands und der Schweiz keinen andern Weg nach Amerika zu machen, als denjenigen von seiner Heimath in einen kontinentalen Hafen, namentlich Havre, Rotterdam, Bremen und Hamburg, wo er sich einschiffte, um erst in Amerika wieder zu landen. Seit dieser Zeit hat aber eine früher nur wenig benutzte Reisegelegenheit dieser direkten Auswandererspedition bedeutende Konkurrenz gemacht, nämlich die indirekte Verschiffung, welche darin besteht, daß die Passagiere von den Häfen des Festlandes nach England übergeführt werden und dann in einem englischen Hafen, meistens in Liverpool, sich nach Amerika einschiffen. Trotz dieser doppelten Reise geht die Ueberfahrt nach Amerika meist ebenso schnell, als z. B. direkte von Havre aus, und die Passagierpreise über Liverpool sind von allen genannten Routen die billigsten, was wohl der Größe und Menge der Schiffe, welche der Liverpooler Rhe-
derer bei dem ungeheuren Handelsverkehr der Stadt zu Gebote stehen, zuzuschreiben ist. Einen Begriff von der Großartigkeit dieser Expedition wird man sich aus dem Umstand bilden können, daß am gleichen Tage (den 28. Oktober 1852) zwei Schiffe von Liverpool, das eine mit 924, das andere mit 800 Passagieren (beide nach einer Reise von nur 24 Tagen), in New-York angekommen sind. — Doch leidet bei den genannten Vorfällen die Liverpooler Expedition auch an manchen Uebeln, die es für denjenigen Auswanderer, der auf einige Gulden nicht zu sehen hat, gegenwärtig noch, bis wenigstens den Schreibern davon abgeholfen ist, nicht rathsam machen, diese Route einzuschlagen. Einmal muß schon das öftere Umladen des Gepäcks manchen Verlust oder Beschädigung desselben mit sich bringen; dann gibt der Umstand, daß die bloß deutschredenden Passagiere und die gewöhnlich nur englisch verstehende Schiffsmannschaft sich einander nicht verständlich machen können, Veranlassung zu vielen Mißbehagen. Noch häufiger sind Streitigkeiten und Kaufereien mit irischen Auswanderern, da gewöhnlich die überwiegende Mehrzahl der Hun-
derte von Passagieren dieser großen Schiffe aus Irländern, einer als roh, truntz und freisüchtig bekannten Nation, besteht. Auch ist, wie es scheint, bis jetzt auf den meisten Schiffen der Proviant ungenügend geliefert worden. In Anbetracht dieser letztern Uebelstände hat die hessen-darmstädtische Regierung diesen Winter die Verordnung erlassen, daß Gemeinden, welche Auswanderer auf ihre Kosten über englische Häfen nach Amerika befördern lassen wollen, solche Akkorde nur unter der Bedingung abschließen dürfen, daß denselben außer dem gesetzlichen Seeproviand im Einschiffungshafen noch für circa 7 fl. Lebensmittel extra geliefert werden und sie nicht auf Schiffe kommen, auf welchen sich eine größere Anzahl von Irländern befindet.

Die Haupttrivalen in der direkten Auswandererspedition nach Nordamerika sind Havre de Grace und Bremen*). Wenn auch beide Häfen die Emigrantenspedition nicht nach dem großartigen Maßstabe betreiben, wie Liverpool, so ist sie doch immerhin sehr bedeutend und, wenigstens für Bremen, beinahe eine Lebensfrage seiner Rhe-
derer. Bremen thut daher auch Alles, um den übrigen Häfen des Kontinents in der Verschaffung der Auswanderer nach Nordamerika den Rang abzulaufen, und hätte nicht Havre seine vortheilhafte geo-
graphische Lage und seinen sonstigen bedeutenden Handelsverkehr mit Amerika für sich, so würden sich wohl auch die süddeutschen und schweizerischen Auswanderer von ihm ab- und dahinwenden, wo durch zweckmäßige Befehle und Einrichtungen das Mögliche zum Schutze und zur Bequemlichkeit der Emigranten gethan wird. Darin läßt Havre viel zu wünschen übrig. Der Auswanderer ist darin noch immer den Uebervortheilungen von Rummern und Gastwirthen nach dem Muster der großen amerikanischen Städte ausgesetzt und von oben herab geschieht wenig gegen dieses Unwesen. Auch bei dem schweizerischen Konsul finden unsere Landesleute nicht stets die gewünschte Hälfte; viele beklagen sich im Gegentheil über die hohen Spotteln, die ihnen derselbe für seine, noch dazu unnützen, Passsja abnehme. Auch die Wohlfeilheit der Havrer Passagierpreise ist oftmals nur eine Scheinbare, da dieselben für die meisten Schiffe ohne die Kost berechnet werden, oder wenn diese mit inbegriffen ist, sie von den Passagieren so ungenügend befunden wird, daß sie sich noch eigenen Extraproviand ankaufen müssen. Im erstern Falle, bei der Selbstverproviantirung, geht ferner das Kochen sehr unregelmäßig vor sich, so daß die einen schon Morgens, die andern erst Abends dazu kommen; ja es kann sich bei stürmischem Wetter ereignen, daß Viele Tage lang gar nichts Trinkenwasser leicht Ursache von Krankheiten werden kann. Zudem entsprechen die meisten Havrer Emigrantenschiffe ihrem Zwecke nicht, sind auch nicht offizell dafür gebaut, sondern nehmen die Auswanderer bloß als Kradfracht nach Amerika mit, nachdem sie amerikanische Pro-
dukte, z. B. Baumwolle hergebracht haben. Daß die Behandlung durch die gewöhnlich amerikanische Schiffsmannschaft nicht immer die humane ist, worüber man öfters klagen hört, hat wohl den gleichen Grund, wie auf den Liverpoolerschiffen. — Die Bremer Schiffe haben meist deutsche Kapitäne und Mannschaften, weswegen Mißverständnisse zwischen ihnen und den Passagieren selten sind. Die Schiffe

*) Die niederländischen Häfen Amsterdam, Rotterdam und Antwerpen stehen ungefähr auf der gleichen Stufe mit Havre, so wie in Hamburg sich so ziemlich dieselben Verhältnisse wiederholen, wie in Bremen.

sind eigens zum Auswanderertransport erbaut und nach gesellschaftlichen Vorschriften eingerichtet, und es werden jedesmal vor der Abfahrt von Beamten diese, sowie der Seeproviand, untersucht. Letzterer, der um gleich besser ist und namentlich mehr Fleischspeisen enthält, als der Havre, darf nicht von den Passagieren angeschafft werden (woburch dieselben vor manchen Mißgriffen bewahrt bleiben), und wird ihnen stets gekocht und warm geliefert. Die gesellschaftliche Versicherung des Passagiergeldes selbst den Auswanderern Garantie, daß sie bei Unglücksfällen des Schiffes unentgeltlich an den Ort ihrer Bestimmung gebracht werden. Beerdigte Schiffsmänner und ein obrigkeitliches Nachweissungsbüreau schägen vor dem Munterumwesen; den Wirthen sind bestimmte Taxen vorgeschrieben und in dem Auswandererhotel in Bremerhafen, das zu gleicher Zeit über 2500 Gäste beherbergen kann, finden die Auswanderer gute und sehr billige Unterkunft und Kost. — Diese gesellschaftliche Organisation der Auswandererexpedition macht es wünschenswerth, daß die Route über Bremen auch von der Schweiz aus leichtgängiger eingeschlagen werde, als es bis jetzt der Fall gewesen ist, trotzdem, daß die Seereise gewöhnlich etwas länger dauert als über Havre.

Die Kolonie „Senador Vergueiro“ zu Ibicaba, in St. Paulo. Ihre Einrichtung und Verwaltung.

(Als Forts. zu Nr. 16. auf. Pag. 62.)

Mitten unter diesen Beschäftigungen und Sorgen fingen die Kolonisten an, den Tribut der Veränderung des Klimas zu bezahlen, welcher theils in Schwäche, theils in Hautausschlägen (Sarnas) bestand, und bei Andern alte, schon von Europa herübergebrachte Uebel verschlimmerte. In Folge dieses unvermeidlichen Uebelstandes überlebte der Tod einige alte Leute, Eithliche und Kinder. Bei den letztern war der Tod meist Folge von Verstopfung, da sie in der Regel sich satt essen konnten, und bald darauf den Magen mit einer Menge Früchte überladen, an die sie nicht gewöhnt waren. Dies geschah trotz aller Warnungen, und bewies die Richtigkeit des Sprichworts: „daß ein hungriger Magen keine Ohren hat.“

Die Wahl der Kolonisten war nicht sehr glücklich gewesen, da etwa die Hälfte aus Professionisten bestand, die wenig an Landbau gewöhnt waren, und den Wechsel um so härter empfinden mußten. Bei der Anlage einer Kolonie sind natürlich einige Professionisten nöthig; wenn aber ihre Zahl außer Verhältnis mit den eigentlichen Feldarbeitern steht, und sie an den Landbau sich nicht gewöhnen können, so verlieren sie den Muth, halten sich für unglücklich und theilen zuletzt diese Gemüthsstimmung auch den übrigen mit. Im Ganzen hat die Mäßigkeit der Kolonisten, wenn man ihre Lage so nennen konnte, nur ein Jahr gedauert, obgleich sie an Nichts Mangel litten, und dies läßt sich auch durch den Uebergang leicht begreifen. Ueberlassen wir sie daher während des ersten Jahres — dieser Periode des Schmerzes — den unter solchen Umständen unvermeidlichen physischen und moralischen Leiden, und folgen wir ihnen in den spätern Jahren, nachdem sie sich über ihre Entfernung aus der Heimat getrostet, an den Wechsel des Klimas und der Arbeit sich gewöhnt und etwas vor sich gebracht haben, weshalb wir nun zur Lage der Kolonisten im Jahre 1851 übergehen.

Das Dorf Ibicaba liegt eine kleine halbe Stunde von den zur Fazenda gehörenden Gebäuden entfernt, und befindet sich auf einer kleinen Anhöhe am Abhänge des „blauen Hügels“ (Morro Azul), welcher ganz mit Kaffeebäumen bepflanzt ist. Die Anzahl der fertigen und sämtlich nach demselben Plane erbauten Häuser, welche mehrere gerade Straßen bilden, belief sich damals auf 39, die mit etwa 20 noch im Bau begriffenen vermehrt werden sollten. In der Mitte des Dorfes war ein großer Platz gereinigt, welcher zu einem öffentlichen Gebäude und einem Brunnen bestimmt sein sollte. Einige hundert Schritte von dem Dorfe entfernt, liegen auf einer andern kleinen Anhöhe, welche von der ersten durch einen Bach getrennt ist, die ersten Wohnungen der Kolonisten, in denen auch noch einige Ansiedler sich befinden, die ihre Häuser vollendet sind. Jedes Haus beherbergt nur eine Familie; die Mauern sind von Talba, einer Erde, die im Feuer weiß sich brennt, und mit Ziegeln gedeckt. Der Anblick dieser Gebäude macht einen angenehmen Eindruck. Sie sind 40 Palmen (Spannen) lang und 36 tief, mit einer Thüre in der Mitte und einem Fenster zu jeder Seite, sowohl vornen als hinten. Die innern Einrichtungen waren die Kolonisten nach Belieben vornehmen, und beim Eintritt

ist man erstaunt über die darin herrschende Ordnung und den Eindruck von Wohlhabenheit, den sie hervorbringen. Ein Durchgang theilt das Innere in zwei Theile und führt nach drei Stuben, welsch wie Jaspis, welche mit Stein, Stühlen, Tischen, Spiegeln, Wanduhr u. s. w. versehen sind. Geht man nach der Küche, so kann man gleich sehen, daß eine gute Hausfrau da ist, und die Familie sich nicht mit Bohnen und Mandioca begnügt, sondern schon mehr Wohlleben eingeatmet ist, wie man am Feuerherde, Küchengeschirr, Bad, Ofen zu Brod, Tischgeschirr, Butterfaß und der kleinen Käseprelle bemerken kann.

Begibt man sich hinter das Haus, so tritt man in einen Hof, in welchem ein mit Ziegeln gedeckter Schuppen steht, der in mehrere Abtheilungen zerfällt, und eine Kuh mit ihrem Kalbe, eine Ziege, manchmal ein Pferd, Hühner, Enten und andere Hausthiere enthält. Nebenan ist das Futter aufgeschapelt, welches aus Maiskörnern und etwas Heu besteht, und zuletzt gelangt man in den daranstoßenden Garten, welcher mit Geräusen, Blumen, Bananen, Apfelsinen und andern Fruchtbäumen bepflanzt ist.

Wer Brasilien, oder jedes andere Land kennt, dem ist es unheimlich, wie Kolonisten, die kurz zuvor aller Mittel beraubt und stark in Schulden waren, in so kurzer Zeit zu diesem Wohlstande gelangen konnten; allein die Wahrheit liegt hier klar vor Augen, und muß auch den Ungläubigsten überzeugen. Indes sind nicht alle Kolonisten gleich weit fortgeschritten, denn unter einer gewissen Menschenzahl gibt es immer welche, die mehr oder weniger Fleisch, mehr oder weniger Einsicht u. s. w. enthalten, so daß ein auffallender Unterschied nicht ausbleiben kann, auch wenn sie insgesamt unter ganz gleichen Verhältnissen leben.

Kolonisation Algeriens.

Ueber das seit einiger Zeit aufgetauchte Gerücht, daß eine französisch-schweizerische Gesellschaft die Gründung einer Kolonie im großartigsten Maßstabe in Nordafrika beabsichtige, lesen wir nun in mehreren Schweizerblättern nähere Aufschlüsse, die wir der Nr. 120 des „Bund“ entnehmen und unsern Lesern hiermit vorlegen wollen.

Wir haben bereits einer in Genf gebildeten Gesellschaft erwähnt, welche bei der französischen Regierung um Abtretung einer großen Strecke Landes zum Zwecke der Kolonisation nachgesucht hat. Auf Bericht und Antrag des Kriegsministers St. Arnaud, welcher diesen ersten Versuch, die Privatpekulation bei der Kolonisation zu theiligen, einen hohen Werth beilegt, hat der Kaiser ein Decret erlassen, durch welches jener Gesellschaft in der Nähe von Orisk, Provinz Constantine, 20,000 Hektaren Landes (die Hektare ist gleich 2,711 Schweizerjucharten) abgetreten werden. Die Gesellschaft, an deren Spitze der Graf Sautter de Beauregard, toskanischer Konsul in der Schweiz und Güterbesitzer im Waadtland, steht, verpflichtet sich, auf den ersten 10,000 Hektaren, die ihr sogleich zur Verfügung gestellt werden können, 5 Dörfer von je 50 gemauerten Häusern zu errichten und dieselben mit Familien aus der Schweiz zu besetzen. Von diesen letztern muß jede wenigstens 3000 Franken im Vermögen haben, wovon 1000 sogleich als Abschlag auf den Preis des Hauses bezahlt und 2000 in die Staatskasse deponirt werden, um den Kolonisten bei ihrer Ankunft an Ort und Stelle zur Beschaffung der ersten Bedürfnisse, wie Vieh, Geräthschaften u. s. w., zurückerstattet zu werden. Die Reise bezahlt der Kolonist. Von den 2000 Hektaren, die zu einem Dorf gehören, sind 1000 den Kolonisten, 800 der Kompagnie, 10 dem Geistlichen und Lehrer und 190 zum Gemeindegut bestimmt. Die Regierung übernimmt die Ausführung der öffentlichen Gebäude, Kirchen, Schulen, Wasserleitungen u. s. w.“ Und die Nr. 122 des „Bund“ bringt dann folgende bezügliche Nachricht:

„Man versichert, daß die Repräsentanten der Genfer Kolonisationsgesellschaft von Orisk dieser Tage nach Algerien abreisen werden. Die Kolonisationsarbeiten sollen sofort beginnen und sehr eifrig betrieben werden.“

Wir können nun nicht umhin, mit wenigen Worten unsere Bedenken gegen dieses Kolonisationsprojekt auszusprechen. Wenn auch das Klima von Nordafrika durchschnittlich gesund und die Fruchtbarkeit des Bodens groß, die Lage des Landes für den Handel günstig, somit mehrere Bedingungen des Gedeihens einer Kolonie vorhanden sind, so werden doch diese wieder neutralisirt durch die unsichern

staatlichen Verhältnisse dieser seit Jahren in stetem Kriegszustande befindlichen französischen Besitzung und es dürfte die prophezeigte Rückkehr Nordafrikas in denjenigen glanzvollen Kulturzustand, in dem es sich als römische Kolonie in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung befand, wohl noch lange auf sich warten lassen. Daß die Zeit einer soliden Kolonisation Algeriens noch nicht gekommen ist, das lehren und schon die Walliserwandrer, die vor kaum einem Jahre, durch Krankheit und Entbehrungen aller Art decimirt, im größten Elend von dort wieder in ihre Heimath zurückgekehrt sind. — Uebrigens halten wir schon die Bedingungen, welche die Genfer Gesellschaft ihren noch anzuwerbenden Kolonisten stellt, für so unpraktisch, daß das ganze Projekt, wie prächtig ausgedenkt es ist und wie glänzend es sich auf dem Papier ausnimmt, wohl eben Projekt bleiben und schwerlich zur Ausführung kommen wird. Leute von wenigstens 3000 Fr. Vermögen werden schwerlich daselbst einer Gesellschaft ausbezahlen, sich also dadurch dieser ganz in Hände geben und von ihr gleichsam beengen lassen, bloß um dafür das Vergnügen zu haben, mit sich Kolonisationsversuche in Algerien anstellen zu lassen. Schließlich können wir auch überhaupt unser Misstrauen gegen Auswanderungsprojekte, die von Genf ausgehen, nicht verhehlen; indem wir uns ohne übriges die heutige Genfer Gesellschaft mit der damaligen Identifiziren zu wollen, an die großartige Schwimmbel des G. C. F. Morhord unseligen Andenkens erinnern, der vor einigen Jahren Hunderte unter dem Vorgeben, durch gegenseitige Unterstützung die Auswanderung zu ermöglichen, um ihre Sparsperrninn brachte.

Anmerkung. Wir theilen vollkommen die Ansicht unseres geehrten Correspondenten über die Auswanderung nach Algerien. Nicht aber, weil das Projekt von Genf ausgeht, sondern weil die Verhältnisse des Landes unpassend, und die gestellten Aufnahmebedingungen zu geringfügig darstellen; wie wenig die Unternehmer in dieser Sache praktische Kenntnisse haben. Uebrigens ist es wahr, Genf hat in der Auswanderungsgeschichte traurige Antecedenzen. Der Kolonist hat schon in seinen Ann. 2 und 11 von 1851 dieselben gerügt, die Herren des dortigen Auswanderungs-Comites bei Namen aufgerufen. Rede und Antwort zu geben? Keiner aber hat aufzutreten dürfen, und doch waren einige Namen von Klang dabei, z. B. eldg. Oberst. Alliet de Constant; der Präsident des Städtvereins Dr. Dillvet, Postdirektor Darrier u. Wir wollen hoffen, daß das algerische Unternehmen begabene Männer an seiner Spitze habe, als das frühere philantropische nordamerikanische, welches Comité nochmals aufgefördert wird, Rede und Antwort über das ihm anvertraute Geld zu geben; vielen Theilhabern wäre dieses sehr angenehm.

Verschiedenes.

Es ist wahrlich bedauerlich anzusehen, wie eine Menge deutscher Ober- und Unteragenten ihr unbefugtes Spiel in manchen Gegenden unseres Schweizerlandes treiben. Diese Unteragenten stellen wieder Unteragenten an recht vielen Orten auf, und wännen, wenn sie eine Legion solcher haben, strömen ihnen dann die Auswanderer in Massen zu. Solche Verhältnisse bieten gar keine Garantie und gehen große Uebelstände daraus hervor. Die realen schweizerischen Agenten werden mit diesen fremden Marktschreibern und Winkellagerern oft verwechselt und in bösen Ruf gebracht. Die Regierungen sollten daher solchen Unfug von Fremden, welche unter keiner Kontrolle stehen und sich nicht einmal unter ein festes schweizerisches Asyl stellen können, nicht dulden, besonders da man von den einheitlichen Agenten Garantie fordert. — Ein allgemeines schweizerisches Auswanderungsgesetz wird auch dieses regeln.

— New-York, 9. März. Im East-River kam vorgestern ein Schiff mit Auswanderern an. Nachdem es angelegt hatte, begaben sich mehrere, da der Zollhaus-Beamte noch nicht angelangt war, ans Land, um Erfrischungen einzunehmen. Sie ließen ihre Kisten und ihr Gepäck unter der Obhut ihrer zurückbleibenden Freunde. Raum waren jene fort, als eine Bande Raubgesindel sich auf das Schiff stürzte, die daselbst zurückgebliebenen Einwanderer mißhandelte, mehrere Kisten fortstiehlten und andere zerstückten. Als die ans Land Gegangenen zurückkehrten, fanden sie sich fast aller ihrer Habe beraubt; Einer behauptet, daß in seiner Kiste 600 Gulden gewesen seien. Wir hören, daß an den Ufern sich eine organisierte irländische

Diebstahlsbande herumtreibt, vor der sogar unsere deutschen Runners sich fürchten. Ihr Zweck ist, die armen deutschen Einwanderer bei ihrer Ankunft zu bestehlen und zu berauben. — Der in Chicago erscheinende „Humorist“ meldet wie folgt: „Gute Ausichten für Auswanderer. Ein fleißiger deutscher Wirth soll, wie wir aus glaubwürdiger Quelle erfahren haben, einen Stall gekauft haben, der dazu bestimmt ist, deutsche Einwanderer darin einzuquartieren. Welch' schöne Ausichten für neue Ankömmlinge im gelobten Lande!“ (N. N. Ztg.)

— Rio de Janeiro, den 4. März. Aus Vororge für die hier eintreffenden Fremden und zum Schutze gegen das gelbe Fieber hat die Kaiserl. brasilianische Regierung nicht allein Hospitäler errichten lassen, sondern auch viele andere Vorsichtsmaßregeln getroffen, namentlich diese, daß ein Dampfschiff beständig am Hafen von Rio de Janeiro herumfährt, um die etwaigen Kranken aufzunehmen, wie aus nachfolgender Bekanntmachung zu sehen ist:

„Die öffentliche Gesundheitsbehörde läßt hiedurch bekannt machen, daß ein eigenes Dampfschiff dazu eingerichtet worden ist, um alle Tage in der Nähe der am Hafen liegenden Schiffe umherzufahren. Dasselbe wird täglich zweimal nach dem Hospital Zurujuba fahren und zwar um 5 Uhr Morgens und um 4 Uhr Nachmittags; alle fremden Kapitäne, welche Kranke an Bord haben sollten, werden ersucht, ihre Rationallage am Topo des großen Marktes aufzuheben, damit das Dampfschiff bellege, und ein Boot bereit zu halten, um die Kranken an Bord desselben zu senden. Das Dampfschiff wird als Erkennungsgeld eine rothe Flagge mit einem weißen S. am Bugspriet führen. Die Behörde ersucht die Herren Schiffsführer, sobald an Bord ihrer Schiffe irgend Jemand sich unwohl befindet, oder das geringste Anzeichen davon haben sollte, denselben gleich auf's Dampfschiff zu schicken, da hieraus durchaus kein Nachtheil für sie erwachsen; und im Gegentheil ein Aufschub dem Kranken gefährlich werden kann. Die Behörde macht gleichfalls den dabei Theilhabenden bekannt, daß man alle Tage bei der Hafen-Behörde, im großbritannischen Konsulate, und in der Rua dos Pescadores No. 6. jede Auskunft über den Zustand der Kranken erhalten kann.“

Nichts ohne Ursache.

Die Sitte, daß sich bei einer Trauung die Brautleute gegenseitig die Hände reichen, soll von der Gewohnheit herühren, welche die Faustkämpfer haben, vor dem Beginn der Schlägerei sich noch einmal die Hände zu reichen. (Canad. Bauernf.)

Freundschaftliche Winke für Auswanderer nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Haltet euch nicht in den mit arbeitsuchenden, gänzlich mittellosen Einwanderern angefüllten Seefährten auf, sondern geht sobald als möglich nach dem Westen. Sed ihr in New-York gelandet, so ist ohne Zweifel die New-York- und Erie-Eisenbahn die beste, schnellste und billigste Gelegenheit für die Weiterreise in den Westen. Ihr könnt mittelft derselben nach jedem beliebigen Platz im Westen gehen. Das Depot dieser Eisenbahn ist am Fuß der Duane-Straße, wo man sich einschreiben lassen kann, 85 Greenwichstraße, nahe am Wasser. Wenn ihr in diese Straße gehet, so werdet ihr die Nummer mit großen Zahlen angeschrieben sehen, gehet da hinein und zahlt eure Fracht. Da werden sie euch nicht betrügen. Sagt ihnen, sie möchten eure Güter mit ihren Karren vom Schiff holen, was sie umsonst thun. Sie haben Deutsche da, die euch verstehen. Diese New-York- und Erie-Railroad (Eisenbahn-) Compagnie hat eine vortreffliche Einrichtung gemacht, durch welche Einwanderer nach dem Westen befördert werden, ohne Gefahr zu laufen, betrogen zu werden, weshalb eben die Runners, mit welchen die Compagnie nichts zu thun haben will, die Einwanderer vor ihr warnen. Jeder Einwanderer erhält seinen Schein, worauf gedruckt ist, wie viel er bezahlt hat und zu welchem Orte. Ein Dampfschiff liegt gewöhnlich an der Werste nahe beim Depot, wo die Einwanderer sich bis zur Abfahrt der Dampfwaagen in Sicherheit aufhalten können. Kommt der Emigrant nach Dunkirk, dem Ende der New-York- und Erie-Eisenbahn, so wird er durch eine Uebereinkunft mit dem Dampfschiffen auf dem Erie-See sogleich weiter befördert. Folgendes sind die Preise für Einwanderer, die sich selbst meiden in der Office der Gesellschaft Nr. 85. Greenwichstraße am Fuße der Duane-Straße:

Von New-York nach Dunkirk 4 Doll.; nach Buffalo 4 Doll.; nach Cleveland 4 Doll. 50 Cent; nach Sandusky 5 Doll.; nach Toledo 5 Doll.; nach Detroit 5 Doll.; nach Chicago 7 Doll.; nach Ravine 7 Doll.; nach Milwaukee 7 Doll.; nach Cincinnati 7 Doll. 50 Cent. Dabei sind 100 Pfund Gepäck bei jedem Erwachsenen frei. Das Uebergewicht bezahlt beim Centner nach Dunkirk 1 Doll. 25.; nach Buffalo, Cleveland, Sandusky, Toledo, Detroit 1 Doll. 50.; nach Chicago und Milwaukee 2 Doll. und noch etwas mehr nach Cincinnati. Von Cleveland und Sandusky aus geht eine Eisenbahn nach Cincinnati. Von Toledo geht ein Kanal nach Fortwayne und Lafayette u. s. w. nach dem nördlichen Theil des Staates Ohio, Defiance, Eldney, Dayton, Hamilton. Aus allem Diesem erhellt deutlich, daß die Newyork- und Erie-Eisenbahn der kürzeste und wohlfeilste Weg ist, nach dem Westen zu kommen, denn wenn die Auswanderer auf dem Newyorkkanal gehen, haben sie zum Wenigsten so viele Tage nöthig, als sie auf der Eisenbahn Stunden brauchen. Auch merke der Einwanderer sich wohl, daß der Ohio-Fluß vom Monate Juli bis October sehr niedrig und dann der Transport viel höher ist.

Solltet ihr in Newyork mit den gegebenen Anweisungen nicht zurecht kommen können, oder sonst Rath bedürfen, so geht in das Lokal der Deutschen Gesellschaft, Rade-Straße 2. Thür von West-Straße, oder auch nach Nr. 160 Washingtonstraße im zweiten Stock, oder nach Nr. 256 zweite Straße nahe der C-Avenue, wo ihr durch deutsche Missionäre zurecht gewiesen werdet, und euch soviel als möglich Hilfe geleistet werden wird, ohne alle Unkosten.

Für diejenigen Auswanderer, welche in Baltimore oder Philadelphia oder Neworleans anlanden, ist nun zu bemerken, daß das, was bei der Ankunft in Newyork hinsichtlich der Runners und Wirthshäuser gesagt ist, auch dort seine Anwendung findet. Wollen sie nach dem Lake Erie, Michigan oder Wisconsin u. s. w., so thun sie am Besten, per Eisenbahn nach Newyork zu fahren, um von da die oben beschriebene Reise nach Dunkirk anzutreten. Bedürfen sie weiteren Rath, so sollten sie sich an die Deutsche Gesellschaft (in Philadelphia an Hrn. L. Herbert, Nordzweite Straße Nr. 74, in Baltimore an Hrn. Georg Sander, Baltimorestraße Nr. 338) oder an die deutschen Missionäre wenden, welche auch in diesen Städten den Auftrag haben, den Auswanderern mit Rath und That unentgeltlich beizustehen.

Die deutsche Gesellschaft ist von den bessern deutschen Bewohnern der Hafenstädte gegründet ohne alle selbstsüchtige Zwecke, bloß in der menschenfreundlichen Absicht, ihren einwandernden Landsleuten mit Rath und That zu dienen und sie gegen Betrug und Bedrückung in Schutz zu nehmen. Hierzu ist von ihnen ein Agent angestellt, an welchen die Einwanderer mit vollem Vertrauen sich wenden und ihn nach der zweckmäßigsten Art der Weiterreise, und wenn es durchaus nöthig für sie ist, in Newyork zu verweilen, nach einem guten Gasthause, einer offenen Stelle oder sonst irgend wonach fragen können. Wenn die Einwanderer mit einander einig werden können und es sich nicht zutrauen, für sich selbst den Weg zur Office der Newyork- und Erie-Eisenbahn zu finden, so mag es auch gut sein, wenn einige Abgesandte, sobald das Schiff im Hafen ist, an's Land geschickt werden, bei der Deutschen Gesellschaft sich Rathes zu erholen, welches die besten Wirthshäuser oder die besten Gelegenheiten in's Innere sind; man kann den dort erteilten Rath ohne Bedenken benutzen. Das Beste aber ist, sobald als möglich, ohne allen Aufenthalt vom Schiff weg auf die Eisenbahn, dem See Erie zu!

Um nicht krank zu werden, muß der Einwanderer sich des harten Genusses von Eißwasser, von Obst, Süßkräutern, sowie auch des Fettes, besonders des Schweinefettes enthalten. Auch Malsbrod darf er Anfangs nicht zuviel essen, sondern muß sich erst allmählig daran gewöhnen. Wer vom Regen durchnäßt worden ist, bedarf hier noch vielmehr als in Deutschland des baldigen Umkleidens. Auch wer etwas naß geschwitzt ist, thut sehr wohl, sich umzukleiden.

Landreise nach Californien.

(Schluß.)

So geht es in den californischen Goldminen. Der Jäger scharrt sich mühsam 100 Doll. zusammen, geht dann nach einer andern Mine

in der Hoffnung, dort besseres Glück zu haben, und bis er hinkommt, sind 100 Doll. verzeiht und er muß abermals beim ABC anfangen.

Sacramento-City steht auf papiernen Söhlen. Obgleich sich die Stadt jeden Tag vergrößerte, so hört man doch überall klagen, daß die Geschäfte schlecht gingen. Indessen habe ich das Geheimniß dieser Klagen leicht entdeckt — keiner will mit der Farbe heraus und jeder will Kaufmann sein. Es gibt fast so viele Händler als Minirer und Alles basirt sich auf Deutelschnelerei. Selbst die Bauplätze sind bedeutend im Preise gefallen.

Californien kann nie ein großes Agrikulturland werden, weil es nur hier und da Stellen gibt, die für den Ackerbau tauglich sind. Gegenwärtig ist es nur das Land des Lasters und der Schändlichkeit. Es gibt hier fast so viele Räuber als Menschen; um des Goldes willen mordet Einer den Andern, raubt und stiehlt, wo er nur kann, und nur das Lynchgesetz hält einen Schein von Recht aufrecht. Wird ein Mörder gefangen, so macht man kein Federlesen mit ihm und knüpft ihn ohne Weiteres auf.

Als ich noch in den atlantischen Staaten war, las ich einmal in einer Zeitung die Aeußerung des Senators Venton, daß so viele als nur wollten, nach den Goldgruben Californiens gehen und binnen Jahresfrist die Goldregion gänzlich leeren möchten, denn das Goldsagen werde dem Lande mehr Unheil als Glück bringen. Ich glaube, dieser Mann sprach die Wahrheit. Tausende von Vätern, die ihre Weiber und Kinder in der Hoffnung verließen, in Californien ihr Glück zu machen, fanden nichts als — ihr Grab, und Tausende kehren gern wieder in die Heimath zurück, wenn sie nur so viel erübrigt haben, um die Reisefkosten bestreiten zu können.

Anmerkung der Redaktion. Bis hier geht das Wichtigste des Hrn. G. B. Scharmann seiner „Landreise nach Californien.“ Er selbst war froh, mit seinen Söhnen aus Californien wieder zurückzukehren. Wir waren Anfangs Sinnes, die ganze Erzählung wörtlich in unser Blatt aufzunehmen, sehen aber, daß das, was noch weitläufig folgt, weiter nichts mehr Interessantes darbietet, sondern nur Wiederholungen von ausgehaltenen Strapazen und gedauerten Hoffnungen; holten aber diesen Schluß als Ergänzung zu den vorigen Nummern nach, da natürlich unser Grundsatz sein muß, alle angefangenen Artikel zu Ende zu bringen. Nach seiner Rückkunft aus Californien schließt der Verfasser, Hr. Scharmann, seinen Bericht mit folgenden Worten:

„Diese letzte Reise war nicht das wenigst Unangenehme auf meinen Wanderungen und hat mich nur in dem übrigens schon feststehenden Entschluß bekräftigt, daß ich nie und nimmer die Küsten des stillen Meeres aufsuchen werde. Meine Reugierde nach dem gepriesenen Goldlande ist befriedigt, mein Goldsieber ist verschwunden, und ich werde zufrieden sein, wenn ich durch Fleiß und Thätigkeit mir in einem gestifteten Lande eine sorgenfreie Existenz gesichert sehe. Schließlich bemerke ich, daß ich allen meinen Landsleuten, welche vom Goldsieber dergestalt angezogen sind, daß sie nur durch eigene Erfahrung geholt werden können, gerne Auskunft und Rath über ihr Verhalten auf der Reise und in Californien geben werde; der beste Rath aber, den ich ihnen geben kann, der ist: „Bleibe im Lande und nähere dich redlich!“

Depeschen nach Amerika.

Den „Canadischen Bauernfreund“ aus Preston Nr. 21 bis 25 erhalten. Sie wollen uns dieses sehr werthvolle Blatt regelmäßig einsenden und den Abonnements-Vertrag jährlich per Wechsel auf uns erheben. Sollen wir Ihnen den „Kolonist“ auch regelmäßig einsenden, verlangen Sie durch unsere Vermittelung noch andere schweizerische Zeitungen?

Den „Schweizer-Voten“ in New-York noch nicht erhalten. An die schweizerische Wohltätigkeits-Gesellschaft in New-York: Mit Vergnügen werden wir Ihre edeln Bestrebungen, welche dahin gehen, den so vielen in New-York anlangenden unglücklichen Schweizern ihr hartes Loos zu mildern und zu erleichtern, mit unserm Blatte nach allen Kräften unterstützen. Bei hierauf Bezug habenden im „Kolonist“ zu publicirenden und uns zu übersendenden Mittheilungen, wollen Sie aber gefälligst dafür sorgen, daß auf der Post in New-York immer die Zeitungstaren (Gedrucktes) und nicht die schweren Briefstaren für uns stipulirt werden.

Die Redaktion des „Kolonist.“

Der Kolonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.

Jahr-Abonnement 6 Fr.
Halbjahr-Abonnement 3 „
Vierteljahr-Abonnement 1,50 G.
Man kann auch jederzeit ins
Abonnement eintreten.

Wer jeweilen die erste Num-
mer nicht rechtzeitig erhält, wird
für das jeweilige nächstfol-
gende Quartal als verfehlt.
Abonnement betrachten, und der
„Kolonist“ demselben dann
regelmäßig eingefandt.

Einrückungsgebühr 14 G. die
einzelne Zeile. Bei
mehrmaliger Wiederholung
tritt eine Preisermäßigung
ein. — Für Anzeigen und
Inserate wendet man
sich portofrei direkt an die
Redaktion.



Der Kolonist erscheint regel-
mäßig alle Sonntage.
Landkarten und Illustratio-
nen werden von Zeit zu Zeit
als Beilagen mitgege-
ben.

Wahrheitsgetreue Original-
briefe und belehrende Aus-
sage über Amerika, Franko
an die Redaktion gesandt,
finden jederzeit unentgeltliche
Aufnahme.

Da der Kolonist aller Post
freund, nur den Zweck ver-
folgt, allen schweizerischen
Auswanderern nützlich zu sein,
so bittet die Redaktion um
möglichste Theilnahme zu
vielfältiger Verbreitung. Bei
genügsamer Abonnentenanzahl
würde derselbe denn auch
ohne Preisermäßigung we-
sentlich zweimal erscheinen.

Nr. 21.

Bern, Sonntag den 29. Mai.

Dritter Jahrgang. 1853.

Die Kolonie „Senador Verguelro“ zu Ibicaba, in St. Paulo. Ihre Einrichtung und Verwaltung.

(Als Forts. zu Nr. 20 auf S. 78.)

Ibicaba gleicht mehr einer kleinen Gruppe von Landhäusern,
als einem europäischen Dorfe, mit seinen bekannten Umgebungen von
Rist- und Holzhäusern, und jener ganzen Anordnung, die im Vater-
lande den Charakter ländlicher Wohnungen bezeichnen. In Brasilien,
wo ein ewiger Sommer herrscht, braucht man keine Vorräthe für den
Winter zu sammeln; Holz und Lebensmittel holt man täglich ein, weil
sie bei der Hand sind, und der Kolonist weder Pflug, Egge, Karren
noch andere Werkzeuge gebraucht. Wenn daher der an Fruchtböden,
Erdäule, Keller u. s. w. gewöhnte Landmann diese Häuser sieht, so wird
er sie klein finden, was aber nicht verhindert, daß sie bequemer, rein-
licher und gesunder, als die europäischen sind, in welchen eine verbor-
dene stinkende Luft den ersten Charakterzug bildet.

Die Familienväter stehen im Allgemeinen im besten Mannesalter;
allein an ihren durchsichtigen Gesichtszügen läßt sich noch leicht erken-
nen, daß das Elend sie aus der Heimath vertrieben hat. Die verheir-
atheten jungen Leute haben ihr Ehebandnis in Ibicaba geschlossen,
und im Ganzen werden, mit Ausnahme der Aelteren, 216 Kinder
beiderlei Geschlechts gezählt. Der Abstammung nach sind die Koloni-
sten aus Rheinhessen, Rheinbaldern und Pölslein; haben einen fried-
fertigen Charakter, gute Sitten und fleißigen Lebenswandel. In ihrem
Verkehre mit den benachbarten Ortschaften sind sie sehr geachtet und
genießen volles Vertrauen. Ich habe beinahe alle Wohnungen der Ko-
lonisten besucht, Männer und Frauen, Jungen und Mädchen befragt,
und Alle gestehen einstimmig, daß sie glücklich und zufrieden sind, ob-
gleich sie die Sehnsucht nach dem Vaterlande noch nicht ganz verloren
haben. Für mich war es einer der wichtigsten Gegenstände zu wissen,
wie sie das Klima ertragen und ihren jetzigen Zustand mit dem früheren
in Europa verglichen. In Betreff des Klimas waren sie einstimmig,
daß sie es sehr gut ertragen, und daß sie nach Verfluß des ersten
Jahres sich wieder gekräftigt fühlten und die Arbeit weniger mühsam
erfanden, nachdem sie sich an die Veränderung der Lebensweise und
Nahrungsmittel gewöhnt hatten. Die Sonne fürchten sie nicht mehr;
und seitdem sie das Probejahr überstanden, sind wenig Krankheiten
vorgekommen; Alt und Jung genießen die beste Gesundheit, und ist nicht
einmal nöthig, einen Arzt zu halten. Von Zeit zu Zeit kommt wohl
eine Erkrankung vor; aber meistens sind es Erkältungskieber, gegen
welche specifische Heilmittel auf der Fazenda zu haben sind. Bei schwe-
ren Krankheiten wird ein Arzt von den benachbarten Dörfern auf Ko-
sten des Kranken geholt, was indeß nur selten vorkommt.

Hinsichtlich des Zustandes der Kolonisten zwischen der Heimath
und Brasilien, zeigt sich die Wagschale ganz zu Gunsten ihres neuen
Wohnortes. Sie haben Lebensmittel in Fülle, stehen weder Kälte
noch Elend aus, und wenn ihnen etwas fehlt, haben sie nur nach
der Fazenda zu gehen, wo sie entweder Geld oder Lebensmittel bekom-
men. Gebrauchen sie Vieh, so wird ihnen der Ankauf erleichtert,
und bei Herbeschaffung von Baumaterialien Hilfe geleistet. Sie ha-
ben daher über nichts zu klagen, können frei über ihre Kräfte verfü-
gen, und Alles, was von ihnen verlangt wird, ist gutes Betragen
und entsprechende Arbeit zum Vortheile des Ganzen.

Die Kolonie ist in drei Quartiere getheilt, wovon jedes durch
einen Aufseher (Bürgermeister) überwacht wird. Ihm ist es über-
tragen, Ordnung zu erhalten, die Arbeit und Erndte zu leiten. Fal-
len Streitigkeiten zwischen Kolonisten vor, so hat er sie zu schlichten;
und reicht sein Ansehen nicht aus, so treten alle drei zusammen und
entscheiden die Sache in erster Instanz. Sind die betreffenden Perso-
nen nicht mit der Entscheidung zufrieden, so wenden sie sich in letzter
Instanz an den Gutbesitzer oder Verwalter der Fazenda, welcher zu-
gleich Abgeordneter der Provinzial-Regierung in Criminal-Sachen ist.
Nach dem Kontrakte sind die Kolonisten verpflichtet, in streitigen Fällen
der Entscheidung von Schlichtrichtern sich zu unterwerfen, wodurch das
Gerichtsverfahren sehr vereinfacht wird und die Kolonisten Zeit und
Geld ersparen. Das Gesetzbuch des Herrn Verguelro ist übrigens sehr
bündig und den Umständen durchaus angemessen. Der Kolonist soll
sich gut aufführen und nach Kräften arbeiten; geschieht es nicht, so
kann er ausgewiesen werden. Auf der andern Seite dagegen kann er
auch die Kolonie verlassen, wenn es ihm nicht gefällt, vorausgesetzt,
daß er seine Schuld bezahlt habe. Außer den im Kontrakte enthalte-
nen Vorschriften ist keine andere Verordnung in Betreff der innern
Verwaltung vorhanden. Soll Jemand in die Kolonie aufgenommen
oder ausgewiesen werden, so ist zuvorderst die Genehmigung des Hrn.
Verguelro einzuholen.

Wenn der Kolonist seine Arbeit nicht gebührend verrichtet, oder
aus Trägheit oder Fahrlässigkeit die ihm anvertrauten Kaffeebäume
benachtheiligt, so läßt der Verwalter die Arbeit für ihn verrichten,
und belastet ihn für den bei solcher Gelegenheit verausgabten Tagelohn.
Diese Strafe ist für die Kolonisten sehr empfindlich, und kommt selten
vor, hauptsächlich nur dann, wenn es die Inspektoren nicht gleich von
Anbeginn ernstlich mit der betreffenden Arbeit genommen haben. Tritt
Unverbesserlichkeit in dieser Bezeugung ein, so ist Ausweisung aus der
Kolonie das beste Mittel. Jede Familie erhält bekanntlich eine ihren
Kräften angemessene Zahl Kaffeebäume zur Versorgung, welche sie jähr-
lich zweimal vom Unkraute zu reinigen und die Bohnen zu pflanzen

hat. Der gepflückte Kaffee wird sogleich an den betreffenden Inspector abgeliefert, welcher ihn in Pelfeln des Kolonisten misst und Vormerkung davon nimmt, worauf er nach der Mühle gebracht und weiter zubereitet wird. Diese Zubereitung des Artikels, den Transport und Verkauf besorgt der Gutbesitzer und sobald die Waare verfrachtet ist, wird dem Kolonisten die Hälfte des reinen Ertrages seiner Ernte gutgeschrieben.

Die Kolonisten können an die Arbeit gehen wenn sie wollen, und es wird bloß verlangt, daß sie zur rechten Zeit erscheine, damit die Ernte nicht durch irgend welches Versäumnis leide. Die von ihnen gebauten Lebensmittel können sie verkaufen, insofern sie selbige nicht zum eigenen Bedarfe nöthig haben. Dazu ist ihnen mehr Land angewiesen als sie brauchen, theils in der Nähe der Wohnung, theils zwischen den jungen Kaffeebäumen, und auch der Zucht von Hausvögeln steht nichts im Wege, wenn sie den Kaffeebau nicht beeinträchtigt. Obgleich laut Kontrakt die Hälfte der von den Kolonisten gebauten und von ihnen nicht verzehrten Lebensmittel dem Herrn Vergueto gehört, so hat er sie doch nicht in Anspruch genommen, sondern vielmehr als Aufmunterung für die Ansiedler betrachtet, wenn gegen ihr Benehmen nichts einzuwenden war. Bei Errichtung einer Kolonie ist es immer besser, Arbeit und Verhältnisse gleich von Anfang genau zu bestimmen und nach Umständen später Abweichungen eintreten zu lassen. Mißbräuche abstellen zu müssen ist immer gefährlich, weil sie Klagen und Unzufriedenheit nach sich ziehen. Das Vieh, welches den Kolonisten gehört, muß im Stalle gehalten werden, weil es zu viel Zeit erfordert, die Thiere wieder von der Weide zu holen, wo sie sich leicht verlaufen. Sind die Feldarbeiten zu Ende, so benützen die Kolonisten die übrige Zeit nach eigenem Gutdünken.

Ein Aufseher, welcher die deutsche und portugiesische Sprache versteht, dient als Dolmetsch und besorgt die Buchführung der Kolonisten. Er gibt Schine aus, womit sie nach der Fazenda gehen und Geld, Lebensmittel, Vieh, Waaren u. s. w. holen können; auch führt er ein Tagebuch, worin die von der Administration gekommenen Befehle und alle sonstigen Vorgänge in der Kolonie eingetragen werden. Im Augenblicke wird eine Baarenniederlage, eine Art Bazar errichtet, wo die Kolonisten alle Gegenstände finden werden, deren sie bedürfen, mit Inbegriff selbst der nöthigsten Heilmittel. Im Uebrigen ist der beaufsichtigende Dolmetsch bloß mit der Leitung der Kolonisten und der Beobachtung der übrigen Inspektoren beauftragt, und empfängt dafür einen Gehalt, den ihm Hr. Vergueto bezahlt. Die andern Inspektoren haben gleich den übrigen Kolonisten, die ihnen angewiesene Zahl Kaffeebäume, und empfangen eine kleine monatliche Zulage von 3 Milreis nebst einer Entschädigung, falls ihnen durch die Erfüllung ihrer Nebenpflicht irgend welcher Nachtheil erwachse.

Es ist schon weiter oben gesagt worden, daß unter den ersten Kolonisten viele Handwerker waren, worunter einige auf der Fazenda Arbeit fanden, während andere ihr Gewerbe durch Verfertigung der betreffenden Gegenstände nupbar zu machen suchten. Die meisten jedoch haben sich dem Feldbau gewidmet, und betreiben ihr Gewerbe bloß in den Freistunden, oder wenn sie der Witterung halber zu Hause bleiben müssen. Viele darunter verkaufen jetzt die Erzeugnisse ihres Fleißes in den benachbarten Dörfern, wodurch sie ein weiteres Einkommen begründen. Mit Bleichzucht, Mastung, Butter und Käse bedienen die Kolonisten schon ein schönes Stückerl Geld, und wenn es an Arbeit fehlt, können sie meist auf der Fazenda finden, wo täglich 480 Reis nebst Nahrung gegeben werden. Schon bei Anbruch des Tages steht man jetzt einen Haufen von 20—35 Jungen im Alter von 4 bis 15 Jahren auf der Fazenda erscheinen, um Kaffeebohen auszulösen, und ist ein wahres Vergnügen, diese muntere Bevölkerung bei der Arbeit zu sehen. Man zahlt ihnen 60 Reis für jede Arroba von 30 Pfd. Hamburger Gewicht; und da sie gleichsam spielen so verdienen sie 14 bis 28 Kreuzer täglich, nebst der nöthigen Kost. Die Heimkehr dieser jugendlichen Arbeiter ist interessant. Der ausgelesene Kaffee wird gewogen und nach Gewicht bezahlt; und dann geht es um die Weite, wer am Schnellsten fertig und auf den Weinen ist, und unter vollem Jubel und Gesang springend und hüpfend gehen sie nach Hause. Alles ist für den Kolonisten einträglich; Vater, Mutter und Kinder können Geld verdienen, und deshalb steht man auch in jedem Hause aus allen Ecken Kinder hervortretend, die eher die Nachkommen junger Eheleute, als solcher bejahrten Gesellen sein

könnten, aus welchen die Kolonie besteht, woraus übrigens die Bestätigung des Sprichwortes hervorgeht, daß „Kinder der Reichtum der Landleute sind.“

Kurze topographische Beschreibung der Provinz St. Paulo in Brasilien.

(Von Dr. F. Schmidt.)

II.

Die Bevölkerung der Provinz, ursprünglich aus Portugiesen und Indianern bestehend, hat diesen Charakter beibehalten, aus welchem viele Mischlinge entstanden sind. Dazu kamen später die eingeführten Neger, deren Zahl im Jahre 1814 auf etwa 50,000 Köpfe angegeben wurde. Die weiße Bevölkerung soll dagegen 104,000, die Mischlinge, aus Indianern und Negern bestehend, 44,000, die ganze Volkszahl also nicht völlig 200,000 Köpfe betragen haben. Fünfzehn Jahre später (1829) will man die Ziffer der Bevölkerung 306,581 Personen gefunden haben, unter welchen 106,000 Sklaven; und gegen das Jahr 1847 wurde sie auf 360,000, also 20 Köpfe auf die Quadratkilometer geschätzt. Indes kann man der Richtigkeit dieser Zahlen nicht sonderlich trauen; aber ohne Gefahr vor Uebertreibung wird man annehmen dürfen, daß die gegenwärtige Bevölkerung 500,000 Seelen betrage, da die dorthin Zählungen eher unter der Wirklichkeit angegeben werden. Die neuesten Angaben wollen indes der Provinz S. Paulo eine Bevölkerung von 560,000 Seelen geben.

Die politische Einteilung der Provinzen Brasiliens zerfällt in Gemarkschaften (Comarcas), Municipals-Distrikte (Municípios) und Kirchensprengel (Freguezias). Dieser Einteilung gemäß besteht die Provinz S. Paulo aus sieben Gemarkschaften und 25 Municipal-Distrikten. Die Gemarkschaften heißen erste, zweite, dritte bis siebente Gemarkschaft, deren Hauptorte folgende sind: 1) Taubaté, 2) S. Paulo, 3) Jundiahi, 4) Itá, 5) Sorocaba, 6) Santos, 7) Franca. NB. In der Regel heißen die Gemarkschaften ebenso.

In diesen Gemarkschaften befinden sich 9 Städte (Cidades), über 48 Marktflecken (Villas), und 117 Kirchspiele (Freguezias). Zu den Städten gehören: 1) S. Paulo, 2) Santos, 3) Itá, 4) Sorocaba, 5) Taubaté, 6) Garatinguetá, 7) Campinas, 8) Paranaíba, 9) Coritiba.

Originalbrief des Felix Wiedmer, gewesenen Gärtners bei Herrn Großrath v. Stürler in Zegenstorf, jetzt in Nordamerika.

(Fortsetzung.)

In New-York traf ich einen Freund des Christian Krebs an, welcher nun beim Wirth Känel angestellt ist; es ist derselbe, welcher an dem Platz war, wo jetzt der Franzose Rei ist; er rühmte mir nicht viel von Amerika. Als wir nun Alles in Ordnung hatten zu unserer Weiterreise von New-York, da mußten wir nun noch auf das Bureau, wo wir unserer Kisten wegen das Uebergewicht zu bezahlen hatten; obgleich ich alles Unnötige ins Meer geworfen, meine dünnen Kartoffeln und Zwiebeln alles verkauft hatte, mußte ich doch 14 Dollars Uebergewicht bezahlen; Knudel 20 D. für Uebergewicht; der Seiler für sein Seilrad 13 D.; ein Lobfeger, Namens Furrer, mußte 31 D. bezahlen; ein Kaspar Burghalter von Lobfeger gegen 40 Dollars. Alle sagten, sie hätten besser gethan, die Kisten sammt Allem ins Meer zu werfen, und hätten das Geld behalten; aber da war nichts mehr zu machen, die Kisten waren schon eingeladen, es mußte bezahlt sein. Es wäre am besten, die Auswanderungs-Agenten würden schon in der Schweiz den Leuten nicht mehr als 50 Pfd. Gewicht frei geben, so würde Mancher vor großem Schaden bewahrt bleiben. Wir schifften uns nun am Abend des 13. Dez. auf dem Hudsonstrom nach Albany ein, wo wir Morgens am 14. um 4 Uhr anlangten; für zweimal zu essen kostete es uns daselbst die Person 1 Dollar, Kinder die Hälfte; als es zum Zählen ging, füllte sich die Wirthsstube mit etwa 8 oder 10 handfesteu Kerls, da hieß es, bezahlt, oder es gibt den Buckel voll Schläge, und als ich da bezahlen wollte, legte ich ein Goldstück auf den Tisch; ein vornehm aussehender Mann hob es auf und sagte, das Gold ist falsch; der Wirth sagte auch, das Gold nehme er nicht, es sei nichts werth. Da stürmten alle die Kerls

nd die Best-
ichthum der

rovinz

utungen und
aus welchem
eingeführten
se angegeben
Mischlinge,
e Volkszahl
sehen Jahre
31 Personen
gegen das
ie Quadrat-
Zahlen nicht
wird man
0,000 Seelen
lichkeit ange-
Provinz S.

3 versällt in
kte (Mun-
Eintheilung
schaften und
te, zweite,
folgende sind:
5) Cori-
schen die Ge-

(Cibades),
eguezas),
6, 3) Trü-
7) Campi,

Gärtners
orf, jetzt

a Krebs an,
enige, welcher
nte mir nicht
kten zu unse-
noch auf das
zu bezahlen
meine däre
ich doch 14
lebergewicht;
mens Furrer,
gen gegen 40
n sammt Al-
aber da war
en, es mußte
Agenten wä-
Wd. Gewicht
wahrt bleiben.
Hudsonstrom
on 1 Dollar,
die Wirthe
bezahlt, oder
er Mann hob
ste auch, das
alle die Kerls

auf mich zu, und fragten, wo ich's bekommen habe; ich sagte, in New-York. Da mir einige als sehr achtbare Männer vorkamen, so hatte ich wirklich Furcht, ich könnte in New-York betrogen worden sein, und falsches Gold bekommen haben; ich sagte daher, ich habe einen Wechsel auf das Haus More und Comp. in New-York gehabt und das Gold dort bekommen. Da wollten sie alles sehen, und umringten mich. Sie sagten, ich sei ein armer betrogener Mann, sie meinen es gut mit mir; ich solle wieder nach New-York zurück und das Haus anklagen, und solle unterdessen meine Familie hier warten lassen, sie werde gut versorgt werden, und aller Schade werde mir vergütet werden. Doch nahm ich schnell alle meine fast verlorne Besinnung wieder zusammen. Ich wollte noch etwas probieren, ehe ich den Schwestern traute. Ich riß mich von den Kerls los, zog das gleiche Goldstück, welches vorher falsch genannt war, wieder hervor und gab es dem Wirthe mit den Worten: wenn dieses Gold auch falsch sei, und er's nicht sofort annehme, so zeige ich die Sache noch in dieser Stunde der Polizei in Albany an, und werde das Gold dort untersuchen lassen, ehe ich selbst von meiner Familie weg nach New-York gehe. Dieses wirkte wie Zauber auf die Kerls. Das kurz vorher falsche Geld war sehr gut und ich konnte bezahlen und gehen. Wäre ich einfallig gewesen, und hätte diesen schlechten Menschen geglaubt, so hätte ich vielleicht wenigstens für die Hin- und Herreise, und was meine Familie unterdessen im Wirthshause gebraucht hätte, 15 bis 20 Doll. eingebüßt, und wäre dazu noch brav ausgelacht worden. In Albany sind die Wirthshäuser noch schlechter als in New-York. Am 14. Abends verließen wir Albany und kamen am 15. Morgens 6 Uhr in Rochester an.

Rochester ist eine schöne Stadt mit geraden, aber sehr kothigen Straßen, in einer offenen, ebenen und sehr gesunden Lage. Ich entschloß mich, hier zu bleiben, und mietete sogleich am ersten Tage unserer Ankunft eine Wohnung. Ich kaufte einen Ofen, worin man backen kann, kaufte ferner den nöthigen Hausrath und Holz; auch traf ich da den Frh. Althaus von Krauchthal an, welcher uns beim Einkaufen und bei allem sehr behülflich war; als ich das Allernöthigste angeschafft hatte, ging ich an einem Nachmittage (es war am 26. Dez.) aus, um die Stadt und ihre Umgegend zu betrachten. Da sah ich mehrere sehr großartige Gärtnereien. Der Frh. Althaus ging mit mir, um Arbeit zu suchen; da kamen wir zu einem Gärtnern, welcher 400 Acker Baumschule besitzt, und durch den Sommer, während 10 Monaten 50 bis 60 Arbeiter beschäftigt, wenn er sie bekommen kann, und der 4 verschiedene große Glashäuser nebst vielen Couchen und Treibbeeten besitzt, und das ganze Jahr 5 bis 6 Gärtnern in diesen hält. Er ist der erste Gärtnern in Rochester; ich bekam aber da nicht sogleich Arbeit; er sagte mir, ich solle nach dem Neujahr kommen, er werde mich dann anstellen; von da ging ich zu einem andern Gärtnern, welcher ebenfalls bei 400 Acker Baumschulen hält mit 2 großen Glashäusern nebst vielen Couchen und Treibbeeten; da bekam ich schon den gleichen Tag Arbeit; anstatt mir aber Särften und Zeugnisse von meinen frühern Meistern und Herrschaften abzufordern, führte man mich in die Glashäuser; da mußte ich allen Pflanzen ihre lateinischen Namen geben, und bei jeder die Behandlungs- und Vermehrungsart angeben; erst dann wurde ich angestellt. Ich hatte nicht im Sinne, mich in Amerika mit der Gärtnerei zu befassen, jetzt aber, da ich sehe, wie wichtig und gut dieses Geschäft hier ist, so fange ich an, mich wieder mit neuem Muth und Eifer demselben zuzuwenden. Es wird ein ungemein großer Handel mit Bäumen und Reben, Gesiräuchen und Rosen in die innern Städte, nach Kanada, Michigan, Indiana, Mexiko und Kalifornien getrieben, selbst die Blumen- und Gemüsegärtnerei fängt in den größern Städten Amerikas an, sehr wichtig zu werden. Mein Herr hat erst letzten Sommer ein großes Gewächshaus errichten lassen, einzig nur zur Vermehrung von Rosen; forben erhielten wir die neuesten Rosenschosse von Europa (Paris und England), die weißen und rothen Woodrosen, die Triomphe, die Volkwiller, alle Arten Bourbonen, Remontanten und Noisetten. Wir haben nun diesen Winter schon bei 3000 Rosenschnitten gesteckt; auch die Dahlien fangen an, Noebelblumen zu werden; Kamellen haben wir 500 Stück, wie auch eine Menge von Rhododendern und Azaleen, kleine Blumenbouquets werden zu 1/2 Doll. verkauft, und obgleich wir sehr auf's Blumentreiben halten, so können wir doch deren nicht genug aufreiben, und werden selbst von hier Bouquets nach andern Städten, nach Sanduski und Buffalo, auf Bälle geschickt.

Die Gemüsegärtnerei ist nicht minder wichtig, die frühen Sachen werden hier theurer bezahlt, als in Europa; ein kleines Kohlkohl oder Rabioldhaupte kostet 6 Kreuzer, ein Salat- oder Rattichdaupte ist 1 Wagen, Zwiebeln gelten 1 Wagen u. s. w. Die Wintergemüse sind eben so theuer, nur mitten im Sommer ist nichts zu machen, weil die Farmer vom Lande Vieles herbringen.

Deutsche Gärtnern finden hier gute Anstellung, denn der Amerikaner hält sehr viel auf denselben, weil die Deutschen es sind, welche die Gärtnerei in Amerika zuerst eingeführt haben; nur sollte ein Jeder im alten Vaterland soviel Englisch lernen als möglich, das ist besonders das Allernöthigste.

Ich habe eine sehr gute Anstellung für diesen Winter; bis zum 1. März erhalte ich 4 Dollars in der Woche, vom 1. März an bekomme ich dann 5 Dollars, und es später, wenn ich die Sprache kennen sollte 6 Doll. Ich habe es hier sehr gut; ich arbeite meistens in den Glashäusern, und dann muß ich einem Sohne meines Herrn Unterricht in der deutschen Sprache geben. Denn im Frühling stellen sie so 30 bis 40 Arbeiter an; weil sie dann nehmen müssen, welche sie bekommen können, so müssen sie auch viele deutsche Leute nehmen, und dann kann Niemand mit ihnen reden, darum bin ich meinem Herrn sehr willkommen und genieße eine äußerst freundliche und gute Behandlung. Auf den 4. April geht dann der Obergärtner von hier fort, um für sich ein eigenes Geschäft anzufangen, dann werde ich die Leitung der Glashäuser übernehmen, und werde dann wohl auch anders arbeiten und schwoigen müssen. Gute Gärtnern sind überhaupt hier sehr gesucht; alle andern Professionen sind besser vertreten, nur die Gärtnern wandern am wenigsten aus; es muß daher hier in den Gärtnereien fast alles nur von hergelaufenen, der Sache ungewohnten Leuten gemacht werden; das ist für die amerikanische Gartenkultur ein sehr großer Uebelstand. Ich denke jetzt alle Tage an unsern Frh., wenn er nur hier wäre; hätte ich gewußt, daß es hier so gut wäre, ich hätte doch fester daran gesetzt, daß er auch mit uns komme.

Diesen Winter müssen wir den Hauszins bezahlen; mein Herr hat mir eine Wohnung (ein Haus in der Baumschule stehend) angewiesen, wofür ich alle Wochen 4 Schilling oder 18 Bp. bezahlen muß. Der Hauszins ist hier sehr hoch; nun aber werde ich ein Stück Land kaufen, ungefähr eine Zucharte groß, es gehört meinem Herrn, da für muß ich 250 Doll. bezahlen, ist aber noch nie aufgegeben worden; es ist Wäsen und liegt noch innerhalb dem Stadtplan; darauf baue ich mir dann ein kleines Häuschen; für 150 Thaler baut sich einer hier ein niedliches artiges Häuslein mit 2 Stubben und einem Keller nebst einem Ställe für eine Kuh. Das Land muß ich dann in 6 Jahren, in Terminen, zu 6 Prozent Zins, abbezahlen; das muß mir mit der Zeit ein schöner Gemüß- und Blumengarten geben, wenn die Blumen sind auch im Sommer theuer und werden von den Amerikanern gerne gekauft; ein großer Blumenstrauch von Verbenen, von Jinnia, Balsaminen und allerlei Sommerflor wird durchgehend zu 20 bis 25 Bp. verkauft.

Wer noch soviel Geld, wie ich, nach Amerika bringen kann, daß er sich ein eigenes Häuschen bauen kann, sich eine Kuh, 2 Schweine, ein Duzend Hühner und den nöthigen Hausrath nebst allem nöthigen Handwerksgehir anschaffen kann, der ist dann schon ein geborener glücklicher Mann, wenn ihn der liebe Gott anders mit seiner Familie gesund und wohl erhält, denn das sind die wichtigsten Artikel; der Hauszins nimmt einem Handwerksmann viel Geld weg, die Milch ist die Maß 5 Bp.; der Werkzeug kostet auch viel, wer ihn nicht anschaffen kann, kann nicht arbeiten; nimmt er ihn auf Credit, so muß er viel Zins bezahlen, und so muß er dann den halben Verdienst für Zins geben und die andere Hälfte für Lebensmittel. Auch muß Einer darauf sehen, daß er seine Lebensmittel immer im Großen einkaufen kann, z. B. Fleisch; wenn man ein ganzes Schaflein kauft, so kostet es ausgemergelt, ohne Kopf und Eingeweide, alles nur Fleisch, 30 bis 35 Pfd. schwer, 30 Bp. und ist sehr fett; die Farmer bringen ganze Wägelein voll auf den Markt; kauft man's aber in der Schale, pfundweis, so muß man 7—8 Kreuzer geben. Ein Häßlein Wehl, 200 Pfd. schwer, kostet 4 1/2—5 Doll. vom schönsten Weizenmehl; pfundweis aber muß man 9 bis 10 Dollars bezahlen; so ist es mit dem Holz, wer's im Sommer einkaufen kann, bekommt's noch einmal so billig, als im Winter, und so ist es mit Allem; wer aber das

nicht kann, muß seine Thaler ebenso schnell ausgeben, als er sie bekommt.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

— Brasilien. Die Nachrichten, welche wir von Rio de Janeiro erhalten, sind hinsichtlich der Kolonisten sehr zufriedenstellend.

Die Regierung Sr. Maj. des Kaisers von Brasilien hat den brillantesten Beweis des wahrhaften Schutzes gegeben, welchen sie den einwandernden Kolonisten in Brasilien bewährt, wie dieses auch Sr. Excellenz der Graf v. Driola, Minister Sr. Maj. des Königs von Preußen in Rio de Janeiro, auf eine für die Unparteilichkeit seines Charakters sehr ehrenvolle Weise anerkannt hat.

Sr. Excellenz erklärt, daß die kaiserliche Regierung den Kolonisten allen möglichen Schutz hat angedeihen lassen, mit der Liberalität, welche sie auszeichnet, welches ein neuer Beweis des Geistes der Gerechtigkeit und der strengen Unparteilichkeit ist, von denen die genannte Regierung beseelt ist, und in Deutschland in seinem ganzen Werthe gewürdigt werden wird.

Hier der Schluß dieser Angelegenheit: Von 64 Kolonisten, welche nach Ilha Grande gegangen waren, sind 11 dort geblieben und haben sich häuslich niedergelassen; die Andern, welche erklärten, daß der Aufenthalt daselbst ihnen nicht sehr vorthellhaft scheint, hat die kais. Regierung auf ihre Kosten frei nach der Kolonie St. Cruz geschickt, woselbst ihnen Ländereien zugetheilt worden, und sie eine tägliche Subvention von 320 Reis per Kopf während des ersten Jahres ihrer Niederlassung genießen. Auf diese Art hat sich die Sache sehr vorthellhaft für die Kolonisten herausgestellt, welche in Europa sich im schrecklichsten Elende befanden.

Indem die Regierung auf diese Weise verfahren, hat sie auch gezeigt, wie sehr sie auf die Empfehlungen ihrer Agenten in Europa Rücksicht nimmt, denn Alles dieses ist in Uebereinstimmung mit dem Gesuche, welches der General-Consul zu Hamburg an dieselbe gerichtet hatte, wie aus folgendem Briefe zu ersehen.

„Kaiserlich brasilianisches General-Consulat in den Hansestädten.
Hamburg, den 2 Nov. 1852.

Excellenz,

Ich habe die Ehre, Ewr. Excellenz den einliegenden Brief zu übersenden, welchen der Dr. Schmidt an das General-Consulat gerichtet hat, und durch welchen er die Unterstützung der kais. Regierung zu Gunsten der deutschen Kolonisten nachsucht, welche im Laufe dieses Monats nach Rio de Janeiro abreisen werden.

Möge es Ewr. Excellenz gefallen, dieser Angelegenheit besondere Aufmerksamkeit zu schenken, damit diese Unternehmung einen glücklichen Erfolg habe, indem sie alsdann in größerem Maßstabe fortgesetzt werden wird. Die Kolonisten werden an das dortige resp. Haus Or und Decoherd, Gebrüder adressirt, welches den Schutz der kais. Regierung nachsuchen und sich nach den Befehlen und Instruktionen, die ihm von Sr. Excellenz dem Minister des Innern erteilt werden, richten wird.

Die Auswanderung, welche in diesem Jahre nach Brasilien stattgefunden, hat in einigen Theilen Deutschlands den Wunsch rege gemacht, Brasilien aufzusuchen, und es war in dieser Absicht, daß einige Familien ihr geringes Hab und Gut veräußerten und sich zur Verfügung der Agenten stellten, welche beauftragt sind, die genannte Auswanderung zu befördern. Da jedoch keine neue Ordres zur Engagierung angekommen waren, so haben diese armen Leute, welche in diesem Augenblicke ohne irgend welche Hilfsmittel sich befinden, den Entschluß gefaßt, nach Rio de Janeiro abzureisen, in der Hoffnung, dort ein Engagement zu finden.

Es fehlen ihnen jedoch die Mittel zur Zahlung der Uebersahrt, und hat der Dr. Schmidt dieselben hergeben; derselbe ist bis jetzt der thätigste und intelligenteste, und vielleicht einzige Beförderer der Kolonisation Brasiliens gewesen, und glaubte der Sache der Auswanderung zu schaden, wenn mit der Handlung von Auswanderern inne gehalten würde.

Diese Kolonisten haben Kontrakte, ähnlich denen, welche schon mit verschiedenen Grundbesitzern abgeschlossen worden, unterzeichnet, und

ist der Name des Kontrahenten offen geblieben. Hierbei erfolgt ein Exemplar der genannten Kontrakte.

Möge Ew. Excellenz erlauben, daß ich dieses Schreiben schlicke, indem ich den Schutz der kais. Regierung für diese Auswanderer nachsuche, damit sie gut aufgenommen, versorgt und behandelt werden, so wie auch die Ernennung eines besondern Beamten, der beauftragt würde, das Wohlergehen derselben und die gesetzmäßige Erfüllung der Kontraktbedingungen zu überwachen, damit man in Deutschland wisse, daß die brasilianische Regierung die Kolonisten beschützt, welche in Brasilien sich niederlassen und nicht erlaubt, daß dieselben ohne Unterstützung bleiben und sich mit andern als resp. Personen, welche in der Lage sind die Bedingungen der Kontrakte zu erfüllen, in Engagement einzulassen.

Gott erhalte Ew. Excellenz.

Sr. Excellenz Herrn Paulino José Soares de Souza — José Lucio Correa —
(Staats- und gelehrte Ztg.)

— In Washington wurden vom letzten Vierteljahr 700 Briefe todt verbrannt.

— New-York 2. April. Im März landeten hier 9885 Einwanderer, darunter 2517 Deutsche.

— Detroit. Eine flüchtige Sklavin aus dem Sklavenstaat Kentucky in Begleit von 8 Kindern passirte letzter Tage auf ihrem Wege nach Canada über den diesigen River.

— Bei der Explosion des Steamers Farmer in der Salveston-Bay verloren 32 Personen das Leben. Die Leichen von 24 sind gefunden.

— Das von San Juan del Süd nach San Francisco in Californien bestimmte Dampfschiff „Independance“ ist auf der Insel Margarita (Nieder-Californien) gescheitert und es sind dabei 176 Personen ums Leben gekommen. Die Berichte lauten haarsträubend. Von der Last Goldes, das sie bei sich trugen, in die Tiefe gerissen, ertranken unter andern 16 Juden. Einer hatte demjenigen, der ihn retten würde, 50,000 Dollars angeboten, aber die Lage der Mannschaft war eben der Art, daß Jeder nur an seine eigene Rettung denken konnte.

— Der schweizerische Consul in New-York, Hr. F. Ph. de Luge, erläßt in mehreren amerikanischen Zeitungen (so lesen wir es im Canadischen Bauernfreund vom 15. April ic.) einen Aufruf zur Unterstützung der aus der Lombardie vertriebenen Tessiner.

— In New-Granada ist ebenfalls Gold entdeckt worden, in den letzten 10 Monaten wurden allein durch die Post 6400 Pfund Gold befördert.

— Im Staat Maine ist Jedermann, der nicht fünf Jahre im Lande gewohnt, das Hausiren unter Strafe von 50 — 100 Doll. verboten.

— Die Finanzen der Staaten Mississippi und Arkansas sind in einem höchst traurigen Zustande; die Staatsschätze sind leer und das Volk ist dabei ganz gleichgültig und schlaff.

— Das Ellipsenschiff „Golden Light“ von Boston nach Californien wurde unterwegs vom Blitz getroffen und verbrannt; von 35 Personen sind 15 gerettet, die übrigen ertranken.

— Elektrisches Licht. Mit dem elektrischen Lichte als praktischen Beleuchtungsmaterial, sind in den letzten Tagen auf verschiedenen Punkten Londons sehr befriedigende Experimente gemacht worden.

— In San Francisco wird wegen der großen Anzahl von Chinesen in Californien eine Zeitung in chinesischer Sprache erscheinen. Ein Mr. Cole hat die ersten und einzigen beweglichen Lettern, die je gemacht wurden, dazu angefertigt.

— Am 30. März verstarb in Washington die Wittin des jetzt abgetretenen Präsidenten Fillmore.

— Auf der Sternwarte in Boston ist ein neuer Komet entdeckt worden.

— Der Herausgeber einer Zeitung in Arkansas erhielt vor Kurzem in einer der dort gewöhnlichen Kaufereien einen Pistolenschuß. Glücklicherweise traf die Kugel auf ein großes Baquet unbegabter Rechnungen, welche ihm so am Herzen lagen, daß er sie auf diesem in einer Brusttasche trug und die Kugel darin stecken blieb. Er hatte fast zu Tode hungern müssen und wären sie bezahlt worden, so wäre er erschossen.

Der Kolonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.



Der Kolonist erscheint regelmäßig alle Sonntage. Landkarten und Illustrationen werden von Zeit zu Zeit als Gratisbeilagen mitgegeben.

Wahrheitsgetreue Originale, Briefe und beschreibende Aufsätze über Amerika, franco an die Redaktion gesandt, finden jederzeit unentgeltliche Aufnahme.

Da der Kolonist aller Poststellen fern, nur dem Zweck verfolgt, allen schweizerischen Auswanderern nützlich zu sein, so bittet die Redaktion um möglichste Theilnahme zu vielfältiger Verbreitung. Bei genügender Abonnentenzahl würde derselbe denn auch ohne Preisermäßigung wöchentlich zweimal erscheinen.

Jahres-Abonnement 6 Fr.
Halbjahrs-Abonnement 3 „
Vierteljahrs-Abonnement 1, 50 G.
Man kann auch jedwergelt ins Abonnement eintreten.

Der Jeweilen die erste Nummer nicht resubirt, wird für das Jeweilen nächstfolgende Quartal als verehelt, Abonnement betrachtet, und der „Kolonist“ demselben dann regelmäßig eingesandt.

Einschickungsgebühr 14 G. die einspaltige Zeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein. — Für Abonnements und Inserate wendet man sich portofrei direkt an die Redaktion.

Nr. 22.

Bern, Sonntag den 6. Juni.

Dritter Jahrgang. 1853.

Die verlorenen Kinder, oder Geschichte der englischen Farmer-Familie Campbell in Canada (Nordamerika) mit dem bössartigen Indianer-Häuptling, genannt: die sornige Schlange.

(Aus dem März- und April-Nummern des „Kolonisten“ von Bern. Arrangirt für den Kolonist.)

Das Feld war drei Schuh tief mit Schnee bedeckt. Das Rindvieh wurde in den Stall innerhalb der Pallisaden gebracht, die Schafe wurden in das Schafhaus getrieben, die Pferde in einem Theile der Scheune untergebracht, welche von dem Schafhause geschieden worden war. Alle möglichen Sicherheitsanstalten wurden getroffen, und alle Vorbereitungen für einen langen Winter gemacht.

Die Wölfe waren viel zahlreicher als im vorhergehenden Winter; sie wurden durch die Schafe herbeigezogen, welche innerhalb der Pallisaden waren, und sie heulten nun jede Nacht unaufhörlich. Das Heulen eines Wolfes war hinreichend, um John zu bestimmen, daß er nach seiner Flinte griff und hinausging; er blieb dann im Schnee stundenlang stehen, bis einer nahe genug kam, um auf ihn zu feuern, und er hatte schon mehrere getödtet, als ein Umstand sich ereignete, welcher große Unruhe erregte.

John war wie gewöhnlich eines Abends hinausgegangen, froh an den Pallisaden hin und lauerte auf die Wölfe. Es war eine sternhelle Nacht, aber der Mond leuchtete nicht, und er bemerkte ein Thier, welches beinahe auf dem Bauche um das Thor der Pallisaden herumkroch, welche das Haus umgaben. Dies überraschte ihn, weil die Thiere gewöhnlich um die Pallisaden, welche den Schafstall einschlossen, oder nahe an den Schweinfällen herumkrochen, welche dem Eingangsthore gegenüber lagen. John legte seine Flinte an, gab Feuer, und zu seinem Erstaunen schien der Wolf auf seine Hinterbeine aufzuspringen, dann niederzufallen und sich herumzuwälzen. Der Schlüssel zu dem Pallisaden-Thore war immer innen aufbewahrt, John ging daher hinein, um ihn zu holen, damit er sich überzeugen könne, ob er das Thier getödtet habe oder nicht. Als er eintrat, sagte Malachi: „Hast du etwas geschossen, mein Knabe?“

„Ich weiß es nicht; ich komme, um den Schlüssel zu holen und nachzusehen,“ antwortete John.

„Ich habe es nicht gerne, wenn das Thor bei Nacht geöffnet wird, John,“ sagte Herr Campbell. „Warum willst du nicht, wie gewöhnlich, bis morgen früh warten? Da ist es noch Zeit genug.“

„Ich weiß nicht, ob es ein Wolf war,“ versetzte John.

„Was denn, Knabe? Sag' es mir!“ entgegnete Malachi.

„Nun, ich denke, es ist ein Indianer,“ bemerkte John, und erzählte, was sich ereignet hatte.

„Das sollte mich gar nicht wundern,“ entgegnete Malachi. „Iedenfalls darf aber das Thor heute Nacht nicht geöffnet werden; denn war es ein Indianer, was du angeschossen hast, dann sind noch mehrere vorhanden, als dieser; wir wollen also warten, John, und morgen sehen, was es ist.“

„Ich will hier wachen,“ sagte Alfred. „Lassen Sie Martin mit Ihnen und seinem Weibe nach Hause gehen.“

„Ich will mit dir wachen,“ sagte John.

„Gut, vielleicht um so besser,“ bemerkte Malachi. „Zwei Flinten sind immer besser als eine, und wenn irgend eine Hülfe erforderlich ist, so kann er nach ihr gesendet werden.“

„Aber, was glauben Sie denn, daß sie im Schilde führen, Malachi?“ sagte Herr Campbell; „Sie können doch nicht die Pallisaden erstürmen.“

„Nicht wohl, Sir, und ich glaube auch, Sie werden ihren Angriff nicht eher wagen, als bis Sie eine bedeutende Nacht haben, und diese besitzen Sie nicht, dessen können Sie versichert sein. Nein, Sir, Sie können allein im Sinne haben, Feuer an das Haus zu legen, wenn Sie können; aber das geht nicht so leicht. Eines ist gewiß, daß die Schlange alles Mögliche versucht, um das zu bekommen, was sie in Ihrem Lagerhause weiß.“

„Das bezweifle ich nicht,“ sagte Alfred, „aber er wird keine so leichte Sache darin finden.“

„Sie waren auf Recognition; das ist sicher, und wenn John einem von Ihnen eine Wunde beigebracht hat, so wird es gut sein, daß wir Ihnen beweißen, daß wir auf der Hut sind und den nicht leblosen, der nahe an das Haus kommt.“

Die Nacht ging ohne weitere Störung vorüber, denn das Heulen der Wölfe war als eine solche nicht zu betrachten, weil man bereits daran gewöhnt war. Mit dem Anbruche des nächsten Tages kamen Malachi und Martin in das Haus, öffneten mit Alfred und John das Pallisadenthor und gingen hinaus, um nach der Stelle zu sehen, wo John geschossen hatte.

„Ja, Sir,“ sagte Malachi, „es war ein Indianer, darüber ist gar kein Zweifel; hier sind die Abdrücke, die er im Schnee mit seinen Knien gemacht hat, als er hier herumkroch, und John hat ihn getroffen, denn hier ist Blut. Wir wollen der Spur folgen. Sehen Sie, Sir, er wurde schwer verwundet, hier auf diesem Wege ist mehr Blut. Galt, rief Malachi aus, als sie an einem Schneehügel vorüber gingen, „hier ist die Wolfshaut, in welche er sich gebüllt hatte, entweder ist er todt, oder sehr nahe daran, und Sie haben ihn aufgeho-

ben und weggetragen, denn er würde nie seine Haut von sich geworfen haben, wenn er bei vollen Sinnen gewesen wäre.“

„Ja,“ bemerkte Martin, „seine Wunde war tödlich, das ist ganz gewiß.“

Sie verfolgten nun die Fußstapfen bis an den Wald; dann aber kehrten sie nach dem Hause zurück, indem die aufgefundenen Zeichen ihnen gesagt hatten, daß der verwundete Mann weggetragen worden sei. Sie fanden den übrigen Theil der Familie in der Küche; Alfred zeigte ihnen das Wolfsfell und sagte sie von dem, was sie entdeckt hatten, in Kenntniß.

Es dauerte geraume Zeit, bevor die Aufregung, welche dies Ereigniß erzeugt hatte, sich legte. Herr Campbell dachte viel darüber nach und hie und da besiel ihn eine Bangigkeit. Die Jäger gingen, wie gewöhnlich, auf die Jagd, aber die, welche zu Hause blieben, waren jetzt ängstlich, bis sie wieder zurück kamen. Die Zeit, sowie der Umstand, daß sie nichts mehr von den Indianern hörten, belebte nach und nach ihren Muth wieder, und ehe noch der Winter halb herum war, dachten sie nur wenig mehr daran. In der That hatte auch Malachi von einem andern Trupp von Indianern, welche er bei einem nahen, kleinen See traf, wo sie auf dem Biberfange waren, die Gewissheit erhalten, daß die jörnige Schlange nicht in diesem Theile des Landes sei, und daß er mit Anfang des neuen Jahres mit seinem Trupp westwärts gehen werde. Dies überzeugte ihn, daß der Feind unmittelbar nach seiner Recognoscierung sich entfernt hatte.

Am folgenden Tage zogen die Jäger aus, und der kleine Percival, der Sohn und Liebling des Hrn. und der Mrs. Campbell, erhielt zu seinem größten Entzücken die Erlaubniß, sie zu begleiten. Da sie einen weiten Weg in die Gegend zu machen hatten, welche sie sich zur Jagd erkoren, so standen sie morgens sehr frühe, vor Anbruch des Tages, auf, denn Hr. Campbell hatte sie dringend gebeten, daß sie nicht zu spät zurückkehren sollten.

Die Jäger hatten schon mehrere Meilen zurückgelegt, ehe sie auf den Platz kamen, auf welchem eine Menge Wild und zwar von der vorzüglichsten Gattung sich befinden sollte. Es war jetzt nahe an 10 Uhr Vormittags, daß sie in der Gegend standen, welche zur Jagd ausersehen worden war. Es war ein offener Waldboden und der Schnee lag in hohen Beihen da, aber hie und da an einigen Stellen der Hügel lag das Gras nicht sehr verborgen, und die Hirsche waren im Stande, mit ihren Küfen es aufzuscharren und einiges zu bekommen. Sie waren alle eng an einander angeschlossen, als sie ankamen. Percival und Heinrich waren auf eine Viertel-Meile zurück, denn Percival war an die Schneeschuhe nicht gewöhnt und konnte nicht so gut gehen, wie die Andern. Malachi und die Uebrigen hielten an, damit Heinrich und Percival nachkommen konnten.

Als sie in den offenen Grund eintraten, rückten sie in demselben gebückt vorwärts. Malachi und Martin voran, wenn ein Gallop ertönte, so sammelten sie sich wieder, doch wenn es einen Hügel hinan ging, waren Malachi oder Martin die ersten, die ihn erstiegen und, von dem Gipfel desselben herabsehend, den Andern zuriefen, damit sie vorwärts kamen. Dies wurde gewöhnlich alle drei bis 4 Meilen wiederholt, plötzlich aber machte Martin, welcher gerade sein Haupt auf einem Hügel erhoben hatte, ein Zeichen, wodurch er ankündete, daß er die Hirsche sehe. Nachdem er einen oder zwei Augenblicke Beobachtungen angestellt hatte, kam er herab und berichtete, daß es zwölf oder dreizehn Stück Damhirsche seien, welche in dem Schnee ungefähr auf hundertundfünfzig Schritte vor ihm herumscharrten, daß es aber scheine, als wenn sie aufgeschreckt und ängstlich seien und eine Ahnung von der nahen Gefahr haben.

Malachi froh nun hinan, um seine Beobachtungen anzustellen und von da zurückkehrend sagte er:

„Es ist gewiß, daß sie vor etwas die Flucht ergriffen haben, es scheint gerade, als wenn sie gesagt worden wären, und es ist nicht gut. Wir müssen warten und sie ein wenig zu sich kommen lassen. Vielleicht finden wir auch, ob andere Parteen auf sie Jagd gemacht haben.“ Sie warteten noch zehn Minuten, die Thiere schienen nun mehr beruhigt, und dann, indem sie ihre Stellung hinter dem Hügel veränderten, rückten sie auf einen Abstand von fünfundzwanzig Schritten vorwärts. Sie feuerten fast alle zu gleicher Zeit. Drei von den Thieren fielen, zwei andere waren verwundet, die übrigen entsprangen. Nun eilten alle hinter dem Hügel hervor und rannten auf ihre Beute zu. Alfred hatte auf einen schönen Bock geschossen, welcher von den

übrigen abgesondert stand, und obgleich dieser entsprungen war, so war es doch gewiß, daß das Thier schwer verwundet worden, und Alfred hatte sich das Dicksicht gemerkt, in welches es sich gestürzt hatte. Die übrigen angeschossenen Hirsche waren augenscheinlich nur leicht verwundet, daher war wenig Hoffnung, sie zu erreichen, besonders da sie mit dem übrigen Rudel entsprungen waren. Alle eilten auf die todt daliegenden Thiere zu und sobald sie ihre Flinten wieder geladen hatten, folgten Alfred und Martin der Spur jenes schwer verwundeten Thieres. Sie hatten sich den Weg durch das Dicksicht auf ungefähr fünfzig Gänge erzwungen, und der Schweiß des Thieres hatte sie geleitet, als sie plötzlich durch das laute Geheul eines Thieres Augen gemacht wurden. Alfred, welcher voran war, erkannte, daß ein Buma (Vergasse oder Mäler, wie man es gewöhnlich nannte), von dem Thiere Besitz ergriffen hatte und auf demselben lag. Er legte seine Flinte an und schoss die Bestie. Obgleich schwer verwundet, sprang dieselbe unmittelbar auf ihn los und packte ihn bei der Schulter. Alfred sank unter dem Gewichte des Thieres und in Folge der Schmerzen, die er empfand, zurück; da kam Martin ihm zu Hülfe und jagte die Kugel seiner Flinte dem Thiere durch den Kopf, daß dasselbe todt niederfiel.

„Sind sie schwer verwundet?“

„Nein, nicht sehr,“ entgegnete Alfred, „wenigstens glaube ich es nicht; aber meine Schulter ist übel zerrissen, und blutet stark.“

Malachi und die Andern kamen nun herbei, und sahen, was sich ereignet hatte. Alfred war niedergefunken und saß am Boden, an der Seite der toden Thiere.

„Ein Panther!“ rief Malachi aus, „das hätte ich nicht gedacht, daß wir einen so weit westlich sehen würden. Sind Sie verwundet, Herr Alfred?“

„Ja, ein wenig,“ entgegnete Alfred schwach.

„Es ist ein schreckliches Thier, Sir,“ versetzte Malachi. „Ich kann mich nicht erinnern, je ein größeres gesehen zu haben. Eins ist zu viel für einen Mann, und es sollte nie von einem Einzelnen angegriffen werden, weil es schwer zu tödten ist.“

„Wo hat es meine Kugel verwundet?“ sagte Alfred.

„Hier, unter der Schulter, Sir, und war sehr gut gezielt, der Schuß muß ihm nahe am Herz vorbeigegangen sein; aber wenn Sie auch das Thier durch das Gehirn oder das Herz geschossen hätten, würde es gewiß noch sterbend seine Sätze gemacht haben. Das ist eine abscheuliche Wunde an Ihrer Schulter, und sie wird, wie ich vermulde, auf fünf oder sechs Wochen Ihnen das Jagdgehen verbieten. Indes ist es gut, daß es nicht schlimmer ist.“

Im Verlaufe von zehn Minuten hatten Malachi und John den Buma abgetreift und Martin kam mit den Schenkeln von zwei Hirschen, welche, wie er sagte, alles waren, was durch sie fortgeschafft werden konnte, und Alle traten den Rückweg an.

Alfred war noch nicht weit gekommen, als er schon eine große Pein empfand, denn das Gehen auf den Schneeschuhen erzeugte eine so starke Erschütterung, daß die Wunde wieder stark zu bluten anfing. Malachi unterstützte ihn und nachdem er ihm mehr Wasser verschafft hatte, setzten sie ihren Weg fort.

Sie trugen Alfred in das Haus, an dessen Thor Herr und Mrs. Campbell und Mary in der größten Bangigkeit harrieten. Alfred wurde in sein Bett gelegt. Sein Vater untersuchte die Wunde, und fand sie wegen der großen Zerreißung des Fleisches sehr gefährlich, Herr Campbell verband ihn, und dann überließen sie Alfred der Ruhe, deren er so sehr bedurfte. Der Zustand Alfreds beschäftigte ihren Geist und ihre Aufmerksamkeit so sehr, daß in der ersten Stunde an gar nichts Anderes gedacht wurde. Emma war krank und nahm die Aufmerksamkeit der Mrs. Campbell und ihrer Schwester Mary in Anspruch. Es war erst beim Abendessen, als Herr Campbell fragte:

„Wo ist Percival?“

„Percival! ist er nicht hier? war die ängstliche Frage, welche von Allen, die bei der Jagd gewesen waren, erhoben wurde.

„Percival ist nicht hier!“ rief Mrs. Campbell aus, indem sie von ihrem Plaze aufsprang. „Wo ist mein Kind? Wo ist mein Kind?“

„Er war gerade hinter uns her,“ sagte John, „er setzte sich nieder, um seine Schneeschuhe zu wechseln; die ihm wehe thaten.“

Malachi und Martin rannten in ihrer Befürzung hinaus, sie erkannten die Gefahr, denn der Schnee fiel jetzt in so großen Massen

herab, daß es nicht möglich war, auf zwei Schritte Entfernung Fuß-
tritte zu sehen.

„Der Junge wird verloren sein,“ sagte Malachi zu Martin.
„Wenn er zurückgeblieben ist, während der Schnee fiel, wird er nim-
mermehr den Weg finden, sondern fortgehen, bis er verloren ist.“

„Ja,“ sagte Martin, „er hat eine armselige Wahl, ich wollte
meine rechte Hand darum geben, wenn sich dieses nicht ereignet hätte.“

„Ein Unglück kommt selten allein,“ entgegnete Malachi. „Was
können wir thun? Mrs. Campbell wird selbst heraus wollen, denn sie
liebt den Jungen über alle Maßen.“

„Unser Herumgehen ist vergebend,“ bemerkte Martin. Wir wer-
den ihn nimmermehr finden, und nur selbst zu Grunde richten; allein
wir werden besser thun, wenn wir zurückgehen und sagen, daß wir
es versuchen wollen. Jedenfalls können wir bis an die Ecke des Wal-
des gehen und einige Minuten unser Halloh ertönen lassen, wenn der
Junge noch auf seinen Beinen ist, wird ihn das zu uns führen.“

„Ja,“ entgegnete Malachi, „und wir können eine Kienfackel
anzünden, was uns von einigem Nutzen sein kann. Wohlan denn,
wir wollen gehen und ihnen sagen, daß wir ausgehen, den Jungen
zu suchen; verliert sie die Hoffnung nicht, und Hoffnung muß ihren
Geist eine Zeit lang erheben, bis sie besser vorbereitet sein wird,
ihren Verlust zu hören.“

In dieser Bemerkung Malachi's lag viel gesunder Verstand und
Kenntniß des menschlichen Herzens, und obgleich er voraussah, daß
alles Suchen nutzlos sein würde, konnte er sich doch nicht dazu en-
tschließen, mit einem Male alle Hoffnungen der liebenden und verzwei-
felnden Mutter zu vernichten.

Sie kamen herein und fanden Mrs. Campbell bitterlich weinend,
ihren Mann und Mary um sie bemüht. Sie sagten, daß sie hinaus-
gehen wollten, um nach dem Knaben zu suchen, und ihn, wenn es
möglich wäre, nach Hause zu bringen. Sie nahmen drei oder vier
Kienfackeln, eine davon zündeten sie an, brachen mit ihr an die Ecke
des Forstes auf, und blieben da, von Zeit zu Zeit rufend, zwei Stun-
den lang. Aber der Schnee fiel so stark, und die Kälte war so durch-
dringend, denn der Wind blies heftig aus Nord, daß sie es nicht
länger aushalten konnten. Sie kehrten aber nicht in des Haus zu-
rück, sondern gingen in ihre Hütte, um sich selbst zu verbergen, und
blieben da bis zum Anbruch des Tages. Jetzt gingen sie wieder
hinaus; der Schneesturm hatte nachgelassen, der Morgen war hell
und glänzend; sie gingen in den Forst auf demselben Wege zurück,
auf dem sie gekommen waren, sie gingen drei und vier Meilen weit,
aber der frisch gefallene Schnee hatte ihre Fußspuren vom gestrigen
Tage bedeckt und war an mehreren Stellen mehrere Fuß hoch. Sie
gingen dahin, wo Percival durch John das Legietmal gesehen worden
war, denn dieser hatte den Platz ganz genau beschrieben; sie sahen
sich überall um, sie gingen kreuz und quer.

Sie fanden Herrn Campbell und Heinrich in der Küche, denn
Mrs. Campbell war in einem solchen Zustande der Bangigkeit und des
Schmerzens, daß sie in ihrem Zimmer sich befand, beobachtet von
Mary. Herr Campbell erkannte an ihrem Gesichte, daß sie keine be-
friedigende Nachrichten bringen, Malachi senkte traurig den Kopf
und setzte sich nieder.

„Malachi, glauben Sie, daß mein armer Junge verloren sei?“
sagte Herr Campbell.

„Ich fürchte, Sir, er ist es. Er muß sich zuletzt niedergelegt
haben, und so muß er endlich in einen Schlaf versunken sein. Er
wurde in dem Schnee begraben und er wird nicht eher wieder erwa-
chen, als am Tage der Auferstehung.“

Herr Campbell bedeckte das Gesicht mit seinen Händen, und nach
einiger Zeit rief er aus:

„Diese arme Mutter!“

Nach wenigen Minuten erhob er sich und ging in das Zimmer
der Mrs. Campbell.

„Was ist es mit meinem Kinde, meinem lieben, theuren Peri-
val?“ rief Mrs. Campbell aus.

„Gott hat es gegeben, Gott hat es genommen!“ versetzte Herr
Campbell. „Dein Kind ist glücklich!“

Mrs. Campbell weinte bitterlich, und nachdem sie den Gefühlen
der Natur sich ganz hingeeben hatte, errang sie nach und nach mehr

wieder Ruhe und Ergebung. Ihr beständig demüthiger Geist fand
Hoffnung und Trost bei Gott.

(Fortsetzung folgt.)

Brief von Heinrich Braschler, Pfarrer in Neighbour- ville in Texas, vom 25. Febr. 1853.

Der Schreiber nachstehender Zeilen war früher Lehrer an der
Mädchentaubstummenanstalt auf dem Wargauerthalen bei Bern. In
Houston (Texas) ließ er sich von einem deutschen lutherischen Prediger
examiniert und in öffentlicher Kirche selerlich ins Predigtamt ein-
setzen. Wir haben seine unglückliche Reise (er litt Schiffbruch) und
seine frühern Erlebnisse im neuen Lande in frühern Nummern des
„Koloniſt“ (siehe Nr. 9 v. J.) mitgetheilt. Sein letzter Brief (vom
25. Febr. 1853) enthält meistens Nachfragen und Erkundigungen aus
dem alten Vaterlande, welche wenig allgemeines Interesse bieten; wir
entnehmen daraus Folgendes:

„Ich kann nicht umhin, im fernen Westen das Wohl und Weh
des alten Schweizerlandes in den Zeitungen aufzusuchen, und wie
glücklich lese ich weiter, wenn: „Correspondenz aus der Schweiz“
als Ueberschrift vor meine Augen tritt. Fünf, sechs auch sieben Wo-
chen später lebe und denke ich die wesentlichen Ereignisse Eures Wir-
tens in Staat, Kirche und Schule mit durch. Manches Trauriges
und wenig Erfreuliches habt Ihr in der alten Heimath erlebt. Erfreulich
sind eure Eisenbahnen, die nun bald mit Windesschnelle das flache
„Helvetia“ mit dem Strom der Ereignisse gewaltig fortreißen wer-
den. Doch während die alte Welt mit Eisenbahnen sich noch einmal
vor dem Untergang der Sonne zu beleben sucht, hat die Vorsehung
unsere neue Heimath bereits mit einem vollkommen gelungenen Appa-
rat zur Raddampffahrt bereichert. Mit Riesenschritten, alles per
Dampf, eilt die alte Welt dem düstern Greisenalter, dem Lebensabend
und die neue vom Jünglingsalter dem kraftvollen und blühenden
Mannesalter entgegen. Wird man da nicht unwillkürlich an die
Totenmuſik erinnert, welche in Mollakkorden am offenen Grabe,
in welches die ehrwürdige alte Helvetia versank, abgeleert wurde. Mit
Wehmuth muß der redliche Menschenfreund solcher Betrachtung den
Rücken wenden und ein neues Gebiet zu seinem Wirken aufsuchen.
Ein solches Gebiet ist jeglichem Stande in manchen neuen Ländern
der Erde eröffnet. Ich bin bald ein volles Jahr Prediger hier 2
engl. Meilen von Braunfels und befinde mich recht wohl. Und un-
ser reiches, schönes Texas ist wohl einer der hoffnungsvollsten Theile
deselben. Jeglicher Stand (nur keine arbeitsscheuen Capitalisten,
diese sitzen bequemer in der alten Heimath) sollte um die Wette lau-
fen, einem so viel versprechenden Theil der Erde, Segen spendend,
sein Siegel aufzudrücken. Nicht nur ist Texas in seiner Zukunft
das Italien der neuen Welt, sondern es wird im Schooße solchen
Reichthums ein weit fröhlicheres Volk als jenes europäische Italien
erzeugen. Diese Hoffnung gründet sich auf die gegenwärtigen Zu-
flüsse der Einwanderung. Unsere fleißigen und in einem freien Staate
aufgewachsenen Schweizer würden hier glücklich sein und ohne Zwei-
fel dem Lande viel nützen.“

„Sollten Sie selbst oder Andere Lust zur Auswanderung nach
Texas haben, würde ich mit Vergnügen genauere Auskunft ertheilen.
Für dieses Mal nur kurze Sätze.“

„Die Küstenebene, welche im Osten breit ist, nach Westen hin
aber immer schmaler wird, ist allerdings ziemlich ungesund, doch noch
weit erträglicher als die Gegend am untern Mississippi, wo New-Or-
leans liegt. Freilich möchte ich sie, besonders den Schweizern, nicht
zum bleibenden Wohnplatze empfehlen. Hinter dieser Küstenebene
steigt das Land allmählig an und trägt einen hügeligen Charakter.
Dieser zweite Theil wird weiter landeinwärts (hier an der Duabelupe
bei Neu-Braunfels — ich wohne 2 engl. Meilen davon — und am
Colorado bei Austin) von Höhenzügen, die bald in die Bergregion
übergehen, abgelöst. Der hügelige Theil ist gesunder und der noch
höhere letzte recht gesund, wo selbst Schweizer, die eine reine At-
mosphäre gewohnt sind, ihre neue Heimath gründen und derselben
bei guter Gesundheit froh werden können. Die allerdings warmen
Sommermonate sind durch die ununterbrochenen Südwinde leicht er-
träglich und der stets freundliche Himmel stimmt das Gemüth heiter
und froh. An Fruchtbarkeit bietet der reiche Texasboden Alles dar

was vernünftiger Weise von einem der besten Länder erwartet werden kann, so daß, wer auch nur einige Arbeit verrichtet, leicht seine Existenz findet, auch noch darüber hinaus. Wer aber gar nichts arbeiten und sich noch bedienen lassen will, der muß so viel Vermögen haben, einige Neger zu kaufen und diesen sorgfältig nachsehen. Ohne Neger würde ein solcher Capitalist besser seine Bequemlichkeit in der alten Heimath finden.

„Empfangen Sie, lieber Freund, und wer sonst noch an mich denkt, unzählige Grüße von Ihrem

Heinrich Braschler, Pfarrer.“

Verschiedenes.

— Bern. Der „Oberländer Anzeiger“ veröffentlicht sehr wertvolle, interessante und belehrende Briefe eines Schweizer aus Amerika. In einigen der letzten Nummern kommt der Briefschreiber auch auf das prächtige Wunder der Wasserfälle des Niagara zu sprechen, und vergleicht damit die Naturschönheiten im Berner Oberlande. Wir werden späterhin auf diese Briefe zurückkommen und einige interessante Data citiren.

— Es rekommandiren sich nicht weniger als ein halbes Duzend Auswanderungsagenten, welche alle an die hiesige Regierung die baare Hinterlage von 5000 Fr. geleistet haben, abgesehen von den vielen Unteragenten noch, welche diese Hauptagenten in Gold genommen, — ein Zeichen, daß sich dieses Geschäft im Kanton Bern gut lohnen muß. Unseres Wissens ist von allen diesen Agenten, welche die Raution geleistet, kein einziger Bürger des Kantons Bern. Wo zu viele Auswanderungsagenten und zu viele Rechtsagenten gute Geschäfte machen, ist es ein Zeichen, daß das Volk noch nicht mündig ist.

— Der „Canadische Bauernfreund“ vom 29. April 1853 veröffentlicht folgende Aufforderung: Johann Hodel von dem Gute bei Wistrach im Kanton Bern wird aufgefordert, seinen Schweftern Anna und Elisabeth, die in Cleveland (Ohio) sind, baldigst Nachrichten von seinem Aufenthaltsorte zu geben.

— Californien. Der wohlbekannte Capitän Sutter, einer der ersten und reichsten Ansiedler in Californien, hat seine Rändereien verpachtet und will nach der Schweiz zurückkehren.

— Die hiesige Legislatur hat eine Bill passirt, welche den fremden Goldgräbern eine Steuer auferlegt. — Auf einem Dampfer zwischen San Francisco und Sacramento explodirte der Kessel und tödtete 4 Personen.

— New-York. Die Briefsäcke, welche am 25. März von Cincinnati nach New-York abgefertigt wurden, sind unterwegs verloren gegangen, vermuthlich gekohlen. Sie enthielten Geld und Gelbes, werth im Belaufe von 200,000 Dollar.

— Ein eisernes Eisenbahnunglück, wieder veranlaßt durch die Nachlässigkeit des Conduiteurs. Ein von Boston kommender Zug, aus 4 Passagier- und 2 Gepäcks-Waggons bestehend, stürzte von einer Zugbrücke in den Fluß Norwalk, eine Tiefe von 60 Fuß, hinab. Der ganze Zug ward vom Wasser verschlungen, die Passagiere wurden theils erdrückt, theils ersäuft. 45 Personen waren auf der Stelle todt, viele andere wurden lebensgefährlich verwundet. Die Zugbrücke war eben gehoben worden, um ein Dampfboot durchzulassen, und der Zugführer, anstatt zu halten, fuhr mit einer Geschwindigkeit von 20 Meilen die Brücke weiter und daher in den Abgrund.

— Boston, 11. April. Ein schrecklicher Mord wurde am Samstag Abend in Fall River verübt. Ein Mann, Namens John Murphy, band seiner Frau Hände und Füße zusammen und goß ihr dann eine Portion Nitrolöl durch die Kehle hinab, bis sie zu Tode gebrannt war. — Das Ungeheuer!

Australien. Räubereien werden hier, wie immer mit der größten Frechheit, oft am hellen Tage, verübt, und bleiben in den meisten Fällen ungeahndet. — Seit mehreren Monaten ist der Verkauf gefälschten Goldes (Metall, das oberflächlich auf mechanischem Wege vergolddet ist) in großem Umfange betrieben worden. Eine einzige Bank wurde dabei um 250,000 Doll. geprellt.

— Ein echter Wallfisch, nicht weniger als 50 Fuß lang und etwa 40 Tonnen schwer, wurde vor einigen Tagen bei Montauk

Belmt gefangen. Er wehrte sich gewaltig, und es gingen in dem Kampfe mit ihm 4 Boote verloren.

St. Louis. Seit einem Monat sind außerordentlich viele Mormonen von England und andern Staaten Europas in hier angekommen, und gegenwärtig sind hier 3000 oder 4000; — Alle nach dem Lande Canaan am Salzsee bestimmt.

— Rio de Janeiro. Die Regierung entwickelt in der Unterdrückung des Sklavenhandels einen Ernst, wie ihn wohl wenige, der Verhältnisse Brasiliens Unkundige erwartet haben werden. In St. Catharina ist auf nur leichte Indicien hin abermals ein des Sklavenhandels verdächtiges Schiff mit Beschlagnahme belegt und wird nächstens hier die weitere Untersuchung erwartet. Das Ministerium will durchaus dem schändlichen Handel ein Ende machen und hat in diesem Bestreben an dem Kaiser den größten Schätzer. Das sind wohl die besten republikanischen Grundsätze in einer Monarchie. Wer sich dagegen mit andern (die Menschheit entwürdigenden) republikanischen Principien bekannt zu machen wünscht, der lese: „Onkel Tom's Hütte.“ — Auf den Gebirgen hinter Canaan, in der Provinz St. Paul, hat man große Goldgänge entdeckt, und es hat sich eine Gesellschaft gebildet, ihnen weiter nachzuforschen.

Muster der edeln deutschen Muttersprache.

Ein deutscher Amerikaner sucht in einer pennsylvanischen Zeitung eine Frau auf folgende Weise:

„Einig Mädel, daß eine Kuh hat, ein gutes Federbett und sonstige Fixings, fünfhundert Thaler vom harten Stoff; eines, das die Porzalle hatte und Kinder zu hüten versteht, kann einen Gärtner auf Lebenszeit haben, wenn sie einen Brief schreibt an J. — N. und ihn fest macht an Onkel Ebenezers Scheuer, an der hintern Seite nächst dem Schweinefall.“

(G. N.)

Columbia in Pennsylvanien, den 24. April 1853.

Hochgeehrte Herren Bed und Herzog in Basel!

Wir können nicht unterlassen, unsern herzlichsten Dank Ihnen darzubringen für die Güthaten, die Sie den Unterzeichneten geleistet haben, nämlich für auszuwandern nach Amerika, indem Sie mit uns aufs Billigste geaffordirt und wegen uns Verlust gehabt, weil wir in Havre 14 Tage auf Ihre Kosten gewesen sind und haben die Kost den letzten wie den ersten Tag genossen und dennoch ein schönes und gutes Schiff und Alles was Sie uns versprochen und geschrieben haben, auf's Treueste gehalten und auch recht menschenfreundlich um uns bemüht. Besonders der junge Herr Desport hat sich gar menschenfreundlich um uns angenommen. — Die Unterzeichneten möchten jedem Auswanderungsgefinnten deutlich rathe, zu den Herren Bed und Herzog in Basel an der Ecke vom Koblberg Nr. 759 und 760 und mit ihnen affordiren sammt Allem; denn die Weisheit, welche nicht mit Allem in Afford gehen, kommt die Reise bald noch so hoch.

Eerhteste Herren Bed und Herzog, wir Unterzeichnete möchten Sie gütlich ersuchen, daß Sie es in die Körracher-Zeitung thun möchten, damit die armen Leute nicht mehr so übernommen werden von Andern.

Die Unterzeichneten:

Matheus Schlachter, Rosalle Käbni,
Rosina Holer, Friederika Schmidt,
Mariana und Julius Holer.

Der unterzeichnete öffentlich geschworne Notarius zu Basel, welcher die vorstehende Abschrift mit dem ihm vorgelegten Original collationirt hat, beurkundet hiedurch deren Uebereinstimmung mit demselben.

Basel, den 21. Mai 1853.

August Christoph Held, Notarius.

Nähere Auskunft, sowie Preise und Abfahrten für den Kanton Bern ertheilt der patentirte Agent Hr. G. Hofler, Nr. 159 Spitalgasse in Bern.

Der Kolonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.

Jahr-Abonnement 6 Fr.
Halbjahr-Abonnement 3 „
Vierteljahr-Abonnement 1,50 C.
Man kann auch jederzeit ins
Abonnement eintreten.

Wer zwischen die erste Num-
mer nicht reusiert, wird
für das jeweilige nächstfol-
gende Quartal als verehel-
ter Abonnent betrachtet, und der
„Kolonist“ demselben dann
regelmäßig eingesandt.

Einsendungsgebühr 14 C. die
einspaltige Zeile. Bei
mehrmaliger Wiederholung
stellt eine Preisermäßigung
ein. — Für Abonnemente
und Inserate wendet man
sich portofrei direkt an die
Redaktion.



Der Kolonist erscheint regel-
mäßig alle Sonntage.
Landkarten und Illustratio-
nen werden von Zeit zu Zeit
als Gratisbeilagen mitgege-
ben.

Wahrheitsgetreue Original-
briefe und belehrende Auf-
sätze über Amerika, franco
an die Redaktion gesandt,
finden jederzeit unentgeltliche
Aufnahme.

Da der Kolonist aller Politik
fremd, nur den Zweck ver-
folgt, allen schweizerischen
Auswanderern nützlich zu sein,
so blüht die Redaktion um
möglichste Theilnahme zu
vielfältiger Verbreitung. Bei
geringster Abonnentenanzahl
würde derselbe denn auch
ohne Preisermäßigung wä-
hrendlich zweimal erscheinen.

Nr. 23.

Bern, Sonntag den 12. Juni.

Dritter Jahrgang. 1853.

Die verlorenen Kinder, oder Geschichte der englischen
Farmer-Familie Campbell in Canada (Nordamerika)
mit dem bössartigen Indianer-Häuptling, genannt: die
zornige Schlange.

(Aus den März- und April-Nummern des „Canadischen Bauernfreund.“ Arrangiert
für den Kolonist.)

Der Frühling kam nun wieder, der Schnee verschwand allmählig,
das Eis entfernte sich, und mit einemmal war der blaue, klare See
sichtbar; das Hindernis wurde aufgetrieben, um das vom vorigen
Jahre abliegende Gras abzuweiden, und alle Männer schienen
sich zur Saat an. Sobald der Schnee weg war, gingen Malachi,
Martin und Alfred, ohne ein Wort zu Mrs. Campbell zu sagen, in
den Wald und stellten alle möglichen Nachforschungen nach dem Leich-
name des armen Bercival an; allein es blieb ohne Erfolg, und es
wurde angenommen, daß er nach irgend einem Felde, welches sie
nicht entdecken konnten, gegangen und dort gestorben sei, oder daß die
Wölfe seine Ueberreste aus dem Schnee gescharrt und gefressen hätten.
Auch nicht eine Spur konnten sie von ihm entdecken, und sie setzten
daher nach einigen Tagen die Nachforschungen wieder fort. Die Rück-
kehr des Frühlings hatte eine andere gute Wirkung auf das Gemüth
der ganzen Gesellschaft, denn mit ihm kamen eine solche Menge von
Arbeiten, daß sie auch nicht einen Augenblick übrig hatten. Sie hatten
nun so viele Acker mit Korn, daß sie kaum Zeit hatten, die gehörigen
Vorbereitungen zu treffen, und es war ein Glück, daß Alfred
so weit hergestellt worden, daß er ihnen in ihren Arbeiten beistehen
konnte. Malachi, John und auch Herr Campbell leisteten Hülfe.

Sobald die Erndte eingebracht worden war, gingen Malachi und
John, welche zum Dreschen des Kornes nicht brauchbar waren, ihre
Jagdjüge wieder an, und kehrten selten ohne Beute zurück. Die
Indianer wurden während dieser Jüge nicht gesehen; auch nicht eine
Spur von ihnen war in der Nachbarschaft zu entdecken. Jede Un-
ruhe, die früher statt hatte, verschwand bei dieser Nachricht, und
die Familie schloß sich an, sich für den kommenden Winter mit all
den Vorkehrungen zu versehen, auf welche sie der vorige hingewiesen
hatte.

Es war im Monat Februar, der Schnee lag sehr hoch auf dem
Felde, und eines Tages kam Malachi auf die Mühle zu Alfred, wo
er ihn allein fand, auf die Säge aufpassend, die in vollem Gang
war, denn Martin war damit beschäftigt, die Balken zu behauen,
und befand sich mehrere hundert Schritte weit entfernt.

„Ich bin erfreut, Sie allein zu sehen, Sir,“ sagte Malachi,
„denn ich habe Ihnen etwas von großer Bedeutung zu sagen, und
ich wünsche nicht, daß irgend Jemand etwas davon höre.“

„Was ist es, Malachi?“ fragte Alfred.

„Als ich gestern auf der Jagd war, Sir, kam ich an eine
Stelle, an welcher ich in der letzten Woche ein Paar Damhirschhäute
zurückgelassen hatte, und wollte sie jetzt mit nach Hause nehmen, da
sah ich auf denselben einen Brief mit einigen Stacheln befestigt:

„Einen Brief, Malachi?“

„Ja, Sir, einen indianischen Brief. Hier ist er.“ Malachi
zeigte ihm nun ein Stück Birkenrinde, auf welcher eine Facsimile
eingegraben war.

„Nun,“ sagte Alfred, „es mag ein Brief sein; aber ich verstehe,
daß er für mich unverständlich ist. Ich kann nicht begreifen, wie Sie
daraus ein Geheimniß machen können. Sagen Sie mir das.“

„Nun, Sir, ich kann Ihre Briefe nicht halb so gut lesen, als diesen,
und der enthält Neuigkeiten von der höchsten Wichtigkeit. Es ist die
indianische Art zu schreiben, und ich weiß also, von wem er kommt.
Eine gute Handlung ist nie verloren, sagt das Sprichwort, und ich
bin erfreut, daß ich hier eine Dankbarkeit eines Indianers finde.“

„Sie machen mich in der That sehr neugierig, Malachi, daß zu
erfahren, was Sie meinen; von wem glauben Sie denn, daß der
Brief komme?“

„Nun, Sir, sehen Sie dieses Zeichen hier?“ sagte Malachi, in-
dem er auf eines der untersten Zeichen auf der Rinde deutete.

„Ja, es ist ein Fuß; nicht wahr?“

„Ganz richtig, Sir, und nun werden Sie wissen, von wem er
kommt.“

„Ich weiß es noch nicht.“

„Erinnern Sie sich zweier vergangener Winter, und daß wir
auf ein indianisches Weib stießen, welches wir nach Hause trugen,
und dem Ihr Vater ihren verrenkten Knöchel einklammerte.“

„Gewiß; ist er von ihr?“

„Ja, Sir, und Sie erinnern sich, daß ich sagte, Sie gehöre zu
dem Trupp, welcher der zornigen Schlange folgte.“

„Ich erinnere mich dessen wohl; aber nun, Malachi, lesen Sie
mir den Brief vor, denn ich bin äußerst ungeduldig, das zu erfahren,
was Sie schreibt.“

„Ich werde es, Herr Alfred. Nun sehen Sie, da ist die Sonne
mehr als halb und mit diesen Punkten ist es die untergehende und
nicht die aufgehende Sonne; die untergehende Sonne zeigt also den
Westen an.“

„Nun gut, das ist, glaube ich, klar.“

„Das sind zwölf Wigwams, das ist zwölf Tagereisen für einen

es gingen in dem

entlich viele Mor-
s in hier angelom-
00; — Alle nach

ckelt in der Unter-
wohl wenige, der
werden. In St.
ein des Sklaven-
und wird nächstens
Ministerium will
n und hat in die-
Das sind wohl
nachrichte. Wer sich
republikanischen
: „Onkel Tom's
der Provinz St.
sich eine Gesell-

rsprache.

vanischen Zeitung

ederbett und son-
; eines, das die
einen Gärtner auf
J. — N. und ihn
atern Seite nächst

(G. B.)

24. April 1853.
Basel!

den Dank Ihnen
gezeichnet geleistet
dem Sie mit uns
gehabt, weil wir
und haben die
noch ein schönes
und geschriebenes
freundschaftlich um
at sich gar men-
schlichen möchten
en Herren Bed
Nr. 759 und 760
Meisten, welche
ald noch so hoch.
gezeichnete möchten
nung thun möch-
nen werden von

Kühni,
iska Schmidt,

zu Basel, wel-
n Original col-
mmung mit dem-

b, Notarius.
für den Kanton
Nr. 159 Spi.

Kriegsmann, welche die Indianer auf fünfzehn Meilen für einen Tag rechnen. Wie viel macht zwölftmal fünfzehn, Sir?"

"Hundertachtzig, Malachi."

"Nun gut, Sir, das will also sagen, es ist hundertachtzig Meilen dahin, oder von da. Die erste Figur ist nun ein Häuptling, denn sie hat eine Adlerfeder auf dem Kopf, und die voranstehende Schlange ist sein Totem: 'die zornige Schlange,' und die andern sechs bedeuten die Anzahl des Trupps. Sie bemerken, daß der Häuptling und die erste Figur unter den sechs eine Finte in ihrer Hand haben, und dies zeigt uns, daß sie alle zusammen nur zwei Finten besitzen."

"Sehr gut, aber was bedeutet die kleine Figur, welche die Arme auf dem Rücken, dem Häuptling folgt?"

"Das ist das ganze Geheimniß des Briefes, Sir, ohne welches er gar keinen Werth hätte. Sie sehen, daß die kleine Figur ein Paar Schneeschuhe über sich hat."

"Ja, das sehe ich."

"Nun, die kleine Figur ist Ihr Bruder Percival, welchen wir für todt hielten."

"Gütiger Himmel! ist es möglich?" rief Alfred aus. "Er wäre also am Leben."

"Daran ist hiernach nicht zu zweifeln, Sir," versetzte Malachi, "und nun will ich Ihnen den ganzen Brief erklären. Ihr Bruder Percival wurde durch die zornige Schlange und seine Bande aufgefangen und an einen Ort gebracht, welcher hundert und achtzig Meilen westwärts liegt. Diese Kunde kommt von dem indischen Weibe, welches sich bei seinem Trupp befindet, und deren Leben durch Ihre Güte erhalten wurde. Ich glaube nicht, Herr Alfred, daß irgend ein weißer Mensch einen Brief hätte schreiben können, der klarer und selbsterleuchtender wäre."

"Ich stimme mit Ihnen überein, Malachi, aber die Nachricht hat mich so überrascht, und ich bin von Freude und von Angst so aufgeregt, daß ich kaum weiß, was ich sage. Percival lebt! Wir werden ihn wieder bekommen, wenn wir auch tausend Meilen zu gehen und zweltauftausend Indianer zu besiegen hätten. O, wie glücklich das meine Mutter machen wird! Aber was sollen wir thun, Malachi? Sagen Sie es mir, ich beschwöre Sie!"

"Wir müssen nichts thun, Sir," entgegnete Malachi.

"Nichts, Malachi!" erwiderte Alfred überrascht.

"Nein, Sir, wenigstens für jetzt nicht. Wir haben die Nachricht, daß der Knabe am Leben ist, wenigstens ist das zu vermuthen; daraus folgt, daß die Indianer nicht wissen, daß wir solch eine Nachricht erhalten haben, und sie würden, wenn sie es wüßten, das Weib auf der Stelle tödten. Die erste Frage, Sir, die wir an uns selbst stellen müssen, ist die, warum sie den Knaben gefangen haben; denn sie würden sich nicht die Mühe gegeben haben, einen kleinen Knaben in dieser Weise zu fangen, wenn sie nicht irgend eine Absicht dabei gehabt hätten."

"Es ist die wahre Frage, die ich aber an Sie stellen muß, Malachi."

"Wohlan, Sir, ich will sie nach meinem besten Wissen und Gewissen beantworten, und ich beantworte sie also: Die zornige Schlange kam in die Ansiedlung und sah unsern Vorrath an Pulver und Kugeln, sowie von vielen andern Dingen. Sie würde uns im letzten Winter angegriffen haben, wenn sie eine Gelegenheit gefunden, und eine Aussicht auf Erfolg gehabt hätte. Einer von der Bande wurde getödtet; dies zeigte ihnen, daß wir auf der Hut seien, und daß das Unternehmen scheitern würde. Er beschränkte sich also darauf, den Knaben aufzufangen, den wir zu der Zeit hinter uns ließen, als Sie von dem Panther verwundet und von uns fortgetragen wurden, und er beabsichtigt, einen Handel mit uns durch seine Zurückgabe zu schließen. Dies ist meine Ueberzeugung."

"Ich zweifle keinen Augenblick, daß Sie recht haben, Malachi," sagte Alfred nach einer Pause. "Wir müssen daher aus der Noth eine Tugend machen, und ihm geben, was er verlangt."

"Nein, nein, Sir; wenn wir das thun würden, so würden wir ihn anfeuern, ihn wieder zu sehen."

"Was sollen wir denn aber thun?"

"Ich bestrafen, wenn wir können. Jedenfalls müssen wir jetzt was und wir dürfen nichts unternehmen. Genug, daß wir uns von der Nachricht davon haben, daß der Knabe in Ihrer Hand ist, und daß er unter gewissen Bedingungen, wahrscheinlich

in diesem Frühjahr zurückgegeben werden wird. Wir haben also Zeit, zu bedenken, was wir thun sollen."

"Ich glaube, Sie haben Recht, Malachi."

"Ich hoffe, ihn jetzt zu überlisten, Sir," versetzte Malachi, "aber wir werden sehen."

"Nun gut, Malachi; werden wir aber dieses Jemand wissen lassen, oder es als Geheimniß bewahren?"

"Ich habe darüber nachgedacht, Sir. Wir dürfen bloß Martin und seine Frau in das Geheimniß ziehen."

"Sie haben Recht; aber welche Freude würde es meinem Vater und meiner Mutter machen!"

"Ja, Sir, und auch der ganzen Familie, daran zweifle ich nicht; aber nur für die Stunde, nachdem Sie es ihnen erzählt haben würden. Aber welchen Schmerz würde es ihnen mehrere Monate hindurch verursachen."

"Sie haben Recht, Malachi; machen Sie also, wie Sie gesagt haben, Martin und seinem Weibe Ihre Mittheilungen, und ich will das Geheimniß so treu wie jene bewahren."

"Eine Hauptsache ist es, daß wir wissen, wo der Knabe ist," bemerkte Malachi, "denn wenn es nothwendig sein sollte, einen Streifzug nach ihm zu machen, so wissen wir, welche Richtung wir einzuschlagen haben. Nebstdem ist es eine Hauptsache, die Stärke des Feindes zu kennen, damit wir wissen, wie stark wir in dem Falle sein müßten, daß es nothwendig wäre, ihn mit Gewalt oder durch List zu befreien. Dieses Alles erfahren wir durch den Brief, und brauchen es nicht durch einen Boten zu erforschen, den wir an die zornige Schlange schicken, deren Kopf ich zu zertrümmen hoffe, ehe ich noch mit ihr zu thun gehabt habe."

"Wenn ich ihn treffe, muß einer von uns beiden fallen!" sprach Alfred.

Die Unterredung wurde hier abgebrochen, Alfred und alle in das Geheimniß Eingeweihten vertheilten nie das Geringste von diesem. Der Winter ging ohne irgend eine Störung vorüber.

(Fortsetzung folgt.)

Originalbrief des Felix Wiedmer, gewesenen Gärtners bei Herrn Großrath v. Stürler in Zegenstorf, jetzt in Nordamerika.

(Vorfassung.)

War zu gerne gehen auch die leichten Einwanderer in deutsche Läden und kaufen ihre Sachen am liebsten von ihren Landleuten, sich einbildend, sie bekommen billiger, aber es ist gerade das Gegentheil. Ich kaufte in den ersten Tagen meines Hierseins von einem Amerikaner einen Buschel Erdäpfel (2 Bernermaß) zu 3 Schilling, einige Tage später kam eine deutsche Farmerfrau und trug und welche an, wollte 5 Schilling für einen Buschel; so forderte mir auch ein deutscher Metzger in einer Schäl 5 Cent für's Pfund Schafffleisch, welches ich dann in einer Amerikaner-Schäl für 2 1/2 Cent kaufte. Da kommt es einem wieder wohl, wenn man etwas englisch gelernt, daß man sich seine nothwendigen Bedürfnisse selbst einkaufen und besorgen kann.

Was nun im Bettern meine Familienverhältnisse anbetrifft, so sind und waren wir alle, Gott sei Dank, bis zur gegenwärtigen Stunde recht gesund und wohl. Der mächtige Altvater des Meeres wie des festen Landes hat uns glücklich und wohlbehalten über das weite Meer geführt; ohne bedeutenden Schaden und Verlust sind wir durch die schlauen Eshelmenneker von New-York und Albany glücklich bis hieher geführt worden; hier hat uns der Kenner der Schiffsate zu entsprechender Anstellung mit gutem Verdienst, und wie es mir bisher scheint, zu sehr rechtschaffenen Leuten geführt. Tief durchdrungen, ich muß es sagen, und mit nassen Augen schreibe ich diese Worte nieder: Ich war und bin weit glücklicher bis dahin von meinem Gotte geführt worden, als ich es verdient und gehofft hatte. Es ist allerdings ein Schweres, es ist ein Hartes, mit einer Familie den alten heimathlichen Boden, die leb gewordenen Leute, seine wohl bekannten Berge und Thäler zu verlassen, in eine weite, ferne, unbekannte Welt zu ziehen, wo man nicht weiß, wie es einem gehen wird. Ich muß es sagen, Zegenstorf ist mir während meines eilfjährigen Aufenthaltes lieb und werth geworden, und betrübter und trauriger ging ich mit banger Sorgen aus dem lieben Dorfe, als ich es zeigte; nun aber

ir haben also Zeit,
ste Malaſſi, „aber
es Jemand wissen
rsten bloß Martin
ve es meinem Ba-
n zweifle ich nicht;
zählt haben wü-
rere Monate hin-
wie Sie gesagt
en; und ich will
der Knabe ist,“
ste, einen Streif-
htung wir einzu-
die Stärke des
wir in dem Falle
ewalt oder durch
den Brief, und
den wir an die
en hoffe, ehe ich
n fallen!“ sprach
red und alle in
igste von diesem.
nen Gärtners
renstorf, jetzt
erer in deutsche
en Landeleuten,
nde das Gegen-
seins von einem
zu 3 Schilling,
trug und welche
te mir auch ein
nd Schafffleisch,
ent kaufte. Da
ich gelernt, daß
usen und besor-
e anbetrifft, so
gegenwärtigen
ter des Meeres
halten über das
Verlust sind wir
Albany glücklich
er Schicksale zu
e es mir bisher
durchdrungen,
lese Worte nie-
meinem Gotte
Es ist aller-
mitte den alten
wohlbekannten
unbekannte Welt
wird. Ich muß
n Aufenthalt
er ging ich mit
igte; nun aber

sind alle meine Sorgen und Kummer verschwunden; Alles ist hinter und glücklich überstanden und Amerika ist für mich, ich glaube es fest, ein gutes, schönes Land; ich erblicke, wenn mir Gott Gesundheit schenkt, eine weit bessere Zukunft für mich und meine Kinder, als in der alten Heimat. Meine Elſa hat sich auf dem Meere sehr gut gehalten, das Grittl ist gegen Erwarten bis dahin immer gesund und wohl geblieben; seine Augen sind noch immer die gleichen; es steht noch immer nur ein wenig. Der Johannes ist auch sehr wohl; er ist fetter und hat röthere Backen als draußen. Ich habe ungemeine Freude an ihm, und meine Frau ist ebenfalls gesund und wohl, nur scheint sie zuweilen sehr lange Zeit zu haben nach ihrem Fritz und Karl Ludwig; täglich spricht sie von ihnen und wünscht, daß sie auch hier wären. Sie sieht es voraus, der Fritz werde draußen besonders mit allzuleichstem Sinne seinen Lohn vergeuden und nicht nur den Lohn, sondern seine schönsten jungen Jahre nutzlos dahin bringen, während er hier noch Vieles lernen und dazu noch einen einmal so großen Lohn verdienen könnte. Das Sattlerhandwerk ist ebenfalls ein sehr gutes Geschäft hier; es werden unglaublich viele Pferde in der Stadt gehalten. Der Lurus mit schönem Pferdegeschirr und leichten schönen Reitwägelchen ist wohl noch größer als selbst in der Stadt Basel; dann wird Alles beim Stuhl gearbeitet; schafft man viel, so verdient man viel. Ich für mich will Niemanden zur Auswanderung anstrengen, es ist ein allzuwichtiger Schritt, doch sage ich, ich wollte lieber noch drei Mal übers Meer fahren, als draußen das Elend, die Noth und den Jammer länger mitanzusehen. Die unersättliche, nie bestiegende Gabel der Einen verkümmert das Leben und das Daseln von tausend Andern. Der fleißigste, geschickteste Arbeiter verdient sich draußen kaum so viel, um sein elendes Daseln zu fristen, hier aber kann man mit obigen Eigenschaften, wenn man ein wenig mit Einsicht und Verstand die Sache anzufangen weiß, glücklich durchkommen. Aber eben das ist der größte Fehler unter der untern Volksklasse, sie haben nicht den nöthigen Muth und Courage, sich selbst in einem so fremden Lande durchzuhelfen; selbst wenn sie noch Geld haben, so glauben sie allzuleicht ihren schlechten Landeleuten. Die Wenigsten der ärmern Leute, welche es am nöthigsten hätten, geben sich die Mühe, etwas zu lesen, Sprachen und Sitten zu lernen; wie ein Esel kleben sie am Altes; sie reden nur von wohlfeilem Lande und großem Verdienst, ohne zu bedenken, daß dafür auch etwas geleistet werden muß. Da man muß es nur selbst mitangesehen haben, wie dumm und verschroben sich die größten, rauesten Männer benahmen, welche auf dem gleichen Bureau Alford schlossen, wo ich, und keiner ein Wort reden durfte; da ließen sie sich beschämen, wie man nur wollte; keiner hatte sich beim Consul berathen lassen, obsonst sie hundertmal in der Schweiz gelesen hätten, dieses ja nicht zu verschämen. Keinem war es in den Sinn gekommen, zu fragen, wie viel Uebergewicht er bezahlen müsse, bis in der letzten Viertelstunde, wo die Riften schon eingeladen waren; o! wie Nauchem tritt da der kalte Schweiß auf die Stirne, wenn es heißt, du mußt 20, du mußt 30, und du mußt noch mehr Dollar bezahlen; mit bleichem Gesicht und nassen Augen sehen sie ihre Kinder an, die Riften gehen fort, und sie haben nicht Geld zu bezahlen und bleiben in New-York, und wo anders, als im Wirthshause, wo sie dann ihre letzten Kreuzer verzehren und dann kein Geld und keine Riften mehr haben. Andere hingegen gehen über Buffalo, um in den Staat Ohio zu kommen und affordiren bis Cleveland. In Buffalo angekommen, heißt es dann, der Erie-See ist zugefroren, ihr könnt nicht weiters, und müßt warten bis im Mai. Dann ist ihr Fahrbiſſet nichts mehr nütze, sie müssen in Buffalo bleiben; das ist ein kaltes, armes Nest. So ging es dem Selter und einem Lobfeger. Vergebens sagte ich Manchem auf dem Schiffe: wirf dieses und jenes fort und verkaufe es! Aber nein, da müßte jeder Fudel und jeder Fegen noch eingepackt werden. Nicht minder schlecht geht es vielen Andern, wenn sie glauben, folglich und ohne Mühe einen großen Lohn zu verdienen. Ich rufe es noch einmal, es erfordert Muth und Umsicht, es erfordert einen lebhaften Geist und ein festes Gottvertrauen, um in Amerika Glück zu finden. Mancher hat sich schon bitter getäuscht und fand erst nach vielen Jahren und nach großem Schaben, was er suchte. Unſre Marianna ist jetzt seit drei Wochen bei einem Farmer, 6 Meilen von der Stadt, um die englische Sprache und das Nähen zu erlernen. Sobald es die Sprache ein wenig kann, muß es dann in Rochester einen Platz haben, wo es sich einen schönen Lohn verdienen wird.

Nun, mein lieber Herr Rathsherr, ich hätte Ihnen noch hundert Dinge von Amerika zu berichten, wenn ich nur einen Abend bei Ihnen sein könnte, allein ich will nun für dieses Mal endigen.

Rücken Sie diesen Brief gefälligst auch in den „Koloniſt“ in Bern ein, zur Belehrung für die Nachkommen. (Folgen noch viele Grüße.)

Felix Widmer.

Die Kolonie „Senador Verguetro“ zu Ibicaba in St. Paulo. Ihre Einrichtung und Verwaltung.

(Als Fortſ. zu Nr. 21 auf S. 1.)

Ein geschickter Tischler (Gret) macht Schiebkarren und Maschinen, welche auf der Fazenda nöthig sind. Die alten früher gebräuchlichen Karren, mit ihrem knarrenden Getöse, wie in Portugal gebräuchlich, sind verschwunden und durch bessere ersetzt, wie sie bei civilisirteren Völkern in Gebrauch gekommen. Ein Küfer, welcher kleine Fäßchen für die Maulthieltreiber verfertigte und viel davon verkaufte, verdiente ein schönes Stück Geld und verließ die Kolonie, um sich in Santos niederzulassen, wo er bald darauf am gelben Fieber starb. Einige Kolonisten bauen Tabak, theils zum eigenen Gebrauch, theils zur Verfertigung von Cigarren, die sie verkaufen.

In Ibicaba zählt man 37 protestantische und 32 katholische Familien, welche friedlich zusammen lebten. Die Katholiken gehen zur Kirche nach Almeida, und die Protestanten vereinigen sich zum Gottesdienste in einem Saale. Auf dem freien Plage in der Mitte des Dorfes soll eine Kirche erbaut werden. Es befinden sich zwei Schulen in der Kolonie. Die eine ist für Knaben, die andre für Mädchen bestimmt, welche außerhalb der Kaffe-Ernte fleißig besucht werden. In der Knabenschule sind 70 Jungen, welche Unterricht in deutscher Sprache, Arithmetik, Schreiben und Religion, d. s. Doctrin empfangen. Sie bezahlen monatlich 320 Reis für den Kopf und da die Regierung gewöhnlich die Schullehrer besoldet, so kann diese Ausgabe vermieden werden, sobald ein Lehrer sich findet, welcher auch im Portugiesischen unterrichten kann. Die Kolonie besitzt einen Friedhof, auf welchem beide Glaubensgenossen neben einander ruhen. Protestanten und Katholiken haben dazu beigetragen, ihn mit einer steinernen Mauer einzufassen. Alle Kolonisten bilden zusammen eine philantropische Gesellschaft. Ihr Zweck ist, die Bedürftigen, Wittwen und Waisen zu unterstützen. Die Mittel sind zwar noch gering und beliefen sich 1850 erst auf nicht völlig 40 Milreis, von welchen drei Wittwen 8 Milreis Unterstützung erhalten hatten.

Die Kolonisten gehen im Sommer des Morgens um 6 oder 6½ Uhr und im Winter um 7 Uhr an die Arbeit; allein es wäre besser, wenn sie eine Stunde früher in frischer Morgenluft daran gingen und dagegen während der Tageshitze eine Stunde länger zu Hause blieben. In Santos fängt die Morgendämmerung im Sommer um 4½, im Winter um 6 Uhr an, und der Tag endet gegenſeitig um 7½ und 5½ Uhr Abends. Bevor die Arbeit angetreten wird, nimmt Jeder bloß eine Tasse Kaffee und ein Stück Brod zu sich, nachdem die Erfahrung gelehrt hat, daß ein volles Frühstück vor der Arbeit nur nachtheilig ist. Um 11 Uhr kehrt man nach Hause zurück, weil dann die Hitze beträchtlich wird, und das Frühstück, kräftig und gesund wie ein Mittagessen, erwartet dann die Gäste. Gewöhnlich besteht es aus Schweine- oder Rindfleisch, Gemüsen, Suppe und einer Tasse Kaffee. Nach dem Einnehmen des Mahles wird bis 2 Uhr ausgeruht; die Sonne senkt sich schon hinab, und die Arbeit wird von Neuem bis zum Abende begonnen, worauf zu Nacht gegessen wird, bestehend aus Gemüsen und Wurst, Kaffee mit Milch, Butter und Käse. Ist das Mahl vorüber, so geht man aus, macht Besuche oder empfängt sie, umgeben von der Familie in der frischen Abendluft und raucht dabei ein Pfeifchen von dem selbstgebauten Tabak.

Die Beschäftigungen der Kolonisten sind zwar sehr verschleden; allein welcher Arbeitszweig auch betrieben werde, immer wird zwischen 11 und 2 Uhr ausgeruht. Zum Trinken dienen Milch, Wasser und Zuckerbranntwein. Wein und Bier sind nicht zu haben, deren Mangel anfänglich den Kolonisten sehr empfindlich war, und einige veranlaßte, mehr Branntwein zu sich zu nehmen als zuträglich sein mochte. Sie sind indeß davon zurückgekommen und man kann sagen, daß ihre jetzige Mäßigkeit eine der Hauptursachen der vollkommenen Gesundheit ist, welche sie genießen.

Die meisten Kolonisten halten Vieh und widmen sich der Nachzucht derselben, wobei Maiskörner, Erbsen, Kürbisse, Maismehl und dergleichen auch Heu als Futter dienen. Die Kaffee-Ernte, als hauptsächlichste Beschäftigung, dauert vom Mai bis in November, während welcher Zeit alle Hände aufgeboten werden. Die wichtigsten Monate in dieser Hinsicht sind Juni, Juli und August. Ist das Einsammeln des Kaffees vorbei, so gehen die Kolonisten an die Bearbeitung ihrer Felder, ehe die Regenzeit beginnt, welche gewöhnlich in die Monate December, Januar und Februar, also in Sommer fällt. Nach der Regenzeit, gegen Ende Februar, werden die Kaffeepflanzungen von Unkraut gereinigt, und im März sind die Kolonisten mit der Ernte ihrer eigenen Pflanzungen beschäftigt. Zuletzt wird der Kaffee im Mai nochmals vom Unkraute gereinigt und die Vorbereitung zur bevorstehenden Ernte getroffen. Im Ganzen sind also die Arbeiten über das ganze Jahr vertheilt, und je mehr Sorgfalt auf die Pflanzungen verwendet wird, desto reichlicher fällt der Ertrag.

Die Nahrungsmittel, welche die Kolonisten bauen, bestehen aus Mais, Reis, Bohnen, Mandioca, Zwiebeln, Kohn und anderem Gemüse. Erbsen, Möhren und Kartoffeln haben sie der Aemmen wegen nur mit Schwierigkeit gewinnen können. Aus einer Mischung von Mais- und Weizenmehl backen sie weißes Brod von trefflichem Geschmack, das zwar etwas schwer, aber nahrhaft und gesund ist. Außer Tabak wird auch Nicotinsöl gebaut, das theils zum Brennen, theils zum Essen gebraucht wird, und aus der wilden Jacura wird Essig gewonnen. Wein können sie machen, sobald die Orangenbäume, die sie gepflanzt, reichlich Früchte tragen; Zucker und Thee wachsen vor der Thüre, und auch an Trauben wird kein Mangel sein, da der Weinstock viele Früchte trägt. Von Geflügel werden Hühner, Enten und Puter gezogen, und auch die Zucht von Schweinen und Ziegen viel Aufmerksamkeit verwendet. In der Küche bemerkt man keinen Mangel; Spießfischen, Schinken, Würste hängen überall umher, und jeden Sonnabend wird ein Ochse geschlachtet und das Fleisch zu 60 Reis das Pfund verkauft. Außer Salz, Eisengeräthen und langen Waaren braucht der Kolonist gar nichts aus der Fremde, denn Art und Gade genügen zum Feldbau, und Baumwollensstoffe bilden die Kleidung bei der Arbeit im Sommer. Für den Winter dagegen reichen die aus Europa mitgebrachten wärmeren Gegenstände auf viele Jahre hin.

Sonntag ist der Ruhetag für Alle, an welchem man die Kolonisten auf dem Spaziergange bald zu Fuß, bald zu Pferde antrifft. Mädchen und Jungen gehen in Gärten, um Früchte zu holen, vereinigen sich in Gesellschaften oder beim Essen, sind anständig gekleidet und benehmen sich bei diesen Zusammenkünften mit auffallender Ruhe und Artigkeit. Nach Aussage des Verwalters sind noch gar keine, von Schlägereien oder Verwundungen begleitete Streitigkeiten; auch keine sonstigen Verbrechen vorgekommen, und nur ein armer, unredlicher Dieb des Diebstahls bezüchtigt; er entledigte sich selbst. — Wenn eine Heirath stattfindet, erhalten die Neuvermählten ein Haus zur Wohnung und eine entsprechende Zahl Kaffeebäume zur Pflanzung. Ist die junge Frau mit Kostenvorschuss aus Europa gekommen, so bezahlt der Mann die Fracht an die Aeltern, wogegen diese als Aussteuer bisweilen ein Pferd nebst Kuh zu geben gewohnt sind.

Alle Pflanzungen werden in Santos auf Hügeln und Höhen angelegt, weil auf den Ebenen und Niederungen die Fröste sehr viel zerstören. Wenn man daher Land kaufen will, muß man wohl wissen, was man thut, weil sonst die ganze Berechnung schief gehen kann.

Anzeigen.

Columbia in Pennsylvanien, den 24. April 1853.

Hochgeehrte Herren Bed und Herzog in Basel!

Wir können nicht unterlassen, unsern herzlichsten Dank Ihnen darzubringen für die Güthaten, die Sie den Unterzeichneten geleistet haben, nämlich für auszuwandern nach Amerika, indem Sie mit uns auf's Billigste gesteuert und wegen uns Verlust gehabt, weil wir in Havre 14 Tage auf Ihre Kosten gewesen sind und haben die Kost den letzten wie den ersten Tag genossen und dennoch ein schönes und gutes Schiff und Alles was Sie uns versprochen und geschrieben haben, auf's Treue gehalten und auch recht menschenfreundlich um uns bemüht. Besonders der junge Herr Delpont hat sich gar men-

schenfreundlich um uns angenommen. — Die Unterzeichneten möchten jedem Auswanderungsgegnanten deutlich rathen zu den Herren Bed und Herzog in Basel an der Ecke vom Kohlberg Nr. 759 und 760 und mit ihnen affordiren sammt Allem; denn die Risiken, welche nicht mit Allem in Afford gehen, kommt die Reise bald noch so hoch.

Gechrieste Herren Bed und Herzog, wir Unterzeichnete möchten Sie gütlich ersuchen, daß Sie es in die Vorräcker-Zeitung thun möchten, damit die armen Leute nicht mehr so übernommen werden von Andern.

Die Unterzeichneten:

Mathias Schlächter, Rosalie Kähl,
Rosina Holer, Friederika Schmidt,
Marlana und Julius Holer.

Der unterzeichnete öffentlich geschworne Notarius zu Basel, welcher die vorstehende Abschrift mit dem ihm vorgelegten Original collationirt hat, bekräftigt hiedurch deren Uebereinstimmung mit demselben.

Basel, den 21. Mai 1853.

August Christoph Heiß, Notarius.
Nähere Auskunft, sowie Preise und Abschriften für den Kanton Bern ertheilt der patentirte Agent Hr. G. Hofler, Nr. 159 Spitalgasse in Bern.



Segel- und Dampfschiffahrt nach Amerika!

Bureau zum Schutze der Auswanderer von F. W. Seilhausen in Coblenz (als selbstständig von der Königl. Hochschifflichen Regierung genehmigt).

Die Absfahrten via Bremen, Hamburg, Rotterdam, Antwerpen, Havre und Liverpool finden durch ausgezeichnete Dreimasterpostschiffe 1. Classe jeden Monat am 1., 6., 11., 15., 21. und 26. nach New-York, und im Frühjahr und Herbst jeden Monat 4mal nach New-Orleans resp. Savannah. Die Casäten- und Zwischendeckpreise für die schönen Dampfschiffe City of Manchester und City of Glasgow, von welchen jeden Monat ein Schiff (in circa 14 Tagen) nach Philadelphia (New-York) segelt, sind äußerst billig normal und von mir ermäßigt worden. Durch die Errichtung eines eigenen deutschen Bureau's in Liverpool, vertreten durch meinen Bruder und Geschäftsführer, Herrn Heinrich Seilhausen, Nr. 8 St. Pauls-Square daselbst, ist es mir möglich, allen Auswanderern, und selbst denselben Agenturen und Auswanderer-Vereinen, welche mit mir in Geschäfts-Verbindung zu treten wünschen, die äußerst billigen Ueberfahrtspreise notiren zu können, und zwar unter Zusage einer gewissenhaften und prompten Behandlung. Die Contracte müssen möglichst vier Wochen vor der Abreise abgeschlossen und die Auswanderer im Besitze der nöthigen Consense sein. Mein Prospectus (3. Aufl.) giebt jede wissenschaftliche fernere Auskunft. —

Die Beförderung wird von jeder beliebigen Dampfschiff- und Eisenbahnstation ab übernommen.

Näheres unentgeltlich bei: F. W. Seilhausen in Coblenz

Schiffsgelegenheiten.

Das Auskunft- und Beförderungsbureau des Unterzeichneten speidirt den 1. und 15. jeden Monats, mit Dampf- oder Segelschiffen Passagiere ausschließlich über Bremen nach allen Häfen von Nordamerika und Texas.

Auch werden jeden Monat mehrere bestens ausgerüstete und verproviantirte Schiffe von Hamburg nach Rio Janeiro, Santos, San Francisco und Rio Grande in Brasilien; La Guayra in Venezuela; nach Californien und Australien abgehen.

Die in keinen andern Seehäfen als Bremen und Hamburg zu Gunsten der Auswanderer bestehenden Gesetze und Schutzgesellschaften, die vortreffliche Ausrüstung und Verproviantirung der Schiffe, auf welchen für die Leute gekocht und das Passagiergeld versichert wird, empfehlen diese Einschiffungsgelegenheiten den Auswanderern ganz besonders.

Auf frankirte Anfragen wird gratis die genaueste Auskunft über die erwähnten Expeditionen, und die Begünstigungen, welche in gewissen Fällen den Auswanderern gewährt werden können, gegeben. Rappertshausen, im Juni 1853.

F. de Paravieini.

Der Kolonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.

Jahr-Abonnement 6 Fr.
Halbjahr-Abonnement 3 „
Vierteljahr-Abonnement 1, 50 C.
Man kann auch jederzeit ins
Abonnement eintreten.

Der jeweilige die erste Num-
mer nicht refusiert, wird
für das jeweilige nächstfol-
gende Quartal als verehrt.
Abonnement betragslos, und der
„Kolonist“ demselben dann
regelmäßig eingesandt.

Einrückungsgebühren 14 C. die
einfachste Zeile. Bei
mehrmaliger Wiederholung
teilt eine Preisermäßigung
ein. — Für Abonnemente
und Inserate wendet man
sich portofrei direkt an die
Redaktion.



Der Kolonist erscheint regel-
mäßig alle Sonntage.
Landkarten und Illustratio-
nen werden von Zeit zu Zeit
als Gratisbeilagen mitgege-
ben.

Wahrheitsgetreue Original-
briefe und belehrende Auf-
sätze über Amerika, franko
an die Redaktion gesandt,
finden jederzeit unentgeltliche
Einsendung.

Da der Kolonist aller Politik
fremd, nur den Zweck ver-
folgt, allen schweizerischen
Auswanderern nützlich zu sein,
so bittet die Redaktion um
möglichste Theilnahme um
vielfältiger Verbreitung. Bei
geringster Abonnenten-
zahl würde derselbe denn auch
ohne Preisermäßigung wo-
glich zweimal erscheinen.

Nr. 24.

Bern, Sonntag den 19. Juni.

Dritter Jahrgang. 1853.

Verschiedenes.

Bern. „Das Bundesfest naht mit schnellen Schritten; es steht daselbe vor der Thüre. Durch welche Gassen soll sich der histo-
rische Zug bewegen? Haben auch die hintern Gassen Antheil daran, oder ist die Hauptgasse allein die privilegierte?“ So hörte man
jetzt eine Zeit lang die bernischen Zeitungen alle Tage debattiren.
Jeder Mund war voll des Redens über dieses Fest; selbst die sternen-
nen Bilder auf den Brunnenböden gaben ihre Ansichten über das
Fest zu erkennen und wurden redend in den Spalten der Zeitungen
eingeführt. Nur der „Kolonist“ bleibt stumm, wie ein Fisch über das
Fest, und will er noch mit einem Worte desselben erwähnen, muß er
es heute thun, denn über 8 Tage hat das Fest bereits verrauht, mit
Ausnahme der schweren Köpfe bei Wälen und der leeren Beutel bei
Andern. Es ist wahr, das Fest gab Vielen Verdienst. Gerüste und
Hütten wurden erbaut, Kränze gewunden, Verschönerungen vorge-
nommen alldumal. Corporationen und Gesellschaften schenken Lau-
fende, viele einzelnen Privaten schenken Hunderte von Franken für
das Fest. Reich und Arm, Alt und Jung, von Nahe und Ferne,
will man dem Feste beiwohnen. Alle Stände sollen dabei repräsentirt
werden, alle nationalen Kräfte, Sitten und Gebräuche sollen erschei-
nen und geübt werden. Selbst die Manen unserer Väter, die alten
Kriegshelden — die Gesichter der Vergangenheit wird aus dem Grabe
gerufen. Es ist unzweifelhaft dieser historische Zug das Schönste,
das Großartigste, das Bern je gesehen hat. Aber unwillkürlich drückt
sich uns der Gedanke auf, was würde der alte ehrwürdige Geist die-
ser Personifikation zu uns sagen, wenn er reden könnte. Wie Man-
ches würde er uns sagen, wie Manches uns verwundert fragen?
Sagen würde er uns: „Seid einig Brüder, Eidgenossen im engeren
und weitem Vaterlande. Schmach und Schande über all das poli-
tische Gezänke! Verachtung Jedem, der nur zu herrschen wünscht,
um des schönen Geldes willen, um der Ruhmsucht willen, um der
Politik willen!“ Fragen würde er uns: „Woher dieser äußerst kost-
bare festliche Glanz — diese Pracht? Zeugt dies von dem allgemeinen
Wohlstande der gegenwärtigen Generation? Sind alle Classen Eures
Volkes von unten bis oben glücklich? Habet Ihr die Hungrigen
gespelt und die Nackten gekleidet? — Jedes Volk hat seine Volksfeste
und das Fest des 500jährigen Eintritts Bern in den Schweizerbund
ist gewiß eines der schönsten. Möge der Pauperismus und das Pro-
letariat nach noch einmal 500 Jahren, also bei der 1000jährigen
Fester nicht in dem gleichen Verhältnisse zugenommen haben, wie die-
ses fürchterliche Uebel jetzt bloß seit einem Jahrhundert zugenommen
hat. Möge unser Volk zu jener Zeit dann noch einig und stark sein!
— Gott erhalte das Vaterland!

— Es ist bekannte Thatsache, daß es (selbst robusten und an
Handarbeit gewohnten) Ausgewanderten in allen überseischen An-
siedlungen in der ersten Periode ihres Ansiedlerlebens am weitest-
wichtigen gefallt, zumal noch ganz besonders in den jungen Ko-
lonien, wo nur Urwald und Roden derselben die hauptsächlichsten Er-
gänzungsmittel und Beschäftigungen des neuen Einwanderers sind und
sein müssen. Manchem fallen erst da seine weitausgehegten Hoffnun-
gen, Wünsche, Vorstellungen, Begriffe, und Ideen in die profane
Wirklichkeit zurück. So ging es schon hunderten im Auswanderungs-
sieber Ausgewanderten. Und so erging es auch den bereits früher im
„Kolonist“ oft erwähnten Studlosen Weber, Lehmann und Zürcher,
welche vor bereits zwei Jahren nach Dona Franziska ausgewanderten,
und die — kaum acht Tage nach ihrem Eintreffen in dort — Briefe
und Berichte an ihre Verwandten nach Bern zurücksandten, welche,
obwohl sie am allerwenigsten geeignet waren, ein nur annähernd ge-
treues Bild und Licht über die wahren Verhältnisse in der Kolonie
zu verbreiten, doch begierig in bernische Blätter eingebracht und aufge-
nommen wurden. Nun vernahmen wir aus zuverlässiger Quelle, der
oben erwähnte Hr. Weber habe ganz kürzlich, nach seinem nun län-
geren Aufenthalte in der Kolonie, interessante Briefe an seine Ver-
wandte in Bern zurücksandt, welche ganz anders und viel günstiger
lauten, als jene ersten. Wir möchten daher die Betreffenden im wahren
Interesse des auszuwandernden Publikums ersuchen, diese Briefe
ebenfalls in der Brisse zu veröffentlichen. Diese Aufforderung ist
wohl billig und gerecht, und es ist gewiß besser am Orte, diese mehr
von Sachkenntnis zeugenden Briefe, als jene flüchtig geschriebenen
dem Publikum auch bekannt zu machen.

— Köln, 16. Mai. In den schönen Tagen des laufenden
Monats nimmt die Zahl der Auswanderer außerordentlich zu. In
den drei letzten Tagen beförderte die rheinische Eisenbahn allein mehr
als 800 leister Personen. Wenn man die Zahl derjenigen nur eben
so hoch anschlägt, welche zu Wasser rheinabwärts segeln und man
erwägt, daß viele auf der Köln-Mindener Bahn davon fahren, dann
kann man sich erst einen Begriff von der massenhaften Auswan-
derung dieses Jahres machen. Unter jenen Europäern befand sich
ein sehr erhebliches Contingent aus Nassau. Nach zuverlässigen
Nachrichten, die wir von einem Capitän erhielten, fühlen wir
uns verpflichtet, solche Auswanderungslustige, welche keine Mit-
tel haben, vor einer Reise über den Ocean zu warnen, denn das
Geld soll in New-York herzerstehend sein, in welchem sich die dort
anlangenden geldlosen Europäer befinden. Tausende möchten heimkeh-
ren, wenn sie nur die Kosten zur Retourreise zu erschwingen wüßten.
— In diesen Tagen wurden mehrere Auswanderer von der Polizei

in Verwahrung genommen, weil ihre Legitimationen nicht ausreichend waren.*)

Bremen. Die Abfahrtsstage der Dampfschiffe von Bremen nach New-York sind nun festgelegt. Die Germania geht den 1. Juli und die Hansa den 1. August von Bremen ab. Aus einem Preisverzeichniß, das vor uns liegt, ersehen wir, daß die Reise in diesen Dampfern, wenn schon nicht so wohlfeil, wie in den gewöhnlichen Segelschiffen, doch sehr billig gemacht werden kann. Dann kann der Auswanderer durch diese Dampfschiffsgelegenheit von Bremen aus in 15 bis 20 Tagen in New-York sein, während er per Segelschiff wenigstens 35 bis 50 Tage braucht.

Nordamerika. Vom preussischen General-Postamt ist die Regierung von Washington aufmerksam gemacht worden, daß in den geschlossenen Postkästen von New-York oft Briefe mit verletztem Siegel, und ihrer werthvollen Einlagen beraubt, in Mäcken eintreffen. Der neue General-Postmeister, Hr. Campbell, bestellte in Folge dieser Anzeige einen Agenten, dem es auch bereits gelungen ist, den Dieb in der Person eines seit längerer Zeit angestellten Post-Beamten, Namens Hoffke, bei der That zu ertappen. Viele brave Leute, welche von ihren Ersparnissen den Ihrigen in der alten Heimath durch Uebersendung eines Goldstücks u. eine Freude bereiten wollten, sind durch Hoffke beraubt worden, der jetzt in die Falle ging, indem er einen mit einem Ring beschwerten, nach Deutschland adressirten Brief, den man durch seine Hände gehen ließ, erbrach. In seinem Privatpulte, das er im Postamt unter Schloß und Riegel hielt, fand man 1900 Doll. in Banknoten, vermuthlich ein Theil des Erlöses vom eintreffenden Werth.

Die verlorenen Kinder, oder Geschichte der englischen Farmer-Familie Campbell in Canada (Nordamerika) mit dem bössartigen Indianer-Häuptling, genannt: die zornige Schlange.

(Aus den März- und April-Nummern des „Canadischen Bauernfreund.“ Herausgeber für den Kolonist.)

Es war April, und einige Tage waren Malachi und John sehr beschäftigt, denn es war die Zeit gekommen, die Ahornbäume anzupflanzen, um Zucker zu machen.

Das war eine Lust in den Wäldern, sie bereiteten ein kaltes Mittagessen, thaten es in einen großen Korb und übergaben diesen Heinrich. Herr Campbell vereinigte sich mit der Gesellschaft und sie saßen Alle auf dem Platz umher, welcher zwei Meilen entfernt war.

Der Nachmittag wurde sehr angenehm zugebracht, indem Malachi und Martin ihre Geschichten und Abenteuer in den Wäldern erzählten. Als sie noch über dem Essen waren, streiften Oscar und die andern Hunde, welche sie begleitet hatten, auf ungefähr hundert Schritte Entfernung herum und fingen plötzlich an, heftig zu bellen und murren.

Als sie sich dem Plage näherten, rief Emma aus:

„Dort ist ein Bär! Schaut! An dem Kählfasse dort.“

Malachi und John hatten sogleich ihre Flinten bereit; Mrs. Campbell und Mary waren sehr erschrocken, denn das Thier war nicht hundert Schritte von ihnen entfernt.

„Erschrecken Sie nicht, Ma'am,“ sagte Malachi. „Das Thier ist bloß des Zuckers wegen da; es liebt den Zucker gerade wie den Honig.“

„Ich zweifle nicht, daß es dasselbe Thier ist, welches Sie vor einigen Tagen bei der Honigschmelze sahen,“ sagte Martin. „Wir wollen sehen bleiben, wo wir sind, und ihn betrachten; es kann uns ein Paar Pfunde Zucker kosten, aber zuverlässig wird er Ihnen Lachen erregen.“

„Ich sehe in der That nichts Lächerliches an solch' einem schrecklichen Thiere,“ sagte Mrs. Campbell.

Die Augen der ganzen Gesellschaft, zum Theil erschrocken und zum Theil nicht, waren nun auf den Bären gerichtet, welcher das, was er versucht hatte, als eine Probe betrachtete, und nun sich anschickte, sich selbst freigebeiger zu bedenken.

Er sehte also einen seiner Zähne in den Inhalt der Kählfonne,

*) Auch die Schweizer fehlen oft, indem sie sich nicht gehörig mit Legitimationen versehen. Ein vikarier Pass ist jederzeit das wichtigste Dokument. (H. v. R.)

in welcher bereits die Oberfläche des Saftes kalt war, der untere Theil aber immer noch heiß, und hatte nicht länger als einen Moment seine Lage hineingehalten, als er sie schon wieder mit einem lauten Brummen heraußzog, sich auf seinen Hinterbeinen, auf welchen er saß, aufrichtete und seine verbrannte Lage in der Luft hin und her bewegte.

„Ich sagte es ja,“ bemerkte Malachi scherzend, „er hat es heißer gefunden, als er dachte.“

John, Alfred und Martin lachten laut auf, als sie dieses sahen, und auch Mrs. Campbell und die beiden Mädchen konnten sich des Lachens nicht enthalten.

„Er wird es noch einmal versuchen“ sagte Martin.

„Ja, das wird er,“ entgegnete Malachi. „John machen Sie sich mit Ihrer Flinte fertig, denn das Thier hat uns gesehen.“

„Nun er wird doch diesen Weg nicht kommen?“ rief Mrs. Campbell aus.

„Ja, Ma'am, es ist das Wahrscheinlichste, wenn er erzürnt ist; Sie brauchen sich aber nicht zu fürchten.“

„Ich fürchte mich sehr, Malachi,“ sagte Mary.

„Dann werden Sie vielleicht besser thun, auf fünfzig Schritte mit Herrn Campbell zurückzugehen, wo Sie alles ohne Gefahr sehen werden. Da, er wiederholte es, ich wußte, daß er es thun wird.“

Martin, welcher alle Hunde mit einem Kleinen von Hirschfell zusammengebunden hatte, so wie er den Bären bemerkte, ging nun mit Herrn und Mrs. Campbell und den Mädchen zurück.

Zwischen hatte sich der Bär abermals über die Kählfonne gemacht und brannte sich wieder wie früher; diesmal wurde er zorniger, und er brummte wieder, und als er sah, daß mit ihm Scherz getrieben werde, und zwar von denen, die ihn betrachteten, so stürzte er gegen diese schnell los.

„Nun, John,“ sagte Malachi, „legen Sie auf ihn an, ziele Sie wohl zwischen seine Augen.“

John kniete vor Malachi nieder, welcher seine Flinte gleichfalls fertig hatte; aber zum Schrecken der Mrs. Campbell ließ er das Thier auf 20 Schritte zu sich herkommen. Jetzt erst feuerte er, und das Thier stürzte todt nieder, ohne sich weiter zu regen.

„Ein guter Schuß! Sehr gut getroffen!“ sagte Malachi, indem er auf den Bären losging. „Lassen Sie die Hunde los, Martin, damit sie den Körper der Beute herumzerren, das wir ihnen gut thun.“

„Sind die Bären jetzt gut zu essen?“ fragte Mrs. Campbell. „Nicht sehr,“ versetzte Malachi, „denn sie haben all' ihr Fett während des Winters verzehrt, indessen wollen wir doch die Beine zu Schinken abschneiden, und wenn sie eingefalzen und geräuchert sind, wie anderes Fleisch, so werden Sie finden, daß ein Bärenschinken eine Speise ist, welche Jederman gut nennt.“

In der ersten Woche des Juni bemerkte Malachi, welcher in die Wälder hinausgegangen war, einen Indianer, der auf ihn zukam. Dieser war ein Jüngling von zwanzig oder einundzwanzig Jahren, schlank und augenscheinlich albern; er trug seinen Bogen, Pfeile und einen Tomhawf, hatte aber keine Flinte. Malachi saß in dem Augenblicke auf dem Stamme eines gefällten Baumes; er war nicht mehr als zwei Meilen vom Hause entfernt, und mit seiner Flinte ohne besondere Absicht ausgegangen, obgleich er erwartete, daß er bald eine Nachricht von den Indianern erhalten werde. Er wünschte daher, diesem eine Gelegenheit zu geben, mit ihm zu sprechen.

„Ist mein Sohn aus dem Westen,“ sagte Malachi in indianischer Sprache zu ihm, nachdem er einige Minuten geschwiegen hatte.

„Die junge Otter ist aus dem Westen,“ versetzte der Indianer, „die alten Männer haben ihm von dem grauen Dachse erzählt, der das Leben einer Schlange gehabt, und der mit den Vätern derer gesagt hat, die nun alt sind. Lebt mein Vater mit dem weißen Manne?“

„Er lebt mit dem weißen Manne,“ versetzte Malachi; „er hat kein indianisches Blut in seinen Adern.“

„Hat der weiße Mann Vieles in seiner Hütte?“ fuhr der Indianer fort.

„Ja, viele junge Männer und viele Flinten!“ versetzte Malachi. Der Indianer sehte die Unterredung nicht fort, und daher trat ein Schweigen von einigen Minuten ein. Malachi war überzeugt, daß der junge Indianer abgeschickt worden, um Nachricht zu geben,

daß Vertheil noch am Leben und gefangen sei, und er entschloß sich daher, geduldig abzuwarten, bis dieser den Gegenstand berühren werde.
(Fortsetzung folgt.)

Auszüge aus Briefen.

Brasillien, 25. October 1852.

Lieber Vetter!

Du zeigst früher große Neigung nach Amerika zu wandern, nun kann ich Dir gerade Auskunft geben, wie es hier ausseht, und zwar schreibe ich Dir, wenn Du noch Willens bist, so darfst Du unbeforgt kommen, und schreibe nur an Hrn. C. de Paravacini in Napperschwyl, der spehrt gar viele Leute hieher, denn hier ist ein sehr gutes Land, gesund und sehr fruchtbar, und was man bedarf, kann man selbst pflanzen; jedoch größtentheils ist's mit dem Kaffee zu schaffen, der hier wächst. Wir besitzen 4000 Kaffeebäume, ein Haus und Garten, der auch 30 Banana-Bäume enthält, und wir pflanzen Reis und Weis, überhaupt, was man bedarf, hat man hier und kann selbst mit reichem Erfolge pflanzen. Wir besitzen auch ein Pferd und eine Art Hegen und 30 Hühner in der kurzen Zeit. Wir arbeiten bloß drei Viertelsjahre und ein Viertelsjahr können wir für unser Gutsdünken benutzen, hingegen wachsen thut es das ganze Jahr und ist immer grün; jetzt folgt dann der November und Dezember, wo es beinahe unaufhörlich regnet und das ist der Winter. Januar und Februar ist die größte Hitze, aber nicht so heiß, wie man dort sagt. Gottlob, daß ich hier bin! Man sagt, in Graubünden sei Freiheit, aber das scheint mir eine arme Freiheit; hier in Brasillien ist Freiheit; hier lebt man so frei, wie ein Vogel in der Luft.

Wenn Du noch Willens bist, auszuwandern, so schreibe wie gesagt nur an Hrn. C. de Paravacini und komme hieher und nicht nach Nordamerika. Mit Gruß ic. ic.

Joh. Riesch.

Verzeichniß der Schweizer in der deutschen Kolonie Dona Francisca am 1. Januar 1853.

Bächtold, Andreas, Landmann aus dem Kt. Schaffhausen.
Bächtold, Barbara, Wittwe, geb. Erzinger, ebendaher; Kind: Catharina.
Bächtold, Magdalena, ebendaher.
Bächtold, Verena, Wittwe, geb. (?), ebendaher; Kinder: Michael, Christian, Anna, Samuel, Jakob, Ulrich, Barbara.
Bauer, Baptist, Schneider aus dem Kt. Aargau.
Baumer, Jakob, Landmann aus dem Kt. Schaffhausen; Frau: Magdalena, geb. Nahn; Kinder: Jakob, Adam, Conrad, Salomea.
Blum, Michael, Landmann aus dem Kt. Schaffhausen.
Brobbeck, Contr., Mechaniker aus dem Kt. Schaffhausen; Frau: Theres Barbara, geb. Hähnel; Kinder: Conrad, Heinrich, Margaretha, Felix, Wilhelm, Anna, Jakob.
Bächtold, Caspar, Landmann aus dem Kt. Schaffhausen; Frau: Barbara, geb. Stoll; Kinder: Ursula, Georg, Caspar, Barbara.
Bächtold, Henry, Schneider ebendaher; Kinder: Jakob, Verena.
Bähler, Ulrich, Tischler aus dem Kt. Schaffhausen; Frau: Lina, geb. (?); Kind: Eufette.
Bührer, Maria, Wittwe, geb. Sauerbeck, aus dem Kt. Schaffhausen; Kinder: Adam, Conrad, Magdalena.
Bonob, Dav., Gerber aus dem Kt. Waadt; Frau: Magdelaine, geb. Boulet.
Ehrat, Melchior, Schuhmacher aus dem Kt. Schaffhausen.
Engelberger, Joseph, Steinhauer aus dem Kt. Unterwalden.
Ernel, Anna, aus dem Kt. Schaffhausen.
Fabel, Magdalena, aus dem Kt. Luzern.
Fischer, Martin, Landmann aus dem Kanton Schaffhausen; Frau: Anna, geb. Hegler; Kinder: Anna, Georg, Margaretha, Martin, Johannes.
Fischer, Martin, Forstmann aus dem Kt. Schaffhausen; Frau: Ursula, geb. Müller; Kinder: Margaretha, Catharina, Elisabeth, Barbara, Verena, Maria.
Frei, Heinrich, Landmann aus dem Kt. Thurgau.
Gänshy, Gustav, Landmann aus dem Kt. Thurgau.
Gänshy, Jean, Landmann ebendaher; Frau: Barbara; Kinder: Emil, Arnold, Ewald, Alina.

Gilgen, Christ., Landmann aus dem Kt. Bern; Frau: Anna, geb. Pulver; Kinder: Christian, Anna, Elisabeth, Friedrich.
Haas, Fidel, Landmann aus dem Kt. Luzern; Frau: Dabette, geb. Minder; Kinder: Joseph, Xaver, Maria, Nicolas, Elsette.
Heleler, Joh. Jakob, Landmann aus dem Kt. Appenzell.
Herrmann, Carl, Mechaniker aus dem Kt. Bern.
Heuß, Christian, Landmann aus dem Kt. Schaffhausen; Bruder: Martin, Landmann.
Heuß, Christian, Weber ebendaher; Frau: Maria, geb. Hermann; Kinder: Adam, Salomea, Agnes.
Heuß, Elisabeth, Wittwe, geb. Keller, ebendaher; Kinder: Samuel, Ursula, Christian, Verena.
Heuß, Heinrich, Schuhmacher ebendaher; Frau: Anna, geb. Stamm; Kinder: Jakob, Margaretha.
Heuß, Margaretha, ebendaher.
Heuß, Salomea, Wittwe, geb. (?), ebendaher; Kinder: Michael, Margaretha, Hans, Alexander.
Hirt, Conrad, Selter aus dem Kt. Schaffhausen; Frau: Anna, geb. Hauser; Kinder: Melchior, Elisabeth Maria, Friedrich, Caspar.
Huber, Franz, Landmann aus dem Kt. Schaffhausen; Kinder: Verena, Maria, Martin, Elisabeth.
Hunziker, Caspar, Schuhmacher aus dem Kt. Aargau; Bruder: Friedrich, Landmann.
Keller, Johannes, Landmann aus dem Kt. Bern.
Kesseling, Jakob, Landmann aus dem Kt. Thurgau.
Kichlin, Jakob, Schuhmacher aus dem Kt. Schaffhausen; Frau: Burgine, geb. Gefer.
Klingensfuß, Jak., Landmann aus dem Kt. Schaffhausen; Frau: Barbara, geb. Glyfel; Kind: Joh. Georg.
Klingensfuß, Martin, Schneider ebendaher; Kinder: Andreas, Martin, Magdalena.
Leupp, Anna, aus dem Kt. Schaffhausen.
Leupp, Melchior, Landmann aus dem Kt. Schaffhausen.
Loder, Jenny, Wittwe, geb. Girardet, aus dem Kt. Solothurn; Kinder: Mathilde, Wilhelm, Carl, Cäcilie, Henriette.
Luchem, Samuel, Gerber aus dem Kt. Solothurn; Frau: Rosa, geb. Glardon.
Mächler, Joseph, Landmann aus dem Kt. Schwyz; Frau: Anna Maria, geb. Kleiner.
Mäder, Georg, Selter aus dem Kt. Schaffhausen; Frau: Maria, geb. Wanner; Kinder: Agnes, Margaretha, Martin, Vincenz, Samuel, Georg.
Marit, Joh., Mechaniker aus dem Kt. Bern.
Meister, Hans, Schuhmacher aus dem Kt. Schaffhausen; Frau: Anna, geb. Werner; Kinder: Hans, Verena, Ulrich, Georg, Adam, Michael.
Mepger, Bernh., Landmann aus dem Kt. Schaffhausen.
Meyer, Christ., Landmann aus dem Kt. Schaffhausen.
Meyer, Martin, Landmann ebendaher; Frau: Anna, geb. Kähler; Kinder: Samuel, Ursula, Barbara, Martin, Alexander, Christian.
Mörlhofer, Carl, Lehrer *) aus dem Kt. Thurgau; Kinder: Carl, Caroline, Eduard, Marie.
Monob, Arthur, Landmann aus der Schweiz; Frau: Lydie, geb. (?).
Müller, Frz., Xaver, Landmann aus dem Kt. Zug.
Müller, Georg, Landmann aus dem Kt. Schaffhausen.
Müller, Heinrich, Landmann ebendaher.
Müller, Jakob, Müller ebendaher; Frau: Anna, geb. Vogt; Kinder: Susanne, Elisabeth.
Müller, Johann, Landmann aus dem Kanton Schaffhausen; Kinder: Anna, Barbara, Verena, Elisabeth, Ursula, Sebastian.
Ruhbaumer, Georg, Landmann aus dem Kt. Zug.
Rettischer, Hans, Landmann aus dem Kt. Schaffhausen; Tochter: Margaretha.
Rigmann, Georg, Forstmann aus dem Kt. Schaffhausen; Kinder: Joh. Georg, Jakob, Elisabeth, Maria.
Rigmann, Georg, Landmann ebendaher; Frau: Barbara, geb. Schott; Kind: Emil.

*) Aus dem Generalverzeichniß sämtlicher Bewohner der Kolonie ersieht man, daß der Lehrstand hienach repräsentirt ist. Neben Hrn. Mörlhofer ist in dort noch ein Lehrer aus Preußen, einer aus Sachsen, einer aus Hamburg und einer aus Schleswig. — Pfarrer ist auch einer in der Kolonie, nämlich Hr. Dr. Hoffmann, reformirter Prediger aus Lübeck. (A. d. R.)

Rihmann, Salomea, ebendaher.
 Ruffelberger, Hans, Landmann aus dem Rt. Schaffhausen; Kinder:
 Verena, Christian, Andreas.
 Sauerbeck, Joh., Landmann aus dem Rt. Schaffhausen.
 Schämacher, Franz, Weber aus dem Rt. Schaffhausen; Frau: El-
 sabeth, geb. Dschwald; Kinder: Johannes, Barbara, Elisabeth,
 Franz.
 Schelling, Barbara, Wittwe, geb. Keller, aus dem Rt. Schaffhausen;
 Kinder: Jakob, Barbara, Balthasar, Conrad.
 Schelling, Jakob, Landmann ebendaher.
 Schmalz, Albrecht, Bierbrauer aus dem Rt. Bern; Frau: Marga-
 retha, geb. Jäger; Kinder: Paul, Anna, Sophie, Rosine,
 Albrecht.
 Schmidli, Barthol., Landmann aus dem Rt. Schaffhausen; Frau:
 Elisabeth, geb. Weber; Kinder: Beate, Jakob, Anna, Johann,
 Barbara.
 Schmidli, Johann, Zimmermann ebendaher.
 Stamm, Adam, Landmann aus dem Rt. Schaffhausen; Frau: Mar-
 garetha, geb. Meier; Kinder: Leonhard, Christian, Catharina.
 Stamm, Martin, Guttmacher ebendaher; Frau: Anna, geb. Heusi;
 Kinder: Elisabeth, Johannes, Heinrich.
 Stamm, Samuel, Landmann ebendaher.
 Stoll, Jak., Landmann aus dem Rt. Schaffhausen; Kind: Jakob.
 Stoll, Jak., Landmann ebendaher.
 Stoll, Nicolaus, Bergmann ebendaher; Frau: Elisabeth, geb. Heer;
 Kinder: Jak. Marcus, Conrad, Maria, Barbara.
 Storrer, Conrad, Landmann ebendaher; Kinder: Conrad, Ursula,
 Daniel, Peter.
 Storrer, Georg, Zimmermann ebendaher; Frau: Barbara, geb. Schull.
 Storrer, Gottlieb, Landmann ebendaher.
 Tanner, Elisabeth, Wittwe, geb. Lüscher, aus dem Rt. Schaffhausen;
 Kinder: Barbara, Anna, Maria, Elisabeth, Verena, Ursula.
 Tanner, Franz, Landmann ebendaher.
 Tobler, J. J., Kaufmann aus der Schweiz, Rt. (?)
 Vogelfänger, Jakob, Maurer aus dem Rt. Schaffhausen; Frau: Ve-
 ronika, geb. Greutnau; Kinder: Jakob, Michael.
 Waldbogel, Caspar, Landmann aus dem Rt. Schaffhausen.
 Waldbogel, Martin, ebendaher; Frau: Verena, geb. Sauerbeck.
 Walter, Anna, Wittwe, geb. (?) aus dem Rt. Schaffhausen; Kin-
 der: Heinrich, Jakob.
 Walter, Johann, Landmann ebendaher.
 Walter, Johannes, Landmann aus dem Rt. Schaffhausen.
 Wanner, Heinrich, Weber ebendaher; Frau: Maria, geb. Stamm;
 Kinder: Georg, Salomea, Anna, Barbara.
 Weber, Alr., Landmann ebendaher.
 Weber, Anna, Wittwe, geb. Storrer, ebendaher; Kinder: Sebastian,
 Georg, Barbara, Anna, Ursula.
 Weber, Barbara, Wittwe, geb. Weber, ebendaher; Kinder: Ursula,
 Jakob, Anna, Elisabeth, Barbara.
 Weber, Conrad, Schuhmacher aus dem Rt. Schaffhausen; Kinder:
 Johannes, Conrad, Jakob, Magdalena.
 Weber, Johann, Landmann aus dem Rt. Bern.
 Werner, Melchior, Landmann aus dem Rt. Schaffhausen; Frau:
 Catharina, geb. Blum; Kinder: Jakob, Elisabeth, Margaretha,
 Michael.
 Werner, Michael, Wagner aus dem Rt. Schaffhausen; Kind: Zero-
 nimus.
 Zellweger, Elisabeth, aus dem Rt. Appenzell.
 Zürcher, Ad., Landmann aus dem Rt. Bern. *)

Anzeigen.

Der Kolonist

erscheint auch im zweiten Semester 1853. Man abonniert portofrei bei
 der Redaktion, oder in der Haller'schen Buchdruckerei, oder auf allen
 Postämtern, auf diesen letztern jedoch nur halbjährlich. Wer an einem

*) Dieses Frühjahr sind wieder einige Schweizer nach der Kolonie abgereist;
 auch ein Berner, Namens Gustav Hammerli, Buchbinder aus Biel, ledig.

dieser Orte direkt abonniert, und nicht die Nachnahmenummer abwar-
 tet, erspart sich die Franco-Marke, welche mit allen Nachnahme-
 Nummern (unter 10 Stunden mit 15 Cent. und über 10 Stunden
 Entfernungen mit 20 Cent.) versendet werden muß. Jahr-Abonnement
 6 Fr., halbjährlich 3 Fr., vierteljährlich 1 Fr. 50 Cent.

Die Lithographie hat uns seither an öfterm Einsenden von Illu-
 strationen veräußert, es werden aber jetzt dann schnell mehrere nach
 einander folgen.

Die verehrtesten Leser von Probenummern, denen wir bisher
 einige Nummern zusandten, und welche nicht resüftrten, betrachten
 wir ebenfalls als verehrt. zukünftige Abonnenten, und werden ihnen
 bloß den Betrag für das nächstfolgende Quartal (Juli, August und
 Herbstmonat) mit 1 Fr. 50 Cent. in einer der nächsten Nummern per
 Post nachnehmen und ihnen von da an den Kolonist dann regelmäßig
 einsenden.

General-Agentur für Auswanderung.



Auskunft- und Beförderungsbüreau
 nach Nord- und Südamerika und
 Australien, in Rapperschwil.



Dieses Büreau spehlet fortwährend Auswanderer und Casä-
 Passagiere sowohl in Dampf- als in Segelschiffen ersten
 Ranges nach allen Häfen von Nordamerika zu den besten Prei-
 sen, über Bremen, Hamburg, Antwerpen und Rotterdam,
 so auch nach Australien durch regelmäßig abgehende große schnellfah-
 rende Fregatenschiffe.

Nach den brasilianischen deutschen Kolonien Dona Francisca, Santa
 Cruz, Blumenau, der Gutsbesitzer in der Provinz San Paulo und
 den Kolonien in der Republik Venezuela, von denen allen in den
 letzten Zeiten die günstigsten Nachrichten eingekommen sind, werden
 ebenso fortwährend Engagements angenommen.

Im Fernern ist benanntes Büreau in Stand gesetzt, den Aus-
 wanderern nach Nordamerika, um dieselben vor Breitereien in New-
 York bestmöglichst zu bewahren, schon hier Visette zu deren Besör-
 derung ins Innere des Landes zu den gleichen Preisen zu erlassen,
 wie dieselben bei den Hauptbüreaus in New-York bezogen werden
 können; 10% des Betrages werden in Hier, das Uebrige in New-
 York bezahlt.

Briefe und Anfragen, welche stets unentgeltlich beantwortet wer-
 den, und für Abschlüsse von Verträgen wende man sich gefälligst franco
 an obgenanntes Büreau.

Zu jeglicher Auskunft ist auf frankirte Briefe oder auf persö-
 nliche Anfragen auch die Redaktion dieses Blattes bereit.

Da oft Anfragen an die unterzeichnete Redaktion gelangen
 über verschiedene in „Colonist“ besprochene Auswanderungsangelegen-
 heiten und namentlich auch über die Auswanderung nach den deutschen
 Colonien in Brasilien, worüber in der Regel die hiesigen bernischen
 Agenten keine sichere Auskunft geben können oder oft nicht wahrheits-
 getreu geben wollen, so zeigt dieselbe an, daß sie allerdings be-
 reit ist, so viel an ihr, mit möglichst getreuem Rathe den Auswan-
 derungslustigen an die Hand zu gehen. Da aber oft unfrankirte Briefe
 mit derartigen Anfragen an sie gelangen, so muß sie auf das Be-
 stimmteste verlangen, daß diese frankirt werden, ansonst
 dieselben unbeantwortet bleiben oder resüftrt würden, weil sie nicht ein
 broderwerbendes Geschäft aus den Auswanderungsangelegenheiten zieht
 wie die übrigen Agenten, sondern einzig zum Nutzen und im Interesse
 der Auswanderer ihre Rätze und Erfahrungen denselben mittheilt.
 Auch auf mündliche Anfragen ist sie bereit, Auskunft zu erteilen, die
 Betreffenden müssen sich aber die Mühe nehmen, eine Viertelstunde
 von der Stadt in die Schosshalde zu ihr zu kommen. Gleichzeitig wird
 in Erinnerung gebracht, daß gutgeschriebene, wahrheitsgetreue und be-
 lehrende Briefe von Ausgewanderten jederzeit mit Dank angenommen,
 in den „Colonist“ eingelesen und hernach den Betreffenden wieder zu-
 gestellt werden. Die Adresse der Unterzeichneten ist einfach: Großmülau,
 Lehrer in Bern.

Die Redaktion des Colonisten.

Nummer abwar-
ellen Nachnahme-
über 10 Stunden
Jahr-Abonnement
ent.

denen wir bisher
irten, betrachten
nd werden Ihnen
ult, August und
en Nummern per
dann regelmäßig

erung.

reau
und
I.

er und Cajüt-
schiffen ersten
besten Preis-
Rotterdam,
große Schnellfah-

Francisco, Santa
an Paulo und
allen in den
sind, werden

est, den Aus-
erellen in New-
u deren Besör-
en zu erlassen,
gezogen werden
ebrige in New-

antwortet wer-
illigst franco

er auf persönl-

tion gelangen
angelegen-
den deutschen
gen bernischen

er wahrheits-
allerdings be-
n Auswanbe-

ankfrte Briefe
uf das Be-
den, ansonst

he nicht ein
enheiten zieht
im Interesse

den mittheilt.
ertheilen, die
Wiertelstunde

ichzig wird
reue und be-
angenommen,

an wieder zu
Großnilauß,

listen.

Der Kolonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.

Jahr-Abonnement 6 Fr.
Halbjahr-Abonnement 3 „
Viertelst.-Abonnement 1, 50 C.
Man kann auch jederzeit ins
Abonnement eintreten.

Derjenige, der die erste Num-
mer nicht retusiert, wird
für das folgende nächstfol-
gende Quartal als verehrl.
Abonnent betrachtet, und der
„Kolonist“ demselben dann
regelmäßig eingesandt.

Einkartungsgebühr 14 C. die
einpaltige Zeile. Bei
mehrmaliger Wiederholung
tritt eine Preisermäßigung
ein. — Für Abonnemente
und Inserate wendet man
sich vorzuziehend direkt an die
Redaktion.



Der Kolonist erscheint regu-
mäßig alle Sonntage.
Landkarten und Illustratio-
nen werden von Zeit zu Zeit
als Beilagen mitgege-
ben.

Wahrheitsgetreue Original-
briefe und belehrende Auf-
sätze über Amerika, franko
an die Redaktion gesandt,
finden jederzeit unentgeltliche
Aufnahme.

Da der Kolonist aller Politik
fremd, nur den Zweck ver-
folgt, allen schweizerischen
Auswanderern nützlich zu sein,
so bittet die Redaktion um
möglichste Theilnahme zu
vielfältiger Verbreitung. Bei
genügsamer Abonnenten-
zahl würde derselbe denn auch
ohne Preisermäßigung wo-
chentlich zweimal erscheinen.

Nr. 25.

Bern, Sonntag den 26. Juni.

Dritter Jahrgang. 1853.

Warnung.

Abermals werden hier in New-York Arbeiter zu Tausenden unter
den verlockendsten Vorspiegelungen für den Bau der Panama-Eisenbahn
gesucht. Besonders speculiren die Arbeiter-Verleiher auf neue Einwän-
derer, namentlich aber auf Deutsche, deren Leichtgläubigkeit, Zutrau-
lichkeit und Gutmüthigkeit von jeher in diesem Lande in schmachvollster,
unverantwortlicher Weise gemißbraucht und gründlich ausgebeutet
wurde.

Ich habe mehrfach Warnungen hier und in Deutschland öffentlich
selbst gegeben, oder auch Thatfachen zur Sprache gebracht, die meinen
Landesleuten ihre kurzschichtigen Augen öffnen könnten; allein sie wür-
den vielfach nicht beachtet, ja man sagte mir gelegentlich bei mündli-
chem Abrathen geradezu ins Gesicht: „Ich sei wohl auch Einer von
Denen, die Andern nur seinen guten Verdienst gönnen!“

Darum will ich nicht unterlassen, jetzt nochmals mit meines Na-
mens Unterschrift herauszutreten, um an geeigneter Stelle in Erwäh-
nung zu bringen: daß die amerikanischen Sklavenbesitzer ihre
Schwarzen nicht zur Panama-Eisenbahn-Arbeit geben, weil das
dortige Klima und die Behandlungsweise der Arbeiter von solcher
Art sind, daß nur Verlust an Leben und Geld dabei
herauskommt. Denn das Klima in der dortigen Gegend ist
so mörderisch, um selbst für Neger unerträglich zu sein, und was
die Behandlung der Arbeiter anbetrifft, so ist sie als unverant-
wortlich von allen Seiten bekannt!

Nichts spricht deutlicher zur Bezeichnung der in dieser Beziehung
obwaltenden Verhältnisse, als folgende Thatfache, deren buchstäbliche
Wahrheit mir durch Hrn. Dr. Frey und gewährleistet wurde, dessen
Autorität durchaus in keinen Zweifel zu ziehen ist.

Es gingen im vorigen Jahre von hier sechzehn Ungarn und
Polen hinunter an die Panama-Eisenbahn als Arbeiter; sie ließen sich
durch keine Vorstellungen davon abhalten. Zwölf davon sind noto-
risch unten gestorben; drei kamen mit völlig zerstörter Gesundheit
hierher zurück und von den übrigen Zweien weiß man nicht, wo sie
geblieben sind.

Die Deutschen halten hier nicht so zusammen, wie andere Na-
tionalitäten; darum haben wir keine genauen statistischen Nachrichten
über unsere hinunter in das mörderische Panama-Gebiet verlockten
Landesleute. Aber man nimmt an, daß mindestens schon an zehn
Tausend Deutsche unten begraben liegen!

Das Verhältniß ist im Allgemeinen genau dasselbe wie bei den
Ungarn, Polen u. s. w.

Yankee-Speculanten machen sich kein Gewissen daraus, die Ein-
wanderer reinweg zur Schlachtbank für ihre selbstsüchtigen Zwecke zu

führen; denn sie kosten ihnen ja nichts! Sie kommen herher, trotz-
dem man sie obendrein eine Eingangssteuer im Kopfgelde bezahlen
läßt. Wären es Thiere, wie etwa Schafe, Ochsen, Kühe, Pferde,
Schweine und dergleichen, welche man auch geschenkt bekäme, es würde
keine Eingangssteuer für diese Art Geschenke gefordert werden und
sie dürften besserer Behandlung, Aufnahme und Verwendung sicher
sein. So aber sind es ja nur foreigners (Fremde), Dutchmen,
wie man die Deutschen humm-geringschätzend nennt u. s. w. Es sind
ja nur Menschen! Es ist kein „Ebenholz“, wie die Negersklaven
hießen, das man bezahlen muß.

New-York, am 12. April 1853.

Eduard Fels.

Ich bitte alle Redaktionen öffentlicher Blätter um Aufnahme
vorstehender Warnung.

D. D.

Brief eines Ausgewanderten, höchst wichtig in Bezug auf den Weinhandel nach Amerika.

Die Ausfuhr nach Amerika steht in keinem Verhältniß zu der
Einfuhr, selbst dem soviel Getreide aus der neuen Welt bezogen wird.
Zudem entziehen Auswanderer uns Millionen von Franken und brin-
gen diese nach Amerika. Deshalb es unser ernstliches Bestreben sein
muß, von Amerika wieder möglichst viel Geld an uns zu ziehen. Hierzu
möchte der Käse- und Weinhandel wohl der geeignetste sein. Nament-
lich der Weinhandel wäre gewiß eines der einträglichsten Geschäfte,
das man nach Amerika treiben könnte. Schweizerweine, wie Walliser,
Neuenburger und Waadtländer, würden unzweifelhaft in Amerika sehr
beliebt und gut bezahlt werden. Ja wir sind sogar überzeugt, daß
wenn einmal die schweiz. Eisenbahnen im Gange sind, ein geregelter
Weinhandel nach Amerika selbst unsern Winzern im Seelande, im
Wistlach u. s. w. von unberechenbarer Bedeutung sein müßte. Warum
sollte dieser Gegenstand nicht auch für die Schweiz höchst wichtig sein,
da der Zustand des Weinbaues in Amerika zur Zeit noch (mit ein-
ger Ausnahme, wie z. B. am Ohio r.) von sehr geringem Belange
ist, und die Amerikaner gern Wein trinken und gut bezahlen, und
man aus andern Gegenden Europas schon lange her ungeheurer aus
mit diesem Artikel nach Amerika spekulirt. Wir beglückwünschten diese Ansicht
schon lange, und sie wurde durch folgenden Brief eines Deutschen,
der uns soeben vorliegt, zur Gewißheit erhoben. Wir heben nur aus
dem Briefe hervor, was Bezug auf diesen Gegenstand hat. Der Brief
lautet:

„Du wirst dich noch erinnern, daß mir von vielen Seiten, na-
mentlich auch von Personen, welche man für besser unterrichtet halten

sollte, abgerathen wurde, meinen Wein mitzunehmen, und daß ich ihn gerne zurückgelassen hätte, wenn er mir nur halbwegs bezahlt worden wäre. Da ich ihn nicht unter dem Gelde hergeben wollte, so nahm ich ihn auf gut Glück mit, und gerade das, was man für Mißgeschick hielt, ist zu meinem Vortheile ausgefallen. Den Wein hatte ich bekanntlich in zwei größern Fässern, die ich in Mainz auf den Rath eines erfahrenen Kaufmanns noch ganz besonders verpacken mußte. Derselbe sagte mir, daß die Weinfässer ohne Schutz leicht beschädigt würden und der Wein herauslaufen könnte, wenn man sie beim Umladen herumwerfe. Da ich mich schon überzeugt hatte, daß man nicht leicht mit dem Gepäc umging, entschloß ich mich gern dazu, und kaufte zwei Zuckersässer, welche nach allen Seiten größer waren, als die Weinfässer. Unten in dieselben brachte man nun eine Lage von Heu und Stroh, auf diese stellte man das Weinfäß in der Art, daß rings um dasselbe und zwischen den innern Wänden ein gleichmäßiger Zwischentraum blieb, welchen man möglichst mit Stroh ausstopfte. Nachdem dies geschehen war, brachte man oben auf das Faß wieder eine Lage von Heu und Stroh und presste diese durch das Einsetzen des obern Bodens vom Zuckersaß fest ein. So kann dem Weinfass nichts passieren, denn wenn auch eine Dauge des Zuckersasses einge-
 floßen wird, so hat diese auf das Weinfass doch nur in höchst seltenen Fällen einen nachtheiligen Einfluß.

Das kleine Fäßchen, welches ich zum Gebrauch auf der Reise mitnahm, bedurfte dieser Vorkehrungen nicht, und ich sorgte beim Umladen jedesmal dafür, daß es nicht beschädigt wurde. Auf dem Seeschiffe wollte der Kapitän nicht gestatten, daß ich das Fäßchen ins Zwischendeck nehme, endlich gab er aber doch meinen Bitten nach, und ich erhielt es, nachdem ich die Versicherung abgelegt hatte, das Fäßchen gut anbinden und den Wein nur mäßig gebrauchen zu wollen. Täglich trank ich ungefähr 2 Schoppen von dem Wein, und ich kann die sagen, er erhielt mich aufrecht. Die andern Reisenden fühlten das Bedürfnis einer Erfrischung, und bald hat mich der, bald jener um ein Glas davon. Um Geld und gute Worte ist Alles zu haben, dachte ich, daher ging ich den Kapitän um Erlaubniß an, Wein an die Passagiere abgeben zu dürfen. Da ich mit diesem Artikel gegen Niemand in Konkurrenz trat, gestattete er meine Bitte lachend, mit dem Zusatz, daß die Schiffsmannschaft nicht von meinen Gästen ausgeschloffen sein dürfe. Der Kapitän sammt den andern Offizieren und Matrosen waren bald meine besten Kunden, das Fäßchen ging in kurzer Zeit auf die Neige und die Herrlichkeit hatte ein Ende. Dem Kapitän hatte unser gutes Schwabengewächs, obgleich es nur 48r war, so gut gemundet, daß er eines der großen Fässer aus dem untern Schiffsraum, den sie Schiffssteler nennen, bringen ließ, indem er behauptete, auf dieser Seereise am allerwenigsten Kranke zu haben, was offenbar von dem Genuß des Weines herrühre.

Bei der Ankunft in Amerika hatte ich das große Faß beinahe ausgezapft; den Rest kaufte mir der Kapitän ab. Alles war mir dankbar zu meinem Nutzen hin, denn ich brachte den Elmer auf mehr als hundert Gulden. Der Kapitän sagte mir gleich, ich mache in Amerika Glück mit meinem Wein, weil er milde sei, wie es die Amerikaner lieben.

In New-York hätte ich den Wein verkaufen können, allein ich wollte ihn nicht hergeben, sondern nahm ihn mit nach Buffalo. An-
 derthalb Stunden von dieser Stadt entfernt kaufte ich eine Farm zu 2100 Thaler, 1000 Thaler verwendete ich auf die Einrichtung, worauf mir für unvorhergesehene Fälle noch etwas Geld in der Hand blieb.

Das Weinfass kam ganz gut erhalten aus seiner Hülle hervor, mein Keller hat sich als ein guter Weinkeller erprobt, denn als ich den Wein nach 8 oder 10 Tagen anzapfte, fand ich ihn so gut und gesund, daß ich glaube, er habe durch die Reise eher gewonnen als verloren. Ich danke Gott dafür, daß er mir den Gedanken eingab, meinen Wein mit nach Amerika zu nehmen. Bei den schweren Arbeiten, die auf dem vernachlässigten Gute nöthig waren, that uns ein Glas Wein recht gut, um so mehr, als wir uns nicht so leicht an das amerikanische Bier gewöhnen konnten.

Meine Landleute wußten bald, wo ein Schöpplein Schwabengewächs zu haben sei und sprachen fleißig bei mir ein; von diesen er-
 fuhren es die Amerikaner, welche gleichfalls Geschmack am Remothaler fanden, und so hatte ich binnen wenigen Wochen eine frequente Wirtschaft. Ich merkte, daß die Sache Geld gibt, deshalb ließ ich

sogleich Wein von New-York kommen, der vorzüglich ist, aber einen unerschwinglich hohen Preis hat. Trotz dem aber geht er; wenn ich übrigens von unsern blühenden Remothaler- und Redarweinen hätte, so könnte ich zehnmal mehr verkaufen.

Wenn man in Amerika wirtschaften will, so braucht man vorher nicht lange darum einzukommen, sondern man darf nur bei der Behörde anzeigen, daß man eine Wirtschaft betreiben wolle, dann kann man anfangen, wie und wenn man will. Gewerbesteuer muß man daraus bezahlen.

Ich bitte Dich nun, lieber Vater, und auch Dich, lieber Bruder, mir sobald als möglich etwa 3 Elmer 48r und 9—10 Elmer 48r zu senden. Zum Ankaufen dieses Weines lege ich hier einen Wechsel mit 600 fl. bei, der in Frankfurt zahlbar ist, und auch in Stuttgart leicht wird umgesetzt werden können.

Nehmt zum Versenden keine zu großen Fässer, höchstens solche mit 3 Elmer, da sie beim Verpacken so sehr unbequem sind, und viel leichter beschädigt werden als kleinere. Die Weinfässer sind, wie ich es oben beschrieben habe, sorgfältig in Zuckersässer zu verpacken, und mir in möglichster Eile über Heilbronn zu schicken. Ich hoffe, daß ich künftig viel Wein gebrauchen werde."

Verschiedenes.

Bern. Das in letztverfloßener Woche von Bern gefeierte Bundesfest ist glücklich und schön vorübergegangen. Die ungeheure Volksmenge, die in unzähliger Zahl in allen Gassen und Straßen in und um Bern wogte, ist nach nahe und ferne in die Heimath zurückgetreten und erzählt den Zurückgebliebenen in freudiger Erinnerung von dem noch nie erlebten großartigen Volksfeste, der 500jährigen Feier Bern's Eintritt in den Schweizerbund. Eine nähere Beschreibung des Festes in diesem Blatte zu geben, ist unser Raum zu klein; man kann dieß in extra dazu gewidmeten Schriften lesen. Doch unsern Correspondenten und Freunden in Amerika müssen wir anzeigen, daß vor allem der historische Zug, welcher sich fast durch alle Gassen Bern's bewegte, über die neue Hypothek nach dem Aargauerthalen hinaus und über die alte Brücke wieder in die Stadt hinein, allerdings das Schönste, das Unübertrefflichste und das Großartigste gewesen ist, das Bern noch je gesehen hat. Wie sonst bei vielen gewöhnlichen Volksfesten gemeine Maskerade zum Vorschein kommt, war dieser Zug dagegen so erhaben, so ehrwürdig, so geisthaft feierlich, daß unter den tausend und tausend Zuschauern sich kaum ein Mund zum Lachen öffnen konnte, sondern dagegen das ganze zuschauende Volk wie eine Seele in feierlich stiller, freudiger Wehmuth versank beim Anblicke der Väter, der aus dem Grabe erstandenen Helden. Wem erlangen da nicht die am Tage vorher an der Eröffnungsfest von Hrn. Dr. Zehnder aus Zürich, dem Abgeordneten der Eidgenossen, zum versammelten Volke gesprochenen Worte tief in die Seele: „Eid einig! einig! einig! Eidgenossen. Wir haben ein schönes Vaterland! Vaterland, wer freute sich nicht dein Sohn zu sein!"

Von den Turnern erhielt den ersten Preis Hr. Matti, des Hrn. Pfarrers Sohn in Eblerachern; von den Schwingern die berühmten Schwinger Beer aus dem Emmenthal und Zurflüh aus dem Berner Oberlande (jeder erhielt ein prachtvolles Rind, jedes zu 10 Dublonen Werth). Die Steinstößer verleihten nicht minder, daß noch alte männliche Kraft in den Schweißern ruht; es wurden Steine auf räthmliche Weite gestoßen, die 75 Pfund und sogar solche, die einen Centner wogen.

Alle amerikanischen Zeitungen ohne Ausnahme sind erbittert über die Fahrlässigkeit, durch welche das bereits gemeldete Unglück auf der New-Haven-Eisenbahn verursacht worden ist; einhellig wird die Bestrafung der betreffenden Personen verlangt und allseitig die Veröffentlichung eines scharfen Gesetzes beantragt. Man hofft, daß die Behörden bei dem vorliegenden Falle ein abschreckendes Beispiel statuiren werden; zu gleicher Zeit scheint man aber überzeugt zu sein, daß dieß für die Zukunft von keiner Bedeutung ist. Nur durch ein umfassendes Gesetz kann geholfen werden, weshalb es nothwendig ist, dieß so schnell wie möglich zu erlassen. Unter den umgekommenen Passagieren befindet sich ein Deutscher mit Namen Raphael Steinhelmer.

Von der brasilianischen Regierung ist das Erscheinen einer von Hrn. Dr. F. Schmidt herausgegebenen deutschen und portugiesischen Zeitchrift, deren Zweck ist, die deutschen Einwanderer mit dem

aber einen
wenn ich
hätte, so

man vorher
el der Be-
dann kann
muß man

er Bruder,
ner 48r zu
Bechsel mit
igart leicht

solche mit
viel leicht
wie ich es
und mir
daß ich

terte Bun-
re Volks-
en in und
gurdgetre-
erung von
rigen Feier
reibung des
man kann
fern Corre-
a, daß vor
den Bern's
rdings das
sen ist, das
gen Volks-
u dagegen
er den lau-
schen leben
eine Seele
der Vater,
da nicht die
sehender aus
melten Wolfe
eintgl! Eid-
wer freute

al, des Hrn.
le berühmten
is dem Ver-
10 Dublo-
daß noch alte
a Steine auf
ie, die einen

sind erbittert
Angst auf
lich wird die
tlich die Ver-
offt, daß die
eispiel statul-
feln, daß dies
umfassendes
dies so schnell
hren befindet

schönen einer
nd portugiesi-
erert mit dem

Anbau der einheimischen Gewächse, sowie mit den neueren landwirth-
schaftlichen Erfahrungen bekannt zu machen, genehmigt worden; wir
werden Gelegenheit haben, Auszüge aus dem bereits erschienen ersten
Heft unsern Lesern demnächst mitzutheilen.

— In einer von dem königl. preuß. Minister des Innern er-
lassenen, die im Lande herumziehenden Mormonen-Apostel betreffenden
Verfügung heißt es: „Die Bestrebungen derselben verdienen, abge-
sehen von den Vorwürfen, welche gegen die Grundsätze jener Sekte über die
Ehe und einige andere sociale Gegenstände erhoben wurden, deshalb die
besondere Aufmerksamkeit der Behörden, weil dem Vernehmen nach
die Mormonen-Ansiedelungen in Amerika noch nicht die zur Bildung
eines Staates erforderliche Bevölkerungszahl haben und die Häupter
der Sekte deshalb bemüht sind, Auswanderer von Europa dazuzu-
ziehen, so daß also der Verdacht nahe liegt, daß die hier auftretenden
Abgesandten es sich zum Geschäft machen, diesseitige Unterthanen zur
Auswanderung zu verleiten. Auf derartige Abgesandte soll daher mit
Aufmerksamkeit geachtet, dieselben sollen vorkommendenfalls ausgewie-
sen oder wo es zulässig, zur gerichtlichen Verantwortung wegen Ueber-
tretung des §. 114 des Strafgesetzbuches gezogen werden.“ —

Auch in der Schweiz haben benannte Mormonen-Apostel ange-
fangen, ihre Thätigkeit zu entwickeln, und es wäre daher sehr am
Platze, gegen diese Abgesandten von Regierungen aus Schritte zu
thun, wie in Preußen bereits gethan wurden.

— Aus Mittelfranken, 25. Mal. Die Regierung wendet
ihr Hauptaugenmerk auf die Auswanderungs-Agenturen und wacht
darüber, daß keine heimlichen Auswanderungen stattfinden. Deshalb
sind auch Ueberfahrtsverträge mit ausländischen Agenten von bayeri-
schen Staatsangehörigen abgeschlossen, laut einer Entschliessung vom
11. d., verboten und darf solchen die polizeiliche Anerkennung nicht
ertheilt werden. Die Regierung fordert die betreffenden Behörden auf,
strengstens darüber zu wachen, daß solche Verträge von Seiten der
Auswanderungslustigen nur mit, für Mittelfranken bestätigten Agen-
ten, abgeschlossen werden und nicht, wie kürzlich geschehen, (S. 3.)
mit solchen aus der Schweiz oder aus Württemberg. Wenn aber zum
Beispiel ein Hr. B., welcher für Hr. G. Geschäfte gemacht hatte,
vor etwa 3 Wochen in Geislingen (Großh. Baden) mit der Beför-
derung einer, aus 56 Köpfen bestehenden Auswanderungsgesellschaft
beschäftigt, aufgegriffen und beinahe wieder transportirt wor-
den wäre, so ist gewiß gerechtfertigt, der vielen deutschen Agenten zu
erwähnen, die unterufen und ohne irgend eine genügende Caution ge-
leistet zu haben, in der Schweiz ungehindert ihr Wesen treiben und
heimliche Auswanderungen befördern. Es wäre hierbei eben so sehr
am Platze, daß diesen unterufenen Agenten von der Bundesregierung
auf die Finger geklopft würde, da ja ohnehin die Schweizer-Agenten,
die genügende Garantie geleistet haben, so sehr ins Auge gefaßt wer-
den und in jeder Beziehung strenger Controlle unterworfen sind.“

Für Auswanderer.

Es laufen jetzt so viele sogenannte Amerikaner und andere Scha-
herer auf dem Lande herum, um die Auswanderer für sich zu gewin-
nen. Glaubt ihnen nicht, denn was sie Euch vormachen, ist lauter
Schwindel! Wendet Euch an ein ordentliches Hauptbureau, dessen
guter Ruf auch in dem Publikum begründet ist, oder an dessen Agen-
ten, und laßt Euch ja nicht mehr von Zwischenmännern bethören, de-
nen Ihr doch alle selbst den Verdienst bezahlen müßt. Denn umsonst
reisen diese Schwindler nicht herum; ja sogar, sie kommen extra aus
Amerika herüber, um ihr betrügerisches Geschäft zu betreiben, und
die Leute partheiweise zusammen zu bringen und quasi zu verhandeln.

Laßt Euch nichts der Art gefallen!

Halte Euch an rechtschaffene Haupt-Agenten, welche dafür be-
kannt sind, daß sie nicht allein für die Auswanderer sorgen bis mit ihnen
akkordirt ist, sondern es sich auch angelegen sein lassen, daß die Rei-
senden während der Land- und Seereise wirklichen Schutz haben, und
bis zum Bestimmungsort in Amerika selbst mit guten Empfehlungen
versehen werden.

Eine Seereise ist keine Spazierfahrt, sondern eine Lebensfrage!

Die verlorenen Kinder, oder Geschichte der englischen
Farmer-Familie Campbell in Canada (Nordamerika)
mit dem bössartigen Indianer-Häuptling, genannt: die
zornige Schlange.

(Aus den März- und April-Nummern des „Canadischen Bauernfreund.“ Arrangirt
für den Kolonist.)

„Tödtet die Rätte den weißen Mann nicht?“ sagte endlich der
Indianer.

„Nein, der weiße Mann kann das Eis des Winters so gut er-
tragen, wie ein Indianer. Er sagt ebenso gut, und bringt ebenso
gut Wild zurück.“

„Sind Alle, welche mit ihm gekommen sind, nun in der Hütte
des weißen Mannes?“

„Nein, ein weißes Kind schläft im Schnee, und ist in den Lande
der Gelfter,“ erwiderte Malachi.

Hier trat abermals eine Pause von einigen Minuten ein, dann
fuhr der Indianer fort:

„Ein kleiner Vogel sang in mein Ohr, und sagte: Des weißen
Mannes Kind ist nicht todt, es ging in die Wälder, bis es die In-
dianer fanden und in ein Wigwam in den entferntesten Westen
brachten.“

„Hat der kleine Vogel die junge Otter nicht belogen?“ entge-
nete Malachi.

„Nein, der kleine Vogel sang die Wahrheit,“ versetzte der In-
dianer. „Der weiße Knabe ist am Leben, und in der Hütte des In-
dianers.“

„Es sind viele weiße Männer in der Gegend, welche Kinder
haben,“ antwortete Malachi, „und Kinder werden oft verloren. Der
kleine Vogel mag von dem Kinde eines andern weißen Mannes ge-
sungen haben.“

„Der weiße Knabe hatte eine Pistole in der Hand und Schnee-
schuhe an den Füßen.“

„Das haben Alle, welche im Winterschnee auf das Jagden gehen,“
bemerkte Malachi.

„Aber der weiße Knabe wurde in der Nähe der Hütte des
weißen Mannes gefunden.“

„Warum haben denn die Indianer den Knaben nicht zu dem
weißen Manne gebracht, als sie ihn fanden?“

„Sie waren auf dem Wege nach ihrem eigenen Wigwam und
konnten nicht umkehren; sie fürchteten überdies zu der Hütte des
weißen Mannes zu gehen, nachdem die Sonne untergegangen war,
denn mein Vater sagt, er habe viele junge Männer und viele Filinten.“

„Aber der weiße Mann feuert seine Filinten nicht auf die In-
dianer ab, sie mögen bei Tag oder bei Nacht kommen,“ sagte Ma-
lachi. „Bei Nacht tödtet er die heulenden Wölfe, wenn sie nahe an
seine Hütte kommen.“

Der Indianer schwieg; bei diesen Worten erkannte er, daß die
Wolfschaut, mit welcher der Indianer bedeckt war, als er um die
Baillfaden trock und von John geschossen wurde, gefunden worden
war. Nach einer Weile setzte Malachi die Unterredung fort:

„Ist die junge Otter von einem nahen Stamme?“

„Die Hütten unseres Stammes sind zwölf Tagereisen westwärts,“
entgegnete der Indianer.

„Der Häuptling von dem Trupp der jungen Otter ist wohl ein
großer Krieger?“

„Er ist es,“ antwortete der Indianer.

„Ja,“ versetzte Malachi, „die zornige Schlange ist ein großer
Krieger. Schickt er die junge Otter zu mir, um mir zu sagen, daß
der weiße Knabe noch lebe und in seinem Wigwam sei.“

Der Indianer verstummte wieder, denn er erkannte, daß Malachi
wisse, woher und von wem er komme. Endlich sagte er:

„Es sind viele Monate seit die zornige Schlange den weißen
Knaben gefunden hat, und sie hat ihn mit ihrem Wilde genährt; sie
hat viele Monate gesagt, um ihm seine Nahrung zu geben, und der
weiße Knabe liebt die zornige Schlange wie einen Vater, und die
zornige Schlange liebt den Knaben wie ihren Sohn. Sie will ihn
an Kindesstatt annehmen und der weiße Knabe wird der Häuptling
des Stammes werden. Er will die weißen Männer vergessen und
wie ein Indianer roth werden.“

„Der Knabe ist von dem weißen Manne vergessen, der ihn schon lange unter die Todten gedächelt hat,“ entgegnete Malachi.

„Der weiße Mann hätte sein Gedächtniß, um so bald zu vergessen,“ entgegnete der Indianer; es ist nicht so. Er würde manche Geschenke dem geben, der ihm den Knaben zurückbrächte.“

„Und welche Geschenke könnte er machen?“ bemerkte Malachi. „Der weiße Mann ist arm und sagt mit seinen jungen Männern, wie die Indianer sagen. Was hätte der weiße Mann zu geben, um Indianer zu erfreuen, er hat keinen Wohlstand.“

„Der weiße Mann hat Pulver, Blei und Flinten,“ entgegnete der Indianer, „mehr als er brauchen kann, liegen in seinem Lagerhaus.“

„Und will die zornige Schlange den weißen Knaben zurückbringen, wenn ihr der weiße Mann Pulver, Blei und Flinten giebt?“ fragte Malachi.

„Sie will eine weite Reise machen und den Knaben zurückbringen,“ entgegnete der Indianer; aber zuerst soll der weiße Mann sagen, welches Geschenk er geben will.“

„Es soll mit ihm gesprochen werden,“ entgegnete Malachi, „und seine Antwort soll gebracht werden; aber die junge Dittler darf nicht zu der Hütte des weißen Mannes gehen. Eine Rothhaut ist nicht sicher vor den Flinten der jungen Männer. Wenn der Mond voll ist, will ich der jungen Dittler Antwort sagen, wenn die Sonne untergegangen ist auf der Westseite der langen Wiese. Ist es so recht?“

„Gut, entgegnete der Indianer, welcher aufstand, sich auf dem Hüfse herumdrehte und in den Wald hineinging.“

Als Malachi nach dem Hause zurückkehrte, suchte er eine Gelegenheit, um Alfred das mitzuteilen, was sich soeben ereignet hatte. Nach einer kurzen Unterredung kamen sie überein, daß sie dem Capitän Sinclair, welcher diesen Morgen von dem Fort angekommen war, das anvertrauen wollten, was sich ereignet hatte, um mit ihm über das weitere Benehmen sich zu berathen. Capitän Sinclair war ebenso überrascht als erzürnt, als er vernahm, daß Percival noch lebe, und interessirte sich sehr für die Sache.

„Die Hauptfrage ist, ob es nicht besser sei, auf die Bedingungen dieses Schurken von einem indianischen Häuptlinge einzugehen,“ bemerkte Capitän Sinclair. „Was sind einige Pfund Pulver und eine oder zwei Flinten im Verhältniß zu dem Glücke, welches durch Percivals Rückkehr seinen Eltern zu Theil wird, die ihn so lange als todt beweint haben.“

„Das ist es nicht, Sir, entgegnete Malachi. „Ich weiß, daß Herr Campbell sein ganzes Lagerhaus hingeben würde, um den Knaben wieder zu erlangen; wenn wir ihm Waffen und Munition geben, legen wir die Mittel zur Rache in seine Hände, und es sollte mich durchaus nicht überraschen, wenn wir von ihm und seiner Bande angegriffen, und uns vielleicht durch dieselben Flinten besetzt sehen würden, welche wir nach Ihrem Vorschlage ihnen gegeben haben.“

„Aber was sollen wir denn thun, um den Knaben wieder zu erlangen.“

„Das ist die Frage, welche auf mich laftet,“ entgegnete Alfred, „denn ich stimme vollkommen mit Malachi überein, daß wir ihm Waffen und Munition nicht geben dürfen, und ich zweifle, daß er irgend etwas Anderes annimmt.“

„Nein, Sir, das wird er nicht, dafür stehe ich gut,“ entgegnete Malachi; „ich denke daher, daß nur ein Weg ist, der uns irgend eine Aussicht eröffnet.“

„Welchen Gedanken haben Sie denn, Malachi?“

„Die zornige Schlange und seine Bande hat uns ausgespäht, und wären wir nicht so sehr auf unserer Hut gewesen, so würden sie uns angegriffen und alle gemordet haben, das ist klar. Sie konnten dies nicht; sie raubten daher Percival und behielten ihn zurück, um ihn nur gegen den von ihnen festgesetzten Preis zurückzugeben. Nun, Sir, kam die junge Dittler zu uns, und erbot sich wieder zu kommen. Wir haben ihm für sicheres Geleite keine Bürgschaft geleistet, und daher müssen wir, wenn er wieder kommt, einen Hinterhalt für ihn bereit haben, um ihn zum Gefangenen zu machen. Dazu bedürfen wir aber, Sir, den Beistand des Obersten, denn er muß auf dem Fort eingeschlossen werden, weil wir ihn auf dem Gute nicht bewahren können. Dann können wir den indianischen Burschen gefangen nehmen und als Geißel für Percival so lange zurückbehalten, bis wir mit der zornigen Schlange ein Uebereinkommen getroffen haben werden.“

„Ihr Gedanke, Malachi, gefällt mir sehr wohl,“ entgegnete Capitän Sinclair, „und wenn Alfred mit mir übereinstimmt, will ich den Oberst von Allem in Kenntniß setzen, wenn ich diese Nacht nach Hause kehre, und ich werde sehen, ob er damit einverstanden ist, daß wir einen solchen Schritt thun.“

(Fortsetzung folgt.)

Anzeigen.

Der Kolonist

erscheint auch im zweiten Semester 1863. Man abonniert portofrei bei der Redaktion, oder in der Haller'schen Buchdruckerei, oder auf allen Postämtern, auf diesen letztern jedoch nur halbjährlich. Wer an einem dieser Orte direkt abonniert, und nicht die Nachnahmenummer abwartet, erspart sich die Franko-Marke, welche mit allen Nachnahmenummern (unter 10 Stunden mit 15 Cent. und über 10 Stunden Entfernung mit 20 Cent.) versendet werden muß. Jahr-Abonnement 6 Fr., halbjährlich 3 Fr., vierteljährlich 1 Fr. 50 Cent.

Die Lithographie hat uns seither an öfterm Einsenden von Illustrationen veräußert, es werden aber jetzt dann schnell mehrere nach einander folgen.

Die verehrtesten Leser von Probenummern, denen wir bisher einige Nummern zusandten, und welche nicht reüssirten, betrachten wir ebenfalls als verehrt. zukünftige Abonnenten, und werden ihnen bloß den Betrag für das nächstfolgende Quartal (Juli, August und Herbstmonat) mit 1 Fr. 50 Cent. in einer der nächsten Nummern per Post nachnehmen und ihnen von da an den Kolonist dann regelmäßig einsenden.

General-Agentur für Auswanderung.



Auskunft- und Beförderungsbüreau nach Nord- und Südamerika und Australien in Mapperschwil.



Dieses Büreau spezialisiert fortwährend Auswanderer und Casat-Passagiere sowohl in Dampf- als in Segelschiffen ersten Ranges nach allen Häfen von Nordamerika zu den besten Preisen, über Bremen, Hamburg, Antwerpen und Rotterdam, so auch nach Australien durch regelmäßig abgehende große schnellfahrende Fregatenschiffe.

Nach den brasilianischen deutschen Kolonien Dona Francisca, Santa Cruz, Blumenau, der Gutsbesitzer in der Provinz San Paulo und den Kolonien in der Republik Venezuela, von denen allen in den letzten Zeiten die günstigsten Nachrichten eingekommen sind, werden ebenso fortwährend Engagements angenommen.

Im Jernern ist benanntes Büreau in Stand gesetzt, den Auswanderern nach Nordamerika, um dieselben vor Vorkosten in New York bestmöglichst zu bewahren, schon hier Billette zu deren Beförderung ins Innere des Landes zu den gleichen Preisen zu erlassen, wie dieselben bei den Hauptbüreaus in New-York bezogen werden können; 10% des Betrages werden in Jern, das Uebrige in New-York bezahlt.

Briefe und Anfragen, welche stets unentgeltlich beantwortet werden, und für Abschlüsse von Beträgen wende man sich gefälligst franco an obgenanntes Büreau.

Zu jeglicher Auskunft ist auf frankirte Briefe oder auf persönliche Anfragen auch die Redaktion dieses Blattes bereit.

Druck der Haller'schen Buchdruckerei in Bern. Verlag und Redaktion: G. G. Großniklaus, Lehrer in der Schöpfhalde bei Bern.

Die N. 26 habe ich noch nicht erhalten, will 12.
E. de P.

Der Kolonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.

Jahr-Abonnement 6 Fr.
Halbjahr-Abonnement 3 „
Vierteljahr-Abonnement 1, 50 C.
Man kann auch jederzeit ins
Abonnement eintreten.

Der jeweiligen die erste Num-
mer nicht resubskribiert, wird
für das jeweilige nächstfol-
gende Quartal als verehrt,
Abonnent betrachtet, und der
„Kolonist“ demselben dann
regelmäßig eingeschickt.

Einschickungsgebühr 14 C. die
einspaltige Zeile. Bei
mehrmaliger Wiederholung
tritt eine Preisermäßigung
ein. — Für Abonnements
und Inserate wendet man
sich portofrei direkt an die
Redaktion.



Der Kolonist erscheint regel-
mäßig alle Sonntage.
Landkarten und Illustratio-
nen werden von Zeit zu Zeit
als Gratisbeilagen mitgege-
ben.

Wahrheitsgetreue Original-
briefe und belehrende Auf-
sätze über Amerika, Frank-
reich, die Redaction gesandt,
finden jederzeit unentgeltliche
Aufnahme.

Da der Kolonist aller Politik
fremd, nur den Zweck ver-
folgt, allen schweizerischen
Auswanderern nützlich zu sein,
so bittet die Redaction um
möglichste Theilnahme zu
vielspaltiger Verbreitung. Bei
geringerer Abonnentenanzahl
würde derselbe denn auch
ohne Preisermäßigung wö-
chentlich zweimal erscheinen.

Nr. 26.

Bern, Sonntag den 3. Juli.

Dritter Jahrgang. 1853.

Die verehrtesten Leser von Probenummern, denen wir bisher
einige Nummern zusandten, und welche nicht resubskribierten, betrachten
wir ebenfalls als verehrt, zukünftige Abonnenten, und werden ihnen
blos den Betrag für das laufende Quartal (Juli, August und Herbst-
monat) mit 1 Fr. 50 Cent. in der nächsten Nummern per Post nach-
nehmen und ihnen den Kolonist dann regelmäßig einschicken.

Wegen in diesem Quartal bedeutend vermehrter Leserszahl, und
weil nun den Augenblick von dem Richten über die deutschen Kolonien
in Brasilien nicht genug vorrätzig, konnten wir heute dasselbe nicht
zu allen Probenummern beilegen, werden aber dann dasselbe oder eine
andere Illustration dafür an alle Abonnenten nachliefern.

Die Redaktion.

Die deutschen Kolonien in Brasilien. *)

Provinz Bahia Die Kolonie Ilheus, in den zwanziger Jah-
ren gegründet, wurde bald nachher von den meisten Ansiedlern wieder
verlassen und beinahe aufgelöst. Die übrigen Gebliebenen und deren
Nachkommen, die sich mit dem Anbau tropischer Gewächse, namentlich
des Kaffees, beschäftigen, befinden sich gegenwärtig in ziemlich gün-
stigen Verhältnissen; in noch besserer aber die zu derselben Zeit ent-
standene, von Deutschen, Franzosen und Schweizern bewohnte

Kolonie Leopoldina bei Caravallas, einem besuchten Hafen in
der Provinz Espirito Santo; sie liefert eine bedeutende Ausfuhr
von Kaffee, Mandioca und Tapioka. Mehrere sehr wohlhabende
Schweizer befinden sich dort; jedoch gewinnt dieselbe noch an Bevöl-
kerung und an Ausdehnung.

In der Provinz Pernambuco, 6 Stunden von der Hauptstadt
entfernt, liegt die kleine deutsche Kolonie Catacon, gegründet 1826,
deren Bewohner durch Kohlenbrennen wohlhabend geworden sind. (Sie
befindet sich nicht mehr auf unserer Karte.)

Alle diese bisher genannten Kolonien hatten in den ersten Jahren
mit großen Schwierigkeiten, namentlich von dem tropischen Klima her-
rührend, zu kämpfen, sind wegen der gleichen Ursache nicht zur Ein-
wanderung zu empfehlen und haben auch wirklich seit ihrer Gründung
keinen wesentlichen Zuwachs erhalten.

Provinz Rio de Janeiro. Die älteste Kolonie derselben, Neu-
Freiburg, auf königlichen Befehl im Jahr 1818 angelegt, sollte
nach dem ursprünglichen Plan eine katholische Schweizer- und Muster-
Kolonie sein, bestand aber zum größern Theile aus Gefandeln, das ein-
gewissermaßen in Deutschland, der Schweiz und Holland angewor-

ben hatte. Die Geschichte der Gründung von Neu-Freiburg ist eine
sehr traurige; nachdem die Kolonie der Neglerung etwa 3 1/2 Millio-
nen Gulden gekostet, war nur noch ein kleiner Theil der ursprüngli-
chen Einwanderer dort vorhanden. Im Jahr 1825 wurde eine An-
zahl protestantischer Hefen daselbst angeseßelt. — Trotz aller Schwie-
rigkeiten und Unglücksfälle hat sich Neu-Freiburg im Laufe der Zeit
gehoben und ist gegenwärtig ein freundliches Städtchen, das wegen
seiner hohen gesunden Lage von der Hauptstadt aus häufig besucht
wird und mit seiner weiten Umgebung circa 2000 Einw. zählt. —

Santo-Gallo ist eine Tochterkolonie von Neu-Freiburg; alle
dort angeseßelten Schweizer, deren sind viele, sind durch den
Kaffeebau wohlhabend, mehrere sehr reich geworden.

Petropolis, kaum eine halbe Tagereise von Rio de Janeiro
entfernt, auf der Serra d'Estrella, 2200 Fuß über dem Meere gelegen,
mit einem herrlichen Schloß, Erholungsort für die Bewohner Rio's
während der heißen Monate, gegründet im Jahr 1845, gegenwär-
tig mit 2500 Einw., einem katholischen und protestantischen Geistli-
chen, drei katholischen und drei protestantischen Schulen, deren Lehrer,
wie die Pfarrer, von der Neglerung besoldet werden.

Santa Justa und Santa Rosa, eine nach dem Muster der
Kolonie Senador Vergueiro in den letzten Jahren gegründete Kolonie
von deutschen Proletariern, die mit halbem oder ganzem Vorrath des
Plantagen-Besitzers ihre Rasse machten, und nach zahlreichen, sehr ge-
frieden lautenden Briefen Aussicht haben, in weniger als 4 Jahren
ihre Schulden abverdienen zu können und dann als selbstständige Land-
bauer einer glücklichen Zukunft entgegen zu gehen. Sie zählt circa 50
Familien.

Provinz San Paulo. Santo Amaro und Itapicirica,
zwei nahe bei einander liegende Dörfer, im Jahre 1829 von der Ne-
glerung mit 90 deutschen Familien gegründet, die sich mit Landbau
und Handel beschäftigen und wohlhabend, mitunter sogar reich gewor-
den sind, aber wie viele der ältern Kolonien Brasiliens ordentlicher
Schulen ermangeln.

Ueber die Kolonie Senador Vergueiro bei Limoeira mit ihren
Hilfs-Ansiedelungen vergleiche man die Nrn. 19, 24, 25, 26, 27,
31, 32 v. J. und die Briefe aus derselben im „Kolonist.“ Sie zählt
circa 90 Familien.

Die Kolonie Rio Negro, seit 1828 von 40 deutschen Familien
bewohnt, liegt auf dem Hochlande und erfreut sich eines gesunden,
etwas kältern Klimas, fruchtbaren Bodens und der günstigen Lage an
der großen Heerstraße von Rio Grande nach San Paulo, die den
Kolonisten einen leichten und vortheilhaften Absatz ihrer Producte ge-
währt.

*) Hier eine Karte. — Mit der nächsten Nachnahme-Nummer folgt eine eu-
ropäische Eisenbahn-Karte.

Supragaty, eine erst im Entstehen begriffene Kolonie des gewesenen Schwed. Consuls in Brasilien, Hrn. Perret-Genill, am Meere in der Nähe der Hafenstadt Paranaguá gelegen, hat letztes Jahr Einwanderer von der Kolonie Dona Francisca an sich gezogen, auch mehrere Schweizer sind aus Nordamerika dorthin gezogen, andere werden noch erwartet (unter andern auch ein Joseph Albrecht aus St. Gallen mit seiner Familie). Zählt bisher 60 Kolonisten.

Blumenau, eine Schöpfung der letzten Jahre, zählt zwar gegenwärtig erst etwas über 100 Einw., steht aber unter der Leitung des thätigen und einsichtsvollen Gründers und Leiters der Kolonie, Dr. Blumenau, einer glücklichen Zukunft entgegen.

San Pedro d'Alcantara, entstanden im J. 1829. Die ursprünglichen 100 deutschen Familien dieser wohlhabenden Kolonie haben sich so vermehrt, daß, obgleich bis jetzt schon 72 Familien nach den 4 Kolonien Viguaçu, Cubatão, Ituaçu grande (Vieumontesche Kolonie) und Tagaibó (bischöfliche Ansiedlung) wieder ausgewandert sind, sie doch bei nur geringem Zuwachs von außen noch um 8 Familien zugenommen hat. Die letztgenannten 4 deutschen Ansiedlungen, nebst mehreren andern kleinen, sämmtlich im mittlern Theil der Prov. Santa Catharina gelegen, konnten wegen Mangel an Raum nicht in die Karte aufgenommen werden.

Provinz Rio Grande do Sul. Die größte deutsche Ansiedlung in Brasilien ist San Leopoldo, gegründet 1824; sie zählt gegenwärtig 10—12 000 Einw., 8 evangelische Kapellen mit zwei deutschen, 4 katholischen und einem brasilianischen Geistlichen, 13 deutsche und 1 brasl. Schullehrer. Ackerbau und manche Gewerbe, besonders die Gerberei, blühen, Alles ist in raschem Fortschritt begriffen; die Spuren des Krieges, unter dem die Kolonie im Revolutionsjahr 1836 litt, haben sich in einigen Jahren gänzlich verwischt. — Weniger günstige Verhältnisse zeigen die beiden Kolonien Tres Forquilha (protestantisch) und Torres (katholisch); beide haben zwar einen fruchtbaren Boden, aber eine ungünstige, den Absatz der Producte erschwerende Lage.

Sanja Cruz, eine von der Regierung von Rio Grande in den letzten Jahren begonnene, durch viele Vorrechte und Unterstützungen begünstigte Kolonie, die auf 2000 Seelen gebracht werden soll, von denen fast die Hälfte schon angesiedelt sein mag.

Die Gesamtzahl sämmtlicher deutscher Bewohner Brasiliens ist circa 60,000.

Auszüge aus Briefen.

Hamburg, den 29. Juni 1852.

Verehrtester Freund Moor im Thurgau!

Da ich nun einige Tage der Ruhe hier genieße und wir erst heute von hier abfahren werden, so finde ich mich gedrungen, Dir einige Zeilen zu übersenden, ich hoffe, sie werden Dir angenehm sein.

Schelden thut weh, das habe ich erfahren, als ich von Dir Abschied nahm, und immer gedenke ich der frohen, freundlichen Stunden, die wir miteinander erlebt haben.

Ich will Dir also berichten, wie wir von unserm Expéditeur bis hieher gehalten wurden. Siehe, mein Freund, wenn Du Dich entschließt, nach Amerika zu gehen, so gehe zu Hrn. de Paravicini, denn da kannst Du darauf rechnen, daß Du gut behandelt und versorgt bist, bis hieher hat er väterlich für einen wie für Alle gesorgt, Speise und Trank, Rath und That hat er uns überall ertheilt, so daß wir uns gedrungen gefühlt haben, seine guten Gesinnungen in der neuen Zürcher-Zeitung bekannt zu machen, Du wirst es vernehmen, wenn Du im Lauf von 10 Tagen diese Zeitung liest. Wir wünschen, nur jeder Agent würde so gewissenhaft seine Pflichten erfüllen, wie Hr. de Paravicini. Wir haben eine sehr angenehme Reise gehabt von Basel über Heidelberg nach Mannheim, den Rhein hinunter nach Köln; auf dieser Reisetour steht man auf jedem Hügel die schönsten Schlösser von Köln nach Hannover und Haarbürg auf der Eisenbahn von Haarbürg im Dampfsboot nach Hamburg. Den 26. Mittags kamen wir hier an, und heute lichten wir die Anker. Wir haben ein ganz neues Schiff mit 3 Masten von 120' Länge und 40' Breite; es heißt Marbo.

Wenn wir drüben sind, werde ich Dir über Alles Auskunft geben, wie sich Alles verhält*), sage meinen theuren Sängern, daß

*) Ein interessanter Brief des nämlichen Verfassers, welchen derselbe bereits

am Sonntag, als am Tage ihres Festes, auch auf dem Schiffe gesungen haben. Es sind einige Zürcher hier, mit denen ich auf gutem Fuße stehe, auch Arbeit habe ich auf dem Schiffe vollauf. Grüße mir alle Freunde im Thurgau, auch Senn, der ist mir der liebste; Du wirst es wohl sagen dem Leutli Kuhl, auch denen, wo Du wohnt, daß sie Lust haben, uns nachzukommen. Wir grüßen Deine Frau und die Frau Ungricht, auch den Kleinern Eber Dössel, ich wollte nur, er wäre bei uns. Als wir letzten Sonntag sangen, kamen Herren von Hamburg zu uns mit Bier und haben sehr große Freude daran gehabt.

Es grüßt Dich vielmal Dein Dich liebender Freund

Heinrich Schmid, Maler.

Die steigende Noth in Amerika.

Es gibt heutiges Tages so Viele, welche so leicht hin auswandern, gleichviel wohin, wie und wann, wenn sie nur auswandern können. Tausende haben das Auswanderungsgesieher am Hals, und es fehlen ihnen nur die Mittel, um ihr Vorhaben in Ausführung zu bringen; Tausende wünschen sich so sehnlich nach dem gelobten Lande, und Tausende rennen buchstäblich ins Glend. Auf ein stüchtig gelesenes Brieflein hin, das ebenso stüchtig und oberflächlich geschrieben wurde, meint Mancher, er kenne Amerika schon, er wisse ganz genau, wie es dort sei; in seinem Wahne stellt er sich die alte Welt als das Schrecklichste für den armen Menschen, und die neue Welt als das köstlichste Paradies auf Erden vor. Mancher wandert in schnellem Entschlusse in solchem Fieber aus, ohne Sachkenntniß, ohne Amerika nur im Gerinnten studirt zu haben in Bezug seiner Geographie, Klimatologie, Geschichte, Industrie, Handel und Wandel, kommt nach Amerika, findet seine Erwartungen getäuscht; kommt nach einem halben oder ganzen Jahre zurück. Dieser hat Amerika so. her nicht gekannt und kennt es jetzt noch nicht.

Das Auswanderungsgesieher ist in unsern Tagen auch ganz besonders unter das weibliche Geschlecht gerathen. Es ist wahr, es sind schon viele von hier ausgewanderte Weibsbilder in Amerika glücklich geworden. Aber dies beweist nicht, daß Amerika ganz besonders für dieses Geschlecht das Eldorado, das Paradies der Welt sei. O es täusche sich doch Niemand mit goldenen Träumen und Idealen, es ist ein schreckliches Erwachen, und zwar dorthin, wo wir glauben und hoffen können, glücklich zu sein. Man lese recht viele und gute Schriften über diesen Gegenstand, erhebe sich Licht und Schattenseiten und vergleiche Gutes und Böses in ruhiger Ueberlegung gegen einander.

Wir entnehmen dem in Cleveland (Ohio) erscheinenden „Wächter am Erie“ folgenden, auf unsere Ueberschrift passenden, leider nur zu wahr geschriebenen Artikel, der auch im „Canabischen Bauernfreund“ und andern amerik. Zeitungen erschienen ist:

„Die Vorschläge der Präsidenten und Gouverneure nicht minder als die so gern dieser glorreichen Republik schmeichelnde Presse, rühmen fortwährend den wachsenden Wohlstand dieses Volkes. Man sollte glauben, wir lebten hier im Paradiese! Da klingt aber schnell eine Dissonanz in diese so oft aufgespielte Melodie, und viele Leute werden böse über den tödlichen Klang.

Doch, wenn sie sich noch so dicht die Ohren verstopfen, sie werden ihn hören müssen, den Schrei der Noth. Ja die Noth, die steigende Noth, die zu wenig hat zum Leben und zu viel zum Sterben, auch sie erläßt ihre Bottschaften und das ist freilich ein greller Mißklang zu den süßmüthigen Phrasen des wachsenden Glückes. Hören wir nur, was der Newyorker Merkur sagt:

„Unter diesen wohlthätigen Institutionen (der Vereln. Staaten) arbeiten in Newyork 20,000 Frauen täglich 15 Stunden, um unter dem Zusammentreffen der günstigsten Umstände, gerade nur soviel zu erdriegen, daß Leib und Seele kümmerlich am Leben erhalten werden. Der Leib, täglich erliegend der Last körperlichen Leides, die Seele voll Gram und verzweiflungsvoller Nahrungssorge! Mangel an Arbeit, Krankheit, ein erbarmungsloser Brodherr, Kälte, Hunger, Armenhaus, das sind die düstern Schreckensgestalten, die jede dieser armen, abgemagerten gespensterähnlichen Dunderlumen verfolgen wie ein Schatten. Hat sie Kinder, so sind Glend, Angst und Sorgen noch tausendmal größer. Könnte man diese Tausende verzweifelter Mä-

aus der neuen Welt zurückgeschickt hat, wird nächstens im „Kolonist“ ebenfalls folgen. (Anm. d. Red.)

ist" ebenfalls
d. Red.)

*Eigenthum d. Auswanderungszeitung:
der Colonist.*"

*frut. Superaguby, Col. des Herrn Perret - Gentil
bei Paranaqua 51° W. L. v. Paris. 25½° S. Br.*

*Die deutschen Colonien St^a Cruz
u. San Leopoldo i. d. Prov. Rio Grande
im Stichen, Maßstab der Karte*

over R. M. Stegner

wo
in
we
me
be
G
ge
bei
Di
spr
bei
bei
mo
ger
um
An
Th
an
lun
gen
sch
un
die
Sp
188
ger
ba
frui
sch
lept
bei
den
cir
on
p
an
von
Bei
sch
ble
bleb
sch
den
forg
Spe
wir
neue
wen
nur
Gr.
von
Cöln
Sch
von
men
ganz
beist
ben,



Myer, diese bleichen gramgebeugten, hohlhüftigen Gestalten alle zusammenberufen, es würde ein Schauspiel sein, eine Welt zu Thränen zu rühren. Und solch unerhörter Jammer besteht nichts desto weniger, feste hier mitten unter uns; wir brauchen nicht nach England oder Irland zu gehen, ihn zu suchen, er ist hier; im bunten Gewühle regen Lebens, im Schoße des Glückes und des Reichthums, hier in der Metropole eines neuerblühenden, gesegneten Welttheils; hier unter dem Sternenbanner der Freiheit.

Es gibt in Irland keinen Bettler so arm, der nicht hoffen dürfte, nach Amerika auszuwandern und seine Lage zu verbessern. Diese Hoffnung macht ihn glücklich. Der englische Pauper richtet sein Auge nach Australien oder Canada hinüber. Aber die arme Newyorkerin hat keine solche Hoffnung. Und glaubt ihr etwa, es sei eben doch nur Newyork die Borse, an der sich die einwandernde Armuth aufhäuft? O, wie sehr ihr im Irrthum, wie hat euch die Reglerungs-Stöbe eingebildet. Seht nach Cincinnati, der Königin des „laßigen“ Ohios. Auch da sind es Tausende, die oft ihr Brod in Thränen essen. Der Hochwächter schreibt darüber: Die Männer leben meistens bloß unter dem Dache; gewöhnlich halten 1–5 eine Wohnung zusammen, die ärmlich genug ist. Eine alte Frau von 50 Jahren z. B., welche farbige Hemden macht, bekommt nur 8 Cent per Stück, deren sie mit genauer Noth zwei im Tage fertig bringt. Eine andere, welche noch ein Kind zu ernähren hat, macht Hosen zu 15 Ct. per Stück, und kann auch nicht mehr als 20 Ct. im Tage verdienen; dabei muß sie 2 Doll. Miethe per Monat bezahlen. Im östlichen Theile der Stadt findet man eine Menge Mädchen, welche mit Arbeit vom frühen Morgen bis spät in die Nacht, nicht mehr als 2 Doll. per Woche erwerben können, wovon sie ihren ganzen Lebens- und Lebensunterhalt zu bestreiten haben. Andere machen Röcke für 25 Ct. — Es gibt sogar noch Unterhärinnen, die für Nähermädchen arbeiten, welche Ladenaarbeit haben; diese sind natürlich noch weit schlimmer daran. Ihre Lage ist eine sehr schauerhafte empörende. — Manche Näherinnen ferner, bekommen für ein Duzend Unterhosen oder weiße Hemden nicht mehr als 1 Doll., ihnen bleiben mit rastloser Mühe Tag und Nacht nach Bestreitung nur des Allernothwendigsten, kaum 25 Ct., sage 25 Cent, die Woche übrig. Trifft nun diese bedauernswerthen Mädchen das seltene Glück (?) ein volles Jahr unausgeseht Arbeit bekommen zu haben, so haben sie sich für ihre Sparkasse die jämmerliche Summe von 13 Doll. zu Bekleidung, Beschuhung und Deckung der Zukunft in einem ganzen Jahre geteilt. — Und ein Jahr solcher herkulischen Anstrengungen bei schwächlichem, nothdürftig ernährtem und gelegtem Körper reicht hin, ihre Gesundheit völlig zu untergraben. — Die erbarmungsvolle Scheere der Parze naht ihrem Lebensfaden, ihn entzwei zu schneiden; sie haben sich thatsächlich zu Tode genähert.

Wie viel dieser besagtenwerthen Opfer einer fluchbeladenen Gesellschaft haben dabei noch Kinder an dem weissen Busen zu ernähren, sie zu bekleden, und groß zu ziehen. — Das gewährt in der That ein unerträgliches und beunruhigendes Bild, zumal es nicht eine vorübergehende Erscheinung ist, wie etwa die Cholera, die nur einen augenblicklichen Schrecken einflößen kann; nein, es zeigt, wie ein Krankheitsstoff sich auch in diesem so reich ausgestatteten Lande anhäuft. Wenn es wahr ist, — und es ist wahr, — daß Armuth, weil sie Mittel zu höherer Ausbildung entzieht, Körper und Geist ganzer Generationen schwächt, und indem sie nur die niedrigsten und gemeinsten Genüsse erlaubt, aufs Entschiedenste den stüßlichen Verfall befördert, so wird es die höchste Zeit, der steigenden Noth einen Damm zu setzen.

Verschiedenes.

Das neue Gesetz zum Schutze der im Hafen von Newyork landenden Einwanderer bestimmt:

Emigrantenschiffe dürfen ihre Passagiere künftig nur an einem öffentlichen Werke der Stadt Newyork landen. Weder an der Quarantaine noch sonst wo dürfen Passagiere gelandet werden. Kein Passagier oder Wirthshaus-Agent darf an Bord kommen, ehe die Passagiere gelandet. Für Aufrechterhaltung dieser Verordnungen sind die Eigentümer, Agenten und Kapitäne der Schiffe, sowie der, die Passagiere etwa von der Quarantaine nach der Stadt führenden Dampfboote verantwortlich und im Uebertretungsfalle zur Strafe von 500

Dollars zu verurtheilen, welche Summe zur Hälfte dem Denuncianten, zur Hälfte der Einwanderungsbehörde zukommt. Im Falle ein Schiff unfähig ist, an die Stadt zu gehen, sollen Eigentümer, Agenten oder Kapitäne auf ihre, der Eigentümer Kosten, die Passagiere per Dampfboot zur Stadt befördern.

Wer einem Einwanderer ein Passagebillet höher als 1½ Ct. per Mille (für Emigrantenzüge) verkauft, oder diesen, wie Passagieren erster Klasse unter falschen Vorspiegelungen überhaupt Bilette verkauft, verfällt in eine Strafe von 250 Dollars und 16 Tage Gefängnis. Dieselben Strafen gelten, wenn einem Einwanderer ein Bilet in betrügerischer Weise abgenommen oder umgetauscht wird. Wer ein Bilet über den von der betreffenden Beförderungs-Compagnie angelegten Preis verkauft, wird mit 2 Jahren Gefängnis bestraft. — Alle früheren Gesetze, welche diesen neuen Anordnungen widersprechen, sind aufgehoben. Diese neuen Gesetze treten sofort in Kraft.

Ein höchst trauriges und beschämendes Bild von der Indianer-Befolgung in Kalifornien hat Lieutenant Deale in seinem letzten Bericht an die Regierung entworfen. Lieutenant Deale ist ein wahrer Löwenberg, der als Einwanderungs-Monster und Chef der indianischen Angelegenheiten in Kalifornien dem Staat außerordentliche Dienste geleistet hat. Sein Charakter bürgt für die Wahrheit jedes Wortes, das aus seiner Feder fließt; sonst würde man die übermüthigen Grausamkeiten, welche sich die weiße Rasse gegen indianische Männer, Weiber und Kinder zu Schulden kommen läßt, kaum für möglich halten. Sie werden durchgänglich von Privatberoberern, Goldabenteurern und andern Civilisations-Pioniers begangen, die bei den eigenthümlichen Verhältnissen dieser jungen und eisernen Kolonie der Arm des Gesetzes nicht erreichen kann.

Die am 19. v. M. angekommene brasilianische Post bringt die Nachricht, daß die Passagiere des zu Ende vorigen Jahres verstorbenen Schiffs „Louise Emilie“, Kapitän Variels, auf dem Bremer-Schiff „Sausser“ glücklich in Rio Grande eingetroffen sind. Die Kolonisten haben bereits ihre Kolonien in Santa Cruz in Besitz genommen und erfreuen sich während der kurzen Zeit ihres Aufenthalts eines sehr guten Fortgangs ihrer Arbeiten. Gleichzeitig ist die Nachricht eingetroffen, daß der Kolonisten-Direktor Buff wegen Unrechtfertigkeiten, deren er sich gegen die Kolonisten bei Vertheilung der Kolonien schuldig gemacht hat, in das Gefängnis gesetzt ist. In nächster Zukunft wird die Provinzialregierung von Rio Grande so viel zum Beweise, daß es ihr mit der Kolonisation wirklich Ernst ist, einen Theil der Passagegelder aus eigenen Mitteln übernehmen.

Die verstorbenen Kinder, oder Geschichte der englischen Farmer-Familie Campbell in Canada (Nordamerika) mit dem bössartigen Indianer-Häuptling, genannt: die jornige Schlange.

(Aus den März- und April-Nummern des „Canadiana“ Gouvernements-Arrangiert für den Kolonist.)

Kapitän Sinclair ging an diesem Abend noch weg nach dem Fort zurück. Zur bestimmten Zeit kam er wieder und theilte ihnen mit, daß der Oberst ihren Plan, den jungen Indianer als Geisels zu behalten, vollkommen genehmige, und daß er ihn im Fort verwahren wolle, sobald er dorthin gebracht worden sein würde.

„Nun, Malachi, wie wollen wir es anfangen?“
„Si nun, Sir, ich muß mit ihm zusammenkommen, und Sie, Alfred und Martin müssen in weniger Entfernung im Hinterhalte liegen und nach und nach sich uns leise nähern. Martin muß seinen Kie-men bereit halten, und wenn Sie ihn gepackt haben, ihn schnell binden. Martin ist geübt darin und weiß, was Gebrauch ist.“

Sie gingen nun zu dem Ende nach der Wiese nach dem Fort, welche ungefähr eine Meile von dem Hause entfernt war, und nach dem Malachi die Stelle aufsuchten und ihnen gezeigt hatte, an welcher sie sich verbergen sollten, gingen sie wieder nach Hause. Alfred traf nun die Anordnung, wann und wo er mit dem Kapitän Sinclair an dem bestimmten Tage zusammen treffen wollten.

Der nächste Tag ging vorüber, und als die Sonne hinter dem See hinabgesunken war, ging Malachi auf die Wiese. Er war keine zehn Minuten da, als der junge Indianer vor ihm stand, wie früher mit seinem Tomahawk, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, während Malachi abthätlich ohne seine Blinde gekommen war.

Sobald Malachi den jungen Indianer bemerkte, setzte er sich nieder, wie es der herkömmliche Gebrauch bei ihnen ist, wenn man eine Unterredung hält, und die junge Otter folgte seinem Beispiele.

„Hat mein Vater mit dem weißen Manne gesprochen?“ sagte der Indianer nach kurzem Schweigen.

„Der weiße Mann weint über den Verlust seines Knaben, und sein Weib weint auch,“ versetzte Malachi. „Die zornige Schlange muß den Knaben wieder in die Hütte des weißen Mannes bringen und Geschenke erhalten.“

„Wird der weiße Mann freigebig sein?“ fuhr der Indianer fort. „Er hat Pulver, Blei, Flinten und Tabak; werden solche Geschenke der zornigen Schlange gefallen?“

„Die zornige Schlange hatte einen Traum,“ entgegnete der Indianer, „und erzählt mir diesen Traum. Sie träumte, daß der weiße Knabe in die Arme seiner Mutter, welche vor Freude weinte, gelegt worden sei, und daß der weiße Mann sein Lagerhaus geöffnet, und der zornigen Schlange zehn Flinten, zwei Tonnen Pulver und so viel Blei gegeben habe, als vier Männer wegttragen können.“

„Das war ein guter Traum,“ versetzte Malachi, „und er wird wahr werden, wenn der weiße Knabe seiner Mutter zurückgegeben wird.“

„Die zornige Schlange hatte noch einen andern Traum. Sie träumte, daß der weiße Mann sein Kind erhalten und die zornige Schlange zur Thüre seiner Hütte hinausgeworfen habe.“

„Das war böse,“ antwortete Malachi. „Schau mich an, mein Sohn, sag, hast ihr jemals gehört, daß der graue Dachs eine Lüge gesagt hat?“ und Malachi hielt, als er dieses sagte, den Indianer beim Arme.

Dieses war das zwischen Malachi und den Versteckten verabredete Zeichen, und letztere stürzten nun herbei und ergriffen den Indianer. Die junge Otter sprang zornig auf, und würde, da er seinen Tomahawk frei hatte und ihn um seinen Kopf schlang, sicher entkommen sein, wenn nicht Martin seinen Hirschriemen bereits um seinen Knöchel geschlungen gehabt und ihn zu Boden geworfen hätte. Es wurde ihm nun die Arme auf den Rücken gebunden, ein anderer Riemen wurde an seinen Knöcheln befestigt und Alfred übergeben.

„Sie hatten recht, Malachi,“ sagte Kapitän Sinclair; „ich bin jetzt überzeugt, daß er uns nicht entkommen kann, aber hätte er sich losgemacht, so würde er wahrscheinlich Ihnen den Kopf eingeschlagen haben, bevor er die Flucht ergriff.“

„Ich kenne die Manieren dieser Indianer, Sir,“ versetzte Malachi, „wenn sie nicht gebunden sind, daß die Riemen in die Beine einschneiden, hat man sie nicht sicher; aber Sie haben ihn fest genug, Sir, und je früher sie nach dem Fort kommen, desto besser ist es. Sie haben Ihre Gewehre in dem Gebüsch?“

„Ja,“ entgegnete Martin, „Sie werden sie hinter der großen Eiche finden.“

„Ich will sie holen, denn ich glaube, daß hier keine große Gefahr ist, daß er entweichen werde.“

„Wir haben ihn nicht weit zu bringen,“ sagte Kapitän Sinclair, und da ich wünsche, daß Sie und Alfred nicht so lange abwesend sein möchten, daß sie Fragen herbeiführen könnten, wo Sie gewesen seien, habe ich einen Zug Soldaten und einen Korporal ungefähr eine halbe Meile von hier im Gebüsch verborgen. Aber nun, Malachi, möchte es gut sein, den Indianer wissen zu lassen, daß er hier als Gefangener gehalten werde, und daß er seine Freiheit sobald er komme, als der Knabe zurückgegeben wird.“

Malachi sprach nun zu dem Indianer in seiner eigenen Sprache und erzählte ihm, was Kapitän Sinclair verlange.

Die junge Otter war sehr zornig und antwortete Malachi kein Wort; sondern bildete höchst ungeduldig umher.

„Selen Sie auf Ihrer Hut, so gut Sie können,“ sagte Malachi, „denn er verläßt sich auf die zornige Schlange, welche ihn zu dieser Unterredung mit mir abgeschickt hat; ich sehe es an seinen herum-schweifenden Augen, und an seinem Umherblicken nach irgend einer Hilfe. Ich will, weil ich eine Flinte habe, mit Ihnen gehen und mit Alfred und Martin zurückkehren.“

„Sie können die meilige nehmen, Malachi, sobald wir zu den Soldaten gekommen sind.“

Das war in wenigen Minuten geschehen; Kapitän Sinclair übernahm nun den Indianer und verfolgte seinen Weg nach dem Fort. Malachi, Alfred und Martin kehrten nach Hause zurück und ehe sie wieder auf die Wiese kamen, entdeckte Martin in geringer Entfernung die lange Gestalt eines Indianers unter dem Schatten der Bäume.

„Ja, ich wußte es gewiß,“ sagte Malachi. „Es war gut, daß ich nicht ohne Sie zurückkehrte. Ja, im Walde ist ein Mann ohne Gewehr kein Mann.“

Obgleich die Gefangenschaft der jungen Otter und die Ursache seiner Verhaftung der zornigen Schlange wohl bekannt war, so vergingen doch Wochen, ohne daß von Seite des Häuptlings wegen der Auswechslung des jungen Kriegers gegen Percival irgend ein Schritt geschah. Man sah jeden Tag vom Morgen bis zum Abend denselben entgegen, aber niemand kam, und die, welche um das Geheimnis wußten, waren beständig in Zweifel und Angst. Eines war gewiß: daß nämlich der von John geschossene Indianer gestorben war, und dieses ließ Malachi und Martin befürchten, daß die zornige Schlange sich deshalb durch den Tod des jungen Percival rächen wolle. Sie kannten die Gefühle des Indianers, befehlten sie aber für sich selbst.

Vor der Herbstzeit waren viele neue Blockhäuser gebaut, und neue Einwanderer beiseiten sich, um ihre Wohnungen herum ihr Winterholz zu fällen und ein Stück Feldes zu einem Garten und zur Kartoffelpflanzung für den künftigen Frühling herzurichten. Der Herbst gab Allen vollauf zu thun.

Es wurden mehrere Pläne wegen Errichtung einer Sonntagsschule und noch mancher anderer nützlichen Vorkehrungen gemacht; einer jedoch, welcher sogleich ausgeführt wurde, war der im Hause des Hrn Campbell abgehaltene Gottesdienst, den Alle jeden Sonntag besuchten.

Unter all' diesen Beschäftigungen und Anordnungen traf neues Unglück die schon so schwer geprüfte Familie Campbell.

Mary Percival war eines Morgens auf einen Platz gegangen, welchen man den Cedernsumpfe nannte, ohngefähr eine halbe Meile vom Hause, ostwärts, nahe am Secuser, um Wachholderbeeren zu sammeln.

(Fortsetzung folgt.)



Segel- und Dampfschiffahrt nach Amerika.

Bureau zum Schutze der Auswanderer von F. W. Gellhausen in Coblenz (als selbstständig von der königlichen Hochoblichen Regierung genehmigt).

Die Abfahrten via Bremen, Hamburg, Rotterdam, Antwerpen, Havre und Liverpool finden durch ausgezeichnete Dreimastpostschiffe 1. Classe jeden Monat am 1., 6., 11., 15., 21. und 26. nach New-York, und im Frühjahr und Herbst jeden Monat 2mal nach New-Orleans resp. Galveston Statt. Die Kajüten- und Zwischendeckpreise für die schönen Dampfschiffe *City of Manchester* und *City of Glasgow*, von welchen jeden Monat ein Schiff (in circa 14 Tagen) nach Philadelphia (New-York) segelt, sind äußerst billig normirt und von mir ermäßigt worden. Durch die Errichtung eines eigenen deutschen Bureau's in Liverpool, vertreten durch meinen Bruder und Geschäftsführer, Herrn Heinrich Gellhausen, Nr. 8 St. Pauls-Square daselbst, ist es mir möglich, allen Auswanderern, und selbst denjenigen Agenturen und Auswanderer-Bereinen, welche mit mir in Geschäfts-Verbindung zu treten wünschen, die äußerst billigen Ueberfahrtspreise notiren zu können, und zwar unter Zusage einer gewissenhaften und prompten Behandlung. Die Contracte müssen möglichst vier Wochen vor der Abreise abgeschlossen und die Auswanderer im Besitze der nöthigen Consense sein. Mein Prospectus (3. Aufl.) bleibt jede wünschenswerthe fernere Auskunft. —

Die Beförderung wird von jeder beliebigen Dampfschiff- und Eisenbahnstation ab übernommen.

Näheres unentgeltlich bei: F. W. Gellhausen in Coblenz.

Der Kolonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.

Jahr-Abonnement 6 Fr.
Halbjahr-Abonnement 3 „
Vierteljahr-Abonnement 1, 50 C.
Man kann auch jederzeit ins
Abonnement eintreten.

Wer jeweilen die erste Num-
mer nicht refusirt, wird
für das jeweilen nächstfol-
gende Quartal als verehrt,
Abonnement betrachtet, und der
„Kolonist“ demselben dann
regelmäßig eingesandt.

Einschickungsgebühr 14 C. die
einpaisige Zeile. Bei
mehrmaliger Wiederholung
tritt eine Preisermäßigung
ein. — Für Abonnemente
und Inserate wendet man
sich portofrei direkt an die
Redaktion.



Der Kolonist erscheint regel-
mäßig alle Sonntage.
Landkarten und Illustratio-
nen werden von Zeit zu Zeit
als Gratisbeilagen mitgege-
ben.

Wahrheitsgetreue Original-
briefe und belehrende Auf-
sätze über Amerika, franko
an die Redaktion gesandt,
finden jederzeit unentgeltliche
Aufnahme.

Da der Kolonist aller Poststil-
freund, nur den Zweck ver-
folgt, allen schweizerischen
Auswanderern nützlich zu sein,
so bittet die Redaktion um
möglichste Theilnahme zu
vielfältiger Verbreitung. Bei
geringfamer Abonnentenzahl
würde derselbe denn auch
ohne Preisermäßigung we-
sentlich zweimal erscheinen.

Nr. 27.

Bern, Sonntag den 10. Juli.

Dritter Jahrgang. 1853.

Wie ist es für die deutschen Lehrer in Amerika?*)

Daß das Schulwesen und die wissenschaftliche Bildung überhaupt in einem so neuen Lande, wie Amerika, wo der Geist zunächst auf Ausbeutung der Naturproducte getrieben wird, noch auf den unteren Stufen sich befinden, ist leicht zu begreifen. Da, wo man durch jede andere Anstrengung seiner Geistes- und Körperkraft sich so leicht mehr als das Nöthige erwerben kann, fühlt man auch zu dem mühsamen Berufe eines Lehrers keine Lust und achtet ihn gar nicht besonders, weil er für viele und mühevollen Arbeit wenig Geld einbringt. Der Amerikaner haftet daher nur in den gutbezahlten Stellen an den höheren Lehranstalten oder in einträglichen und angesehenen Schulanstalten; die Stellen an den Elementarschulen betrachtet er nur als Durchgangsposten, um nebenbei sich für die Ausübung eines Predigtsamts, der Arzeneikunde oder der Advocatur und dergl. vorzubereiten.

Wenn es dennoch dem gebildeten deutschen Einwanderer nicht leicht ist, eine gute Lehrerstelle zu bekommen, so liegt der Grund nicht bloß darin, daß man durchgehends ihm aus Abneigung gegen den Einwanderer den einheimischen Mitbewerber vorzieht, obgleich dieser, was die Kenntnisse anbelangt, dem Deutschen nicht das Wasser reichen kann. Der letztere steht vielmehr deshalb im Nachtheile, weil er sich nicht so gewandt, leicht und gefällig zu geben weiß, wie der Amerikaner. Der Lehrer soll in Amerika zugleich ein Weltmann von einnehmendem Wesen sein. Der arme tiefergelehrte, aber unbeholfene und innerlich dennoch stolze Mensch ist dem Amerikaner mehr als lächerlich, er ist ihm unheimlich. Die öffentlichen Lehranstalten stehen nun unter einem Raub von Männern, welche die Lehrer anstellen, die Schule beaufsichtigen und anordnen, und ihr Vermögen verwalten. Diesen muß, wer eine Lehrerstelle sucht, gut empfohlen werden und auf sie einen angenehmen persönlichen Eindruck machen. Er muß mit seinen Kenntnissen zu glänzen verstehen und vor Allem zeigen, wie er sie praktisch fruchtbar macht.

Ist er nun angestellt, so hat er zwar an den höhern Schulen einen auskömmlichen Gehalt, aber seine Stellung wird ihm durch den Zwang der puritanischen Sitten und Ansichten, durch das ewige Einmischen der Eltern in die Schulerziehung, durch den herrischen Charakter der Zöglinge verbittert. Der Lehrer muß einen äußerlich streng moralischen Wandel darthun, sich gar nicht im Theater und selten am Whistisch, dagegen desto mehr in der Kirche und den Mäßigkeitsvereinen sehen lassen. Ob er wirklich religiös ist, darauf kommt es nicht an, man

denkt, es ist dem Lande besser, jemand heuchelt Religion, als daß er aufrichtig ist, wenn er von der Kirche nichts hält. Die Eltern wollen bei allem und jedem Dinge gehdrt sein, und so erfreulich ihre Theilnahme ist, so lächerlich sind doch oft die Anforderungen, welche sie auf Abdringen ihrer Kinder an deren Lehrer stellen. Die Kinder selbst sind durchweg bittschön und klug, aber sehr selten kindlich. An Pietät gegen den Lehrer ist nicht zu denken, wie denn überhaupt kein Volk so wenig Pietät gegen das Alter hat, als die Amerikaner; nur die Jugend, die unternehmende Kraft gilt in ihrem Lande. Jede Schwäche des Lehrers studiren die Kinder aus und machen sich auf die unverschämteste Weise darüber lustig.

Dagegen hat der Lehrer seine Freude daran, wie rasch und aufgeweckt sie lernen. Sie haben gleichsam einen Tact darin, das schnell aufzufassen, was sie später praktisch brauchen können, und vor dem tiefsten Reiz der Wissenschaft sich nicht vorbeizugehen. Die Schulbücher und die ganze Lehrmethode sind äußerst praktisch eingerichtet; durch feste unmittelbare Anknüpfung an die lebendige Gegenwart wird jeder Lehrgegenstand anschaulich und interessant gemacht. Dabei kommt es darauf an, die Zöglinge mit ihren Kenntnissen brilliren zu lassen. In mancherlei öffentlichen Aufzügen und Bräutungen wollen die Eltern ihren Stolz an den Kindern haben. Im Hintergrunde aller amerikanischen Erziehung ist immer der Sporn des Selbstgefühls; sie ist weniger ein Einprägen von gebiegenem Wissen, als eine Anleitung, in jeder Sache sich halbzeitig zurecht zu finden und zu jedem Unternehmen Muth zu haben.

Der arme Deutsche, welcher nicht handarbeiten kann, grüßt wohl zu dem armseligen Geschäft eines Schullehrers in den kleinen Blockhütten, welche auf dem Lande unter den Farmern errichtet sind; da hält er die Sommermonate Schule für etwa 5 bis 6 Doll. monatlich, vielleicht bekommt er noch die Kost dazu in der Reihe herum. Wo das Freischulsystem eingeführt ist, wie in Pennsylvania und Ohio, wird eine allgemeine Schulksteuer erhoben und erhält der Lehrer das Doppelte von jenem Gehalte. In den Städten besuchen schon häufig vortrefliche Elementarschulen, an denen der Lehrer einen festen Gehalt bezieht.

Als Privatlehrer macht einer nur Miskel, wenn er ein angenehmer Mann ist und insbesondere den Frauen gefallt. Er muß den Zöglingen oberflächlich von allen Dingen, die sie lernen wollen, etwas leicht und spielend beibringen verstehen; sie wollen in Gesellschaft sich zeigen mit einigen modischen Musikstücken, einigen Versen aus den Classikern. Die jungen Damen geben sich auch an Homer und Virgil, an Astronomie und Metaphysik; natürlich hat man Nähe, ernsthaft zu bleiben, wenn sie damit hervorrücken. Wer nicht ein angenehmes

*) Diesem sehr praktischen Aussage, der Allg. Ausw. Zeitung entnommen, folgen nächstens auch die Ansichten der deutschen Theologen und anderer gebildeter Stände in Amerika im „Kolonist.“

Lehrertalent hat, wird nicht viel besser als ein armer Handwerker angesehen, den man bezahlt und dann nicht mehr ansieht. Hauslehrerstellen sind im Osten zahlreich, und sind insbesondere in den südlichen Staaten freundlich und einträglich, — um sie aber zu erlangen, bedarf es guter Empfehlungen.

Privaterziehungsanstalten zu errichten, ist ein mißliches Unternehmen für einen Deutschen. Wenn man auch hinlänglich Vermögen zur eleganten Ausstattungs des Hauses und mit Frau und Tochter die nöthige seine gesellschaftliche Bildung hat, so fehlen doch immer noch die zahlreichen Bekanntschaften unter den reicheren einheimischen Familien. Wenigen Deutschen wird auch die Charlatanerie zusagen, mit der in der Regel auch dieses Geschäft betrieben wird. Auf die Kinder deutscher Eingewanderter läßt sich noch wenig rechnen; denn so lange die letztern arm sind, bekümmern sie sich nicht viel um Erziehung der Kinder; sind sie reich geworden, so geben sie dieselben in eine vornehme englisch-amerikanische Anstalt.

Ein in der Wissenschaft berühmter Name, Empfehlungen durch ausgezeichnete europäische Gelehrte, eine ins populäre Amerikanische übertragene und gehörig angepriesene Schrift, vornehme Bekanntschaften, vor allem aber die Kunst gut englisch zu reden, das bahnt den Weg zu den Stellen an den höheren Lehranstalten. Es wirken an denselben bereits viele und ausgezeichnete deutsche Kräfte. Sind diese amerikanischen höheren Schulen mit deutschen Gymnasien und Universitäten auch noch gar nicht zu vergleichen, so bessern sie sich doch zusehends. Es geschieht jetzt in den Vereinigten Staaten viel für das Schulwesen, denn der Amerikaner sagt: „gute Schulen, gute Bürger,“ und er rühmt sich unaufhörlich, nicht nur das freieste und wohlhabendste, sondern auch das erleuchtete und religiöseste Volk zu sein, und was er noch nicht ist, meint er selber in einigen Jahren zu werden. Soviel ist gewiß, in keinem andern Volke ist ein so allgemeiner und so jugendlicher Bildungsdrang; nur hat man jetzt noch nicht Zeit und Lust, etwas gründlich zu lernen, sondern zehrt vor, von Allem, was im Weltall wissenschaftlich ist, einige Kenntniss oberflächlich einzuziehen. Die Uebersetzung eines deutschen Conversationslexicons war daher ein glücklicher Gedanke.

Das erste Landen im amerikanischen Hafen

Ist für den Auswanderer ein wichtiges Ereignis. Es tritt gleichsam eine neue Lebensperiode bei ihm ein, er ist dem Mälerthume und vielen damit verbundenen Ungemachen ausgesetzt, und Raths und Beschlüssen können ihm daher in dieser Beziehung nicht genug wiederholt werden. Wir geben ihm daher über diesen Punkt seines wichtigen Unternehmens hier noch folgende Winke.

Vor der Landung wird jedes Schiff vom Quarantaine-Arzt besucht, der sich von dem Gesundheitszustande der am Bord befindlichen Personen überzeugt und, je nach der Beschaffenheit desselben, das sofortige Landen derselben gestattet, oder sie auf längere oder kürzere Zeit Quarantaine halten läßt, was eine langweilige und zeitraubende Sache ist. Es liegt also im Interesse der Passagiere, durch sauberes äußeres Erscheinen einen möglichst günstigen Eindruck auf den inspektirenden Arzt zu machen; sie haben daher vor dem Eintauschen das Zwischendeck zu reinigen, allen alten Plunder über Bord zu schaffen und frische Wäsche und Kleidung anzulegen. Dem Quarantaine-Arzt zunächst pflegt der Zollbeamte zu folgen, der die Reiseeffekten der Passagiere entweder sofort auf dem Schiffe durchsucht und zur Landung freiläßt, oder sie nach dem Zollhause beordert, wo ihre Durchsicht dann in Gegenwart des Eigenthümers vorgenommen wird. Alle für den eigenen Gebrauch des Einwanderers bestimmten Kleider, Geräthe und andere Gegenstände gehen zollfrei ein, Alles was als Waare betrachtet wird, muß seinem Werthe nach einen höheren oder geringeren Zoll bezahlen, und wer zollbare Waaren heimlich einzuführen (einzuschmuggeln) versucht und dabei erfaßt wird, verfällt einer sehr bedeutenden Strafe.

Außer den Quarantaine- und Zollbeamten pflegen sich dem landenden Einwanderer auch eine Menge ihre Dienste als Wegwaiser, Führer, Passagiermüller, Gastwirthe, Arbeitervermittler u. s. w. anbietenden Leute zu nähern, die sich als Landeute an den Aufschwung zu drängen pflegen, um aus seiner Unerfahrenheit auf zum Theil ruchlose Weise Nutzen zu ziehen. Der landende Einwanderer weise alle Anerbietungen dieser Art entschieden von sich, und lasse entweder sein Gepäc in sicherem Verwahrort am Bord des Schiffes

und gehe allein, oder nehme es mit und gehe mit demselben nach dem ihm unten empfohlenen Wirthshause und logiere sich da ein, nachdem er vorher mit dem Wirth über den Preis seiner Beherbergung und Verköstigung einig geworden ist, wobei er ausdrücklich die Aufbewahrung seines Gepäcks im Gasthause mit in den bedungenen Preis einschließen muß. Der gewöhnliche Preis für Wohnung, Kost und Bewachung der Effekten für 24 Stunden für die erwachsene Person beträgt in Gasthäusern dritten Ranges $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$, in denen zweiten Ranges 1 und in denen ersten Ranges $1\frac{1}{2}$ bis 2 Dollars (1 Doll. ist gleich 5 Franken 15 Centimen), worin jedoch geistige Getränke nicht mitbeziffert sind. Das Bezahlen von Trinkgeldern an Kellner ist in Nordamerika nicht üblich.

Als gute Gasthöfe dritten Ranges in den meistbesuchten Landungshäfen an der Ostküste der Vereinigten Staaten von Nordamerika sind zu empfehlen:

In New-York:

„Stadt Hanau,“ Libertystr. Nr. 128, bei Wm. Müller.
„Greenwich-House,“ Greenwichstr. Nr. 28, bei Friedner u. Comp.
„Shakespeare-Hotel,“ Ecke von William- und Duanestr., bei E. Levee und als besser und wenig theurer:
„Deutsches Casino,“ City-Hall-Place Nr. 14 bei Burghal.

In Philadelphia.

„Stadt Merito,“ Contrestr. Nr. 105 bei Bleicher.
Gasthaus von H. Götz, Wallnußstr. Nr. 49.
„Hilberon-Hof,“ Ecke von Callowhill und New-Market.
„Union-Hotel,“ Ecke der 6ten Straße.

In Baltimore:

„Shakespeare-Haus,“ Gaystr. gegenüber der Klosterkirche bei Krein.
„Napoleons-Haus,“ Ecke der Greterstr., bei Schiebold.
„Hannover-Haus,“ Baltimorestr. Nr. 464 bei Reeb.
„Goldene Sonne,“ Ecke von Williams- und Fuzhessstr.
„Jean Paul-Haus,“ Centre Markt Nr. 53 bei Hoffmann.

In New-Orleans:

Gasthaus von Bronert, Vobras-Markt Nr. 2.
„Stadt Mannheim,“ Toulousestr.
Gasthaus von C. Wese, Vobras-Markt Nr. 8.

In Charleston:

„Globe-Hotel,“ Ducreststr. Nr. 33 bei Friedr. Schneider.
Gasthaus von Kleffer.

In Galveston:

„William Tell-Hotel“ bei Rad. Bod.
Gasthaus bei Weissner (besser, aber etwas theurer).

In Indianola:

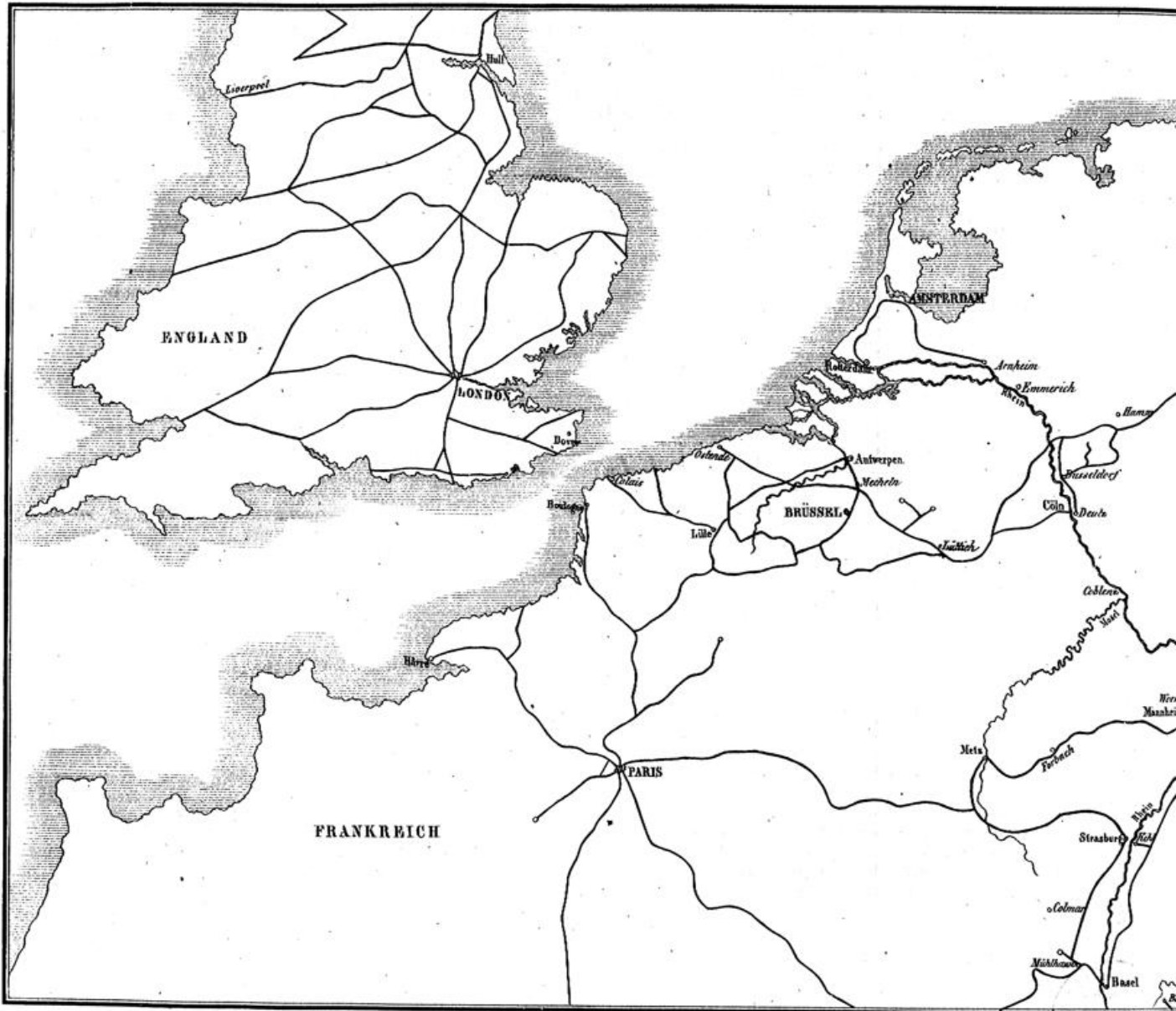
Gasthaus von Damen.
„Alhambra-Hotel“ (besser, aber etwas theurer).

Wer nicht durch unabwiesliche Geschäfte oder weil er dort seinen Wohnsitz aufschlagen will, im Landungshafen verweilen muß, der trete gleich nach seiner Landung die Reise ins Innere von Nordamerika an und wende sich wegen der billigsten und zweckmäßigsten Weiterreise in New-York an den schweiz. Consul, oder an die schweiz. Wohltätigkeitsgesellschaft, oder an das allgemeine Geschäfts-Comptoir des Herrn B. A. Löcher, in der Greenwichstraße Nr. 70, nicht an die deutsche Gesellschaft, so lange ein gewisser Degrad der Agent derselben ist, und in den übrigen Häfen an die Agentur der dort bestehenden deutschen Gesellschaften, von deren reeller, ungenüßiger Bedienung er sowohl hinsichtlich Besorgung des zur Weiterreise nöthigen, wie auch hinsichtlich etwa nöthigen Rathes über Arbeitsverlangung, Verlassung u. versichert sein kann. Diese Agenten und Herr B. A. Löcher *) werden ihm auf Befragen die beste Gelegenheit, die beste nächste Route und die billigsten Preise aufgeben. Im Allgemeinen sei hier noch bemerkt, daß der Einwanderer besser daran thut, auf Dampfschiffen und Eisenbahnen als auf Kanalbooten zu reisen, da der billigere Preis letzterer durch größere Zehrung auf der langsameren Reise reichlich wieder ausgewogen wird.

*) Dieses Bureau ist ein sehr solides, wohl das beste in New-York. Noch nie hörten wir über dasselbe Klage, und wer mit aller möglichen Vorsicht auswandern will und sich in New-York nicht lange aufzuhalten wünscht, kann durch dieses Bureau direct ab dem Schiffe ins Innere des Landes nach allen Theilen Amerikas zu den besten Preisen spedirt werden, und durch solche schweizerische Agenten, mit denen dasselbe in Geschäftsverbindung steht, können schon hier Inland-Billette gekauft werden. (So bei Hrn. Gd. de Paravichni in Rapperschwil.)

Für diejenigen, welche außer Inlandreise an einem oder anderen Orte Halt machen, folgen hier die Adressen einiger gut renommirten Gasthäuser.
 Albany (New-York) „Union-Hall,“ Montgomerstr. Nr. 15 bei G. Kreuzer.
 Syracuse (New-York) „American-Hôtel,“ dem Bahnhofe gegenüber.
 „City Lyon-Hôtel,“ Ecke von Division- und Salinestr.

Ich unterhalte selbst eine ununterbrochene Korrespondenz mit dem Innern der Ver. Staaten für tausend und wieder tausend Geschäfte, Rätze zu geben u. u. Dazu kommen noch die Sorgen für die Einwanderer bei ihrer Ankunft, um darnach zu trachten, daß sie nicht um das möglichst Wenige betrogen werden, denn dies gänzlich zu verhindern, dazu werde ich nie gelangen können. Ich entbede alle Tage neue Kunstgriffe von Seite der „Runners“ und andern Spekulanten



meine persönlichen Geschäfte sehr vernachlässigen lassen, was oft für mich langweilig ist, weil ich keineswegs ein Rentier bin.

Es scheint, man kenne in der Schweiz New-York nur als Amerika; und wenn irgend Einer etwas in diesem Lande zu besorgen hat, so wendet man sich, wie mich dünkt, immer an den Consul von New-York, ohne zu denken, daß ich in Amerika noch viele Kollegen habe.

Jackson, war mit ihr; als ein Korb voll war, sendete Mary das Mädchen mit demselben nach Hause, mit dem Befehl, sogleich wieder zu kommen. Das Mädchen befolgte ihn, als es aber zum Gedenksumpfe zurückkam, war Mary Perceval nicht mehr zu sehen. Der Korb, welchen sie bei sich hatte, lag mit den ausgeschütteten Wachholderbeeren an einer Seite des Hügelns an diesem Sumpfe. Das kleine Mädchen blieb

wird nicht viel besser als ein armer Handwerker anbezahlt und dann nicht mehr anseht. Hauslehrer sind zahlreich, und sind insbesondere in den südlichen und einträglich, — um sie aber zu erlangen, beschleunigen.

Adressanten zu errichten, ist ein mißliches Unternehmische. Wenn man auch hinlänglich Vermögen zur Unterhaltung des Hauses und mit Frau und Tochter die nöthige Bildung hat, so fehlen doch immer noch die zahlreichsten unter den reicheren einheimischen Familien. Es wird auch die Charlatanerie zugefügt, mit der in es Geschäft betrieben wird. Auf die Kinder deutscher ist sich noch wenig rechnen; denn so lange die Legation sie sich nicht viel um Erziehung der Kinder geworden, so geben sie dieselben in eine vornehme Anstalt.

Wissenschaft berühmter Name, Empfehlungen durch populäre Gelehrte, eine ins populäre Amerikanische angelegene Schrift, vornehme Bekanntschaften, Kunst gut englisch zu reden, das bahnt den Weg den höheren Lehranstalten. Es wirken an denselben und ausgezeichnete deutsche Kräfte. Sind diese amerikanischen Schulen mit deutschen Gymnasien und Universitäten zu vergleichen, so bessern sie sich doch zusehends. In den Vereinigten Staaten viel für das Schulwesen, sagt: „gute Schulen, gute Bürger,“ und er rühmt nicht nur das freieste und wohlhabendste, sondern sie und religiöse Volk zu sein, und was er noch selber in einigen Jahren zu werden. Soviel ist geworden Volk ist ein so allgemeiner und so jugendlicher hat man jetzt noch nicht Zeit und Lust, etwas, sondern liegt vor, von Allem, was im Weltall einige Kenntnis oberflächlich einzuleiten. Die Ueberlegen Conversationsfröhen war daher ein glücklicher

Landen im amerikanischen Hafen

anderer ein wichtiges Ereignis. Es tritt gleichsam hohe bei ihm ein, er ist dem Mitterthume und vielen Ungemachen ausgesetzt, und Rätthe und Weisungen in dieser Beziehung nicht genug wiederholt ihm daher über diesen Punkt seines wichtigen noch folgende Winke.

Abung wird jedes Schiff vom Quarantaine-Arzt von dem Gesundheitszustande der am Bord befindlichen erzogen und, je nach der Beschaffenheit desselben, den derselben gestattet, oder sie auf längere oder kürzere halten läßt, was eine langweilige und zeitraubende liegt also im Interesse der Passagiere, durch Geschehen einen möglichen günstigen Eindruck auf zu machen; sie haben daher vor dem Einlaß zu reinigen, allen alten Plunder über Bord zu werfen und Kleidung anzulegen. Dem Quarantaine-Beamten zu folgen, der die Reisepässe entweder sofort auf dem Schiffe durchsieht und zur oder sie nach dem Zollhause beordert, wo ihre Gegenwart des Eigentümers vorgenommen wird. Den Gebrauch des Einwanderers bestimmten Kleider, Gegenstände gehen zollfrei ein, Alles was als wird, muß seinem Werthe nach einen höheren oder zahlen, und wer zollbare Waaren heimlich einzuführen oder einzuschmuggeln) versucht und dabei erwischt sehr bedeutenden Strafe.

Quarantaine- und Zollbeamten pflegen sich dem Lande auch eine Menge ihre Dienste als Wegweller, Empfänger, Gastwirthe, Arbeitsvermittler u. s. w. anzuwenden, die sich als Landleute an den Ankömmling, um aus seiner Unersahrenheit auf zum Theil zu ziehen. Der landende Einwanderer weise dieser Art entschieden von sich, und lasse entweder in sicherem Verwahrsam am Bord des Schiffes

und gehe allein, oder nehme es mit und gehe mit demselben nach dem ihm unten empfohlenen Wirthshause und logiere sich da ein, nachdem er vorher mit dem Wirth über den Preis seiner Beherbergung und Verpflegung einig geworden ist, wobei er ausdrücklich die Aufbewahrung seines Gepäcks im Gasthause mit in den bedungenen Preis einschließen muß. Der gewöhnliche Preis für Wohnung, Kost und Bewahrung der Effekten für 24 Stunden für die erwachsene Person beträgt in Gasthäusern dritten Ranges $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$, in denen zweiten Ranges 1 und in denen ersten Ranges $1\frac{1}{2}$ bis 2 Dollars (1 Doll. ist gleich 5 Franken 15 Centimen), worin jedoch geistige Getränke nicht mitbeziffert sind. Das Bezahlen von Trinkgeldern an Kellner ist in Nordamerika nicht üblich.

Als gute Gasthöfe dritten Ranges in den meistbesuchten Landungshäfen an der Ostküste der Vereinigten Staaten von Nordamerika sind zu empfehlen:

In New-York:

„Stadt Hanau,“ Libertystr. Nr. 128, bei Wm. Müller.
„Greenwich-House,“ Greenwichstr. Nr. 28, bei Fiedner u. Comp.
„Shakespeare-Hotel,“ Ecke von William- und Duanestr., bei C. Klever und als besser und wenig theurer:
„Deutsches Casino,“ City-Hall-Place Nr. 14 bei Burghal.

In Philadelphia:

„Stadt Merlo,“ Contesstr. Nr. 103 bei Veleher.
Gasthaus von H. Gdh, Walnutstr. Nr. 49.
„Hellbronnen Hof,“ Ecke von Callowhill und New-Market.
„Union-Hotel,“ Ecke der 8ten Straße.

In Baltimore:

„Shakespeare-Haus,“ Gaystr. gegenüber der Mordkirche bei Klein.
„Napoleons-Haus,“ Ecke der Greerstr., bei Schiebold.
„Hannover-Haus,“ Baltimorestr. Nr. 464 bei Reeb.
„Goldene Sonne,“ Ecke von Williams- und Hughestr.
„Jean Paul-Haus,“ Centre Markt Nr. 53 bei Hoffmann.

In New-Orleans:

Gasthaus von Bronert, Bodras-Markt Nr. 2.
„Stadt Mannheim,“ Toulousestr.
Gasthaus von C. Wese, Bodras-Markt Nr. 8.

In Charleston:

„Globe-Hotel,“ Queenstr. Nr. 33 bei Friedr. Schneider.
Gasthaus von Kleffer.

In Galveston:

„William Tell-Hotel“ bei Wad. Bod.
Gasthaus bei Weissner (besser, aber etwas theurer).

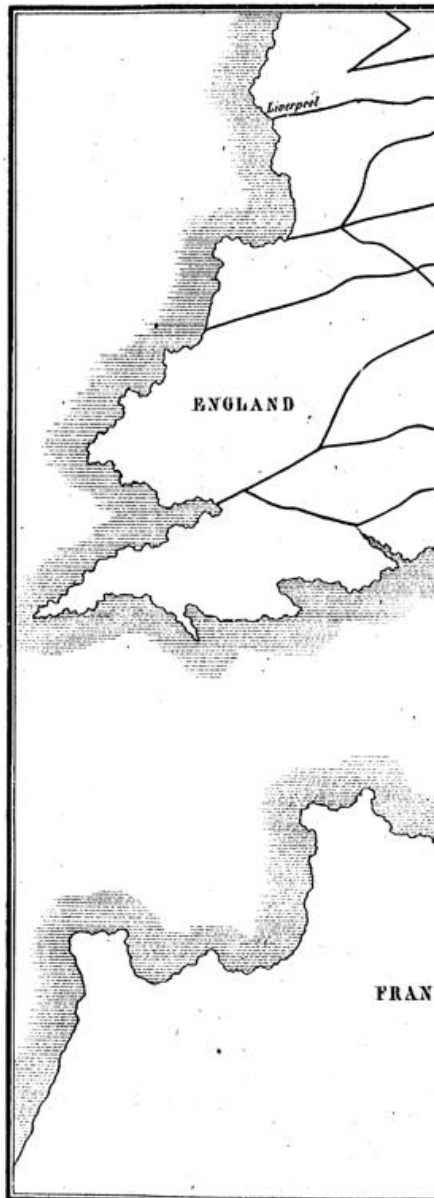
In Indianapolis:

Gasthaus von Damen.
„Alhambra-Hotel“ (besser, aber etwas theurer).

Wer nicht durch unabwendliche Geschäfte oder weil er dort seinen Wohnsitz aufschlagen will, im Landungshafen verweilen muß, der trete gleich nach seiner Landung die Reise in's Innere von Nordamerika an und wende sich wegen der billigsten und zweckmäßigsten Weiterreise in New-York an den schweiz. Consul, oder an die schweiz. Wohlthätigkeitsgesellschaft, oder an das allgemeine Geschäfts-Comptoir des Herrn V. A. Löcher, in der Greenwichstraße Nr. 70, nicht an die deutsche Gesellschaft, so lange ein gewisser Degree der Agent derselben ist, und in den übrigen Häfen an die Agentur der dort bestehenden deutschen Gesellschaften, von deren reeller, ungenügender Bedienung er sowohl hinsichtlich Versorgung des zur Weiterreise Nöthigen, wie auch hinsichtlich etwa nöthigen Rathes über Arbeitsverlangung, Verlassung u. versichert sein kann. Diese Agenten und Herr V. A. Löcher *) werden ihm auf Verlangen die beste Gelegenheit, die beste nächste Route und die billigsten Preise aufgeben. Im Allgemeinen sei hier noch bemerkt, daß der Einwanderer besser daran thut, auf Dampfschiffen und Eisenbahnen als auf Kanalschiffen zu reisen, da der billigere Preis letzterer durch größere Zehrung auf der langsameren Reise reichlich wieder ausgewogen wird.

*) Dieses Bureau ist ein sehr solides, wohl das solideste in New-York. Noch nie hörten wir über dasselbe Klage, und wer mit aller möglichen Sorgfalt auswandern will und sich in New-York nicht lange aufzuhalten wünscht, kann dieses Bureau direkt ab dem Schiffe ins Innere des Landes nach allen Theilen Amerikas zu den besten Preisen spedirt werden, und durch solche schweizerische Agenten, mit denen dasselbe in Geschäftsverbindung steht, können schon hier Inlandes Billette gekauft werden. (So bei Hrn. Gd. de Paravicini in Rapperschwil.)

Für diejenigen, welche außer Inlandreise Orte halt machen, folgen hier die Adressen einiger Gasthäuser.
Albani (New-York) „Union-Hall,“ Montgomerie-Str.
Syracuse (New-York) „American-Hotel,“ den
„City Lyon-Hotel,“ Ecke von Division- und



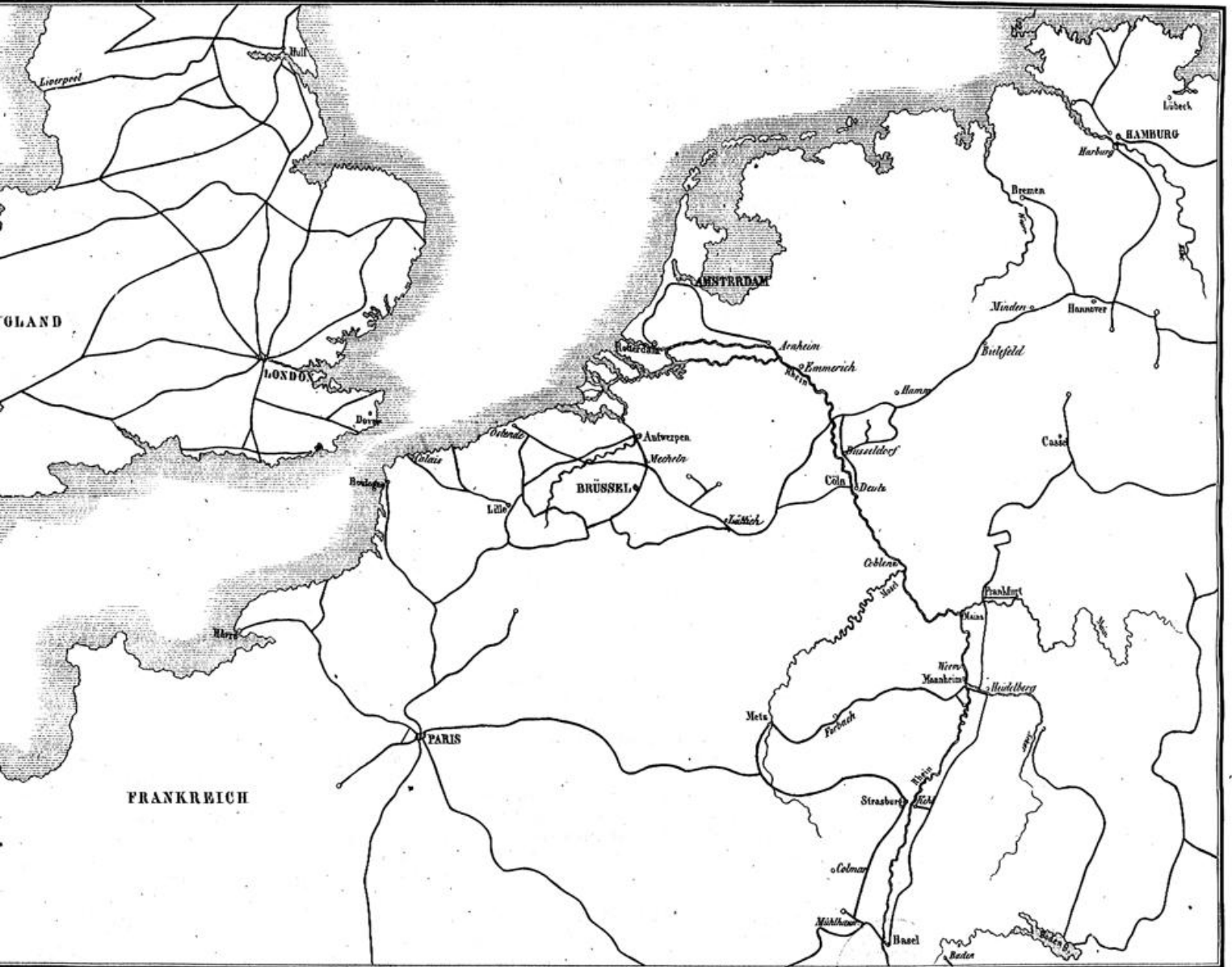
meine persönlichen Geschäfte sehr vernachlässigen, mich langweilig ist, weil ich keineswegs ein
Es scheint, man kenne in der Schweiz New-York und wenn irgend Einer etwas in diesem Lande wendet man sich, wie mich dünkt, immer an New-York, ohne zu denken, daß ich in Amerika

welche außer Inlandreise an einem oder anderen
folgen hier die Adressen einiger gut renommirten

„Union-Hall“, Montgomerstr. Nr. 15 bei G.

f) „American-Hôtel“, dem Bahnhofe gegenüber.
Gde von Division- und Sallnestr.

Ich unterhalte selbst eine ununterbrochene Korrespondenz mit dem In-
nern der Ver. Staaten für tausend und wieder tausend Geschäfte,
Räthe zu geben u. u. Dazu kommen noch die Sorgen für die Ein-
wanderer bei ihrer Ankunft, um darnach zu trachten, daß sie nicht um
das möglichste Wenige betrogen werden, denn dieß gänzlich zu ver-
hindern, dazu werde ich nie gelangen können. Ich entbede alle Tage
neue Kunstgriffe von Seite der „Runners“ und andern Spekulanten



geschäfte sehr vernachlässigen lassen, was oft für
weil ich keineswegs ein Rentier bin.
kenne in der Schweiz New-York nur als Amerika;
mer etwas in diesem Lande zu besorgen hat, so
e mich dünkt, immer an den Consul von New-
, daß ich in Amerika noch viele Kollegen habe.

Jadson, war mit ihr; als ein Korb voll war, sendete Mary das Mäd-
chen mit demselben nach Hause, mit dem Befehl, sogleich wieder zu
kommen. Das Mädchen befolgte ihn, als es aber zum Gedenksumpfe
zurückkam, war Mary Percival nicht mehr zu sehen. Der Korb, welchen
sie bei sich hatte, lag mit den ausgeschütteten Wachholderbeeren an
einer Seite des Hügel an diesem Sumpfe. Das kleine Mädchen blieb

Lehrertalent hat, wird nicht viel besser als ein armer Handwerker angesehen, den man bezahlt und dann nicht mehr ansieht. Hauslehrerstellen sind im Osten zahlreich, und sind insbesondere in den südlichen Staaten freundlich und einträglich, — um sie aber zu erlangen, bedarf es guter Empfehlungen.

Wohnvergleichungsanstalten zu errichten, ist ein mißliches Unternehmen für einen Deutschen. Wenn man auch hinlänglich Vermögen zur eleganten Ausstattung des Hauses und mit Frau und Töchtern die selbstselbst gesellschaftliche Bildung hat, reichen Bekanntschaften unter den Wenigen Deutschen wird auch bei der Regel auch dieses Geschäft beim Eingewanderten läßt sich noch weiter arm sind, bekümmern sie sich der; sind sie reich geworden, so englisch-amerikanische Anstalt.

Ein in der Wissenschaft hervorragende europäische Gelehrter überseht und gehörig angelesene vor allem aber die Kunst gut englisch zu den Stellen an den höheren Schulen bereits viele und ausgezeichnete amerikanischen höheren Schulen mit der auch noch gar nicht zu vergleichen. Es geschieht jetzt in den Vereinigten denn der Amerikaner sagt: „gute Englisch unaufhörlich, nicht nur das auch das erleuchtete und religiöse nicht ist, meint er sicher in einigen wiss, in keinem andern Volke ist der Bildungstrieb; nur hat man gründlich zu lernen, sondern steht wissenschaftlich ist, einige Kenntnisse o sorgung eines deutschen Conversation Gedanke.

Das erste Landen im
ist für den Auswanderer ein wichtig eine neue Lebensperiode bei ihm ein len damit verbundenen Ungemachungen können ihm daher in dieser werden. Wir geben ihm daher Unternehmens hier noch folgende Vor der Landung wird jeder besucht, der sich von dem Gesunden Personen überzeugen und, je das sofortige Landen derselben gestärkere Zeit Quarantaine halten läßt, bende Sache ist. Es liegt also in sauberes äußeres Erscheinen einen den inspektierenden Arzt zu machen; sen das Zwischendeck zu reinigen, e schaffen und frische Wäsche und Alaine-Arzt zunächst pflegt der Zollbe ten der Passagiere entweder sofort a Landung frei gibt, oder sie nach Durchsicht dann in Gegenwart des Alle für den eigenen Gebrauch des Geräthe und andere Gegenstände ge Waare betrachtet wird, muß seinem geringeren Zoll bezahlen, und wer ren einzuschwärzen oder einzuschmug wird, verfällt einer sehr bedeutenden

Außer den Quarantaine- und benden Einwanderer auch eine Men Fuhrleute, Passagierhelfer, Gastwirthe, Arbeitervermittler u. s. w. anbietenden Leute zu haben, die sich als Landleute an den Ankömmling zu drängen pflegen, um aus seiner Unerfahrenheit auf zum Theil rücksichtslos Nutzen zu ziehen. Der landende Einwanderer weise alle Anerbietungen dieser Art entschieden von sich, und lasse entweder sein Gepäck in sicherem Verwahr am Bord des Schiffes

und gehe allein, oder nehme es mit und gehe mit demselben nach dem ihm unten empfohlenen Wirthshause und logiere sich da ein, nachdem er vorher mit dem Wirth über den Preis seiner Beherbergung und Verpflegung einig geworden ist, wobei er ausdrücklich die Aufbewahrung seines Gepäcks im Gasthause mit in den bedungenen Preis einschließen muß. Der gewöhnliche Preis für Wohnung, Kost und Bewahrung der Effekten für 24 Stunden für die erwachsene Person be-

*) Dieses Bureau ist ein sehr solides, wohl das solideste in New-York. Noch nie hörten wir über dasselbe Klage, und war mit aller möglichen Sorgfalt auszuwandern will und sich in New-York nicht lange aufzuhalten wünscht, kann durch dieses Bureau direkt ab dem Schiffe ins Innere des Landes nach allen Theilen Amerikas zu den freien Preisen expedirt werden, und durch solche zuverlässige Agenten, mit denen dasselbe in Geschäftsverbindung steht, können schon hier Inlands-Bülette gekauft werden. (So bei Hrn. Gd. de Paravictini in Kapferschwey.)

fast eine Viertelstunde da, rief Miß Percival mit Namen, und da es keine Antwort erhielt, schlich sie sich und dachte, es möchte sie ein wilder Thier angefallen haben, lief es so geschwind, als es konnte nach Hause, um Herrn und Mrs. Campbell von dem zu benachrichtigen, was sich zugetragen hatte. Martin und Alfred waren auf der Mühle; Malachi war zum Glück zu Hause, und die Frau Martin lief geschwind zu ihm, theilte ihm die Nachricht mit, welche das Mädchen überbracht, und nachdem sie geendet hatte, sah sie Malachi an und sagte: „Die zornige Schlange!“

„Ja, Frau Martin, es ist so, ich habe keinen Zweifel,“ versetzte Malachi. „Jetzt nicht ein Wort mehr; ich dachte wohl, daß er etwas unternehmen würde, aber daß er dieses wage, glaube ich nicht; in dessen wir werden sehen. Gehe zurück nach Hause und sage dem Herrn und der Mrs., daß ich nach dem Edersumpf gehe und sobald als möglich zurückkehren werde, und Du folgst mir, sobald Du kannst, denn deine Augen sind jünger als die meinen und ich werde sie gebrauchen; sage ihnen, daß sie Niemand weiter nachsenden; wenn wir das Unglück wieder gut machen wollen, so dürfen sie den Boden nicht vertritt, damit wir die Spur nicht verlieren.“

Malachi raffte seine Flinte auf, untersuchte die Jändpfanne und ging auf den Sumpf zu, indeß Frau Martin nach Hause zurückging, um Herrn und Mrs. Campbell diese Botschaft zu bringen. Nachdem sie nun beide in großer Aufregung verlassen und das kleine Mädchen, Maria Jackson, fortgeschickt hatte, um Alfred und Martin nach Hause zu rufen (denn John und Heinrich waren im Walde beim Vieh), ging Frau Martin ebenfalls hinab an den Edersumpf zu Malachi, welcher auf seine Flinte gestützt bei dem Korbe stand, in welchem die Wachholderbeeren gewesen waren.

„Nun, Frau Martin, wir müssen sie finden, wo sie auch seien, und wohin sie gegangen sein mögen,“ sagte Malachi in Indianersprache.

„Hier,“ sagte Frau Martin, indem sie auf eine Spur in dem kurzen Grase deutete, welche nur ein Indianer entdecken konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

„Praktische Winke für Auswanderer.“ Die canadische Regierung hat bekanntlich der Einwanderung eine vorzugsweise Aufmerksamkeit zugewandt, in der Erkenntnis, daß sie das beste Mittel ist, das Land zu heben, und zu dem Ende ein Emigrations-Departement errichtet, dem als Chef Hr. Buchenau vorsteht. Dieser hat aufs Neue unterm 1. Mai eine Bekanntmachung für deutsche Auswanderer erlassen, der wir nachfolgende Sätze entnehmen; sie vollständig abzu drucken, verbietet uns die Beschränktheit des uns zur Verfügung stehenden Raumes, auch haben wir auf das Meiste schon aufmerksam gemacht. Hr. Buchenau sagt in der gedachten Bekanntmachung:

„Auswanderer, welche in dem Hafen von Quebec ankommen, haben das Recht, noch 48 Stunden auf dem Schiffe zu bleiben und dürfen ihnen während dieser Zeit die geseglichen Lebensmittel und

Bequemlichkeiten nicht entzogen werden. Der Capitän des Schiffes ist verpflichtet, die Passagiere nebst ihrem sämmtlichen Gepäc kostenfrei ans Land zu schaffen; dies darf nur zwischen Morgens 6 Uhr und Abends 4 Uhr geschehen. — Die 48 Stunden, welche ihnen an Bord des Schiffes zu bleiben gestattet sind, sollten die Auswanderer dazu anwenden, ihre Passagierkontrakte nach dem Inlande auf das Vortheilhafteste abzuschließen.

„Der von der Regierung als deutscher Agent bestellte Hr. Sinn erteilt seinen Landesleuten unentgeltlich Auskunft über die besten und blügigsten Gelegenheiten zur Weiterreise über die Ländereien, Ausfichten auf Beschäftigung daselbst, nimmt Klagen über schlechte Behandlung auf der Reise entgegen und trifft die erforderlichen Maßregeln, damit die Schuldigen zur Verantwortung gezogen werden.“

„Die verschiedenen öffentlichen Anlagen, welche gegenwärtig nach allen Richtungen hin im Bau begriffen sind und ihren wohlthuernden Einfluß auf jeglichen Gewerbsfleiß ausüben, bieten vielen Tausenden, ja selbst dem Unbemitteltesten Gelegenheit, sich eine unabhängige Zukunft in diesem Lande zu bereiten. Landwirthe im Besitze einiger Vermögen, welche noch zu keinem Entschlusse hinsichtlich des Ankaufs zur Niederlassung gekommen sind, sollten nicht vernachlässigen, im Emigrations-Büreau die Verzeichnisse der zum Verkauf angebotenen Bauerelen durchzusehen, weil sie dadurch in Stand gesetzt werden, mit wenigen Kosten und Zeitverlust eine vortheilhafte Wahl zu treffen. — Land ist je nach der Lage und Güte für den Preis von 1 Schilling (1 Fr. 15 Cent.) zu erwerben.“

„Der Arbeitslohn für den gewöhnlichen Eisenbahn-Arbeiter ist gegenwärtig 1 Dollar per Tag. Solche Einwanderer, welche nicht die Mittel zur Weiterreise nach dem Westen besitzen, können genügende Beschäftigung in der Nähe dieses Hafens an der Quebec- und Richmond-Eisenbahn finden. Für unbemittelte Familien ist der Aufenthalt in den Städten durchaus nicht anzurathen, weil sich denselben wegen ihrer Unwissenheit in der hiesigen Sprache sehr wenig Gelegenheit darbietet, auf anständige Weise ihren Unterhalt zu finden.“

Berichtigung.

Aus Versehen hat der Seher in letzter Nummer 26 im ersten Aufsatze über „die deutschen Kolonien in Brasilien“ weggelassen:

Provinz Santa Catharina. Ueber Dona Francisca verglei che man ebenfalls unsere bereits früher gemachten Angaben und Briefe im „Kolonist.“ Einwohnerzahl Ende 1852: 750.

Ferner muß in dem Aufsatze: „die steigende Noth in Amerika“ auf Seite 102, Spalte 2, Zeile 31 v. u. vor den Worten: „und zwar dorthin, wo wir glauben und hoffen können, glücklich zu sein, etc.“ eingeschaltet werden: „Man studiere Amerika erst hier genau, und erst dann gehe man hinein, etc.“

Die europäische Eisenbahnkarte, welche wir heute nicht allen Nummern belegen konnten, wird allen Abonnenten nachgesandt, da wir mit jedem Posttage noch einige Hundert Exemplare erwarten.

General-Agentur für Auswanderung.

Auskunft- und Beförderungsbüreau nach Nord- und Südamerika und Australien in Rapperschwil.



Dieses Bureau speclirt fortwährend Auswanderer und Capit.-Passagiere sowohl in Dampf- als in Segelschiffen ersten Ranges nach allen Häfen von Nordamerika zu den besten Preisen, über Bremen, Hamburg, Antwerpen und Rotterdam, so auch nach Australien durch regelmäßig abgehende große schnellfahrende Fregatenschiffe.

Nach den brasilianischen Kolonien Dona Francisca, Santa Cruz, Blumenau, der Gutsbesitzer in der Provinz San Paulo und ebenso fortwährend Engagements angenommen.

Im Fernern ist benanntes Bureau in Stand gesetzt, den Auswanderern nach Nordamerika, um dieselben vor Prellereten in New-York bestmöglichst zu bewahren, schon hier Visette zu deren Beförderung ins Innere des Landes zu den gleichen Preisen zu erlassen, wie dieselben bei den Hauptbüreaus in New-York bezogen werden können; 10% des Betrages werden in Hier, das Uebrige in New-York bezahlt.

Briefe und Anfragen, welche stets unentgeltlich beantwortet werden, und für Abschnitte von Beträgen wende man sich gefälligst franco an obgenanntes Bureau.

Zu jeglicher Auskunft ist auf frankirte Briefe oder auf persönliche Anfragen auch die Redaktion dieses Blattes bereit.

Druck der Haller'schen Buchdruckerei in Bern. Verlag und Verantw.: G. G. Grossniklaus, Lehrer in der Schoßhalde bei Bern.

Der Kolonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.

Jahr-Abonnement 6 Fr.
Halbjahr-Abonnement 3 „
Vierteljahr-Abonnement 1, 50 C.
Man kann auch jederzeit ins
Abonnement eintreten.

Wer jeweißen die erste Num-
mer nicht resubirt, wird
für das jeweißen nächstfol-
gende Quartal als verhesel
Abonnent betrachte, und der
„Kolonist“ denselben dann
regelmäßig eingesandt.

Einsendungsgebühr 14 C. die
einspaltige Zeile. Bei
mehrmaliger Wiederholung
tritt eine Preisermäßigung
ein. — Für Abonnemente
und Inserate wendet man
sich portofrei direkt an die
Redaktion.



Der Kolonist erscheint regel-
mäßig alle Sonntage.
Landkarten und Illustratio-
nen werden von Zeit zu Zeit
als Gratisbeilagen mitgege-
ben.

Wahrheitsgetreue Original-
briefe und belehrende Auf-
sätze über Amerika, franko
an die Redaktion, gesandt,
finden jederzeit unentgeltliche
Aufnahme.

Da der Kolonist aller Politik
fremd, nur den Zweck ver-
folgt, allen schweizerischen
Auswanderern nützlich zu sein,
so bittet die Redaktion, um
möglichste Theilnahme zu
vielfältiger Verbreitung. Bei
genügsamer Abonnentenzahl
würde derselbe denn auch
ohne Preisermäßigung wö-
chentlich zweimal erscheinen.

Nr. 28.

Bern, Sonntag den 17. Juli.

Dritter Jahrgang. 1853.

Wie ist es für die deutschen Theologen in Amerika?

Am gewissesten steht auch dem Theologen in den Vereinigten Staaten ein Unterkommen offen. Was auch seine religiöse Ueberzeugung sein mag, er findet ihrer gemäß eine Gemeinde, die ihn annimmt. Nur dem von der Bibel sich gänzlich Lossagenden wird es schwer, auf die Länge eine Gemeinde festzuhalten, so viel Zuhörer er auch die erste Zeit über bei seinen Vorträgen haben mag. Das Angehende für den Theologen ist, daß er sich frei nach seinen Ansichten allmählig eine Gemeinde bilden kann, und daß er wie die Kirche überhaupt wenn auch nicht amtlich doch im Stillen im öffentlichen wie im Privatleben großen Einfluß übt. Widerwärtigkeiten begegnen ihm aber auch in Hülle und Fülle.

Der protestantische Prediger ist von der Gemeinde abhängig, sie miseth ihn förmlich oft nur auf eine kurze Zeit, sie spricht überall mit, nicht nur bei der äußern Anordnung des Kirchendienstes, sondern auch in den Glaubenslehren. Bist er sich nicht, so bilden die Anders-
gesinnten fogleich eine Gemeinde für sich, und es entgeht ihm dadurch ein Theil seines Ansehens und Gehalts. Der Prediger hat häufig genug seine liebe Noth, Spaltungen zu verhüten, die wohl nur von kleinlichen, persönlichen Zwistigkeiten ihren Ursprung nehmen. Dazu ist mancher rohe Mensch in der Gemeinde gelegentlich recht grob gegen den Prediger und meint wohl gar, dieser müsse ihm gegenüber demüthig und bescheiden sein. Auch gegen die methodistischen Prediger und katholischen Priester hat der protestantische Pastor sich fortwährend in wachsender Vertheidigung zu erhalten, damit sie ihm nicht seine Gemeinde verringern. Die wenigern besseren Stellen in den Großstädten ausgenommen, ist auch der Jahresgehalt der protestantischen Prediger im Ganzen nur dürftig und gleich dem Arzte muß er seinen Gehalt theilweise in Korn, Vieh, Fleisch u. annehmen. Dafür hat er dann mehrere Meilen weit umher zu reiten, um die zerstreut wohnenden Farmer seiner Gemeinde zu besuchen.

Eine niemals abbrechende Kette von Kerklichkeiten entsteht auch aus der Feindschaft und den Verleumdungen, mit welchen so viele deutschprotestantische Prediger in den Vereinigten Staaten einander verfolgen. Die jämmerlichsten Burschen, welche hier eben durch die Schule gelaufen, drängen sich dort zur Kanzel und verblüthen dem ehrenhaften Manne das Leben. Bloß um einen solchen aus dem Amte zu verdrängen und selbst seine Stelle einzunehmen, werden Lügen verbreitet. Die unbedingte Oeffentlichkeit aller Geschäftigkeiten und Persönlichkeiten dient dann dazu, sie in's Unendliche auszuspinnen.

Die Älteren und strenggläubigen protestantischen Gemeinden haben dadurch einen Zusammenhalt, daß sie sich zu festen Synoden mit ge-

meinsamen Behörden und Predigerschulen vereinigen. Auf den letztern kann man zwar mit wenig Studien und viel gutem Willen überaus schnell sich zum Predigtamte fertig machen, gleichwohl können sie das Bedürfnis nach Predigern nicht befriedigen. Ein deutscher Theologe, der sich daher an eine Synode wendet und Zeugnisse über seine Un-
verständlichkeit beibringt, wird sehr bald an eine Gemeinde gewiesen, die des Predigers bedarf. Dort hält er einige Reden zur Probe, die Leute besprechen sich dann, ob sie ihn wollen, und jeder unterschreibt ein paar Dollars Jahresbeitrag für den Pfarrer, und die Synode be-
stätigt diesen. Findet er nicht gleich eine Gemeinde, so wandert er weiter und sucht sich eine, ein Pfarrer empfiehlt ihn an den andern. Geht der Zehrpennig unterwegs aus, so wird ein neuer durch Pre-
digen in einer Kirche verblent. Die Zuhörer drücken dem Reisenden bei dem Herausgehen aus der Kirche Geld in die Hand. Wer sich nicht mit einer Synode verbinden will, findet im Westen zahlreiche Gemeinden freieren Bekenntnisses, welche ohne strengeren kirchlichen Verband, als mit wenigen benachbarten Gemeinden, bestehen, und ganz nach eigenem Ermessen Prediger annehmen und abtanen.

Der Priester der katholischen Kirche erhält vermöge der geschlossenen Organisation des Klerus seine Gemeinde gleich angewiesen. Er fin-
det sich auf eine veltliche Weise beengt und niedergehalten durch die irändische und französische Geistlichkeit. Die letztere war zuerst da und richtete sich in allen Prälaturen ein, die deutschen Katholiken kamen in Masse erst später, brachten wenige Priester mit, und diese mußten mit den untern Stellen vortlieb nehmen. Jetzt bilden die Deutschen vielleicht den beträchtlichsten Theil der katholischen Bevölkerung in den Vereinigten Staaten, dennoch sind von den nahe an dreißig Bischöfen stählen nur zwei mit Deutschen besetzt, die deutsche Sprache steht in den katholischen Lehranstalten noch unter der französischen, die Deut-
schen können nur kärglich und mit vielen Mühen Unterstützung zu kirchlichen Zwecken aus den Geldern erhalten, welche so reichlich da-
für aus Deutschland nach Amerika fließen. Was wurde nicht aufge-
boten, um den Plan zu unterdrücken, aus deutschen Beiträgen ein Priesterseminar zu gründen, zu welchem der Platz in Covington bei Cincinnati bereits bestimmt war. Auffallend ist im Verhältnis zu ihrer geringen Anzahl die Menge der deutschen Priester, welche suopendirt oder sonst unter eigenthümliche Beschränkung gestellt sind. Sie können und dürfen nicht reinen Wein einschenken und schweigen jezt. Wohl aber hört man andere gebildete deutsche Katholiken sich in bitteren Ausdrücken über die Handhabung des Kirchenwesens durch die irän-
dische und französische Geistlichkeit aussprechen. Die letztere scheint in den deutschen Priestern in der That noch etwas anderes, als die der ihrigen überlegene deutschen Wissenschaftlichkeit, zu fürchten.

Capitän des Schiffes
entlichen Gepäc kosten-
schen Morgens 6 Uhr
unden, welche ihnen
sollten die Auswan-
nach dem Inlande auf

nt bestellte Hr. Sinn
t über die besten und
Änderelen, Ausichten
schlechte Behandlung
en Maßregeln, damit
en.

he gegenwärtig nach
ihren wohlthuernden
en vielen Tausenden,
ne unabhängige Zu-
im Besitze einigen
ischlich des Ankaufs
vernachlässigen, im
Verkauf angebotenen
and gesetzt werden,
haste Wahl zu tref-
den Preis von 1

bahn-Arbeiter ist ge-
er, welche nicht die
können genügende
Duebet- und Rich-
n ist der Aufenthalt
denselben wegen
wenig Gelegenheit
finden."

mer 26 im ersten
weggelassen:
Französa ver-
hten Angaben und
750.

Woß in Amerika"
n Worten: „und
glücklich zu sein,
erst hier genau,

heute nicht allen
nachgesandt, da
klare erwarten.



Schiffen ersten
Rotterdam, so

San Paulo und
n sind, werden

Merelen in New-
reisen zu erlassen,
Metzige in New-

esäßlich franco

Diese Uebelsände sind auch in Deutschland bekannt. Es gibt ein Mittel, ihnen entgegenzuwirken, und dies besteht darin, daß man die Verwendung der so bedeutenden Summen, welche jährlich aus Deutschland, insbesondere durch die Leopoldinenstiftung zu Wien, für katholische Zwecke nach den Vereinigten Staaten gehen, selbst in die Hand nimmt und damit von hier aus für die Schul- und Kirchenzwecke der dortigen katholischen deutschen Gemeinden selbst sorgt.

Auszüge aus Briefen.

Herr Joseph Moor im Thurgi.

Werthebster Freund!

Endlich habe ich Gelegenheit, dir einige Zeilen zu übermachen, du wunderst dich gewiß, wie es um mich steht. O Freund, ich würde nicht mehr tauschen, da ich hier bin; aber auf der Reise habe ich mich manchmal in's Thurgi gewünscht, denn mit einer Haushaltung und kleinen Kindern ist es eine große Last, so eine Reise zu unternehmen, und ich thäte es auch nicht mehr; aber wenn man hier ist, vergißt man Alles; ich wollte, ich könnte dir nur von Kuchen, die wir hier backen, geben.

Also, werther Freund, von Hamburg aus haben wir eine achtwöchige Seereise gehabt, in der wir unsre 2 Kinder, Regula und Anna, verloren haben, und kamen am 2. September ans Land. O, ein Land, wie ein Garten, alle Arten Obst, Bananen, Orangen, Kokosnüsse; 4 Arten Papagelen sieht man in Menge, wie auch andere schöne Vögel. Im Land wurden wir gut aufgenommen, man brachte uns alle Arten Lebensmittel; die Schwarzen brachten uns Zuckerwerk aller Art, und auf der Kolonie bringen die Deutschen uns alle Tage Milch, Eier, Butter, Brod, Fleisch, Gemüse, wenn man nur immer essen mag, man hat hier auch keiner Art Abgabe zu bezahlen, man ist auch vor Diebstahl und solchem Zeug sicher, hier lebt man frei; wir gehen an die Arbeit, wann wir wollen, und heim, wann wir wollen. Das Land ist gut zu bearbeiten, man findet keinen Stein, wie Asche und Mist ist die Erde. Ich habe mir auch schon ein Haus gekauft mit Kuh-, Pferde-, Ziegen-, Schweine- und Hühnerstall, habe 3 Ziegen und etwa 20 Hühner, alles für 19 fl. Eine Kuh sammt dem Kalb kostet hier 14 fl. rhn., ein Pferd 30 fl. Die Kolonisten, die da waren, hatten nichts als Schulden, und jetzt haben sie Vermögen und 4 Pferde, wo sie Sonntags ausreiten, 2-3 Kühe, Ziegen, 4-5 Schweine, (es kostet ein fettes 4 fl.) und unzählige Hühner. Einen großen Garten habe ich mit unzähligen Bananenbäumen; es gibt eine Frucht in Form einer Bratwurst und schmecken wie Birnen; da hat man das ganze Jahr Blüthe, grüne und reife Früchte. Ein großes Stück Land von 2 Zuckarten habe ich für mich, um Reis, Erdäpfel, Welschkorn und andere Sachen zu pflanzen, und muß nichts dafür bezahlen, kurz ich sehe mich nicht mehr nach Europa zurück; ich möchte Jedem gönnen, er wäre hier, der wegen seinem schlechten Lohn sein Leben beinahe nicht fristen kann; hier hat man keinen Kummer um das Essen; der ganze Kaffeberg ist voll Bohnen und Hohn, Salat, Kraut und solchen Sachen; da kann man nur holen, die Leute sind freundschaftlich und liebreich, kurz, man ist unter Freunden. Sonntags gehen wir auf die Jagd, und schließen Papagelen, auch Affen, Rehe und andere Thiere. Schlangen hat es auch noch hier, ich habe aber bis jetzt noch keine gesehen. Die schönsten Blumen wachsen auf den Bäumen. Die einzige Plage, die man hier hat, sind die Moskitos, kleine Thierchen, die stechen, wie bei uns die Bremsen, aber es hat sehr viele hier, und an Fliegen hat man keinen Mangel; es gibt ganze Schwärme, als wollten sie einem das Essen vom Mund wegnehmen; im Uebrigen ist das Klima hier sehr gesund. Wir haben auch sehr gutes Wasser. Es fehlt mir an nichts, als an ein paar Freunden des Gesangs; ich sollte Stenmi, Dylabell, Leber und alle meine Sänger hier haben, o, dann hätten wir ein göttliches Leben hier. Es kann hier Niemand singen; wenn ich nur in meiner Weise ein Lied singe, so haben die Leute sehr großes Vergnügen. Ich lasse alle meine Sangfreunde grüßen, sage ihnen, sie sollen zu mir kommen, sie müssen es recht haben. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht an sie denke, und manchmal bekomme ich Samstag Nachts Heimweh, wenn ich denke, jetzt singen sie. Nun, ich danke ihnen für viele vergnügte Stunden, die ich bei ihnen verbracht habe. Ich habe hier auch schon bei einem Begräbniß das Amt eines Priesters bekleidet, ich habe die Abbandung halten müssen.

Wenn einer aber hierher reisen will, so soll er mitnehmen, was er kann, er soll nicht auf die Speriteure hören, die sagen, er dürfe nicht mehr als ein Centner Gepäck auf die Person mitnehmen, es sagt Niemand nichts, nehme einer so viel er kann, das Geschirr, die Betten, Alles ist sehr theuer, weil der Arbeitslohn groß ist; *) ich wollte, ich hätte meine Kupfergelte, Pfannen, Kaffeemühle und solches noch eingepackt. Auf's Schiff, wenn einer Kinder hat, nehme er Eier, Mehl, Zwieback, Cognack, Milchertraut, Zucker, Reis, Kaffee, Thee und solche Sachen; auch eine Theemaschine, denn ich möchte warnen, daß es nicht jedem geht, wie uns. Auch Spiritus zum Feuer soll Jeder mitnehmen. Ich werde später Mehreres schreiben, ich hoffe aber, du werdest mich berücken, wenn du es richten kannst, daß du hierher kommen könntest; es wäre dein Glück, denn ein Schmied ist hier in Brasilien die beste Profession. Ich wünschte dich und deine Frau und deinen Knaben, wie ich rechne, daß du habest, hier zu sehen. Gewiß es wäre dein Glück, Freund Moor. Im Uebrigen lasse ich alle meine Bekannten grüßen, nur Senn nicht, und schreibe mir sobald als möglich.

Dein dich aufrichtig liebender Freund
Heinrich Schmid.

Die Adresse ist zu machen: Kolonie Ibicaba, Bergueiro. Provinz St. Paulo, Kaiserthum Brasilien.

Die verlorenen Kinder, oder Geschichte der englischen Farmer-Familie Campbell in Canada (Nordamerika) mit dem bössartigen Indianer-Häuptling, genannt: die zornige Schlange.

(Aus den März- und April-Nummern des „Canadischen Bauernfreund.“ Arrangiert für den Kolonist.)

„Ich sehe, mein Kind, ich sehe diese und noch zwei andere, aber weil wir jetzt hleraus nicht sehen können, wollen wir der Spur folgen, bis wir auf einen Boden kommen, wo sich die Spur besser ausdrückt.“ „Das ist ihr Fuß!“ versetzte Malachi, nachdem er zwei oder drei Schritte weiter gegangen war. „Die Sohlen auf den Schuhen drücken sich schärfer aus als die Moccasins. Wir haben jetzt nichts weiteres mehr nöthig, und wenn die andern kommen, so möchten sie uns verhindern, die Spur weiter aufzufinden.“

Unter sorgsamster und umständlicher Nachforschung fuhren Malachi und Frau Martin fort, die kaum merkliche Spur zu verfolgen, bis sie ungefähr hundert Schritte von dort, wo sie gestanden hatten, auf dem Hügel ankamen. Jetzt bekam es aber mehr Schwierigkeiten, der Eindruck von Mary's Fuß, der leichter zu bemerken war, als die andern, und ihnen bis auf einige Schritte als Führer gedient hatte, nun nicht mehr zu unterscheiden war, und es wahrscheinlich schien, daß man sie vom Boden in die Höhe gehoben hatte. Daß sie hiernach getragen worden sei, beruhigte sie etwas. Als sie auf dem Hügel ankamen, konnten sie ganz deutlich die Eindrücke der Moccasins erkennen, und da sie genau die Breite und Länge dieser Eindrücke maßen, so gewahrten sie, daß es zwei verschiedene Leute waren; sie verfolgten sie nun bis an den Wald, welcher ungefähr eine Viertelmeile von dem Sumpfe entfernt war, und da sie Alfred und Martin rufen hörten, antwortete Malachi, und beide fanden sich bei ihnen alsbald ein.

Malachi erklärte nun, wie es gewiß sei, daß sie fortgeschleppt worden, und Martin pslichtete ihm ganz bei. Alfred sagte hierauf: „Nun gut, bevor wir handeln, laßt uns überlegen, was dabei zu thun ist.“

„Recht, Sir,“ versetzte Malachi, „das Beste, was wir in diesem Augenblicke thun können, ist, daß Frau Martin und ich der Spur folgen, um so viel als möglich nähere Nachricht einzuziehen, und wenn wir so viel erlangt haben, als wir können, eine Truppe bilden, um sie zu verfolgen. Lassen sie uns nur eifrig die Spar verfolgen, und wir werden sie nicht verlieren, vorzüglich, wenn Frau Martin mit uns ist, denn sie hat ein besseres Auge als irgend ein Indianer, den ich kenne, sei es ein Mann oder ein Weib.“

*) Der Schmelzer ist im Irrthum. Das Gewicht des freigegebenen Gepäcks ist allenthalben auf den Eisenbahnen und Dampfschiffen festgesetzt; wenn einer aber sein Ueberge wicht nach der Tare bezahlen will, dann kann er mitnehmen so viel er will.

„Gut, das ist Alles recht, Malachi; aber was soll ich thun, während sie die Spur verfolgen?“

„Nun, Sir, Sie müssen die Truppe bilden, und sich zum Aufbruch bereit halten, daß Sie in drei Stunden, wenn es möglich ist, da sein können.“

Alfred eilte nun fort und Martin, welchem Malachi noch einige Aufträge gegeben hatte, folgte nach. Malachi und Frau Martin verfolgten die Spur weiter, und diese führte länger als eine Stunde durch das größte Dickicht des Waldes, bis sie an einen Platz kamen, wo ein Feuer gebrannt hatte, und der Boden zusammengetreten war; es war augenscheinlich, daß der Trupp hier eine Zeit geraust hatte.

„Hier war das Lager der ganzen Bande,“ dachte Malachi, als er sich umschaute.

Frau Martin, welche den Boden betrachtete, sagte: „Hier ist ihr Fuß wieder.“

„Ja, ja, es ist ganz klar, daß zwei sie hingeschleppt haben, wo die andern auf sie warteten, und daß der ganze Trupp dann von hier aufgebrochen ist. Nun müssen wir trachten, die neue Spur zu finden, denn ich zweifle nicht, daß sie gedachten, uns irre zu führen.“

Frau Martin zeigte auf eine Spur nahe an der Stelle, wo das Feuer war, und sagte:

„Der Morocassin einer Frau.“

„Recht, so ist sie mit ihr, um so besser,“ versetzte Malachi; „wenn es die ist, die mir den Brief geschrieben hat, so wird sie uns, wenn es ihr möglich ist, schon nützlich werden.“

(Fortsetzung folgt.)

Brasilien.

La bonne politique fait des bonnes finances.

Diese französische Aphorisme ist von unumstößlicher Wahrheit, weil gute Finanzen eine gute Verwaltung erfordern, welche die Entwicklung des Handels, der Industrie und des Ackerbaues zulassen.

Wir haben vor uns den Bericht, welcher den brasilianischen Kamern durch den Finanzminister, den intelligenten und sehr fähigen Herrn Rodrigues Torres, dessen Name in Europa schon bekannt ist, vorselfst er zu den ausgezeichnetesten National-Ökonomen und Statistikern gerechnet wird, vorgelegt worden. Das brasilianische Budget bietet einen Ueberschuß in der Einnahme dar von 3,828,934 Milreis für das Jahr 1853 $\frac{1}{2}$ (das Finanzjahr. In Brasilien wird von Juli zu Juli gerechnet), und man hofft, daß dieser Ueberschuß noch bedeutender sich gestalten werde, da die Schätzung der Einnahme sehr gering, und niedriger als vorausgesehen, veranschlagt ist.

Wenn man die Opfer bedenkt, welche Brasilien im Jahr 1851 durch die Angelegenheit der Rio Plata gebracht, denn außer den Ausgaben für die Armee und Marine, hatte es der Regierung von Montevideo bedeutende Geldsummen vorzustrecken, so ist das obige Resultat bewundernswürdig, und ein Beweis für den glücklichen Zustand, in welchem das Land sich befindet.

Die innere Staatsschuld Brasiliens, welche durch Anweisungen auf den Schatz repräsentirt wird, betrug im April 1852 die Summe von 5,638,500 Mrd., gegenwärtig ist dieselbe bereits auf 351,800 Mrd. reducirt, also beinahe als erloschen zu betrachten.

Ungeachtet der außerordentlichen Ausgaben, welche Brasilien durch die Intervention in die Rio Plata-Angelegenheiten zu machen genöthigt war, waren die Einnahmen im Finanzjahre 1852—53 doch so bedeutend, daß nach Abzug aller Ausgaben in diesem Jahre noch ein Ueberschuß von 3000 Contos sich herausstellen wird.

Die Beziehungen zwischen Brasilien und Deutschland, und besonders Hamburg, nehmen unser Interesse für jenes Land in Anspruch: wir werden mit Vergnügen auf diesen Gegenstand zurückkommen; für heute lassen wir hier die Rede nachfolgen, mit welcher der Kaiser die Sitzung des brasilianischen Parlaments am 3. Mal eröffnet hat. Wir machen unsere Leser auf die Artikel aufmerksam, in welchen die kaiserl. Regierung mit der Aufhebung des Sklavenhandels, sowie der freien Einwanderung sich beschäftigt.

Thronrede Sr. Maj. des Kaisers von Brasilien bei Eröffnung der gesetzgebenden Versammlung in Rio de Janeiro, am 3. Mal d. J.

„Erhabene und würdige Vertreter der Nation!

Ich eröffne die erste Sitzung der gegenwärtigen gesetzgebenden

Versammlung mit der innigen Freude, welche die Vereinigung der Vertreter Brasiliens Mir jedes Mal einflößt. Ihre Ausklärung und Vaterlandsliebe sind Mir Bürgen für den Erfolg, welchen Sie zum Vorsein der Interessen dieses gesegneten Landes entwickeln werden.

Danken wir der göttlichen Vorsehung für den Frieden und die Ruhe, welche wir genossen haben; unter ihrem Schutze entwickeln sich täglich mehr die Keime des Reichthums und der Wohlfahrt der Nation.

Ich hoffe, daß in Kurzem die Bedingungen der Contracte für die Erbauung zweier Eisenbahnen, worauf die Gesetze vom 26. Juni und 11. September v. J. sich beziehen, definitiv festgestellt sein werden. Diese Unternehmungen, gleich wie auch jene, welche auf die Straße von Maná bis zum Flusse Parahiba und die Schifffahrt des Amazonasflusses sich beziehen, werden zu anderen Arbeiten dieser Art aufmuntern und anderen materiellen Verbesserungen einen besondern Aufschwung verleihen, welchen die letzte gesetzgebende Versammlung so besondere Aufmerksamkeit gewidmet und die ohne Zweifel auch die Ihrige verdienen werden.

In den internationalen Verhältnissen hat sich nichts ereignet, das die bestehenden freundschaftlichen Beziehungen, von welchen die fremden Mächte Mir fortwährende Beweise geben, ändern könnten.

Sowohl die Heiligkeit der Verträge, als auch unsere eigenen Interessen verlangen nicht allein das gänzliche Aufheben des afrikanischen Sklavenhandels, sondern daß er auch für die Zukunft unmöglich gemacht werde. Meine Minister werden Ihnen die Mittel an die Hand geben, welche zur Erreichung dieses doppelten Zweckes noch erforderlich scheinen.

Die Nothwendigkeit, die fremde Einwanderung zu beschützen, um den Mangel an Arbeitskräften zu besettigen, tritt immer deutlicher hervor. Es ist dieses ein Gegenstand, welchem wir unaufhörllich und besonderen Eifer widmen müssen.

Ich empfehle Ihnen die Einrichtung einer solide eingerichteten Bank, um den Handels- und Industriegeheimnissen größere Sicherheit und Ausdehnung zu gewähren. Unter den gegenwärtigen glücklichen Verhältnissen ist eine solche Einrichtung das unumgängliche Element unserer staatsökonomischen Organisation.

Ich habe Sie auch daran zu erinnern, daß es zweckmäßig wäre, das organische Gesetz der Municipalkammern zu verbessern, damit wir aus diesem wichtigen Zweige der öffentlichen Verwaltung einen größeren Nutzen ziehen. Die Berichte der verschiedenen Minister werden Ihnen von dem Stande der Geschäfte, womit jeder Einzelne beauftragt ist, umständliche Kenntniß geben, und aus dem Anschläge über Ausgaben und Einnahmen werden sie ersehen, daß der glückliche Zustand unserer Finanzen fortdauert.

Erhabene und würdige Vertreter der Nation!

Die Entwicklung unserer Institutionen zum wahrhaften Schutze der Rechte und Interesse Aller und das dadurch erzielte Unterpand des Ruhmes und der Wohlfahrt des Kaiserreichs sind die sehnlichsten Wünsche meines Herzens, und ich hoffe, daß Sie Meine Regierung in diesem schwierigen aber verdienstlichen Unternehmen unterstützen werden.

Die Sitzung ist eröffnet.

Don Pedro II.,
constitutioneller Kaiser und immerwährender
Vertheiliger Brasiliens.“

(Staats- und Gesetzliche Zeitung.)

Verschiedenes.

Luzern. Eidg. Freischützen. Donnerstag, den 7. d. M., war das Schützenfest ein wahrhaft nationales, großartiges. Es war eine solche Masse Leute auf dem Schützenplatze, daß die ungeheure Gasse hätte um Mittag nicht alle fassen konnte. Es wurde viel und gut geschossen. Keine zwei Stunden vergingen, da tanzte der Zelgermajor im rothen Kleide vor einem Schützen her, dem für die geschossenen 25 Kugeln ein Becher, bald unter poetischer, bald unter profaner Rede überbracht wurde. Auf der Fahnenburg rauschten die buntesten Farben und Fähnlein, alle überragt von der großen eidg. Schützenfahne. Ihr zundacht aufgezogen flatterte die weiß und rothe Fahne mit dem silberbestrichenen blauen Felde unserer Brüder jenseits des atlantischen Ozeans. Nachmittags wurde sie mit treuherziger kurzer An-

rede im Namen unserer Freunde zwischen dem atlantischen und stillen Weltmeere von Hrn. Schlegel in Herisau, den fünf amerikanischen Ed- genossen begleiteten, überreicht. Keiner Fahne ist noch solche Ehre beim ganzen Feste geworden wie dieser. Die Feldmussel der Stadt Luzern begleitete dieselbe auf den Schützenplatz. Eine ungeheure Volks- menge drängte sich herbei. Professor Schlegel empfing sie mit einem poetischen Grusse. Seminardirektor Dula bewillkommte sie mit kurzen Worten, umarmte am Fuße des Sakentempels den Ueberbringer und erklärte im Namen desselben, die Fahne soll bei der eidgen. Schützen- fahne zurückbleiben. Diesen Anlaß benutzte Dr. Stelger, hielt einer Entlassung, die er beim Abzug der Fahne sich zur Ehre angerechnet hätte, die Bedeutung derselben auseinanderzusetzen und sie als unsere Schweizerfahne, roth und weiß, die zugleich auch die Luzernerfahne führe, zu begrüßen. Er sprach: Die Amerikaner sind unsere treus- ten Bundesgenossen; Freiheit, Gleichheit und Recht begehrt die große Republik in der neuen, wie den kleinen Freistaat in der alten Welt, und brachte ein Hoch auf die allseitige Verbrüderung zwischen der schweizerischen Nation und den Staaten der nordamerikanischen Union. Gerührt dankte noch einmal Hr. Schlegel, sprechend: der feierliche Empfang mache nicht nur Freude, erzeuge auch das Heimweh nach der freien Alpenluft; erzählen wollte er von der hohen Verehrung seinen Brüdern in Amerika. Tausend Augen wurden feucht bei diesem selte- nen Auftritt. Wir haben viele Männer und Frauen gesehen, welche sich die Thränen aus den Augen wuschlen. Diese feierliche Scene brachte eine allgemeine Begeisterung hervor. Der Hr. Pfarrer von Sursee drückte die amerikanische Fahne an seine Brust und küßte sie vor allem Volke, ebenso Hr. Pfarrer Kälin und eine Menge Andere. — Am Abend verherrlichte jenen Hr. Schweizer aus Zürich mit prächtigen Feuerwerken das Fest.

Amerika. In der letzten Hälfte des verfloßenen Monats war in New-York die Hitze so unerträglich, daß man bereits 70 Todes- fälle in Folge von Sonnenstichen (an einem Tage 37) zählte. Auch in Philadelphia sind dieser Sonnengluth schon mehr als 20 Personen zum Opfer gefallen. Wer nicht hinaus muß, verschließt sich in sein Zimmer. Alle Geschäfte stocken.

— Aus New-York wird vom 29. I. M. berichtet, Santa Anna habe einen Vertrag mit Spanien wegen der Wiedereinverlei- bung Mexiko's abgeschlossen. 6000 Mann spanische Truppen sollen nach Mexiko kommen.

— Die New-Yorker Industrie-Ausstellung geht jetzt etwas rascher ihrer Vollendung entgegen; aber es hinkt noch immer auf allen Sel- ten; und man scheint erst im letzten Augenblick einzusehen, daß Jung- Amerika noch nicht der geeignete Boden für solche Unternehmungen ist.

— In Südamerika ist wieder ein Krieg zwischen den Republiken Peru und Bolivien im Anzug, was schon jetzt äußerst hemmend auf den Handel, namentlich Peru's, wirkt. Man glaubt, letzteres Land werde diesmal Ernst machen und seine Truppen durch die Wildnisse

der Cordilleras nach Bolivien senden; bereits hat es Kriegeschiffe ab- geschickt, um Cobya, den einzigen Hafen Bolivien's, zu blockiren oder wegzunehmen.

— Von Lima sind 200 Deutsche aufgebrochen, um unter der Leitung eines Staats-Beamten im östlichen Peru eine Kolonie zu grün- den. Für die Kommunikation auf dem Fluß sind von der Regierung zwei Dampfer bestellt, wodurch die Ausichten der neuen Kolonie sehr gehoben werden.

Anzeigen.

Geschäft, Verkehr und Arbeit in den Verein- Staaten von Nordamerika,

oder praktische Anleitung, in Amerika Geld zu erwerben, zu sparen, anzuwenden und zu hinterlassen. Nach dem Englischen des Amerika- ners Freedley. Erstes Heft: Einkleidung und Gelderwerb durch Landwirtschaft. Preis 50 Cent.

In der Buchhandlung von Jenni, Vater, Kramgasse Nr. 197.

Bilder aus Amerika,

oder

der kleine Amerika-Spiegel.

Inhalt. Ausführlicher Bericht und Originalbrief über Nord- amerika von Ed. Hausener, gew. Lehrer und Schulkommissär. — Ori- ginalbrief des Heinrich Braschler, gew. Lehrer an der Mädchen-Taub- stummenanstalt auf dem Harzauerthalen bei Bern, aus Texas. — Charakter, Eliten und Lebensweise der Amerikaner. — Originalbrief des C. Hermann, gew. Drechsler in Rönitz bei Bern, jetzt in der Colonie Dona Francisca, in Südbrasilien. — Brief des Joh. Sauer- beck aus Dona Francisca. — Auszug aus einem Briefe des Johann Ernst Webers von Harzwangen, jetzt in Sandusky City, im Staate Ohio. — Kurzgefaßte geographische Uebersicht über diejenigen Staaten der Union, nach welchen Deutsche und Schweizer am meisten aus- wandern: New-York, Pennsylvania, Ohio, Indiana, Illinois, Missouri, Iowa, Wisconsin, Michigan, Virginia, Kentucky, Tennessee, Nord- Carolina und Texas. — Das Kaiserthum Brasilien, mit Berücksichti- gung der in den dasigen Provinzen für Schweizer und Deutsche ge- eigneten Colonien und Ansiedelungsgebiete. — Auszug aus einem Be- richte des Hrn. L. Ph. de Ruze, von Neuenburg, Schweiz. Konsul in New-York.

Am den äußerst billigen Preis von 50 Cent.

Zu haben in Bern: in der Haller'schen Buchdruckerei; bei Zent u. Gasmann; Jenni, Vater; Huber u. Comp.; im Büchergaden Oppli- ger beim Zeltglocken, und bei der Redaktion dieser Zeitung; — in Thun: in den Buchhandlungen J. J. Christen und R. J. Wyß.

General-Agentur für Auswanderung.

Auskunft- und Beförderungsbüreau nach Nord- und Südamerika und Australien in Mapperschwil.



Dieses Bureau speclirt fortwährend Auswanderer und Casüt-Passagiere sowohl in Dampf- als in Segelschiffen ersten Ranges nach allen Häfen von Nordamerika zu den besten Preisen, über Bremen, Hamburg, Antwerpen und Rotterdam, so auch nach Australien durch regelmäßig abgehende große schnelfahrende Fregatschiffe.

Nach den brasilianischen deutschen Kolonien Dona Francisca, Santa Cruz, Blumenau, der Gutsbesitzer in der Provinz San Paulo und den Kolonien in der Republik Venezuela, von denen allen in den letzten Zeiten die günstigsten Nachrichten eingekommen sind, werden ebenso fortwährend Engagements angenommen.

Im Fernern ist benanntes Bureau in Stand gesetzt, den Auswanderern nach Nordamerika, um dieselben vor Brellereien in New-York bestmöglichst zu bewahren, schon hier Billette zu deren Beförderung ins Innere des Landes zu den gleichen Preisen zu erlassen, wie dieselben bei den Hauptbüreaus in New-York bezogen werden können; 10% des Betrages werden in Hier, das Uebrige in New-York bezahlt.

Briefe und Anfragen, welche nicht unentgeltlich beantwortet werden, und für Abschlüsse von Beträgen wende man sich gefälligst franco an obgenanntes Bureau.

Zu jeglicher Auskunft ist auf frankirte Briefe oder auf persönliche Anfragen auch die Redaktion dieses Blattes bereit.

Verlag und Redaktion: G. G. Grossniklaus, Lehrer in der Schöpfhalde bei Bern.

Druck der Haller'schen Buchdruckerei in Bern.

G. G. Grossniklaus.

Der Kolonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.

Jahr-Abonnement 6 Fr.
Halbjahr-Abonnement 3 „
Viertelj.-Abonnement 1, 50 C.
Man kann auch jederzeit das
Abonnement eintreten.

Wer jeweilen die erste Num-
mer nicht refusiert, wird
für das jeweilen nächstfol-
gende Quartal als verehrt,
Abonnement betrachtet, und der
„Kolonist“ denselben dann
regelmäßig eingesandt.

Einschickungsgebühr 14 C. die
einpäcliche Zeile. Bei
mehrmaliger Wiederholung
trifft eine Preisermäßigung
ein. — Für Abonnemente
und Inserate wendet man
sich vorzuziehend direkt an die
Redaktion.



Der Kolonist erscheint regel-
mäßig alle Sonntage.
Landkarten und Illustratio-
nen werden von Zeit zu Zeit
als Gratisbeilagen mitgege-
ben.

Wahrheitsgetreue Original-
briefe und belehrende Auf-
sätze über Amerika, franco
an die Redaktion gesandt,
finden jederzeit unentgeltliche
Aufnahme.

Da der Kolonist aller Politik
fremd, nur den Zweck ver-
folgt, allen schweizerischen
Auswanderern nützlich zu sein,
so bittet die Redaktion um
möglichste Theilnahme zu
vielfältiger Verbreitung. Bei
geringfügiger Abminderung
würde derselbe denn auch
ohne Preisverhöhung we-
sentlich zweimal erscheinen.

Nr. 29.

Bern, Sonntag den 24. Juli.

Dritter Jahrgang. 1858.

Die deutsche Colonie Santa Cruz in der Provinz Rio Grande do Sul in Südbrasilien *)

II.

Dekret.

Er. Excellenz des Vice-Präsidenten der Provinz São Pedro do Rio Grande do Sul, Herrn Luiz Alves Leite de Oliveira Vello, Ritter des Kaiserl. Hauses, Ritter vom Christus-Orden ic.

Laut Artikel 15 des Provinzial-Gesetzes Nr. 229 vom 4. d. M. und kraft des unter dem heutigen Datum vollzogenen Contractes mit Herrn Peter Kleudgen, welcher von der hiesigen Provinzial-Regierung als bevollmächtigter Agent für die deutsche Auswanderung nach der hiesigen Provinz ernannt worden, beauftragt ich denselben zu veröffentlichen, daß nach dem General-Gesetz des Kaiserreichs und demnach insbesondere nach dem Gesetz dieser Provinz de São Pedro, die Ausländer, welche jetzt (durch ihn) hierher kommen, um sich als Kolonisten niederzulassen, folgende Begünstigungen und Freiheiten genießen werden, wie auch, daß sie zu den folgenden Verpflichtungen verbunden sind.

1. Außer dem Schutze der Person und des Eigenthums, welcher durch das Civil- und Criminal-Recht und durch die Behörden garan-
tirt ist, sichert die politische Verfassung des Kaiserreichs Allen denen, welche sich hier niederlassen, völlige Religionsfreiheit zu. — Obgleich die römisch-katholische Religion Staats-Religion ist und von Niemand misachtet werden darf, so kann, wenn er die öffentliche Sittlichkeit nicht verletzt, auch Niemand wegen Glaubenssachen angegriffen oder verfolgt werden.**)

2. Für jede 72 ausgeheilte Kolonien soll nach Beschluß und auf Befehl der Provinzial-Regierung eine Kolonie zurückbehalten und auf Regierungskosten eine Kirche und Schule für den Elementar-Unterricht errichtet werden.

*) Vergleichs wegen Nr. 8 d. J. des „Kolonist.“

**) Die Regierung übernimmt die Stiftung von Schulen, wie dies jetzt bereits zur Ausführung gekommen ist, in welchen der unentgeltliche Unterricht in der Landessprache erteilt wird; indeß steht es den Kolonisten frei, selbst für den öffentlichen oder privaten Unterricht ihrer Kinder Sorge zu tragen. Die Regierung baut für den katholischen Gottesdienst Kirchen, doch bleibt es den Protestanten unbenommen, eigene gottesdienstliche Gebäude zu errichten und Prediger anzustellen. In der schon mehr erwähnten Kolonie São Leopoldo findet man 14 deutsche Schulen und 8 protestantische Kirchen, in welchen 4 Prediger wirken. Bisher hat ein protestantischer Prediger aus São Leopoldo die heiligen Handlungen in Santa Cruz verrichtet.

3.

Laut Art. 7, 8, 9, 10 des erwähnten Gesetzes Nr. 229 vom 4. d. M. werden jedem verheiratheten, so wie jedem unverheiratheten Kolonisten, der sich nach Ankunft in dieser Provinz verheirathet, end-
lich auch jeder Wittve mit Familie, 100,000 Braças Quadr. (= 60,000 Quadrat-Ruthen) Land in der Kolonie Sta. Cruz oder einer anderen, die später angelegt werden dürfte, als Geschenk zugetheilt, sobald sie von den bevollmächtigten Agenten der deutschen Auswanderung für diese Provinz die erforderlichen Certificate besitzen. — Die Ländereien sind im Voraus schon auf Kosten und Befehl der Provinzial-Regierung vermessen, begrenzt, geschätzt und cartirt.**)

4.

Die Kolonisten werden sofort und bequem von Rio Grande bis auf die Kolonie, wo sie sich niederlassen, befördert, haben, daselbst angelangt, Aufnahme in den neuen Empfangsgebäuden und erhalten von der Regierung die nöthigen Lebensmittel für einen Monat unentgeltlich.**)

5.

Allen denen, welche Ländereien erhalten, (und den jungen Leuten, die über 16 Jahr alt sind), werden Geräthe und Werkzeuge bis zum Belauf von 32 und 800 Reis (24 Pr. Thlr.), ferner Sämereien nach bester Qualität und in den Sorten, wie es die Landescultur erfordert, als Geschenk von der Regierung zugetheilt.

6.

Jede Kolonie hat einen von der Provinzial-Regierung ernannten und besoldeten Director, der sowohl der deutschen als der Landessprache mächtig und dem General-Director der Kolonie untergeordnet ist.***)

*) Ein unverheiratheter Kolonist hat, wie Erfahrung lehrt, mit großen Schwie-
rigkeiten zu kämpfen, er verläßt nicht nur mit den Frauen zureichenden häus-
lichen Geschäften viele kostbare Zeit, sondern sucht sich auch nach vollbrachtem Tages-
werk einsam und unbehaglich zu Hause und wird durch Entbehrung jeder wünschens-
werthen Pflege, unheimlich, ja selbst jaghaft. Dies ist der Beweggrund, daß die
Regierung verheirathete Kolonisten wünscht.

**) Die Weiterbeförderung der Kolonisten geschieht von Rio Grande bis Rio
Pardo vermittelt Dampfsschiffen und von dort bis zur Kolonie (4 Meilen) durch Wa-
gen. Da die Kolonisten für den ersten Monat die nöthigen Lebensmittel von der
Regierung empfangen, so bedürfen sie nur einiger Mittel, zum Lebensunterhalt von
3 bis 4 Monaten, da sie alsdann schon die erste Ernte zu erwarten haben. Jagd
und Fischelei sind frei.

***) Der jetzige Director von Sta. Cruz, Herrn Buff, ein geborner Deuts-
cher, ist schon seit 20 Jahren in der Provinz Rio Grande als Regierungs-Ingenieur
ausgeübt gewesen und wird von allen Kolonisten, für die er unermüdlich und mit
großer Kenntniß und Umsicht sorgt, ungemein geschätzt. Er ist ein Mann, der nicht
allein mit den Verhältnissen des Landes, sondern auch mit denen der Kolonisation

7. Die Kolonisten haben das Recht, sich nach zweijähriger Niederlassung im Kaiserreich, ohne Kosten und Schwierigkeiten, laut General-Gesetz vom 5. September 1846, 18. September 1850 als brasilianische Bürger naturalisiren zu lassen oder nicht. Im ersten Falle sind sie zum Dienste in der Nationalgarde ihres Districts verpflichtet, jedoch von den Uebungen frei; die aber, welche sich nicht naturalisiren lassen, sind von allen öffentlichen Staatsdiensten befreit, sobald sie sich nicht selbst dazu erbieten.*)

8. Die Kolonisten sind verpflichtet über die ihnen geschenkten Ländereien die nötigen Besitz-Urkunden zu verlangen und können ohne dieselben weder Hypothek darauf nehmen, noch dieselben veräußern. Die Besitz-Urkunden werden durch Vermittelung des General-Directors der Kolonie von der Provinzial-Regierung ausgestellt und kosten ohne irgend weitere Sporeln oder Gebühren laut Gesetz vom 8. Septbr. 1850, Artikel 11, 5 Mil Reis an die Kanzlei und 4 Mil Reis für Ausfertigung (zusammen 6 1/4 Thlr. Pr. Gr.)

9. Die Kolonisten müssen den achten Theil der geschenkten Ländereien binnen zwei Jahren in Arbeit nehmen, darauf wohnen oder sich anbauen, widrigenfalls sie ihr Recht auf dieselben verlieren.**)

10. Laut verschiedener Provinzial-Gesetze und Regierungs-Dekrete dürfen die Kolonisten erst dann ihre geschenkten Ländereien verkaufen, nachdem sie vorkstehende Verpflichtung erfüllt haben. Die Notare dürfen weder öffentliche noch Privat-Dokumente über Verkauf, Dotation, Verpachtung oder Hypotheknahme von den an Kolonisten geschenkten Ländereien ausstellen, wenn nicht die Bescheinigung des General-Directors beigebracht ist, daß dieselben dazu berechtigt sind.***)

11. Sowohl die Kolonisten, Eigentümer von Ländereien, als auch die Eingebornen, welche solche von der Regierung geschenkt erhalten, sind verpflichtet, das nötige Land, welches für später etwa anzulegende Straßen von einer Kolonie zur anderen oder zu einem Einschiffungsplatze, zum allgemeinen Besten nothwendig wird, gegen gesetzliche Entschädigung abzutreten, ebenfalls seinen Nachbarn bei Anlage von Communications-Begen freiwillig behilflich zu sein, ferner gegen Entschädigung den Durchzug von Wasser-Ableitungen zu gestatten, endlich aber bei Auffindung von Mineralien irgend einer Art sich den bestehenden Gesetzen zu unterwerfen.

12. Durch das Gesetz Nr. 183 vom 30. October 1850 ist die Anschaffung von Sklaven in den Kolonie-Districten verboten und sollen, wenn solche mit Uebertretung des Gesetzes dennoch eingeführt werden, dieselben auf Befehl des resp. Directors weggenommen und der Betreffende durch Zahlung des Werthes von zwei solchen Sklaven bestraft werden.

Zur Beglaubigung sind dem bevollmächtigten Agenten der deut-

auf das Innigste vertraut ist. Ich bin fest überzeugt, daß er in Verbindung mit dem Herrn General-Director, ebenfalls ein Deutscher, die Kolonie zu der raschesten und gründlichsten Entwicklung bringen wird.

*) Der Dienst in der Nationalgarde hat nur die Aufrechterhaltung der Ordnung im District zum Zwecke, sobald das Militär demselben entzogen ist, weder Naturalisirung oder Nichtnaturalisirung gehe ich stillschweigend hinweg, da Jeder nach zweijährigem Aufenthalt in der Provinz am besten beurtheilen kann, was er in seinem Interesse vorzuziehen hat.

**) Die Verpflichtung der Kolonisten, den achten Theil der ihnen geschenkten Ländereien bei Verlust der Schenkung binnen zwei Jahren in Arbeit zu nehmen u. s. w. ist von verschiedenen Seiten als eine Bedingung, deren Erfüllung unmöglich ist, bezeichnet worden, weshalb man an der wohlmeinenden Absicht der Regierung zweifeln zu können glaubte. Um aber auch in dieser Beziehung eine jede Bedenklichkeit zu beseitigen, obgleich es keineswegs einer Kolonisten-Familie schwer fällt, 7 bis 8000 Quadratrußen Land in 2 Jahren in Arbeit zu nehmen, hat sich die Provinzial-Regierung auf meine Veranlassung damit einverstanden erklärt, daß die Kolonisten nur die Verpflichtung übernehmen, auf der ihnen geschenkten Kolonie zu wohnen und deren Anbau nach Kräften zu fördern.

Offentlich wie dieses Zugeständniß dazu beitragen, unbegründete Vorurtheile zu zerstören und einen jeden Unbefangenen von den wohlmeinenden Absichten der Regierung zu überzeugen. Bei der Feststellung dieser Bedingungen war es die Absicht, Speculationen mit Ländereien auf Staatskosten zu verhindern, gewiß eine Absicht, die nur den Kolonisten selbst zum Vortheil gereicht.

**) Siehe die Anmerkung zu den vorkstehenden Paragraphen.

schen Auswanderung für diese Provinz, Herrn Peter Kleudgen, zwei mit meiner Unterschrift und dem kaiserlichen Siegel versehene Exemplare dieses Decretes zuzustellen.

Gegeben in dem Regierungs-Palaste der treuen und festen Stadt Porto Alegre, den 5. Dezember 1851.

(L. S.) gez. Luiz Alves Leite d'Oliveiro Vello.

Auszüge aus Briefen.

Brasilien, den 18. November 1852.

Meine Schwägerin, Nefte und Nepotinen!

Bei gegenwärtiger Gelegenheit muß ich Euch berichten, daß ich und meine Familie einer guten Gesundheit genießen und ich habe Hoffnung, daß auch Ihr im besten Wohlfsein Euch befindet. Die Reise auf dem Meere war sehr günstig, nur 70 Tage waren wir auf diesem großen Meere. Bis zur Sonnenlinie (Mittagslinie) hatten wir günstigen Wind, aber nachher hatten wir 15 Tage keinen Wind. Während dieser Tage machten wir bloß 5 Grade (auf 3 Grad rechnet man 30 Stunden, also 150 Stunden). Bei günstigem Winde machten wir in 24 Stunden 4 Grade, 3 1/2 Grade machten wir, nachdem wir die Insel Madelta und die Canarienseln passiert hatten. Diese Inseln sind in der Nähe der Mittagslinie. Da machte es heiß. Von da weg hatten wir nicht mehr so große Hitze und allmählig stellte sich günstiger Wind ein. An der Küste Brasiliens angelangt, wo wir festes Land erblickten und große Freude hatten, und im Begriffe zu landen, da schickte der Herr einen fürchterlichen Sturm, der 2 Tage und 1 Nacht währte, auch hatten wir große Furcht, unterzugehen, so schrecklich wurde das Schiff von den Wellen hin- und hergetrieben. Fünf Tage und fünf Nächte kamen wir nicht vom Fleck; wo wir hofften, in 24 Stunden ans Land zu steigen, mußte das Schiff auf die hohe See gestochen werden, um nicht gegen die Küste hinzuschiffen u. s. w. Doch unser Herr beschützte uns und wir landeten glücklich bei Nivau Santos. Ach, welche Freude war dies, wieder festes Land betreten zu dürfen. In Santos hielten wir uns 4 Tage auf, und von Santos hatten wir noch 15 Tagereisen, bis zu unserem Bestimmungsort. Die Kinder ritten auf Maulthieren und die Weiber zu Pferd, wir erreichten unsern Bestimmungsort Ende September, sehr vergnügt und zufrieden. Hier ist gutes Land und gesundes Klima. Wir pflanzen nur Türkenkorn und Reis, Bohnen und Erbsen und haben 2000 Kaffeebäume zu bearbeiten. Wir kauften auch ein Haus mit Garten, worin 80 Bananos-Bäume sind, deren Frucht süßer ist, als Zucker, und demnach gut zu essen, auch Orangen-Bäume, deren Frucht gut und gesund ist, wenn man sie in der Fröhe isst. Aus dem Kaffee löst man viel Geld. Ich kann dies Jahr mit meiner Familie 500 Thaler gewinnen, nur mit Kaffee, ohne zu berechnen, was ich aus dem Türkenkorn u. s. w. löse. Wir pflanzen das alles selbst an, und doch ist die Arbeit nicht so schwer, wie bei uns draußen. Mit 3/4 Jahr Arbelten und in der übrigen Zeit mit Spazierengehen, verdienen wir mehr, als bei uns in 2 Jahren. O arme Schwelz! die im Rufe der Freiheit steht. Aber ach, welche Freiheit, die mehr unterdrückt ist, als unter einem Kaiser. Wenn man wissen will, was Freiheit ist, so muß man nach Amerika kommen; da ist Freiheit. Man erhält hier ein Stück Land zum Bearbeiten. Kaum ist die Sonne aufgegangen, geht man an die Arbeit im Kaffeeland, bis 9 Uhr, dann geht man nach Hause, Mittag zu essen und ruht aus, bis 2 Uhr, und dann geht man wieder auf's Feld, bis Abends oder 5 Uhr, dann wieder nach Hause; Niemand hat zu befehlen, was man zu thun hat. Die Brasilianer sind recht gute Leute, besonders wenn man einmal mit ihnen etwas sprechen kann. Wir verstehen fast Alles, was sie reden, ihre Sprache hat viele Ähnlichkeit mit der unsrigen. Wo wir sind, halten sich viele Deutsche und Portugiesen auf. Das Fleisch ist wohlfeil. 1 Pfd. Schweinefleisch kostet 5 Blugger, sowie auch das Rindfleisch. Die Lebensmittel sind wohlfeil in Brasilien; hier wächst alles Mögliche und zu allen Jahreszeiten. Wo wir draußen Winter, da haben wir Sommer.

Meine Schwägerin, Nefte und Nepotinen!

Ich muß Euch auch melden, daß unser Herr meine liebe Frau zu sich gerufen, 8 Tage nach unserer Ankunft dahier. Ihre Krankheit war nur Körperschwäche, sonst klagte sie über nichts anderes.

Mein einziger Wunsch ist immer, wenn ich nur meine Frau noch hätte, sonst bleibt mir nichts zu wünschen übrig, und es fehlt mir nichts anderes. Aber der Herr hat mich gestraft. Ich wäre viel zu glücklich gewesen, wenn unser Herr sich meiner erbarmt und mich mit dieser Gnade beschenkt hätte; jedoch kann ich nicht anders, als ihm Dank zu sagen, denn was er thut, ist alles wohl gethan. Auf der ganzen Reise war sie immerfort bei guter Laune und sehr vergnügt und zufrieden, daß wir unsere Heimath verlassen; es ist hier ein schön. res Land, als die Schweiz. O armes Schweizerland; o ihr armen Bündner, die ihr euch fürchtet, die väterliche Wohnung zu verlassen und die Ihr fest glaubet, Gott sei nicht außer Eurer Hause, o nein, unser Herr und Gott ist überall; seine Güte ist groß; er beschützt zu Land und zu Wasser, so gut, wie im Hause, er ist überall.

Lieber Nefse, komm nur ohne Furcht. Ich will Dir entgegenkommen bis Santos, die erste Landungshafen von Südamerika; wenn Du Lust hast zu kommen, so spreche mit dem in Sazerhäuschen und lasse an den Agenten Ed. de Paravicini schreiben, welcher viele Leute hieher speidert, oder gehe Du selbst und spreche mit ihm. Nach dem Akkorde schreibe mir einen Brief, ob Du kommen willst oder nicht. Kommt Du, so nehme für mich . . . ein Duzend Pfaffen von Erde u. f. w., Kleidungsstücke mehr für den Sommer als für den Winter.

Ach, lieber Nepot und Freunde, o, kommet ihr armen Bündner, die ihr so große Furcht zeigt, euer Haus zu verlassen. Hier ist Freiheit, hier lebt man wie die Vögel in der Luft. Man sagt, nur in der Schweiz sei Freiheit, o nein, hier ist's, wie ich oben schon geschrieben habe.

Ich schliesse meinen Brief mit herzlichsten Grüßen und ich verbleibe Dein Diener bis zum Tode

Pancratius Barandun.

Meine Adresse ist: An Pancratius Barandun in der Provinz St. Paulo, Kaiserthum Brasilien, Kolonie Ibicaba, Verguelro.

Die verlorenen Kinder, oder Geschichte der englischen Farmer-Familie Campbell in Canada (Nordamerika) mit dem bössartigen Indianer-Häuptling, genannt: die zornige Schlange.

(Aus den März- und April-Nummern des „Canadischen Bauernfreund.“ Arrangirt für den Kolonist.)

Vor seinem Abgange nach dem Fort hatte Alfred eine eilige Unterredung mit seinem Vater und seiner Mutter, in welcher er ihnen nur eröffnete, daß Mary Percival geraubt worden sei und daß Malachi und Martin der Meinung seien, die zornige Schlange sei mit im Spiele.

„Ich reite nach dem Fort, um Beistand zu erhalten, bringe Kapitän Sinclair mit, und dann verfolgen wir sie so schnell, als wir können, Mutter. Martin wird bis zu meiner Zurückkunft alles vorbereiten. Malachi und Frau Martin verfolgen indessen die Spur, doch es ist keine Zeit mehr zu verlieren, ich sollte schon wieder zurück sein.“

Alfred schwang sich auf das Pferd, welches Martin an die Thüre gebracht hatte und sprengte fort.

Man kann sich denken, in welcher Traurigkeit Herr und Mrs. Campbell sich befanden; dies hinderte sie indessen nicht, den wartenden Martin mit allem zu versehen, was er forderte, als: gesaltes Schweinefleisch, andere Lebensmittel für die Reise, Pulver und Blei für ihre Gewehre und dergleichen. Nachdem er ihnen alles bekannt gemacht hatte, was nöthig war, ging er um den jungen Graves und Meredith zu holen: sie waren sogleich bereit, und als sie vernahmen, wie dringend es sei, waren sie augenblicklich zur Abreise fertig. Ihre Kisten und noch ein Paar Moccasins für Beide war alles, was sie zu ihrem Vorhaben mitnahmen, und in wenigen Minuten begleiteten sie Martin nach Hause. Nachdem sie hierauf die verschledenen Sachen in mehrere Theile getheilt, damit jeder das Gleiche trage, sagte Herr Campbell:

„Martin, vorausgesetzt, daß Sie und Malachi mit Ihrer Vermuthung recht haben, wohin glauben Sie denn, daß sie meine arme Nichte gebracht haben?“

„Gerade zu ihren Häuten, Sir,“ versetzte Martin.

„Wissen Sie, wie weit es ungefähr sein mag?“ sagte Mrs. Campbell.

„Ja, Ma'am, ich habe gehört, daß die Wohnung der zornigen Schlange ungefähr zwölf Tagereisen von hier sei.“

„Zwölf Tagereisen! und wie lang ist eine?“

„So lange als ein kräftiger Mann in einem Tage gehen kann, Ma'am.“

Und wird meine Nichte so weit gehen können?“

„Warum nicht, Ma'am, ich sehe nicht, wie es anders sein könnte; ich kann nicht wissen, ob die Indianer Pferde haben, doch vielleicht haben sie welche.“

„Aber sie kann nicht so weit gehen, wie ein Mann,“ versetzte Mrs. Campbell.

„Nein, Ma'am, ich denke auch, daß sie zwanzig Tage, statt zwölf gebrauchen werden.“

Mrs. Campbell stellte noch weitere Fragen, bis sie am Anfang der Prairie Alfred in aller Eile zurückkommen sahen; er war von Kapitän Sinclair begleitet, und jeder hatte noch einen Mann hinter sich auf dem Pferde.

„Hier kommen sie!“ sagte Martin, „sie haben hohe Zeit, das ist gewiß.“

„Armer Kapitän Sinclair, Was muß er leiden! Ich bedaure ihn,“ sagte Mrs. Campbell. (Wir müssen hier bemerken, daß Mary Percival nicht die Tochter der Familie Campbell, sondern eine nahe Verwandte von ihr, und daß sie zur Braut des Kapitän Sinclair bestimmt war.)

„Er muß demungeachtet suchen, ruhig zu sein,“ bemerkte Martin, „oder er macht sich mehr Kummer, als gut ist.“

Alfred und Kapitän Sinclair flogen ab, sie hatten zwei Soldaten mitgebracht, welche im Walde gut zu gebrauchen und treffliche Schützen waren. Es fand eine eilige Unterredung von einigen Minuten statt, denn die Zeit war zu kostbar, und Alfred umarmte Vater und Mutter, welche dem Kapitän Sinclair traurig die Hand drückten, und ihm glücklichen Erfolg wünschten; sie gingen nun zu fliehen weg, um sich an Malachi und Frau Martin anzuschließen.

Malachi und Frau Martin waren während der Zeit nicht müßig gewesen. Letztere war nach Hause gelaufen und hatte Bogen und Pfeile geholt, und nachdem sie länger als eine Stunde den Fußstapfen durch den Wald nachgegangen waren, kamen sie an ein schmales Flüsschen, welches den Wald durchschnitt. Hier war die Spur nicht mehr zu sehen, denn man gewahrte sie nicht mehr auf der andern Seite des Flusses, und sie vermutheten, daß die Indianer, um ihre Spur zu verbergen, in dem Fluß eine gewisse Strecke entweder auf- oder abwärts weiter gegangen seien, ehe sie auf das andere Ufer übergingen; als es nun aber an der Zeit war, daß Alfred und die Andern ankommen mußten, ging Malachi wieder auf den Platz, wo Alfred und Martin ihn verlassen hatten, und ließ Frau Martin zurück, um an dem Flüsschen auf- oder abwärts zu gehen, und so die Spur auf der andern Seite wieder aufzufinden. Sobald sich nun die Truppe bei ihm eingefunden hatte, ging er mit derselben auf der Spur nach dem Ort zurück, wo er Frau Martin verlassen hatte.

Sie warteten hier einige Zeit, denn Frau Martin war noch nicht zu sehen, und benutzten indessen diese Gelegenheit, um ihre Nahrungsmittel und Schießbedarf unter sich zu vertheilen. Obgleich Kapitän Sinclair, wie man sich wohl denken kann, sehr ergriffen war, entwiderte er doch sehr große Thätigkeit im Anordnen und bewies, daß er ungeachtet seines zerrissenen Herzens den Kopf nicht verloren habe. Ihr Marsch wurde durch ihn und Malachi bestimmt, und als Alles vorbereitet war, wartete man mit Ungeduld auf Frau Martin. Endlich kam sie und brachte die Nachricht, daß sie ungefähr drei Meilen stromaufwärts die Spur wieder entdeckt habe, worauf sie unverzüglich aufbrachen. Man war übereingekommen, tiefes Stillschweigen zu beobachten, und sie folgten der neu entdeckten Spur ungefähr eine Meile, als sie an einen lichten Platz des Waldes kamen, auf welchem das Gras kurz und dürr war; jetzt waren sie in Ungewißheit; sie gingen auf die andere Seite der Heide, um zu sehen, wohin sie weiter gegangen seien, nach einer Nachforschung von einer halben Stunde hatten sie noch nichts entdecken können, als sie durch ein tiefes Pfaffen der Frau Martin, welche zu dem Ort, an welchem sie die Spur verloren, zurückgegangen war, zurückgerufen wurden.

„Sie sind wieder zurückgegangen,“ sagte Frau Martin, indem

„Sie auf die vorigen Fußstapfen zeigte, „Ich sehe die Spuren der Moccas, sind auf dem Wege doppelt.“

„Richtig!“ sagte Malachi nach einer kurzen Untersuchung. „Nun denn, Frau Martin, suche nach, wo sie die alte Spur verlassen haben. „Ich habe Ihnen gesagt, Sir,“ fuhr Malachi fort, „daß uns Frau Martin nützlich sein würde, sie hat ein Auge wie ein Falsch.“

Es war noch nicht ganz eine halbe Stunde verlaufen, seit sie den Ort entbeeten, auf welchem die Indianer, um sie irre zu führen, auf ihre alte Spur zurückgegangen waren; sie brachen daher wieder auf und verfolgten dieselbe unter Leitung der Frau Martin vorsichtig, bis dieselbe stehen blieb, Malachi einen abgebrochenen Zweig an einem Busche zeigte, und in der Indianersprache zu ihm redete.

„Richtig; laß nun sehen, was sich weiter ereignet!“ In wenigen Minuten zeigte Frau Martin wieder auf einen andern Zweig.

„Das ist Alles recht,“ sagte Malachi, „ich sagte ja, daß sie uns helfen würde, wenn es möglich ist, und sie kann es. Das indianische Weib, welches den Brief schrieb,“ fuhr Malachi zu Kapitän Sinclair sich wendend fort: „ist uns immer gewogen, sehen Sie, Sir, sie hat überall auf die Gefahr hin, von den Indianern bemerkt zu werden, dünne Zweige abgebrochen, welche uns als Führer dienen sollen. Nun, wenn sie fortgefahren hat, dieses zu thun, so brauchen wir nicht in Unruhe zu sein.“

Sie verfolgten ihren Weg durch den Wald bis zu Sonnenuntergang, und bis sie nicht mehr sehen konnten. Sie hatten für heute ohngefähr neun Meilen, von der Niederlassung an, gemacht, und legten sich für diese Nacht unter einen großen Baum; das Wetter war warm und sie machten sich kein Feuer an, um sich etwas zu kochen. Am nächsten Morgen mit Tagesanbruch offen sie schnell und verfolgten die Spur weiter. Sie war noch ganz deutlich, und wie früher waren gelegentlich Zweige abgebrochen. An diesem Tage legten sie eine Strecke von sechzehn Meilen zurück, und am Abend kamen sie an das Ufer eines, ohngefähr zehn Meilen langen und ein und eine halbe Meile breiten Sees, auf welchem die Spur gerade zu ging und dann verschwand.

„Hier müssen sie zu Wasser gegangen sein,“ sagte Alfred, „aber welche Mittel hatten sie, um überzusetzen?“

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Bern. Der „Oberländer Anzeiger“ sagt: Ganz besonders möchten wir das Auswanderungswesen, das trotz unzureichender Anstrengungen einzelner Kantone zu einem wahren Unwesen wird durch die heimlichen und offenen Auswanderungsagenten, ja das bereits als eine Art Menschenhandel auftreten will, mit eiteln Versprechungen und Verlockungen, die jenseits des Wassers keine Garantie haben, dem

eidgenössischen Departement als eine der dringendsten Angelegenheiten des Vaterlandes anempfehlen.

Man fragt uns durch Briefe aus Amerika, ob es wahr, daß in der Schweiz Krieg sei. Wenn ein Notenwechsel erfolgt, machen die amerikanischen Zeitungen gleich Krieg daraus. Die Neuigkeiten müssen in Amerika scharf markiert sein, wenn sie greifen und interessieren sollen. Nein, wir haben in der Schweiz gottlob keinen Krieg, und werden hoffentlich auch keinen bekommen, mit Ausnahme des Fieberkrieges, den man überall hat. — Die Tessinerangelegenheit mit Desreux wird sich hoffentlich wohl auch gütlich bellegen.

Es wäre zu wünschen, daß die Eisenbahnarbeiten an einigen Orten etwas rascher ins Werk gesetzt würden, auch schon deswegen, damit die Armen Verdienst erblieten. Im Waadt- und Baselst. wird bereits tüchtig daran geschaut. An den Tunnelarbeiten am Hauenstein arbeiten auf der einen Seite 260 Mann, auf der andern bloß 80.

Aus den Verhandlungen des Ständeraths vom 15. Juli. Für die Auswanderungsfrage hat der Bundesrath 7000 Fr. angesetzt, die Kommission diesen Posten aber auf 20,000 Fr. erhöht. Obgleich dieser letztere Ansat mehrerer Angriffe auszuhalten hatte, so wird er doch angenommen, um sich mit dem Nationalrathe, welcher hierin stets höher ging, vereinigen zu können. Doch wird beschlossen, daß von dieser Summe für eine Agentur in Basel Nichts verwendet werde.

Starus. Im Stachelberger-Bade machen gegenwärtig zwei Kurgäste außerordentliches Aufsehen, nämlich ein Indianer-Boar, Mann und Frau. Letztere ist sehr schön, gehen fast ganz nackt, nur mit einigen Schwalen überdecken sie den Unterleib. Durch den linken Nasenflügel geböhrt, tragen sie kostbare Ringe, so wie Bracelets und andere Schmuckstücken um die Arme. Das Bad ist völlig besetzt.

Preußen. In Berlin hat sich ein Chemann von seinem Weibe scheiden lassen, um eine reiche Wittve zu heirathen. Kaum ist er im Besitze des Vermögens seiner zweiten Frau, wandelte er dasselbe in amerikanischen Papiere um, und emigriert mit seiner ersten Frau nach Amerika.

Frankreich. Achtzehn junge Leute, die früher einer geheimen Gesellschaft angehörten, wollten am 5. die den Kaiser ermorden. Glücklicherweise kam die Polizei von dem bevorstehenden Attentat noch zu rechter Zeit Kenntniss und verurtheilte das Verbrechen.

New-York, 24. May. Hier kam in die große Weltindustrieausstellung ein schneewelcher Ochse aus Illinois, 3500 Pfd. schwer, und eine Kuh mit fünf Füßen an, und aus Wisconsin erwartet man ein Ungeheuer von einem Schwein, das 20 Monat alt, 1800 Pfd. schwer und 1000 Fr. im Preise ist.

In den Ver. Staaten befinden sich gegenwärtig bei 70,000 Personen im Gefängnis.

In New-York wurde am 4. Juli der 77. Jahrestag der Unabhängigkeit von Nordamerika gefeiert.

General-Agentur für Auswanderung.

Auskunft- und Beförderungsbüreau nach
Nord- und Südamerika und Australien
in Mappenschwil.



Dieses Bureau spezialisiert fortwährend Auswanderer und Gast-Passagiere sowohl in Dampfschiffen als in Segelschiffen ersten Ranges nach allen Häfen von Nordamerika zu den besten Preisen, über Bremen, Hamburg, Antwerpen und Rotterdam, so auch nach Australien durch regelmäßig abgehende große schnellfahrende Fregatenschiffe.

Nach den brasilianischen deutschen Kolonien Dona Francisca, Santa Cruz, Blumenau, der Gutsbesitzer in der Provinz San Paulo und den Kolonien in der Republik Venezuela, von denen allen in den letzten Zeiten die günstigsten Nachrichten eingetroffen sind, werden ebenso fortwährend Engagements angenommen.

Im Fernern ist benanntes Bureau in Stand gesetzt, den Auswanderern nach Nordamerika, um dieselben vor Breitereien in New-York bestmöglichst zu bewahren, schon hier Visette zu deren Beförderung ins Innere des Landes zu den gleichen Preisen zu erlassen, wie dieselben bei den Hauptbüreaus in New-York bezogen werden können; 10% des Betrages werden in Hier, das Uebrige in New-York bezahlt.

Briefe und Anfragen, welche stets unentgeltlich beantwortet werden, und für Abschlüsse von Verträgen wende man sich gefälligst franco an obgenanntes Bureau.

Zu jeglicher Auskunft ist auf frankirte Briefe oder auf persönliche Anfragen auch die Redaktion dieses Blattes bereit.

Verlag und Redaktion: G. G. Grossmann, Lehrer in der Schöfhalde bei Bern.

Druck der F. A. G. Buchdruckerei in Bern.

N. 2. 1888.

Der Kolonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.

Jahr-Abonnement 6 Fr.
Halbjahr-Abonnement 3 „
Viertelj.-Abonnement 1.50 G.
Man kann auch jederzeit ins
Abonnement eintreten.

Wer jeweilen die erste Num-
mer nicht refusirt, wird
für das jeweilen nächstfol-
gende Quartal als verehrt
Abonent betrachtet, und der
„Kolonist“ demselben dann
regelmäßig eingesandt.

Einschickungsgebühr 14 G. die
einfachste Zelle. Bei
mehrmaliger Wiederholung
tritt eine Preisermäßigung
ein. — Für Abonnemente
und Inserate wendet man
sich vorzuziehend direkt an die
Redaktion.



Der Kolonist erscheint regeln-
mäßig alle Sonntage.
Landkarten und Illustratio-
nen werden von Zeit zu Zeit
als Gratisbeilagen mitgege-
ben.

Wahrheitsgetreue Original-
briefe und belehrende Auf-
sätze über Amerika, franko
an die Adressen gesandt;
finden jederzeit unentgeltliche
Aufnahme.

Da der Kolonist aller Postzeit
fremd, nur den Zweck ver-
folgt, allen schweizerischen
Auswanderern nützlich zu sein,
so bittet die Redaktion um
möglichste Theilnahme zu
vielfältiger Verbreitung. Bei
genügsamer Abonnentenanzahl
würde derselbe denn auch
ohne Preisermäßigung wö-
chentlich zweimal erscheinen.

Nr. 30.

Bern, Sonntag den 31. Juli.

Dritter Jahrgang. 1853.

Bericht, die Kolonisation in Brasilien betreffend.

Fast in allen Provinzen des weit ausgebreiteten Kaiserreichs Bra-
silien, und namentlich in der Provinz São Paulo, zieht die deutsche
Kolonisation als eine mit den allgemeinen Interessen in dem innigsten
Zusammenhange stehende Angelegenheit die Aufmerksamkeit der gesam-
ten Bevölkerung auf sich. Seiner selbst willen ist man gezwungen,
die Einwanderung zu begünstigen und zu befördern, in Folge dessen
es wohl keinem Zweifel unterliegt, daß der sich hier, wie in allen
Ländern der Kolonialproduktion lebhaft fühlbar machende Mangel an
Arbeitskräften eine der Hauptveranlassungen sein wird, früher oder
später wenigstens einen Theil der großen Massen, die sich gegenwärtig
von Europa nach den Vereinigten Staaten wenden, ihren Weg
nach Brasilien nehmen zu lassen; denn dieses bietet, um nicht zu sa-
gen größere, doch dem Ackerbauer wenigstens dieselben Vortheile, wie
die in Europa mehr bekannten und so sehr gepriesenen Staaten von
Nordamerika. Keineswegs soll hiermit jedoch behauptet werden, daß
ganz Brasilien sich unbedingt zur Ansiedlung europäischer Kolonisten
eigne, denn es wäre dennoch möglich, obgleich die Aussicht, daß der
nicht ausschweifend lebende Europäer sich in allen Theilen dieses Lan-
des leicht acclimatisirt, in Wahrheit begründet ist, daß die nördlichen
Provinzen auf Grund der Erfahrung sich der größeren Wärme wegen
als zur Kolonisation untauglich bewiesen; dagegen ist außer Zweifel,
daß die Provinz São Paulo, sowie die südlichen Provinzen durchaus
dazu passend sind.

Ganz besonders möchte nun diese Provinz São Paulo, deren
Verhältnisse dem Berichterstatter durch einen langen Aufenthalt daselbst
genau bekannt sind, in dieser Hinsicht alle Aufmerksamkeit verdienen,
indem sie gewiß alle zur Kolonisation nöthigen Eigenschaften in sich
vereint. Das Klima ist gemäßigt, im Winter kühl und im Sommer
keineswegs übertrieben warm, so daß ein Europäer selbst in der
heißesten Zeit durchaus keine Gefahr läuft, in der Sonne sogar im
Felde zu arbeiten; der Boden ist überaus fruchtbar, es gedeiht hier
fast Alles; arbeitsame Leute, die hier den Ackerbau betreiben, brauchen
es nicht in ziemlich rascher Zeit dahin, wozu sie in ihrem Vaterlande
wohl niemals Aussicht hatten zu gelangen.

Die unter den hiesigen Pflanzern in Betreff der Einwanderung
herrschenden Vorurtheile verlieren sich täglich mehr und mehr; alle
trachten gegenwärtig darnach, ihre Arbeitskräfte durch freie Arbeiter
zu vermehren und ziehen als solche gerade Deutsche, als im Allge-
meinen ruhige und arbeitsame Leute, allen andern Nationen vor.

Auf diese Weise sind nach und nach folgende Kolonien in unse-
rer Provinz begründet:

Senador Verguelro, Eigenthümer Verguelro	450 Seelen
S. Jeromino	150 „
S. Laurentio	130 „
Dona Bista	96 „
Fajenda	90 „
„	80 „
„	60 „

Im Ganzen über 1000 Seelen, wovon kaum 200 Portugiesen, und
der Rest, einige Schweizer abgerechnet, nur aus Deutschen besteht.

Außerdem etablirt der Herr Verguelro gegenwärtig noch eine
Pflanzung, „Angelica“, wo bis jetzt nur wenige Familien leben, die
aber bald zur Aufnahme einer großen Anzahl Kolonisten bereit sein
wird; viele andere Pflanzern treffen ebenfalls die nöthigen Vorbereit-
ungen, um in kurzer Zeit den Anfang mit der Aufnahme freier Ar-
beiter machen zu können.

Herrn existirt noch eine kleine Kolonie unter dem Namen „Co-
lonia allemán“, welche circa 10 Familien zählt, die 1847 auf Kosten
des Herrn Verguelro übergesiedelt, 1851 aber, nachdem sie ihre Schul-
den getilgt, die Fazenda des genannten Herrn verlassen u. d. selbst
Land kauften, das sie jetzt in Gemeinschaft bebauen.

Alle diese Kolonien oder Pflanzungen liegen in den Distrikten
von Campinas und Almeida nahe bei einander; die Kolonisten beschäf-
tigen sich fast ausschließlich mit dem Kaffeebau, der sich als unver-
gleichlich vorthellhafter als alles Andere herausgestellt hat.

Die Bedingungen in den Kontrakten der Kolonisten mit sämt-
lichen obengenannten Pflanzern sind mit kleinen Abänderungen diesel-
ben, wie in den mit dem Hrn. Verguelro abgeschlossenen; ihre Grund-
lage besteht darin, daß den Kolonisten angebautes Land überlassen
wird und sie den Ertrag der Ernten mit dem Eigenthümer theilen.

Es ist namentlich in Deutschland Manches gegen dieses System
gesagt worden, und zwar aus dem Grunde, weil man behauptet, die
Leute wären auf diese Weise nichts Anderes als Tagelöhner und
könnten niemals Grundeigenthum erwerben. Die Erfahrung hat aber
diese Ansicht als irrig herausgestellt; es steht fest, daß unvermögende
Kolonisten nichts Besseres thun können, als in Europa solche Kon-
trakte abzuschließen, indem sie auf diese Weise vom Tage ihrer An-
kunft an sofort Arbeit und Verdienst finden; wenn sie fleißig sind,
werden sie sich bald in die Lage versetzt sehen, die ihnen vorgeschrie-
nen Gelder für Passage u. d. abtragen und den Eigenthümer der Fazenda
nach ihrem freien Ermessen, sobald sie anderwärts größere Vortheile zu
erlangen im Stande sind, verlassen können.

Ein großer Vortheil ist es, daß dem Kolonisten bebautes Land
übergeben wird, in Folge dessen derselbe in der Regel bereits in 3 bis 4

Monaten seinen Haushalt mit den Produkten seiner ersten Anpflanzung von Lebensmitteln versorgen kann; von diesem Augenblicke an wird er rasch vorwärts schreiten.

Der bei Weitem größere Theil der deutschen Kolonisten, die bis jetzt hier eintrafen, bestand aus armen Leuten, die ohne Frage meistens in Europa in ärmlichen und gedrückten Verhältnissen gelebt hatten und nicht einmal die Mittel besaßen, ihre Passage zu bezahlen; wenn solche Leute hier in Brasilien sofort bei ihrer Ankunft wenigstens in materieller Hinsicht eine durchaus sorgenfreie Existenz und Alles, was sie zum Unterhalte brauchen, im größten Uebersusse haben, so erscheint ihre Lage als eine unbedingt verbesserte.

Allein dies sind nicht die einzigen Vortheile; wie bereits oben bemerkt worden, werden arbeitsame Leute sehr bald sehen, daß ihr Fleiß ihnen auch etwas einbringt und daß sie im Stande sind, sich durch ihre eigene Thätigkeit eine gänzlich unabhängige Stellung zu begründen; dieses auf ziemlich richtiger Basis ruhende Calcul wird hinreichen, die aufgestellte Behauptung zu beweisen:

Passage einer Familie von 5 Personen	
von Hamburg bis Santos zu 80 Rs. per Person	Rs. 400
Transport von Santos bis zur Fazenda höchstens	50
	<u>Rs. 450</u>

Eine solche Familie kann nun wenigstens 3500 große Kaffeebäume besorgen, deren jährlicher Ertrag auf 300 Arroben veranschlagt, wovon die Hälfte, also 150 Arroben, dem Kolonisten gehören, zum Preise von 2 fl. 800 einen Werth von Rs. 240 ergibt; hiervon gehen ab für Reinkosten des Kaffees 400 Rs. per Arrobo

bleiben Rs. 350

Da nun diesen Leuten außerdem noch hinreichend Zeit bleibt, für ihre eigenen Pflanzungen von Lebensmitteln zu sorgen, sie auch sonst außer für einige wenige Kleidung nur höchst unbedeutende Ausgaben haben, so darf man annehmen, daß dieselben durchschnittlich in 2 Jahren ihre Passage verdient haben und gänzlich schuldenfrei sein werden.

Der Einwurf ferner, den man häufig gegen dies Syst. gemacht hat, daß nämlich Kolonisten auf diese Weise keinen Grundbesitz erlangen könnten, möchte in diesem Lande keineswegs anwendbar sein; denn an Land und an gutem Lande fehlt es hier wahrlich nicht; ein jeder Kolonist, der die erste Zeit auf einer Pflanzung gearbeitet hat, wird, nachdem er seine Schuld abgetragen und sich etwas erübrigt hat, stets für eine mäßige Summe Land käuflich an sich bringen können, oder selbst ohne Mittel auch Leute finden, die ihm selbiges auf langen Kredit verkaufen, indem der Eigenthümer, da ihm der Grund selbst als Garantie verbleibt, durchaus keinen Risiko läuft.

Als Beweis, daß es keineswegs schwer hält, hier Land zu kaufen, kann die bereits oben erwähnte Kolonie allemal dienen; zu erwähnen ist außerdem ganz besonders eine Familie Pory, die 1847 hier eintraf, nach der Kolonie Vergueiro ging, diese aber 1850 nicht allein schuldenfrei, sondern mit einem kleinen Kapital verließ und sich eine Strecke Landes zur Betreibung des Kaffeebaues kaufte. Diese Familie besteht aus 5 arbeitsfähigen Personen, die allerdings als Muster von Arbeitsamkeit aufgestellt werden können, jedoch haben sie sich dadurch auch in solcher kurzen Zeit eine angenehme, unabhängige Stellung bereitet, denn gegenwärtig besitzen sie eine Pflanzung von 15,000 Kaffeebäumen, die ein Kapital von wenigstens 6 Contos repräsentirt.

Für unbemittelte Kolonisten dürfte also dies System, das von den Pflanzern dieser Provinz befolgt wird, allem Andern vorzuziehen sein, indem die Leute wenigstens von Vorne herein eine gesicherte Existenz haben; aber selbst für Einwanderer, die einige Mittel mitbringen, möchte dieser Weg als Anfang durchaus nicht zu verwerfen sein, indem sie die Art und Weise praktisch kennen lernen, wie hier der Ackerbau zu betreiben ist, ohne gezwungen zu sein, solche Belehrungen auf eigene Kosten zu erkaufen. Hat ein Kolonist die nöthigen Erfahrungen gesammelt, so würde er die Pflanzung verlassen, sich eigenes Land kaufen und solches alsdann mit um so größerem Vortheil bearbeiten können, da er bereits alle dazu erforderliche Kenntnisse durch Praxis erworben hat.

Einige Versuche, mit dem hiesigen Gouvernment Kaufkontrakte über Staatsländereien abzuschließen, oder besondere Vergünstigungen für die Importation von Kolonisten zu erlangen, sind bis zum heu-

gen Tage fast stets fehlgeschlagen. Ueberhaupt darf von Seiten der Regierung durchaus keine große Unterstützung erwartet werden; einmal weil sie der Ansicht zu sein scheint, daß die Kolonisation auch ohne ihre Beihilfe in kurzer Zeit in Schwung kommen wird, und Brasilien deshalb nicht genöthigt sei, Opfer irgend einer Art zu bringen, und andererseits, weil sie, was Staatsländereien (so: ras dovoluto) anbetrifft, weder im Stande ist, davon zu verschenken, noch zu verkaufen, indem niemals Vermessungen gemacht wurden, und folglich gar nicht angegeben ist, welche Strecken dem Staate noch gehören. Zwar ward durch ein kaiserl. Dekret vom Dezember 1852 eine Commission ernannt, zur Prüfung und Verbesserung aller bereits gemachten Vorschläge, zur bestmöglichen Ausführung des Gesetzes vom 18. September 1850 über Vermessung der Staatsländereien, und wurde dieser Commission anbefohlen, mit der größten Schnelligkeit in Vorschlag zu bringen, um die Ausführung dieses Gesetzes zu erleichtern und auf diese Weise die Gründung von Kolonien in größerem Maßstabe zu befördern. Allein dennoch wird es lange dauern, bevor etwas Entscheidendes in dieser Angelegenheit gethan werden wird; die Kolonisation in Brasilien demnach vorläufig noch wie bisher ohne besondere Mithilfe von Seiten der Regierung ihren Fortgang nehmen müssen und sich in dieser Provinz ganz wie bis zu diesem Tage auf Unternehmungen von hiesigen Pflanzern beschränken.

Mit gutem Gewissen kann man indeß dem Bauernstande angehörenden Auswanderungswünsigen anrathen, mit hiesigen resp. Pflanzern solche Kontrakte, nach gehöriger Prüfung derselben, in Europa abzuschließen, denn wenn gleich auch nicht zu leugnen, daß sie auf diese Weise in eine abhängige Stellung zu dem Eigenthümer des Grundstücks treten, so wird dies Verhältniß doch nicht lange bestehen; die Kolonisten werden stets auf eine gute und gerechte Behandlung rechnen können, indem von der Prosperität der Kolonisten selbst wohl ohne Zweifel das Gelingen und die Dauer eines solchen Etablissements abhängt, und es deshalb sogar im Interesse des Pflanzers liegt, seine Kolonisten in jeder Hinsicht zu fördern.

Gründliche Klagen der Kolonisten gegen die Eigenthümer der Pflanzungen sind bis jetzt nicht laut geworden; dieser Fall wird auch nicht leicht eintreten, indem ein Pflanzner durch schlechte Behandlung sich selbst den größten Schaden zufügen würde, denn ordentliche, arbeitsame Kolonisten, selbst wenn sie noch eine Schuld hätten, würden leicht einen andern finden, der ihnen diesen Betrag vorschüsse und sie dagegen in seinen Dienst nähme; jenem Pflanzner, der sich auf diese Weise einen schlechten Namen gemacht, würde es alsdann schwer, wenn nicht gar unmöglich werden, für die ihn aus diesem Grunde verlassenen Arbeiter Ersatz zu finden.

Sollten aber einigermaßen bemittelte Kolonisten vorziehen, von Vorne herein selbst Land zu kaufen, so ist denselben anzurathen, sich in unmittelbarer Nähe einer Stadt oder einer bereits bestehenden Kolonie anzusiedeln, da sie auf solche Weise wenigstens jeden Augenblick eine ihnen, namentlich im Anfange bei ihrer Arbeit nöthige Unterstützung von anderer Seite finden können und ferner durch die Nähe einer Stadt, besonders wenn solche ein Seehafen ist, der große Vortheil entspringt, daß sie ihre Produkte mit sehr geringem Kosten aufwande jeden Augenblick an einen vorthellhaften Markt bringen können, während bei einer größeren Entfernung, sehr oft die Transportkosten in diesem Lande bei schlechten Wegen und sehr mangelhaften Beförderungsmitteln jeglichen Gewinn der Producenten aufheben.

Dies Letztere möchte nun ebenfalls auf Privatleute oder Gesellschaften in Europa, die sich damit befassen wollen, hier in Brasilien für eigene Rechnung Kolonien zu begründen, anzuwenden sein; dieselben sind unbedingt abzurathen, Versuche zu machen, mit dem Gouvernment in dieser Beziehung Kontrakte abzuschließen, indem solche Unterhandlungen stets enorm viel Zeit in Anspruch nehmen, und demnach fast stets ohne Erfolg bleiben werden.

Ferner ist zu berücksichtigen, daß die werthvollsten und am Besten gelegenen Ländereien nicht gar zu weit von der Küste sich bereits in Händen von rechtmäßigen Besitzern befinden; die Regierung könnte also höchstens nur solches Land anweisen, das schon allein durch seine große Entfernung von bevölkerten Gegenden momentan wenigstens gar keinen Werth hat. — Indes würde man auch für mäßige Summen von Privatleuten mit vollkommener Sicherheit große Strecken guten Landes, das entweder im Innern oder nahe der Küste, nicht weit von Städten, an schiffbaren Flüssen, bereits mit den nöthigen

von Seiten der
werden; einmal
tion auch ohne
und Brasilien
bringen, und
voluto) ander
zu verkaufen,
gleich gar nicht
Zwar ward
stiffen ernannt,
n Vorschläge,
September 1850
er Commission
zu bringen,
auf diese Weise
zu befördern,
scheidendes in
Brasilien wird
se von Seiten
in dieser Pro-
von hiesigen
mstände ange-
resp. Pflan-
in Europa
ten, daß sie
enthümer des
ange bestehen;
Behandlung
n selbst wohl
Stabilität
liegt, seine
enthümer der
all wird auch
Behandlung
entliche, ar-
teten, würden
schiffe und sie
sich auf diese
dann schwer,
sefem Grunde
rtzlichen, von
zu empfehlen,
3 bestehenden
eben Augen-
ndige Un-
r durch die
R, der große
igem Kosten-
markt bringen
t die Trans-
mangelhaf-
aufschreiben,
oder Gesell-
in Brasilien
sein; diesel-
it dem Gou-
indem solche
nehmen, und
und am Be-
sich bereits
rung könnte
durch seine
wenigstens
äßliche Sum-
se Strecken
Küste, nicht
en nöthigen

Bautlichkeiten versehen und einigermaßen cultivirt, kaufen können; solche Länderchen eignen sich gewiß am Besten zur Gründung von Kolonien und stellen einen günstigen Erfolg in Aussicht.

Zum Schlusse ist noch ganz besonders darauf aufmerksam zu machen, daß sehr viel auch von der Auswahl der für Brasilien passenden Kolonisten abhängt. Man sollte stets berücksichtigen, daß Brasilien vor allen am Nothwendigsten Ackerbauer braucht; solchen Leuten, namentlich Familien, da diese sich im Allgemeinen arbeitsamer und ausdauernder als unweirathete Personen bewiesen, vor allen Andern den Vorzug geben. Handwerker und Leute, die gewohnt waren, in Städten zu leben, sollten stets nur in verhältnißmäßig kleiner Anzahl kommen, da solche sich in der Regel auf einer Pflanzung bei der für sie ungewohnten Arbeit sehr bald unzufrieden zeigen und leicht Veranlassung zu allgemeinen Unordnungen werden können. Handwerker werden hier selbst in den Städten, wenn sie nicht einmal die ihnen zur ersten Einrichtung nicht ganz unbedeutenden Mittel besitzen, besonders zu Anfang, auf Schwierigkeiten stoßen oder sie müßten sich entschließen haben, bei hier bereits etablirten Meistern in Arbeit zu treten, die ihnen natürlich gern einen verhältnißmäßig hohen Lohn bezahlen.

Nach dem Inhalte des vorliegenden Berichtes unterliegt es demnach keinem Zweifel, daß Brasilien dem Europäer in vieler Hinsicht große Vortheile bietet; es steht zu wünschen, daß bald eine geregelte, großartige Auswanderung dorthin in's Leben trete, da in diesem gesegneten Lande viele Tausende, die in Europa zum Theil wenigstens in betrübten Verhältnissen leben, hier bei nur mäßiger Arbeit sich eine glückliche sorgenfreie Existenz würden begründen können.

(Hansa.)

Lehrreiches und Warnendes aus Nordamerika.

Unter der vorstehenden Ueberschrift findet sich in dem „Meininger Tageblatt“ und in der „Hansa“ ein an Se. Hoheit den Erbprinzen von Sachsen-Meiningen gerichtetes Schreiben, verfaßt von dem früheren schleswig-holsteinischen Hauptmann, Grafen A. v. Daudiffin, aus dem wir folgenden Auszug entnehmen.

Der Verfasser, gegenwärtig in Portland im Staate Missouri sich aufhaltend, schreibt unter anderem folgendermaßen an den Prinzen:

Nach einer Reise von 47 Tagen, am 17. Juni kamen wir wohlbehalten in New-York an, und jedem von uns klopfte wohl das Herz vor Entzücken über diesen wundervollen, mit allen Reizen und Schönheiten der Natur ausgeschmückten Hafen. Leider sollte aber eben dieser herrlichste Punkt der Welt vielen meiner Mitreisenden einen traurigen Beweis der Art und Weise geben, wie der Deutsche im Auslande vertreten ist. Es war den Leuten in Hamburg gesagt worden, sie sollten zwei Tage nach ihrer Ankunft in New-York auf dem Schiffe bleiben können; kaum waren sie aber in den Hafen eingelaufen, als sie Abends um 8 Uhr, 300 an der Zahl, mit vielleicht 1000 Kisten und Kisten an's Land gingen. Hier standen sie nun mit Weib und Kind, von denen eine Menge krank und elend waren, mitten zwischen Hunderten von „Roafem“, d. i. von Menschen, die von Betrug und Niedertrachtigkeit leben. Alle diese scheußlichen Menschen konnten etwas deutsch sprechen; sie riefen den rathlosen Auswanderern zu: „kommt mit mir, ich weiß gutes Quartier, kommt, find das eure Sachen?“ „Gelt, traut dem nicht, der saß schon 7 Jahre im Zuchthaus, ich weiß ein besseres Quartier, und bringe euch an die Eisenbahn.“ — In diesem Styl schrien mehrere hundert Gauner, indem sie unaufhörlich die Effecten der Reisenden, die Kinder und Weiber ergriffen und fortzuschleppen suchten. In einer Stunde war natürlich jeder Widerstand gebrochen, und wie die Kühe zur Schlachtbank geführt werden, so wurden 300 Deutsche in New-York in die Höhlen und Gruben des Lasters geschleppt. Ich traf am folgenden Tage einige meiner Reisefährten als Bettler an; sie waren betrunken gemacht, bestohlen, geprügelt und auf die Gasse geworfen worden, und mit einem Schlage waren die Ersparnisse mehrerer Jahre, durch die sie sich eine Existenz zu begründen hofften, ein Raub von Dieben geworden, und hilflos fanden sie in einem Lande, dessen Sprache und Sitten ihnen fremd.

Vorgestern traf ich drei Mecklenburger, die direct von Europa kamen; sie wollten nach Herrmann (20 Meilen von hier entfernt), und diese drei Menschen waren von Hamburg aus über Duerbe geleitet, ihr ganzes Vermögen war durch die 17 Wochen lange Reise verzehrt. Auf der ganzen Route hieher habe ich Deutsche gesehen,

die truppenweise die Bahnhöfe umlagerten; sie hatten in New-York falsche tickets gekauft, waren bestohlen und betrogen, und anstatt sich eine ruhende Farm mit prächtigen Viehstand zu kaufen, mußten sie jetzt ihren Lebensunterhalt erdelteln. Wollte ich alle Einzelheiten aufzählen, die ich erfahren habe, so würden Ew. Hoheit mich für einen zweiten Eugen Sue halten. Ich versichere Sie aber, daß die Schrecken der mystères de Paris weit hinter denen zurückstehen, die den deutschen Auswanderer hier erwarten.

Eine Auswanderungs-Zeitung wäre sehr wünschenswerth. Ich werde unablässig in den deutschen Zeitungen über die Abscheulichkeiten sprechen, die hier vorkommen, bis eine deutsche Regierung durch die Sendung irgend eines tüchtigen Mannes, dessen Vermittelung noch dringender nöthig ist als die Gründung von Zeitungen, der Sache Einhalt thut.

Der Gesandte darf kein Ordensritter, kein Diplomat, kein Kaufmann, kein Lebemann sein; er muß ein plumper tüchtiger Kerl sein, ein Patriot, der mit dem groben amerikanischen Gesindel fertig werden kann — und dies hat vor einem Knotenkopf mehr Respect als vor Kammerherrnschlüssel und Orden.

Für eine Auswanderungs-Zeitung müßten hiesige Correspondenten gewonnen werden. Ich bin von Herzen bereit, Artikel für eine solche zu schreiben. Die Tendenz eines solchen Blattes wäre die: den Auswanderern eine bestimmte Reisefroute mit Angabe der Preise für die einzelnen Stationen und mit specieller Aufzählung der redlichen Gasthäuser, eine detaillirte Beschreibung des Klima's, des Bodenertrags, der Viehzucht u. in den verschiedenen Staaten, detaillirte Beschreibung einiger neuer deutscher Städte u. anzugeben.

Wenn ein einzelner Mann, der physisch gesund und stark ist, mit 500 Dollars hieher kommt, so ist es seine eigene Schuld, wenn er nicht mit der Zeit zu Wohlstand gelangt. Ein solcher Mann muß aber, unter den jetzigen Verhältnissen, durch die Hand eines Engels hieher geführt werden. Wenn aber 20 bis 30 Familien zusammen an einen Punkt gehen, wenn jede nur 400 Gulden hat, und die Leute redlich zusammen halten, so sind sie in zehn Jahren sehr wohlhabende Leute. Kommen z. B. hieher nach Portland 20 Familien, deren Häupter Kornbau, Mälerei, Obstbau, Ziegelbrennerei, Tischlerei u. verüben, so wird es ihnen sehr gut gehen. Selbst Diensthoten können hier Vermögen erwerben. Ein Knecht hat 100 bis 150 Dollars jährlichen Lohn; eine Magd 40 bis 50 Dollars. Hier kann überhaupt Jeder, nur kein Schneider, bestehen; denn die fertigen Kleidungsstücke kosten hier weniger, als in Deutschland der Arbeitslohn für das Nähen.

Wollen aus Meiningen wieder Familien auswandern, so sollen sie nichts mitnehmen als Kleider für ein Jahr; Stiefel und Schuhe für 2 bis 3 Jahre; Gewehre und barees amerikanisches Gold, welches sie in Hamburg bei Delbanco in der Admiralitätsstraße billig eintauschen können. — Eine an Wohlhabenheit gewöhnte Familie, von 3 bis 4 Köpfen, lebt hier sehr gut (d. h. ohne Diensthoten) für 450 bis 500 Dollars. Ein einzelner Mann für 200 Dollars; Handwerker leben für 200 Dollars sehr gut. Ein tüchtiger Arbeiter, Schmied, Schuster oder Handlanger verdient täglich $\frac{3}{4}$ bis 1 Dollar. Das Capital bringt gewöhnlich 6 Proc. Im Handel 100 bis 150 Proc. Das beste Geschäft ist hier Obstbau. Ich habe mit Rittmeister von Wasmmer eine Farm von 80 Aker Land für 410 Dollars gekauft. Von dieser Farm sind 25 Aker vollständig urbar. Wir bauen ein Haus, umzäunen und besellen das Land, kaufen Vieh u. c., so daß uns die fertige Farm 2500 Dollars kostet. Der anzulegende Obsthagen ist 6 Aker groß, und wird 600 Aepfelbäume halten. Im vierten Jahre trägt jeder Baum für 1 Dollar; im zehnten trägt er aber für 15 bis 20 Dollars. Ein Buschel, wohl bekaufte 2 $\frac{1}{2}$ Kubikfuß, seine Aepfel kostet im Winter in St. Louis 5 Dollars. Daneben ziehen wir junge Pferde auf und handeln mit Hühnern. Denken Sie Hoheit, daß wir 500 Hühner haben, und daß wir durch dieselben nächstes Jahr eine Einnahme von 300 Dollars haben werden. Wir wollen die Zahl der Hühner auf 5000 bringen. Es kostet nämlich hier ein Huhn $\frac{1}{10}$ Dollar, und in New-Orleans $\frac{7}{10}$ Dollar. Berechnet man den Transport, die Futterkosten und alles Mögliche, so hat man an einem Huhn doch $\frac{3}{10}$ Dollar Profit. — Die Lage Portland's ist eine ungemein schöne. Der mächtige Missouri ist 3390 Meilen schiffbar und fließt unmittelbar am Städtchen vorbei, das von Weinbergen, Obsthägen und unermesslichen Waldungen umgeben ist. Ein ewig blauer Himmel wölbt sich über das schöne Land. Papageien, Kolibris, Riesenspechte, wilde Truthüh-

her und tausend fremde Ehre und Blumen beleben Wald und Feld, während brausende Dampfschiffe, wahre schwimmende Feenpaläste, mit Muskecorps besetzt, den mächtigen Strom herauf- und herabfahren. Wundervolle Vollblutpferde, prachtvolle Kinder werden ringsum im Urwald. Kurz, die Natur ist über alle Beschreibung prachtvoll und reich. Warum gehen doch so viele Menschen nach dem kalten Wisconsin? Hier ist es zwar sehr warm zu Zeiten, doch jetzt hat die Hitze schon nachgelassen; eine herrliche Temperatur erfrischt uns Alle.

Verschiedenes.

Bern. Der „Bern. Bote“ enthält folgenden sehr interessanten Artikel: „Steine, welche reden.“ Unter diesem Titel theilte unlängst ein Blatt eine Entdeckung mit, welche bei unsern Lesern auch Beachtung verdient. Ein Gelehrter in Berlin, der sehr geschickt ist im Entziffern von Inschriften aus der alten Zeit, brachte aus zwei Inschriften auf einem alten Steine von Athen in Griechenland heraus, daß sie bei zwei Jahrtausend alt sind und Volksoberhäupter dieser berühmten griechischen Republik enthalten, welche sich auf die Auswanderung ihrer Bürger beziehen. Es ist aus demselben ersichtlich, daß in dieser Republik die Auswanderung von Seiten der Obrigkeit geordnet war, daß der Staat es war, welcher die Führer ernannte, die Theilnehmer des Unternehmens bezahlte und die erforderlichen Gelder dazu hergab, auch Truppen zum Schutze der Auswanderer mitführte. Auf diese Weise fühlten sich auch in der Ferne die Ausgewanderten in engem Zusammenhange mit ihrer Heimath.

— In der Nationalrathsverhandlung vom 22. Juli wurde in Betreff des Auswanderungswesens dem Beschlusse des Ständerathes, Fr. 20,000 zu bewilligen, beigegeben. Somit wären in dieser so höchst wichtigen Angelegenheit die beiden Räte endlich einmal einig und die Sache zum Resultate gelangt. Wenger von Waadt wollte die Summe auf bloß 7000 Fr. reduzieren. Rühmliche Anträge wurden dagegen gestellt von Meystre, welcher 30,000 und von Escher, der 40,000 Fr. bewilligen wollte. Mit 20,000 Fr. kann der Bundesrath nun etwas machen und nichts. Jedoch ist ein kleiner Anfang besser als gar keiner. Um aber etwas Großartiges im Auswanderungswesen bezwecken zu können, wie es sein sollte, wären hunderttausende von Franken nöthig.

— Die Verfasserin von „Onkel Tom's Hütte“, Harriet Stowe geb. Beecher, hat auch Bern die Ehre ihres Besuches erwiesen. Sie logirte in letzter Woche bei'r Krone in Bern und ist nach dem Berner Oberlande verreist, wo sie sich einige Zeit in dem freundlichen Bönigen aufzuhalten gedenkt. Bekanntlich erbliebt die berühmte Schriftstellerin für obengenanntes Werk von ihrem Verleger in Amerika innerhalb 9 Monaten ein Honorar von 20,000 Dollars. Und es war dieses noch weit zu wenig für das unübertreffbare geistvolle Produkt. Vor ihr hat schon mancher ehrliche Kopf verknickt, den Ber. Staaten das Nichtswürdige und den Wackel der Sklaverei vor Augen zu führen, allein mit solch' lebensfrischem Griffel und so getreuem Gemälde hat die noch Niemand vermocht, wie Harriet Stowe. — Würde in unserm schweizerischen Vaterlande ein Gentle aufstehen und mit so gutem Erfolg ein Buch schreiben zu Gunsten des Pauperismus und des Proletariats, er verdiente auch — — — Unsterblichkeit.

— Vorerst die „Bern. Zeitung“ und dann andere bernische Blätter und auch solche anderer Kantone zählen nach, daß das Berner-Amtsblatt vom 16. Juli 135 Gantfelgerungsbeschreibungen und dasjenige vom Dienstag den 19. Juli 153, zusammen also binnen vier Tagen 288 Stück enthalten habe, wozu in den nämlichen zwei Amtsblättern noch 92 Güterabtretungen vorkommen. Mag leider ganz wohl wahr sein; allein Alles, auch das Traurigste immer nur ins Politische überzelen zu wollen, kommt uns fast verwegener vor. Die Gantfelgerungen und Güterabtretungen werden in unserm Kanton Bern, wie noch an manchen andern Orten, sich nicht vermindern, bis man die Nothwendigkeit der Armenauswanderung besser einseht, regelt und noch weit großartiger unterstützt, als es bis dahin der Fall war, möge regieren, wer da wolle.

— Auf Anregen des Hrn. Honegger aus St. Gallen haben die Schweizer in Rio de Janeiro die schöne Summe von 1800 Fr. für die ausgewiesenen Tessiner zusammengelegt und an Hrn. Kessler-Kamberg in St. Gallen abgesandt.

— Wie man an manchen Orten des alten Europas und namentlich auch in unserm Vaterlande daran denkt, dem allzuleichtstunigen frühzeitigen Heirathen, wodurch nur zu oft Armuth, Mangel und Elend erzeugt wird, durch Geseze entgegen zu wirken, so soll gegenwärtig jetzt in Indiana eine Bill vorliegen, welche bestimmt, daß jede ledige Mannsperson, welche 30 und mehr Jahre alt sei, heirathen oder 50 Dollars an den Staatsschatz entrichten müsse. Diese Geldstrafe trifft auch diejenigen Männer, welche länger als ein Jahr Wittwer bleiben.

Zürich. Herr Dr. Roth in Höttingen bei Zürich erläßt in öffentlichen Blättern eine Anzeige an arbeitslustige starke Männer, denen an den Eisenbahnarbeiten im Staate Illinois Arbeit und guter Lohn in Aussicht gestellt wird.

Luzern. Laut dem „Bern. Intelligenzblatt“ und dem „Batheliosfreund“ von St. Gallen wäre das stempelste Banner am eidgenössischen Schießen in Luzern keineswegs aus Nordamerika selbst gekommen, sondern in Luzern verfertigt worden. Auch die Männer, welche das Banner begleiteten, sollen keine eigentlichen Amerikaner gewesen sein, die extra über den Ocean herübergeschifft wären. Es sollten bloß 3 Männer gewesen sein, die wirklich früher auf kurze Zeit einmal in Amerika gewesen seien (darunter auch ein gewisser Mitschard aus dem Berner Oberlande, ein Drechsler-Hausen von Altdorf, ein Schlegel aus Herlihan); die übrigen seien Commis voyageurs von Schwelzerhäusern gewesen.

Sissach. Der „Baselbieter“ enthält einen Artikel über die Menschenquälerei als Seitenstück zur Thierquälerei und meint, daß auf je eine Thierquälerei mindestens zehn Menschenquälereien kommen. Er weist auf ein Gesez hin, das zwar nicht körperlich aber desto schwerer geistig verwunde, nämlich auf das Fallittengesez oder auf das Gesez gegen die Rehabilitation. „Nicht genug“, sagt er, „daß man die gänzliche Habe ohne Ausnahme, also das gänzliche irische Besitzthum des zahlungsunfähigen Bürgers zur Deckung seiner Schulden wegnimmt und rücksichtslos auf fernere Erhaltung solcher Armen oft um einen Spottpreis veräußert, — nein! es muß auch das Heiligste des Menschen, die Ehre! zum Opfer werden, ohne daß dadurch die verlässigen Kreditoren materiellen Nutzen haben. Gibt es wohl eine größere Quälerei, als wenn man dem Nebenmenschen Gut und Ehre nimmt, die Gelegenheit für Erhaltung seiner wie der Familie abschneidet und ihn bei aller Redlichkeit mit dem Schandnamen Fallitte! bekennt, — als wäre der fallirte Bürger (welcher oft aus Hingebung für Andere, aus unberechneter Güte gegen seine Mitmenschen, wegen Schicksalschlägen verschiedener Art, oder wegen dürftiger Herkunft und schwerer Familie in diesen Pafflostand und in dieses Unglück geriet) legt nur noch eine Art Mensch, die sich jede Behandlung gefallen lassen müsse u. s. w.“

Die Bemühungen gegen die Thierquälereien seien rühmlich und löblich, bemerkt jenes Blatt ganz richtig, aber eben so nothwendig wären passende Maßregeln gegen die Menschenquälereien. Und ach! es gibt noch so mancherlei andere Menschenquälereien als die sogenannte bürgerliche Tödtung, für die leider bis dahin noch keine Schutzvereine aufgetaucht sind.

Appenzell. Herr Dekan Welschhaupt in Vals hat letzten Sonntag zum letzten Male vor seiner Abreise nach Amerika gepredigt. Er hat während 40 Jahren im Predigtamt seines Kantons gewirkt. Seine Gemeinde gedenkt ihm ein Andenken zu überreichen.

Schweden. Die schwedische Fregatte „Eugenie“ ist nach einer zweijährigen Weltumsegelung am 4. d. M. wieder in Stockholm angelangt mit reichen naturhistorischen Schätzen.

Deutschland. In den letzten 12 Jahren sind aus dem Großherzogthum Baden 48,583 Personen ausgewandert. Die Gesamtbevölkerung hat im nämlichen Zeitraum um 10,543 Personen abgenommen.

Amerika. An dem großen nordamerikanischen Nationalfest, welches am 4. Juli gefeiert wurde, kam es zu einem Krawall, an welchem Irländer die Hauptrolle spielten; 40 von ihnen wurden durch die Polizei verhaftet.

— Eisenbahnunfälle und Feuersbrünste nehmen wieder einen großen Raum in der Wochenschronik der Nord-Amerikanischen Zeitungen ein.

Der Kolonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.

Jahr-Abonnement 6 Fr.
Halbjahr-Abonnement 3 "
Verlags-Abonnement 1, 50 G.
Man kann auch jederzeit ins
Abonnement eintreten.

Derjenige die erste Nummer nicht refusiert, wird für das folgende Quartals als verehelt. Abonnement betrachtet, und der „Kolonist“ demselben dann regelmäßig eingesandt.

Einschickungsgebühr 14 G. die einpässige Zeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein. — Für Abonnements und Inserate wendet man sich vorstehend direkt an die Redaktion.



Der Kolonist erscheint regelmäßig alle Sonntage. Landkarten und Illustrationen werden von Zeit zu Zeit als Gratisbeilagen mitgegeben.

Wahrheitsgetreue Originalaufsätze und belehrende Aufsätze über Amerika, Franko an die Redaktion gesandt, finden jederzeit unentgeltliche Aufnahme.

Da der Kolonist aller Politik fremd, nur den Zweck verfolgt, allen schweizerischen Auswanderern nützlich zu sein, so bittet die Redaktion um möglichste Theilnahme zur vielfältigen Verbreitung. Bei geringerer Abonnentenzahl würde derselbe denn auch ohne Preisermäßigung wöchentlich zweimal erscheinen.

Nr. 31.

Bern, Sonntag den 7. August.

Dritter Jahrgang. 1853.

Brasilianische Kolonisation.

Da gegenwärtig die Kolonisations-Angelegenheiten Brasiliens vielfach besprochen werden, so halten wir die Veröffentlichung des nachstehenden Briefes aus Rio de Janeiro vom 14. März von allgemeinem Interesse, und ist derselbe als ein Document zu betrachten, welches bei Würdigung dieser wichtigen Angelegenheit in Betracht gezogen werden kann.

In Brasilien ist man allgemein der Meinung, daß das beste Kolonisationssystem dasjenige sein wird, die Länderereien zu vermessen und abzumessen, damit sie für einen äußerst geringen Preis zum Verkauf bereit liegen, so wie es in den Vereinigten Staaten geschieht. Da diese Meinung allgemein ist, wäre es unnütz, die Gründe auseinander zu setzen, welche hierfür sprechen.

Wenn jedoch auch Alle übereinstimmen, um denselben Zweck zu erreichen, so sind Alle doch darin sich nicht einig, welche Mittel anzuwenden, um denselben zu befördern. Einige sagen, man müsse die Einwanderung nur dann unterstützen, wenn die Länderereien zum Verkauf bereit liegen, Andere glauben, daß, da diese Operation langsam und schwierig vor sich gehen wird, es passend wäre, sie vermittelt der Contracte auf halbe Rechnung auszumuntern, und wir gehören zu diesen Letzteren.

Die Philanthropie ist ein edles und herrliches Gefühl, aber unglücklicherweise in der Praxis des Lebens nicht vorherrschend, da die realen Bedürfnisse uns zwingen, unsere Handlungsweise nicht immer den Eindrücken des Herzens gemäß zu führen, sondern dem positiven gemäß, welches unabänderlich ist, gleich einer geometrischen Gleichung. Die einzig ausführbare Philanthropie ist diejenige, unserem Nächsten zu helfen, wenn und sein Nachthilf daraus erwächst, und wollte Gott, daß alle Menschen so handelten.

Wir wollen daher der Kolonisationsache vermittelt Contracte auf halbe Rechnung die wirliche Bedeutung geben, d. h. wir wollen sie als ein Geschäft betrachten, denn der Contrahirende, welcher bedeutende Geldsummen hergibt, um sich den Kolonisten zu associiren, wird dazu nicht von dem Wunsche getrieben, dieselben dem Glende zu entreißen, in welchem sie sich in Europa befinden, sondern durch die Aussicht, vermittelt dieser Association sein Vermögen zu vergrößern. Wir wollen deshalb untersuchen, ob das System der Contracte auf halbe Rechnung für beide Contrahenten gleich vorthellhaft ist, und, um Mißverständnisse zu vermeiden, erklären wir nochmals, daß wir dasselbe (so wie es in Europa auszuführen sein wird) als ein Uebergangsmittel betrachten. Wir wollen alle und jede Empfindlichkeit bei Seite setzen, und das Mittel herausfinden, um diese Contracte auf halbe Rechnung

gegenseitig vorthellhaft zu machen, damit beide Theile dieselben Garantien, Vorthelle und Verpflichtungen haben.

Man muß in Europa ja nicht glauben, daß es den Brasilianern so sehr darum zu thun ist, Kolonisten vermittelt dieser Contracte, die man als einen Act der Slaverie bezeichnet, heranzuziehen. Die Erfahrung hat bereits gelehrt, daß die großen Opfer, welche die Grundbesitzer gemacht haben, um sich mit Kolonisten zu associiren, bedeuten, der gewesen sind, als der wirkliche Vorthell, der daraus erwachsen ist. Es ist erforderlich, daß die Association der Kolonisten und Bewohner des Landes aufhöre, ein Opfer für die Letzteren zu sein, denn die Gesellschaften, welche am längsten bestehen und am besten fortkommen, sind diejenigen, bei welchen beide Theilnehmer gut bestehen können.

Wer hat jedoch hierbei mehr zu riskiren, der Contrahent oder die Engagierten? Unstreitig der Contrahent, welcher seinen Associes sogar das Geld für die Ueberfahrt vorstreckt, ist Derjenige, welcher am meisten dabei riskirt. Seine Associes können nur gewinnen durch die Veränderung ihrer Stellung, die in Europa unerträglich und unglücklich war.

Man muß keine Absurditäten voraussetzen, und eine Absurdität wäre es, wollte man voraussetzen, daß ein Grundbesitzer, der vermittelt großer Opfer von Europa Associes kommen läßt, um seine Länderereien zu verwerthen, dieselben nicht zufriedenstellen würde, denn wenn Solches statte, so könnte man nur denken, daß er vermittelt dieser Opfer nur das traurige Vergnügen gesucht, sich zu ruiniren.

Es ist daher unbestreitbar, daß das Interesse des Contrahenten mit den Interessen der Contrahirten eng verbunden ist, denn wenn diese nicht mit Eifer und Anstrengung arbeiten, so ist Ersterer ruiniert.

Wir sehen keine Schwierigkeiten darin, die Contracte auf halbe Rechnung auf dem Wege vollkommener Reciprocität herzustellen, und es scheint uns sogar leichter, Garantien zum Vorthell der Kolonisten als der Grundbesitzer herzustellen, denn jene können aus Böswilligkeit oder Trägheit ihre Arbeit einstellen oder aufhalten, während diese keine Mittel haben, dem dadurch erwachsenen Schaden abzuwehren.

Es scheint uns nicht schwer, einen Contract zu entwerfen, welcher beiden Theilen alle Garantien darbietet, und wenn es möglich wäre, die Vermittelung der Kaiserl. Regierung zu erlangen, um die gesetzmäßige Ausführung der Contracte zu sichern, so könnte auf diese Weise die Kolonisation Brasiliens einen vorthellhaften Anfang nehmen, in Erwartung des großartigen Systems des Verkaufs der Länderereien.

Wenn die Auswanderung nach Brasilien auf eigene Kosten dann anfangen wird, so werden die Einwanderer in Brasilien ihre bereits vermittelt der Contracte auf halbe Rechnung etablirten Landeute an

treffen, welche so zu sagen die Vorposten und Pioniere der deutschen Kolonisation sein werden.

Wir haben schon hören, daß die preussische Regierung der deutschen Auswanderung im Allgemeinen entgegen sei: wir können hierauf nicht eingehen, weil uns die nöthigen Materialien fehlen, um zu wissen, ob solcher Widerstand gegründet ist oder nicht; auch würde die preussische Regierung sich um unsere Meinung nicht kümmern. Was wir aber den deutschen Landeuten versichern können, ist, daß, wenn sie auswandern wollen, sie kein Land finden können, welches ihnen größere Vortheile darbietet, als Brasilien, woselbst sie noch während vieler Jahre keine Concurrenz, ähnlich wie in den Ver. Staaten, zu befürchten haben."

"P. S., den 5. März.

Als Bestätigung unserer ausgesprochenen Meinung erhalten wir so eben Nachrichten aus San Paulo, die ganz und gar dafür den Beweis liefern. Wir können versichern, daß gegen 30 Familien von Kolonisten, welche vermittelt Contracte auf halbe Rechnung in jener Provinz engagirt waren, nicht allein allen Verpflichtungen gegen die Contrahenten nachgekommen waren, sondern auch schöne Ländereien angekauft hatten und unabhängig etablirt waren. Dies ist ein Grund mehr, um in der Behauptung zu verharren, daß die Contracte auf halbe Rechnung das sicherste Mittel sind, die großartige Kolonisation einzuleiten."

(Staats- und Gelehrte Zeitung.)

Ueber den Sturmvogel.

Wenige, welche über das atlantische Meer gekommen oder viel auf dem Ocean gewesen sind, giebt es, welche jene einsamen Wanderer der Tiefe, die Sturmvoegel, nicht bemerkt haben, wenn sie ellend über die Fläche des wilden und wasserreichen Meeres streifen, in dichter Nähe dem Schiffe vorbeisiegend, wie Schwalben, oder in seinem Kielwasser folgend, während sie ihren lärglichen Vissen Nahrung von den rauen und wirbelnden Wogen lesen. In Trauertracht gekleidet und gewöhnlich in größeren Schwärmen vor einem Sturme oder während desselben erscheinend, sind sie lange Zeit von denen, die sich über Unwissenheit und volksthümlichen Aberglauben nicht erhaben fühlen, nicht allein als Vorboten in Unwetter und Gefahr für den unglücklichen Seemann, sondern auch in Erschaffung derselben als unholde, auf eine oder andere Art in Gemeinschaft stehende wirkende Wesen mit Furcht und Scheu betrachtet worden. „Niemand — sprechen sie — kann sagen, woher sie kommen oder wo sie brüten, obgleich, wie Seeleute manchmal erzählen, angenommen wird, daß sie ihre Eier unter ihren Flügeln hecken, indem sie auf dem Wasser sitzen.“ Diese geheimnißvolle Ungewissheit ihres Ursprungs und die erwähnten Umstände haben sicherlich zu der Meinung Anlaß gegeben, welche unter jener Klasse von Leuten im Schwunge ist, daß sie in irgend einer oder anderen Weise mit jenem Geiste oder Fürsten in Verbindung stehen, dem die Vollmacht seinen Machtbereich in der Luft angewiesen hat. In jedem Lande, wo man sie kennt, stehen ihre Namen in einer gewissen Verwandtschaft mit diesem Glauben. Man hat sie H. ren, Sturmvoegel, (stormy petrels), Teufelsvoegel, Mutter Cayen's Küchlein, vielleicht nach irgend einer idealischen Zauberin dieses Namens genannt, und ihre unerwartete und zahlreiche Erscheinung hat häufig eine Entmuthigung in die Seele der kühnsten Seeleute geworfen. Der Sturmvoegel, die kleinste der sämtlichen 24 Gattungen seines Geschlechts, nach der Ordnung, wie sie von Ornithologen aufgezählt werden, und der kleinste von allen mit Schwimmsfüßen versehenen Vögeln, wird im ganzen atlantischen Ocean von Europa bis Amerika in allen Entfernungen vom Lande und bei jedem Wetter gefunden, aber besonders zahlreich bei Schiffen vor einem nahenden Sturme oder in einem solchen, da sich dann Schaaren dieser Vögel in ihrem Kielwasser drängen, mehr als gewöhnlich beim Ausfliegen verschiedener Dinge von der Oberfläche des Wassers beschäftigt. Dieses Vorgefühl verändernder Witterung ist nicht dem Sturmvoegel ausschließlich eigen, sondern wird auch an vielen anderen wahrgenommen, und scheint allen gemein zu sein, selbst denen, welche sich längst an das Zusammenleben mit Menschen gewöhnt haben,

Die australischen Goldminen.

Der nachstehende, in einem englischen Blatte vom 7. Mai d. J. mitgetheilte Auszug aus einem mit letzter Post angelangten Privatbriefe aus aus Melbourne enthält das Ergebnis einer neuerlichen, von dem Correspondenten einer Londoner Firma ausgeführten Inspektion der Minen. „Ich bin so eben von meiner Tour nach den Diggings, die eine Woche gedauert, zurückgekehrt, auf welcher Ausflucht ich Mount Alexander und Bendigo besuchte. Sie sind weit verlassen, als ich erwartete, da längst ein großes Fortschreiten von den älteren Goldfeldern nach den Ovens-Minen stattgefunden hat. Sobald man indessen die Meilenzahl von Digging, über die sich jedes Goldfeld erstreckt, gehörig bedenkt, so können sie sich unmöglich als vollgebrängt herausstellen, außer auf einzelnen Flecken, was wirklich der Fall ist. Jeder Fleck, so wie er sich vergleichungsweise erschöpft, wird lange bevor er ausgebeutet ist, für einen anderen ergiebigeren abgegeben und so wird denn solcher Gestalt das ganze Land umgewandelt wie ein Kirchhof (und es steht auch ganz darnach aus), übrigens werden ohne Zweifel beim Anwenden wissenschaftlicher Hülfsmittel alle Felder eines Wiederüberarbeitens mit Abwerfung bedeutenden Gewinns fähig sein. Der Gräber ist an so große Ausbeute gewöhnt worden, daß er an seinem Fleck stehen bleibt, wo er bloß großen Tagelohn, z. B. 30 bis 40 s. per Tag erwerben kann. Es ist sehr schwere Arbeit, die nicht für Jedermann paßend würde. Zu Bendigo sind einige der Sinkings (Vorarbeiten des Gräbers) 50 Fuß tief, ehe man den goldhaltigen Boden erreicht, wo das Tunneln beginnt. Zu Mount Alexander ist die Arbeit viel leichter, da hier die Sinkings nur durchschnittlich 12 bis 20 Fuß tief sind. — Sehr merkwürdig ist die gute Ordnung, welche herrscht. Die Gegend zwischen Melbourne und den Goldfeldern ist herrlich geeignet zur Ansiedelung einer großen Agricultur-Bevölkerung und bietet sehr reiche Strecken Oberfläche mit fruchtbarem schwarzen Erdreich fast den ganzen Tag dar, bis man an den Goldbistritz gelangt, dessen Reichthümer in den Tiefen unten begraben liegen, während seine Oberfläche beinahe zu warm ist, um ein Grasblättchen hervorzubringen. So gleichmäßig fällt die Vorsehung ihre Gaben aus. — Die Kosten unterwegs sind zum Ersauern; eine Gist Heu oder Hafer für dein Pferd kostet 5 s., Stallung desselben für die Nacht 25 s., dein Bett, Thee und Frühstück 15 s., Bier 5 bis 6 s. die Flasche, u. s. w.

Die verlorenen Kinder, oder Geschichte der englischen Farmer-Familie Campbell in Canada (Nordamerika) mit dem bössartigen Indianer-Hauptling, genannt: die zornige Schlange.

(Aus den März- und April-Nummern des „Canadischen Bauernfreund.“ Arrangirt für den Kolonist.)

„Das müssen wir vor Allem zu entdecken suchen, Sir,“ versetzte Malachi; „denn sonst werden wir die Spur nie wieder finden, vielleicht gelingt uns das morgen frühe, jetzt ist es zu dunkel, und wir könnten mehr verderben, als gut machen, wenn wir jetzt am Ufer nachspüren würden. Wir müssen die Nacht hier zubringen. Hier ist ein hoher Felsen, welcher am Gestade aufwärts zieht, und wir thun wohl, wenn wir uns hinter denselben begeben, weil wir da ein Feuer machen können, ohne von den Indianern bemerkt zu werden, im Falle sie sich auf dem entgegengesetzten Ufer befinden sollten; und in dieser Nacht müssen wir, wenn es möglich ist, alle unsere Provision in Bereitschaft setzen, denn wir können uns darauf verlassen, daß wir diesen Tag weiter gekommen sind, als sie mit der jungen Dame, und wenn wir die Spur bald wieder finden, so werden wir bald bei ihnen sein.“

„Gott gebe, daß es wahr werde!“ rief Kapitän Sinclair aus, „der Gedanke, was die arme Mary ausstehen muß, könnte mich zur Raserei treiben.“

„Ja, Sir, sie wird fürchterlich leiden, ich zweifle nicht,“ versetzte Malachi. „Doch die Indianer werden sie nicht übel behandeln, verlassen Sie sich darauf.“

Kapitän Sinclair seufzte, antwortete aber nicht.

Sobald als sie alle an dem Felsen, welchen Malachi gezeigt hatte, angekommen waren, suchten sie Brennholz zu sammeln, und in wenigen Minuten hatte Frau Martin ein zu ihrem Vorhaben hinreichendes Feuer. Da sie keine Kochgeschirre bei sich hatten, so schnitten sie das Schweinefleisch in dünne Stücke, und steckten es auf kleine Stäbe, bis es hinlänglich geröstet war.

Mit Tagesanbruch frühstückten sie und gingen dann an das Ufer zu der Stelle hinab, an der sie die Spur verlassen hatten. Nach einer langen Nachforschung rief Malachi der Frau Martin, zeigte ihr eine Stelle am Ufer, und forderte sie auf, hinzusehen. Frau Martin that es und bemerkte endlich, daß es die Spur eines Canoe's sei, welches bei dem Ufer desseiben in dem Boden sich abgedrückt hatte. „Ich dachte es,“ sagte Malachi, „sie hatten ihr Canoe bei der Hand und sind über den See gefahren. Nun müssen wir den See umgehen und die Spur von Neuem auffuchen, was uns einen halben Tag aufhalten wird.“

Sie umgingen nun den See den Ufern entlang, sorgsam den Boden untersuchend, bis auf die andere Seite. Gegen Mittag waren sie auf der andern Seite bis zu der Stelle gekommen, welche dem Felsen, hinter dem sie in vergangener Nacht ihr Feuer hatten, gegenüber lag, ohne eine Spur entdeckt zu haben.

„Sie sind nicht in gerader Linie übergefahren,“ sagte Kapitän Sinclair, „das ist augenscheinlich, wir müssen nun mehr nordwärts suchen.“

Sie thaten dies und entdeckten endlich, daß das Canoe an der Nordspitze des Sees angefahren war, nachdem sie den ganzen Weg dem östlichen Ufer entlang gemacht hatten. Der Ort der Landung war ganz deutlich zu bemerken, und eine kurze Strecke darauf konnten sie wahrnehmen, daß das Canoe fortgeschleppt worden war. Es war nun weit in den Nachmittag hinein, und daher wurde die Frage erhoben, ob sie die Spur verfolgen, oder erst suchen sollten zu ermitteln, wo das Canoe verborgen war, weil es ihnen bei ihrer Rückkunft nützlich sein konnte. Es wurde beschlossen, zunächst das Canoe aufzufuchen, und konnte erst nach Verlauf von zwei Stunden geschehen, wo sie es in einem Gebüsch, ungefähr eine Meile vom See entfernt, versteckt fanden. Dann folgten sie noch zwei Meilen der Spur, die Zweige waren wie zuvor umgebogen oder gebrochen, was ihnen große Hülfe leistete, denn die Nacht war eingeireten. Nachdem sie einen lichten Hügel erreicht hatten, schlugen sie ihr Nachtlager unter den Bäumen auf, und begaben sich zur Ruhe. Mit Anbruch des Tages machten sie sich wieder auf, und nach einem Marsche von zwei Stunden ging die Spur über eine schmale Wiese, was sie etwas in Unruhe versetzte, indessen fanden sie auf der entgegengesetzten Seite die Spur wieder, und da die Zweige noch häufiger gebrochen und gebogen waren, so kamen sie sehr schnell vorwärts. Während dieser Tage hatte Martin mit dem Bogen, welchen Frau Martin gebracht hatte, zwei Truthähne erlegt, was sehr vortheilhaft für sie war, indem sie nur auf sieben oder acht Tage mit Lebensmitteln versehen waren, während das Ziel ihrer Reise unmöglich noch vorauszuweisen war.

Nicht lange nach der Abenddämmerung vernahm das leise Gehör der Frau Martin ein dumpfes Geräusch, wie das eines schwerathmenden Menschen. Sie zeigte mit dem Finger auf ein Gebüsch, die Andern nahnten sich vorsichtig und fanden auf der andern Seite desselben ein indianisches Weib, heftig blutend, auf dem Boden liegen. Als sie dasselbe aufhoben, erkannten sie das indianische Weib wieder, welches sie gerettet, dem sie den Fuß elungerichtet hatten, und welches wahrscheinlich entdeckt worden war, als es, um ihnen die Spur zu verrathen, die Zweige abbrach. Die Untersuchung ergab, daß sie mit einem Tomahawf eine starke Wunde am Kopfe erhalten hatte, der Schlag war jedoch seitwärts abgewichen, und nicht in den Schädel eingedrungen. Sie war nicht bei sich, indem sie bis zu dieser Zeit sehr viel Blut verloren hatte. Sie stillten das Blut, legten ihr eine Binde von Linnen um, und gossen ihr etwas Wasser in den Mund. Es war nun dunkel und nicht mehr möglich, diese Nacht weiter zu kommen. Frau Martin ging in den Wald, um einige Kräuter zu suchen, mit welchen sie die Wunde verband, und als sie es der armen Indianerin so bequem als möglich gemacht hatten, legten sie sich zur Ruhe.

Als sie am nächsten Morgen erwachten, fanden sie Frau Martin bei der Indianerin liegen, welche nun ganz wieder bei sich und gefast, aber doch sehr schwach und erschöpft war. Malachi und Martin gingen zu ihr und hatten in Zwischenräumen eine lange Unterredung mit ihr. Malachi hatte mit seiner Vermuthung Recht gehabt. Die zornige Schlange hatte gesehen, wie sie einen Zweig einbog, und schlug sie mit dem Tomahawf nieder. Sie erklebten von ihr die weitere Nachricht, daß die zornige Schlange, über die Gefangennehmung der ungen Diter erköst, beschlossen hatte, für ihn sich eines andern als

Geißel zu bemächtigen, daß er daher Mary Percival geraubt, sechs Indianer, die sämmtlichen erwachsenen Krieger seiner Horde, bei sich habe, daß nach einigen Tagereisen Mary Percival wegen heftigen Schmerzen an den Füßen nicht lange habe gehen können, daß sie sonst geachtet und nicht schlimm behandelt werde, daß die Indianer nicht gerade nach Hause gehen, sondern noch einen Umweg von sechs oder sieben Tagereisen deswegen machen wollten, damit sie nicht von einigen andern Stämmen, welche auf dem geraden Wege wohnten, gesehen würden, und verrathen werden könnten. Sie sagte, daß sie es gewesen, welche den indianischen Brief im vergangenen Herbst an Malachi geschrieben, und daß sie dies darum gethan habe, weil sie von Herrn und Mrs. Campbell so gütlich gepflegt worden sei, als man sie mit verrentem Fuße im Walde gefunden habe, daß Percival ganz wohl war, als sie ihn in den Hütten zurücksahen, und daß die zornige Schlange gesonnen sei, wenn er nicht eine beträchtliche Menge Pulver, Blei und mehrere Flinten dagegen erhalten würde, den Knaben an Kindesstatt anzunehmen, weil er ihm wirklich geneigt sei. Auf die Frage, ob der Knabe munter sei, antwortete sie, daß er es anfangs nicht gewesen, nun aber beinahe ein ganzer Indianer geworden sei, daß es ihm selten erlaubt werde, die Hütten zu verlassen, und nie anders, als in Begleitung der zornigen Schlange. Hinsichtlich der Entfernung und Richtung der Hütten sagte sie, daß es auf geradem Wege noch sieben Tagereisen seien, daß aber die Horde mit Miß Percival nicht unter fünfzehn Tagen dahin kommen würde, da sie mit jedem Tage von der langen Reise ermüdet werde. Nachdem sie nun diese Nachricht erhalten, wurde eine Verabthung gepflogen, und Malachi, nachdem er darum nachgesucht, sprach zuerst also:

„Meine Meinung ist diese: wir können nichts Besseres thun, als so lange hier zu bleiben, bis die Frau so weit sich wieder erholt hat, daß sie mit uns gehen, und uns den geraden Weg zu ihrer Wohnung zeigen kann. In zwei oder drei Tagen wird sie wahrscheinlich wohl genug sein, um mit uns gehen zu können, dann werden wir den geraden Weg einschlagen, und vor ihnen ankommen. Die Kenntniß der Gegend und der Pfade wird uns in den Stand setzen, ihnen einen Hinterhalt zu legen, und so das Fräulein selbst ohne viel Gefahr mit Gottes Hülfe für uns zu befreien. Es wird ihnen nicht einfallen, daß sie in unsere Hände gerathen, weil sie sich einbilden werden, daß die Frau todt ist; ein Tomahawf fehlt selten.“

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Bern. In der Nationalrathsverhandlung vom 26. Jenner d. J. ersah man aus der Rede des Herrn Blosch, welcher sich damals sehr warm der schweizerischen Auswanderer annahm, daß im vorigen Jahre ein einziges Oberamt (Schwarzenburg) als Unterstützung zur Armenauswanderung 40,000 Fr. vom Fiskus bezogen habe. Und dieses Jahr sollen wieder zum gleichen Zwecke 27,000 Fr. in das nämliche Oberamt versandt worden sein. Es ist diese Wohlthätigkeit dem Amte Schwarzenburg gewiss zu gönnen, denn es ist eines der ärmsten Aemter unsers Kantons. Aber wünschenswerth wäre es zu wissen, nicht bloß wie dieses Oberamt, sondern auch wie die übrigen, an welche die Staatsbeiträge zur Armenauswanderung verabreicht wurden, diese Summen an die einzelnen Armenauswanderer im Einzelnen verwendeten, und wie sie denselben ihr höchst wichtiges Unternehmen ermöglichten. Die Armenauswanderer sind diejenigen Auswanderer, welche am meisten Ursache haben, zu wünschen, ihr heisses Loos zu verbessern; sie haben sehr wenig über Amerika gelesen, kennen das neue Land ihrer Wünsche höchst oberflächlich und machen sich wohl die reizendsten, verführerischen, überspanntesten und idealsten Vorstellungen davon. Deswegen sind sie in der Regel auch diejenigen Auswanderer, welche in Amerika am schrecklichsten enttäuscht werden, weil sie eben wähten, glücklich zu sein, wenn nur ihr Wunsch, über'n „Bach“ zu kommen, erfüllt würde; aber hier nun angelangt, aller Substanzmittel entblößt, in die eifigen Arme — nicht des Mitleids, denn diese Klasse von Auswanderern, die nichts hat, ist vor demselben sicher genug — aber ach leider! der schreienden Noth und Verzweiflung verfallend, erwachen sie erst wieder aus ihren Träumen. Ihr altes, für sie fruchtlos arm gewesenenes Vaterland wäre ihnen wieder gut genug, wenn sie es nur wieder erreichen könnten! —

Der „Kolonist“ hat schon oft in Erinnerung gebracht, daß Gemeinderath und Armenvorsteher, welche solche arme Familien mit zu

Mal d. J. mlt.
rivalabrieft aus
von dem Corre-
ng der Minen.
die eine Woche
unt Alexander
ich erwartete
dern nach den
die Meilenzahl
hördig bedenk-
n, außer auf
ed, so wie er
ausgebeutet ist,
d denn solcher
es sieht auch
im Anwenden
arbeitens mit
ber ist an so
ed leben blei-
10 s. per Tag
r Jedermann
orarbeiten des
erreicht, wo
Arbeit viel
20 Fuß tief
herrscht. Die
richtig geeignet
bietet sehr
reich fast den
dessen Reich-
ne Oberfläche
n. So gleich-
n unterweg
n Pferd kostet
t, Thee und

englischen
damerika)
mannt: die

nd.“ Arrangirt
r.“ versetzte
finden, viel-
el, und wir
seht am Ufer
en. Hier ist
nd wir thun
da ein Feuer
den, im Falle
und in dieser
fision in Be-
daß wir die
Dame, und
ihnen sein.“
Sinclair aus,
nte mich zur
nicht,“ ver-
behandeln,

gezeigt hatte,
in weni-
hinreichend
schnitten sie
kleine Städte,

geringen Substanzmitteln leicht hin über's Meer spediren, nur damit sie ihrer los werden, unverantwortliche Schuld auf sich laden. Und wir werden nicht aufhören, vor solch elendiglichem Menschenhandel zu warnen, bis man in dieser Sache humaner und christlicher wird. Aber was soll man sagen, wenn, trotz aller Warnungen, in Aemtern, wie das vorbenannte, das in einem einzigen Jahre 40,000 Fr. zur Armenauswanderung erhält, dennoch Beispiele sich wiederholen, wie wir hier eines anführen müssen. Ein Daniel Blum aus Schwarzenburg, gänzlich arm und Familienvater, meldete sich schon vor einem Jahre an seinem Burgerorte zur Auswanderung. Letztes Frühjahr, als die vorerwähnten 27,000 Fr. Armenauswanderungsgelder nach Schwarzenburg gekommen, wiederholte er seine Bewerbung. Diesmal schien ihm das Glück günstiger sein zu wollen, denn es wurden ihm 300 Fr., sage dreihundert neue Franken, für sich und seine Familie zur Auswanderung von den Staats-Auswanderungsgeldern zuerkannt, jedoch unter der Bedingung, daß er bis Ende Juli legthm seine Auswanderung zu bewerkstelligen trachten müsse. Hiefür erhielt er von hoher Behörde eine schriftliche Gutsprache. Mit dieser machte er die Runde bei allen Auswanderungsagenten; allein für diese geringe Summe konnte ihn natürlich kein Agent über den „Bach“ spediren, auch wenn er mit seiner Familie sich auf der Reise bloß zu halber Verköstigung und zu Mangel bequem hätte, wozu sich der Arme bereitwillig erbot. Er gab letzter Tage seine Gutsprache an hohe Behörde zurück; er mußte wohl und that wahrlich auch Recht daran, denn was ihn in New-York für ein Glück erwartet hätte, ist aus Vorigem ersichtlich. Was tragen in einem Staate Auswanderungsgesetze ab, was patentirte Auswanderungsagenten, was alle scheinbar schützenden Mittel, wenn Behörden selbst derartige Beispiele nicht vermeiden, wenn die Armenauswanderer mit nur möglichst geringer Summe ihre Reise über's Meer veranlassen müssen, und jenseits des Ozeans dann nichts mehr haben, als das nackte kummervolle Leben in der weiten unbarmherzigen Fremde? Und Fälle dieser Art könnten wir leider manche citiren. Wir erinnern für heute bloß noch an einen armen, aber sehr ehrlichen Johannes Glädiger, wohnhaft zu Ruhlern, Gem. Zimmerwald, welchem seine Burgergemeinde, Rohrbach-Dorf, für sich und seine große Familie, aus 10 Personen bestehend, bis 800 Fr. zuerkannte und ihn ersuchte, mit dieser Summe auszuwandern!! Wir sprachen von jeher der Armenauswanderung das Wort, aber wird sie nach solchen Grundsätzen betrieben, möchten wir sie lieber ganz und durchaus gesehlich verboten wissen.

Die Presse veröffentlicht von Zeit zu Zeit die Rechnungen über Viehprämlen, Industrien u. s. w., aber über das Armenauswanderungswesen, diesen so sehr wichtigen Gegenstand, zeigte sie bisher höchstens etwa an, daß für die Armenauswanderung jährlich eine runde Summe verwendet werde; das Wie und an Wen dagegen nicht. Wir finden es, wie schon bemerkt, höchst wichtig, daß auch bekannt würde, welche Oberämter und Gemeinden von den Staats-Armenauswanderungsgeldern erhalten und wie diese in Detail an die

Armenauswanderer verwendet werden, an welche, und was für Hilfsmittel denselben zu Gebote gestanden. Hoffen wir, daß man dann auch bessere Beispiele, als die obengenannten, in Erfahrung brächte.

Luzern. Hier haben die Arbeiten für die Eisenbahn ebenfalls begonnen. Es wird gegenwärtig an der Strecke von Brittnau bis zur Säge von Dagmersellen, welche 12,000 Fuß lang ist, unter Leitung des Hrn. Ingenieur Schwyzer aus Luzern, gearbeitet.

Margau. In den Gemeinden Suhr und Grenschen ist ein Mormonenprophet angekommen, wo er bereits einige Proselyten gemacht haben soll.

Amerika. Auf einer der Höhen des Calaveras in Kalifornien, etwa 12 Meilen von Murphy, befindet sich eine Eder, die für den größten Baum der Erde gehalten wird. Oberhalb der Erdoberfläche beträgt der Umfang des Stammes 92 Fuß; in der Höhe von 4 Fuß ist der Umfang 83 Fuß; bei 14 Fuß Höhe des Stammes ist der Umfang noch 61 Fuß. Die Höhe dieses Kolossen ist 285 Fuß. Das Ansehen des Baumes ist nicht, wie gewöhnlich bei großen Bäumen, ungestaltet, sondern von einem Ende zum andern ein Modell von Symmetrie. Das Alter dieser Eder mag nach den Berechnungen 2520 Jahre sein. Die Rinde, wovon die Rinde unten am Stamme 14 Zoll beträgt, wird nun in kleinen Stücken bis zu einer gewissen Höhe abgehauen und an die Universal-Ausstellung nach New-York gesendet.

— In New-York zeigt die wöchentliche Sterblichkeit über 600 Todesfälle. 40 Prozent über die Normalsterblichkeit, was der herrschenden großen Hitze zuzuschreiben ist.

— Kürzlich wüthete ein Gewittersturm über New York und Umgegend. In der Stadt stürzten mehrere Häuser zusammen, wobei mehrere Personen verunglückten. In Williamsburg stürzten zwei Methoholstentischen ein.

— Man schlägt die Goldausbeute in Kalifornien im vergangenen Jahre auf den Werth von höchstens 300 Millionen Franken an und diejenige von Australien für das laufende Jahr 1853 auf mindestens 600 Millionen Franken, welche im Jahr 1854 sich noch um eine Million vermehren werde.

— In Amerika hat man nun auch Weben-Maschinen erfunden. Die Maschine wird aufgezogen nach dem Prinzip des Uhrenpendels, das Kind hineingelegt, dann geht das Ding von selbst. Bald wird man wohl auch darauf verfallen, einen Leierkasten an die Maschine anzubringen, um das Kind mit mechanischer Musik einzulullen.

— Am 15. Juli hat die Eröffnung des Krykallpallastes in New-York stattgefunden. Der Präsident Pierce und General Scott wohnten der Eröffnung bei.

— Erst seit dem 1. Januar 1853 wird der größte Strom des ganzen Erdballs, der Amazonasstrom in Brasilien, welcher nach einem Laufe von 1000 Meilen sich in einer Breite von 40 Meilen ins atlantische Meer ergießt, von Dampfschiffen befahren. Der Unternehmer, der von der Brasilianischen Regierung aufgemuntert und unterstützt wurde, macht gute Geschäfte dabei.

General-Agentur für Auswanderung.

Auskunft- und Beförderungsbüreau nach
Nord- und Südamerika und Australien
in Mapperschwil.



Dieses Büreau speziert fortwährend Auswanderer und Casat-Passagiere sowohl in Dampf- als in Segelschiffen ersten Ranges nach allen Häfen von Nordamerika zu den besten Preisen, über Bremen, Hamburg, Antwerpen und Rotterdam, so auch nach Australien durch regelmäßig abgehende große schnellfahrende Fregatenschiffe.

Nach den brasilianischen deutschen Kolonien Dona Francisca, Santa Cruz, Blumenau, der Gutbesitzer in der Provinz San Paulo und den Kolonien in der Republik Venezuela, von denen allen in den letzten Zeiten die günstigsten Nachrichten eingekommen sind, werden ebenso fortwährend Engagements angenommen.

Im Fernern ist benanntes Büreau in Stand gesetzt, den Auswanderern nach Nordamerika, um dieselben vor Prellereien in New-York bestmöglichst zu bewahren, schon hier Billette zu deren Beförderung ins Innere des Landes zu den gleichen Preisen zu erlassen, wie dieselben bei den Hauptbüreaus in New-York bezogen werden können; 10% des Betrages werden in hier, das Uebrige in New-York bezahlt.

Briefe und Anfragen, welche nicht unentgeltlich beantwortet werden, und für Abschlüsse von Verträgen wende man sich gefälligst franco an obgenanntes Büreau.

Zu jeglicher Auskunft ist auf frankirte Briefe oder auf persönliche Anfragen auch die Redaktion dieses Blattes bereit.

Verlag und Redaktion: G. G. Grobmann, Lehrer in der Schöfhalde bei Bern.
Druck der Haller'schen Buchdruckerei in Bern.
R. A. Haller.

Der Kolonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.

Jahr-Abonnement 8 Fr.
Halbjahr-Abonnement 3 „
Vierteljahr-Abonnement 1, 50 G.
Man kann auch jederzeit ins
Abonnement eintreten.

Wer jemalen die erste Num-
mer nicht refusiert, wird
für das jewelten nächstfol-
gende Quartal als verehrt,
Abonnement betrachtet, und der
„Kolonist“ demselben dann
regelmäßig eingesandt.

Einschickungsgebühr 14 G. die
einspaltige Zeile. Bei
mehrmaliger Wiederholung
tritt eine Preisermäßigung
ein. — Für Abonnemente
und Inserate wendet man
sich vorzugsweise direkt an die
Redaktion.



Der Kolonist erscheint regel-
mäßig alle Sonntage.
Landkarten und Illustratio-
nen werden von Zeit zu Zeit
als Gratisbeilagen mitgege-
ben.

Wahrheitsgetreue Original-
briefe und belehrende Auf-
sätze über Amerika, Frank-
reich, die Westindien gesandt,
finden jederzeit unentgeltliche
Aufnahme.

Da der Kolonist aller Politik
fremd, nur den Zweck ver-
folgt, allen schweizerischen
Auswanderern nützlich zu sein,
so bittet die Redaktion um
möglichste Theilnahme zu
vielsältiger Verbreitung. Bei
genügsamer Abonnementzahl
würde derselbe denn auch
ohne Preisverhöhung we-
sentlich zweimal erscheinen.

Nr. 32.

Bern, Sonntag den 14. August.

Dritter Jahrgang. 1853.

Wie ist es für die deutschen Mediziner in Amerika?

Unter den wissenschaftlich gebildeten Deutschen, welche ausgewan-
dert sind, behaupten die Aerzte auch in Amerika die erste Stelle. Dieß
Land ist ein unerschöpfliches Arbeitsfeld für Heere von Aerzten. Man
hat wohl gesagt, das ganze englisch-amerikanische Volk schwanke fort-
während zwischen dem einen oder dem andern Unwohlsein; gewiß aber
fehlt dort die rohe unverwundliche Kraft der Gesundheit bei der Masse
des Volkes. Das so heftig einwirkende Klima, die allgemeine Ver-
fälschung der Kinder trotz des ewigen Waschens und Badens derselben,
das hastige Einschlingen des halbgebratenen Fleisches, des vielen Fet-
tes, des warmen Brodes und halbgaaren Ruchenteiges bei merkwürdig
wenig Vegetabilien, die täglich fortgesetzte Vergiftung durch zahllose
Pillen und Pilverchen, das ewige Rennen und Treiben, — derglei-
chen muß notwendig eine solche Menge von Krankheiten hervorbrin-
gen, wie sie in den Vereinigten Staaten zu Hause sind. Obenan ste-
hen die Gallen-, Faul- und Wechselfieber mit ihrem Gefolge von
Wassersuchten; dann folgt eine unendliche Reihe von Verdauungs-
krankheiten, endlich kommt noch die ganze Anzahl von Schwindsuchten
und europäischen Nervenkrankheiten. Es kann daher nicht fehlen, daß
bei einer solchen Inclination zum Kranksein ein Jeder an sich herum-
doctert, und Andere zu curiren für ein vortreffliches Geschäft an-
gesehen wird. Wenn die übrigen Ursachen nicht schon hinreichend wären,
so würde die Anzahl von Pflüchern, welche in Amerika Doctorge-
schäfte machen, hinreichen, die Säfte des Volkes zu verderben.

Man hat hin und wieder statistische Uebersichten, nach welchen
auf 800 Menschen ein Doctor kommt; in den Städten kann man auf
200 Einwohner auch einen Doctor rechnen; wo irgend ein paar Häu-
ser im Lande zusammenstehen, wohnt auch Jemand, der Doctor heißt.
Unter diesen einheimisch-amerikanischen Aerzten hat vielleicht nur die
Hälfte ein Doctordiplom, und auch von dieser Hälfte hat der größte
Theil sich kaum ein oder das andere Jahr seiner Studien halber auf
den medizinischen Schulen aufgehalten. Diese Schulen erfreuen sich
von Zeit zu Zeit auch eines Cadavers zum Secliren, von dem aber
weder viele, noch besonders feine Präparate gemacht werden. Das
Doctordiplom wird auch ohne besondere anatomische Kenntnisse für
baare Dollars ertheilt. Die Hauptlehrmeisterin ist die Erfahrung und
Ueberlieferung; man curirt so lange, bis irgend mal ein Mittel an-
schlägt, und merkt sich dann dieß Mittel für künftige Fälle. In der
Geschäftsstube der Aerzte selbst lernen die Lehrlinge der Heilkunst und
versuchen sich nach ihren Receptbüchern. Und wenn Einer auch gar
nicht bei einem Arzte erst gelernt hat, was hindert ihn, mit der Doc-
torei Geld zu verdienen? Das steht Jedermann gerade so frei, als

Recepte und Medicamente für das Vieh zu verkaufen. Es wird ja
keiner gezwungen, zu diesem Doctor zu gehen. Bei solchem Stande
der Dinge muß natürlich vor Allem die Charlatanerie die Rundschaft
bringen. Nicht bloß schreiende Anzeigen und bezahlte Agenten, welche
von den Wundercuren des Principals erzählen, geheilte Blinde, die
auch schon vorher sehen konnten, eine Geschäftsstube, ausgeschmückt
mit Marterwerkzeugen, Krokodilen und Statuen, locken die Patienten
herbei, sondern noch viel mehr nützt die feinere Charlatanerie, welche
darin besteht, durch eifrigen Besuch der Versammlungen irgend einer
Secte, durch Mithülfe in politischen Parteizwecken, durch die Empfeh-
lungen der Frauen aus der guten Gesellschaft Rundschaft zu erwerben.
Das Curiren ist auch eine Geschäftsstube und eine Hand wäscht die
andere. Ein ehrenhafter deutscher Arzt würde lieber seine ganze Wis-
senschaft aus dem Fenster werfen, ehe er sich zu den Charlatanstreichen
verstände, wie sie in Amerika ganz gewöhnlich sind. Auf eine neuer-
fundene Medizin oder Heilart nimmt man dort auch wohl ein Patent.
Es gibt neben der Homöopathie und Hydropathie, welche in Amerika
einen gedehlichen Fortgang nehmen, noch besondere eigentlich ameri-
kanische Heilsysteme, wie die Dampfcalomelcuren und die Kräutercuren.
Legtere fanden Eingang, weil man sich zuletzt doch vor der gäng und
gäben Calomelvergiftung fürchtete; 50 Gran Calomel in einer Dosis
zu geben, ist gar nicht so ungewöhnlich.

Daß unter diesen tödlichen Heilmethoden in der neuern Zeit all-
mählig ein gesunder Boden geschafft wird, auf welchem die Heilkunde
auch in Amerika erblühen kann, ist hauptsächlich das Verdienst der
deutschen Aerzte. Sie sind in den großen Seestädten bereits zu Berei-
nen zusammengetreten, um auf die öffentliche Meinung einzuwirken,
und erkennen keinen als ebenbürtigen Genossen an, der nicht ordent-
lich Medizin studirt hat. Sie haben es sich zum Gesetz gemacht, un-
ter keinen Umständen mit einem Pflücher zusammen zu curiren, und
wo sie an ein Krankenbett gerufen werden, zuerst des Charlatans Ent-
scheidung zu verlangen. Einer nicht unbedeutenden Anzahl von eng-
lisch-amerikanischen Doctoren ist durch die Deutschen bereits das Ge-
schäft gelegt, und so vielen Aerger jene Verdrängten ihren Siegern
auch zu bereiten wissen, so muß doch jedes Jahr wieder eine Parthie
von ihnen zu irgend einem andern Erwerbszweige greifen, weil sie
mit der Doctorei nicht mehr so viel früher verdienen können.

Für den Aufschwung ist es nun sehr schwer, sich in die Höhe zu
arbeiten; denn die guten Stellen sind bereits reichlich besetzt, es ist
eine unglaubliche Menge von deutschen Aerzten durch ganz Amerika
zerstreut. Unter ihnen gibt es mehrere Männer, welche durch Wissen-
schaftlichkeit, ehrenhafte Gesinnung und hohes Ansehen wahrhaft be-
deutend sind. Diese haben denn auch unter den einheimischen reichen

Familien Praxis und nehmen für einen Besuch 3 bis 5 Dollars, für eine Consultation 25, für eine Entbindung 50 Dollars. Wer einmal fassonabler Arzt ist, wird unfehlbar ein reicher Mann. Dazu gelangt man aber nur, wenn man einige Jahre aus eigenen Mitteln auf etwas glänzendem Fuße leben kann, ein feiner Weltmann ist, in jenen Familien wohl eingeführt wird oder durch besonderes Glück und außerordentliche Thätigkeit die Augen auf sich zieht und, wohlgerichtet, den Charakter der Amerikaner richtig zu behandeln versteht, was gar nicht so leicht ist. Der Amerikaner liebt es, wenn der Arzt in seinem Aeußern ehrbar und ernst und in seinem Geschäfte höchst pünktlich ist. Außerdem muß der Arzt den Charakter der Amerikaner genau studiren. Der Kranke will unaufhörlich mitcuriren, über Alles, was der Arzt verschreibt, erst gehörig Aufschuß haben und von den Anordnungen sofort Wirkung sehen. Er paßt genau auf des Doctors Mienen und ganzes Benehmen, merkt jede kleine Unschlüssigkeit und jeden Widerspruch in den Anordnungen, und wenn es ihm gerade einfällt, so verwirrt er ohne weiteres durch irgend ein eigenmächtiges Recept die ganze Cur. Will dann der Arzt den Dictator am Krankenbette spielen, so kann er nur gleich von der ganzen Sache absteigen, der Kranke wird sich einen weniger eigenmächtigen Arzt suchen. Das nöthige Ansehen mit der Scheinbaren Nachgiebigkeit gegen den Kranken zu vereinigen, ist etwas, was manchem deutschen Arzte unmöglich fällt. Noch schwieriger lassen sich die Frauen behandeln, der Arzt soll durchaus in ihnen nur zarte, fränke, Götinnen sehen.

Die große Mehrzahl der deutschen Aerzte versteigt sich bis jetzt nur erst dann und wann unter die vornehmen englisch-amerikanischen Familien. Bleiben sie in den Städten, so haben sie ihre Praxis unter ihren Landbesitzern und den Kiemern, und diese zahlen kaum den dritten Theil von dem vorher genannten Honorar. Sie finden ihr Auskommen, haben aber ein beschwerliches Geschäft, indem sie sich fast den ganzen Tag auf den staubigen, langweiligen Straßen abplacieren müssen. Wo es irgend angeht, schaffen sie sich ein Reitpferd oder auch einen kleinen Wagen an, und erst dann sind sie angenehme Leute.

Auf dem Lande, in den kleinen Orten und unter den Farmern findet ein Arzt zwar immer noch sein Brod, aber es ist noch mühsamer zu erwerben als in den Städten. Er reitet dann auf den schlechten einspännigen Wegen umher und führt in seiner Satteltasche die nöthige Medizin und das chirurgische Besteck mit sich. Zur besondern Empfehlung gereicht es ihm, wenn er sich als Arzt aus New-York, Boston oder Philadelphia ankündigen kann, oder bloß um Landluft zu genießen, jene Städte verlassen habe. Hat er schon in Deutschland durch einen amerikanischen Bekannten den Ort ermittelt, wo er sich niederlassen will, so kann er gleich eine kleine Apotheke, aber in hübschen, blanken Büchsen, mitbringen. Selbst in den Großstädten findet der Arzt noch seine Rechnung dabei, seine eigene Apotheke im Hause zu haben. An Zahlungsstatt muß der Landarzt vielfach hier einen Schlafen, dort ein halbes Kalb, anderswo wieder Butter oder Korn annehmen und sehen, wie er es verwerthen. Troßdem wird er in jedem Jahre durch einen gar nicht unbeträchtlichen Theil seiner ausstehenden Forderungen einen Strich ziehen müssen, ein Ding, welches auch der Arzt in der Stadt zu seinem Leidwesen hinlänglich kennt, und welches ihm, neben dem Unwillen über die Herabwürdigung der Arzneiwissenschaft durch unverschämte Pfluscher, die Ausübung seiner Kunst häufig verleidet.

Uebrigens hat auch der auf deutschen Universitäten gebildete Arzt in Amerika noch Manches zu lernen. Die dortigen Krankheiten wollen erst studirt sein, sie nehmen viel rascher einen scharfen Charakter an als ähnliche in Europa, und es heißt, schwache Dosen können in Amerika nichts helfen. Die Fieber verändern häufig ihren Charakter und scheinen in gewissen Jahren ganz neue Krankheitsformen zu sein, zu andern Zeiten greifen sie auf einmal reisend in ganzen Strichen um sich. Die local-amerikanische Fellsunde ist wissenschaftlich noch nicht behandelt, bietet aber höchst interessante Felder. Jetzt hat man dort fast noch keine andern medizinischen Bücher als Nachdrucke von den in England erschienenen oder Uebersetzungen von französischen und deutschen. Ein feiner und immer reger Beobachtungssinn würde selbst in den weißlichen Wäldern merkwürdige Krankheitserscheinungen constatiren. Kein geschickter Arzt würde dabei auch außer Acht lassen, die Erfahrungen kennen zu lernen und zu vergleichen, welche die englisch-amerikanischen Aerzte über ihre eubrimischen Krankheiten gesammelt haben.

Daß späterhin die Vereinigten Staaten noch ausgezeichnete eubrimische Aerzte und medizinische Lehranstalten haben werden, ist nicht zu bezweifeln; der Amerikaner hat eine geschickte Hand und einen scharfen Blick. Man kann aber voraussehen, daß es noch lange währen wird, bis der Stand der Heilwissenschaft sich bessert. So wie die Sachen jetzt stehen, wird jeder deutsche Arzt, der sich einigermaßen in den Charakter und die Bedürfnisse der Amerikaner schicken kann, dort noch immer bald sein Brod finden; aber nach einigen Erfahrungen wird er einem jüngern Collegen, dem in Deutschland auf einem wohlhabenden größern Dorfe noch einmal eine Praxis blühen kann, sagen: er sei ein Narr, wenn er nach Amerika gehe.

Auszug aus einem Schreiben eines Correspondenten der New-Yorker-Handels-Zeitung vom 6. April aus Burlington (Iowa), den 28. März d. J.

„In den paar letzten Wochen ist das Leben fröhlicher hervorgetreten. Zwar ist der Frost noch immer nicht ganz aus der Erde und die Natur hat noch kein Frühlingskleid an, aber die blau gefiederten Amseln singen häufiger, die Frösche lassen sie und da ihr malitioses sub aqua, sub aqua hören und dort girt eine Waldtaube. Die Jäger nach Oregon und Californien mehren sich, die Schiffsahrt wird etwas belebter und bringt deutsche Einwanderer, die als Handwerker und Handlanger entweder in der Stadt sich niederlassen, oder weiter landeinwärts als Käufer oder Pächter sich zerstreuen. Neue Anstrengungen werden für unsere Eisenbahn gemacht und weiter nördlich hat man bereits zu gleichem Zwecke die zwischen Davenport und Rock Island zu erbauende Mississippi-Brücke veranschlagt, welche mitten im Strom auf einem felsigen Eiland festen Fuß fassen wird. Hier wird ein Courthouse (Gerichtshaus) und ein College (Hochschule) gebaut, und es hat sich ein Schlag- und ein Turnverein gebildet. — Im Felde hat noch nicht gearbeitet werden können, doch beginnen die Garten-Arbeiten (in St. Louis hat man schon seit längerer Zeit Salat u. s. w.). Uns beschäftigt gegenwärtig recht sehr die Masse gefällter oder gebrochener Papiergelder. Ganze Ketten von weißlichen Banken werden vor dem Publikum in den Zeitungen warnend aufgezählt. Dabei ist das kleine Geld selten. — Unser Telegraph ist noch nicht wieder hergestellt, er singt noch. Ich weiß nicht, ob Sie schon einen zerbrochenen Telegraphen haben singen hören. Ich hörte ihn öfter diesen Winter, am lauteften bei leichtem Thauwetter, und diese Erscheinung ist merkwürdig genug. Leise hauchend tönt in der Höhe der Verbindungsdrabt (wo er nicht von den morschen Stäben herabgefallen ist) und geht man näher zu dem Träger, so klingt es vernehmlich lauter. Tritt man aber dicht an den Träger heran, so rauscht es in tiefem Klange wunderbar. Man findet den Ort der Entstehung bald aus. Ich hielt mein Ohr an den Baum und vernahm, daß der Grundton darin gesammelt, gleichsam strömte, und zwar um so stärker, je mehr ich mich der Erde näherte. — Seit einiger Zeit kommt das Kloster Dahuque, dem römisch-katholischen Bischofsstige des Staates, in Aufnahme, und da es auch weibliche Pensionäre aufnimmt, ins Gerede. Im Volke heißt es gewöhnlich das H. . . kloster (Herrenkloster). — Ein eben eingewandelter wunderte sich darüber, als er am jüngsten Charfreitage Leute im Garten arbeiten sah, daß hier zu Lande die hohen Feiertage so wenig und die einfachen Sonn- und Ruhetage so jüdisch sabbathlich gefeiert werden.“

Auszüge aus Briefen.

(Aus Australien.)

„Ihr werdet wohl gerne wissen wollen, wie das Gold gewonnen wird. Es hat die Gestalt von geschmolzenem Wex, das siedend in die Asche gegossen ist, und hat die Größe von Stednadelknöpfen, kleiner, aber mitunter auch größer, mitunter wie ein Daumenglied, mitunter auch wie Hühnererei, dieß ist aber sehr selten. Es hat eine schmutzig gelbe Farbe, wenn es aus der Erde kommt. Es wird theilweise in der Oberfläche der Erde gefunden, 1 Fuß tief. Diese Erde wird nach dem Wasser geschafft, und in einem Cradle (Wiege) gewaschen, welches so eingerichtet ist, daß das Gold, weil es schwerer ist, sich zu Boden setzt und die Erde durch das Wasser weggespült wird. Diese Oberfläche der Erde zu waschen, ist wohl die leichteste Art des Grabens, aber es bezahlt auch am schlechtesten. Ich habe es drei Wochen

ausgezeichnete ein-
werden, ist nicht
Hand und einen
noch lange wäh-
fert. So wie die
sich einigermaßen
mer schiden kann,
einigen Erfahrung-
schland auf einem
arls blühen kann,
e.
Korrespondenten
6. April aus
rz d. J.

schölicher hervor-
aus der Erde und
die blau gefiederten
da ihr malitioses
otaube. Die Jüge
ssahrt wird etwas
Handwerker und
oder weiter land-
ue Anstrengungen
nördlich hat man
und Rock Island
nitten im Strom
wird ein Court-
gebaut, und es
m Felde hat noch
arten-Arbeiten (in
u. f. w.). Und
r oder gebrochener
werden vor dem
dabei ist das kleine
der hergestellt, er
erbrochenen Tele-
esen Winter, am
ung ist merkwür-
Verbindungsdrabt
len ist) und geht
lauter. Tritt man
fem Klange wun-
aus. Ich hielt
undton darin ge-
je mehr ich mich
Kloster Dahuque,
Aufnahme, und,
erde. Im Wolfe-
r). — Ein eben
yften Churfesttage
e hohen Feiertage
e jüdisch sabbath-

getrieben und nicht meine Ausgaben dabei gedeckt. Wenn 3 Mann zusammen täglich 1 Unze finden, so ist es gut, darnach hat der Mann noch nicht 1 Pfund Sterling per Tag. — Die Unze wird mit 3 Pfd. Sterling bezahlt. Wir verließen also das Waschen der Oberfläche und fingen an Löcher zu graben; wir gruben 4, wo wir nichts fanden, und das 5te bezahlte uns für alle. Für den Gewerbeschein, den man löset, bekommt man das Recht auf 8 □ Fuß Kronland, aber findet man nichts, so kann man sich einen andern Platz wählen, nur darf Einer dem Andern seinen Platz nicht wegnehmen. Man muß in den Löchern so tief gehen, bis man auf Felsen, Schiefer oder Thon kommt, wo das Gold gewöhnlich 1 Fuß in der Erde enthalten ist, worauf es durch Waschen gewonnen wird. Wenn es da liegt kann man es auch mit dem Messer aus der Erde herausheben, d. h. nur in den Löchern. Ihr müßt nicht denken, daß es so auf der Oberfläche liegt, denn das wäre schlimm, da könnte es jeder Faulenzer bekommen, aber so ist es nur durch schwere anhaltende Arbeit zu erhalten. Es läßt sich aber auch nicht durch Arbeit erzwingen, denn Niemand kann bestimmen, wenn er auf einem Plage steht, ob in der Tiefe Gold sein mag. Es ist alles Risiko. Viele, die kaum angelangt waren, fanden viel im ersten Loche, und Viele, die schon lange da waren, hatten noch gar nichts; der richtigste Ausdruck ist Goldlotterie. Ich weiß nicht, wenn ich wieder hingeh, ob ich in 3 Monaten etwas finden werde, ich hoffe es, denn Gold ist genug da, aber bestimmen kann ich es nicht, denn es gibt noch weit mehr Stellen, wo nichts liegt, als wo es liegt. Das Goldgraben ist eine sehr schwere Arbeit, und nur starke, arbeit- gewöhnte Leute können es aushalten, dabei giebt es Entbehrungen aller Art, in Wind und Wetter muß er stehen und arbeiten; manchen Tag wird man 3 bis 4 mal bis auf die Haut durchnäßt und wieder trocken, — ich sage es noch einmal, Goldgraben ist kein Kinderpiel. Euch rathe ich dennoch, hieher zu kommen, denn außer den bis jetzt ent- deckten Plätzen giebt es noch Plätze, wo Gold liegt, was bis jetzt noch nicht entdeckt ist, und dazu habt Ihr ja daselbe Recht, wie ich und jeder Andere. Die Ausbeute in Mount Alexander ist wirklich über- raschend, ein Nachbar von unserm Loche fand in seinem 17 Pfund Ge- wicht, ein Anderer 40 Pfund Gewicht, ein Anderer 30 Pfund Ge- wicht, ein Anderer 100 Pfund Gewicht, ein Irlander aus einem Sack voll Erde 42 Pfund Gewicht. Ich muß nun aufhören, sonst geräthe ich in das Gold zu tief hinein, aber alles was ich geschrieben habe, ist die reine Wahrheit. Genug von Gold, ich sage Euch nochmals, Lieben Brüder, sobald mein Brief ankommt, so macht Euch auf den Weg nach Australien, aber Ihr, lieber Vater, kann ich laut meines Gewissens nicht zureden, herzukommen. — Meine Lieben, ich muß nun schließen, denn das Schiff Susanne, welches den Brief und das Gold nach Hamburg bringt, hat seine Ladung an Bord, und ich muß den Brief schnell auf's Comploir bringen; ich habe mein Gold an Gode- froy's Agenten, Neuhaus, verkauft; einen Theil bezahlt er mir hier, und für 1 Pfund Gold wird Euch von dem Haus J. E. Godefroy und Sohn in Hamburg 240 Rthlr. preussisch Courant mit dem Briefe zugleich geschickt. Wechsel darüber zu nehmen, meinte er, wäre un- nöthig, es mache Euch Kosten. Die Reise nach Hamburg oder Schre- ben und Porto einiger Briefe könnte so ganz erspart werden; nach An- kunft der Brigg Susanne, sagte er mir, schicke das Haus Euch den Brief mit den 240 Rthlr. zu, und die Sache sei in Richtigkeit; und er selbst schrieb in meiner Gegenwart auf die Adresse des Briefes: bei- folgend 240 Rthlr. Er hatte mehrere Briefe, die er auf diese Art nach Deutschland schickte; er gab mir eine Quittung über eingezahlte 240 Rthlr. Wenn ihr das Geld und den Brief erhalten werdet, so gedenket mein, daß ich in diesem Augenblicke in der Wildniß von Gold suche. (Hansa.)

Die verlorenen Kinder, oder Geschichte der englischen Farmer-Familie Campbell in Canada (Nordamerika) mit dem bössartigen Indianer-Häuptling, genannt: die zornige Schlange.

(Aus den März- und April-Nummern des „Canadischen Bauernfreund.“ Arrangirt für den Lesers.)

Ungeachtet der Ermüdung der Indianerin, welche den Kopf ver- bunden hatte, und wegen großen Blutverlustes sehr schwach war, machten sie doch ziemliche Tagreisen. So setzten sie ihren Weg bis zum sechsten Tage fort, als ihnen Nacht, indem sie sich wieder la-

gerten, die Indianerin sagte, daß sie jetzt nur noch drei oder vier Meilen von den Wohnungen seien, welche sie suchten.

Gleich darauf trafen Malachi und die indianische Frau auf allen Bieren fort, und waren in dem Gebüsch bald nicht mehr zu sehen; sie näherten sich den Hütten soviel als möglich, um besser lau- schen zu können. Während dieser Zeit richteten die Uebrigen ihre Augen auf die Hütten, um zu beobachten, wer herauskomme, wenn sie aufstehen würden, denn der Tag wollte gerade anbrechen, als sie in ihrem Versteck angekommen waren.

Nachdem sie ungefähr eine halbe Stunde gewartet hatten, sahen sie einen indianischen Knaben aus der Hütte kommen. Er war mit einem indianischen Hemde aus Hirschhaut bekleidet und hatte Bogen und Pfeil in seiner Hand. Eine Aderfeder war als Zeichen, daß er der Sohn eines Häuptlings sei, im Haare über dem Ohre befestigt.

„Das ist mein Bruder Percival,“ sagte John mit leiser Stimme.

„Percival!“ versetzte Alfred, „ist es möglich?“

„Ja,“ flüschte Frau Martin, „es ist Percival; aber spricht nicht so laut.“

„Nun, den haben sie zu einem ganzen Indianer gemacht,“ sagte Alfred, „wir werden jetzt einen schlechten Eindruck auf ihn machen.“

Percival, er war es, sah sich einige Zeit rund um, endlich sog eine Kräh über seinen Kopf; er spannte seinen Bogen und legte mit seinem Pfeil den Vogel tod zu seinen Füßen.

„Ein Hauptschüß,“ sagte Kapitän Sinclair. „Der Junge hat auf alle Fälle etwas gelernt. Das können Sie nicht, John.“

„Nein, entgegnete John; „aber sie können auch nicht mit der Finte so umgehen.“

Sie warteten noch etwas länger, es kam eine indianische Frau und ein alter Mann heraus, und ungefähr eine Viertelstunde später kamen noch drei Weiber und ein Indianer von beiläufig zwanzig Jahren.

„Ich denke, die haben wir nun ganz in unserer Gewalt,“ sagte Martin.

„Ja, ich denke auch so,“ versetzte Kapitän Sinclair.

„Ich wünschte, Malachi käme nun wieder zurück, denn ich glaube nun nicht, daß er mehr auskundschaften wird, als wir selbst sehen.“

Eine halbe Stunde später kamen Malachi und die Indianerin zurück, sie hatten sich in dem Gebüsch den Wohnungen bis auf fünfzig Schritte genähert; näher gingen sie nicht, indem sie fürchteten, daß, wie die Indianerin sagte, die Hunde, deren sie zwei zu Hause gelassen hatten, Lärm machen möchten. Die Frau sagte nun, daß, nach ihrer Ueberzeugung, die Truppe noch nicht nach Hause gekom- men sei, und sie hielten nun eine Verathung über ihr weiteres Beneh- men. Die Indianer waren nicht stark, ein alter Mann, ein Jünge- ling von zwanzig Jahren und vier Weiber.

John sagte: „Sie gehen auf die Jagd, der alte und der junge Indianer und Percival, sie haben alle ihre Bogen und Pfeile.“

„Der Junge hat recht,“ sagte Malachi. „Nun gut, wir können die Männer gefangen nehmen, ohne daß die Weiber etwas davon ge- wahr werden. Sie werden sie vor Abend nicht zurückwarten, und wenn sie nicht zurückkommen, so werden sie darüber weder erklaunt, noch unruhig sein, wir thun daher besser, wenn wir sie weggehen lassen und ihnen folgen. Wenn wir uns derselben versichert haben, dann können wir entscheiden, was mit den Frauen geschehen soll.“

Dies wurde genehmigt und Malachi eröffnete der Indianerin ihr Vorhaben, sie pflichtete demselben bei, sagte aber: „Der alte Kabe (auf den alten Indianer zeigend) ist sehr verschmitzt; Sie müssen vor- sichtig sein.“

Sie blieben nun noch eine Viertelstunde in ihrem Versteck, bis die zwei Indianer und Percival den offenen Platz vor den Hütten überschritten und den Wald erreicht hatten. Sie folgten ihnen nun in gerader Richtung; Malachi und John gingen voraus, Martin und Alfred folgten ihnen, sie im Geleite behaltend, und die übrigen der Truppe gingen in einiger Entfernung hinter Martin und Alfred. Auf diese Weise setzten sie ihren Weg länger als eine halbe Stunde im Walde fort, als ein Ruvel Hirsche vor Malachi und John vorbeis- rannte. Sie hielten sogleich an und verbargen sich, Martin und Al-

s Gold gewonnen
das siedend in die
stündigen, kleiner,
englied, mitunter
hat eine schmutzig
wird theilweise in
Erde wird nach
gewaschen, wel-
werer ist, sich zu
wült wird. Diese
die Art des Gra-
e es drei Wochen

fröh, welche es bemerkten, thaten dasselbe, und so auch, auf die Bemerkung der Frau Martin, die Uebrigen. Kaum hatten sie dieses gethan, so folgte ein Stild Wild, welches von einem Psele getroffen war, dem Rubel nach, und nach einigen Sägen fiel es nieder. In ein paar Minuten erschienen die Jäger und blieben bei dem verwundenen und verendenen Thiere stehen, und nachdem sie etwas mit einander gesprochen hatten, ergriffen sie ihre Messer, um es abzustreifen und aufzubereiten. Während sie nun hiezu beschäftigt waren, trocknen Malachi und John von einer Seite, Alfred und Martin von einer andern, und die übrigen von einer dritten Seite leise auf sie zu; aber um sie gänzlich zu umzingeln, war es nöthig, einen oder zwei mehr still zu senden. Kapitän Sinclair beorderte daher Graves und einen der Soldaten, so still als möglich an den angewiesenen Platz zu schleiern und zu warten, bis das Zeichen gegeben würde.

Als nun so die Truppe den Indianern und Percival immer näher und näher kam, schien der alte Rabe unruhig zu werden, sah sich rings um und legte sich auf einmal mit dem Ohre auf die Erde; als er dieses that, standen sie still und wagten kaum zu athmen.

„Die Indianerin sagt, daß der alte Rabe Verdacht schöpfe und überzeugt sei, daß ihm Jemand im Walde nahe, sie glaube daher, daß es besser sei, wenn sie zu ihm gehe,“ sagte die Frau Martin zu Kapitän Sinclair.

„Laßt sie gehen,“ entgegnete Kapitän Sinclair.

Die Indianerin stand auf und ging in gerader Richtung auf die Indianer zu, welche sich bei ihrer Annäherung sogleich umwandten. Sie sprach mit ihnen und es schien, daß sie ihnen ihre Zurückkunft erzählte.

Jedenfalls beschäftigte sie die Aufmerksamkeit des alten Raben, bis ihn die Truppe ganz eingeschlossen hatte, und dann fielen Martin und alle übrigen, zu gleicher Zeit aufspringend, über sie her. Nach einer kurzen und vergeblichen Gegenwehr hatten sie sich ihrer bemächtigt, doch nicht, ohne daß der junge Indianer einen Soldaten durch einen Messerstich verwundet hatte. Die Riemen waren bereit, die Indianer wurden gebunden und auf Anordnung Malachi's auch Percival, der, so lange er nicht gebunden war, zu entfliehen versuchte. Sobald man sich der Gefangenen versichert hatte, brachten Martin, Graves und einige andere das Wild auf, um es zum Essen zu bereiten, während Frau Martin und die indianische Frau Brennholz sammelten. Indessen stand Kapitän Sinclair, Alfred und Malachi mit John bei den Gefangenen und richteten ihre Aufmerksamkeit auf Percival, welchen sie zu binden genöthigt waren, damit er ihnen nicht entwische. Er war nun mehrere Jahre bei den Indianern in den Wäldern, ohne das Angesicht eines weißen Mannes gesehen zu haben, und schien alle Erinnerungen eines frühern Lebens verloren zu haben. Auf die Frage Alfreds antwortete er nicht, und schien ihn nicht zu verstehen.

„Laßen Sie mich es versuchen, Sir,“ sagte Malachi, „ich will

Indianisch mit ihm sprechen; er hat vielleicht seine Muttersprache vergessen. Es ist bewundernswürdig, wie bald wir in den Stand der Natur zurückkehren, wenn wir einmal in den Wäldern sind.“

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Eidgenossenschaft. Nach einem vom 5. Juli d. J. durch den schweizerischen Konsul in Havre übersandten Berichte haben sich während des Semesters 1853 im Seehafen von Havre 2579 schweizerische Auswanderer nach Amerika eingeschifft, 1169 Männer, 538 Weiber und 872 Kinder, von welchen auf den Kanton Bern kommen, 291 Männer, 160 Weibspersonen und 342 Kinder, im Ganzen also 793 Personen.

Appenzel. Die Gemeinde Gais hat nun ihrem bisherigen Pfarrer, Hrn. Welschhaupt, welcher, wie schon im „Kolonia“ gemeldet wurde, nach Amerika ausgewanderte, noch ein Geschenk von 500 Fr. zuerkannt.

Frankreich. Der Konsul der Republik Venezuela läßt in öffentlichen Blättern bekannt machen, daß der in dieser Republik ausgebrochene Aufstand fast ganz gedämpft sei. In der Provinz von Carabobo waren die Rebellen gänzlich cernirt worden und hatten sich ergeben. In der Provinz von Cumana hielten sie sich noch; der General Jose Tader Monogós war gegen sie gesandt worden.

Dänemark. Hier wüthet die Cholera fürchterlich. Bei 30,000 Menschen sollen die Stadt verlassen haben. Vom 21. bis 24. Juli sind 170 Särge mit Leichen unter freiem Himmel auf dem Todtenacker stehen gelassen worden.

Amerika. Im Staate Wisconsin ist durch ein Gesetz, das bereits im letzten Winter von dem Repräsentantenhaus und jetzt vom Senate angenommen worden, die Todesstrafe abgeschafft worden.

— Noch hatte bis dahin kein Dampfer die ganze Breite des stillen Weltmeeres durchgemessen. Aber schon in diesem Jahre hat der praktische Vereinigungsgeist der Engländer eine Dampfschiffahrt rund um die Erde hergestellt, bis auf die Strecken von Alexandrien nach Suez und von Aspinwall nach Panama. Beide Landungen werden mit einem Schienenwege belegt, und so mag man 1856 rund um die Erde vermittelst des Dampfers reisen.

— New-York. Das in hier eingelaufene Dampfschiff „Minot“ hat Nachrichten aus San Francisco vom 16. Juni und 1,835,714 Doll. überbracht. Die Berichte aus den Minen lauten wieder sehr günstig.

Australien. Berichte aus Sidney melden, daß der Goldtrag in Neusüdwales höchst befriedigend sei. Im Durchschnitt mache der Goldgräber eine Unze täglich. Auch mit den Ernteaussichten seien die Landbauer sehr zufrieden. Sowohl in Sidney als in Melbourne sei starkes Verlangen nach den eingeführten Artikeln, wodurch einzelne Preise ins Fabelhafte geklettert seien.

General-Agentur für Auswanderung.

Auskunft- und Beförderungsbüreau nach
Nord- und Südamerika und Australien
in Rapperschwil.



Dieses Büreau spezialisiert fortwährend Auswanderer und Gast-Passagiere sowohl in Dampf- als in Segelschiffen ersten Ranges nach allen Häfen von Nordamerika zu den besten Preisen, über Bremen, Hamburg, Antwerpen und Rotterdam, so auch nach Australien durch regelmäßig abgehende große schnellfahrende Fregatenschiffe.

Nach den brasilianischen deutschen Kolonien Dona Francisca, Santa Cruz, Blumenau, der Gutsbesitzer in der Provinz San Paulo und den Kolonien in der Republik Venezuela, von denen allen in den letzten Zeiten die günstigsten Nachrichten eingekommen sind, werden ebenso fortwährend Engagements angenommen.

Im Fernern ist benanntes Büreau in Stand gesetzt, den Auswanderern nach Nordamerika, um dieselben vor Prellerereien in New-York bestmöglichst zu bewahren, schon hier Visette zu deren Beförderung ins Innere des Landes zu den gleichen Preisen zu erlassen, wie dieselben bei den Hauptbüreaus in New-York bezogen werden können; 10% des Betrages werden in hier, das Uebrige in New-York bezahlt.

Briefe und Anfragen, welche stets unentgeltlich beantwortet werden, und für Abschlüsse von Verträgen wende man sich gefälligst franco an obgenanntes Büreau.

Zu jeglicher Auskunft ist auf frankirte Briefe oder auf persönliche Anfragen auch die Redaktion dieses Blattes bereit.

Verlag und Redaktion: G. G. Großniklaus, Lehrer in der Schöpfhalde bei Bern.

Druck der Haller'schen Buchdruckerei in Bern.

2. 2. 5. 11. 11.

Der Kolonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.

Jahrs-Abonnement 6 Fr.
Halbjahrs-Abonnement 3
Viertelj.-Abonnement 1,50 Fr.
Man kann auch jederzeit ins
Abonnement eintreten.

Wer jeweilen die erste Nummer nicht refusirt, wird für das jeweilige nächstfolgende Quartal als verehrt, Abonnement betrachtet, und der „Kolonist“ demselben dann regelmässig zugesandt.

Einschickungsgebühr 14 C. die einseitige Zeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein. — Für Abonnemente und Inserate wendet man sich vorzuziehend an die Redaktion.



Der Kolonist erscheint regelmässig alle Sonntage. Landkarten und Illustrationen werden von Zeit zu Zeit als Beilagen mitgegeben.

Wahrheitsgetreue Originalbriefe und belehrende Aufsätze über Amerika, franco an die Redaktion gesandt, finden jederzeit unentgeltliche Aufnahme.

Da der Kolonist aller Politik fremd, nur den Zweck verfolgt, allen schweizerischen Auswanderern nützlich zu sein, so bittet die Redaktion um möglichste Theilnahme zu vielfältiger Verbreitung. Bei genügender Abonnementzahl würde derselbe denn auch ohne Preisermäßigung höchstentzweielt erscheinen.

Nr. 33.

Bern, Sonntag den 21. August.

Dritter Jahrgang. 1853.

Bemerkungen über das Steigen der Lebensmittel.

Daß die gegenwärtige Theuerung der Lebensmittelpreise eine künstlich heraufbeschworne sei, liegt klar am Tage, denn während nach Verichten aus Deutschland, Frankreich und andern Ländern die Fruchtpreise überall im Sinken begriffen sind, steigen dieselben bei uns auf den Fruchtmärkten von Basel und Zürich beständig in die Höhe. Das Fleisch ist auch so theuer, daß die Mittelklasse sich genöthigt sieht, darauf zu verzichten und sich mit andern Speisen zu begnügen; zu all' dem kommt dann noch, trotzdem daß wir ein gesegnetes Futterjahr haben, der Aufschlag der Milch, und wie wir gehört, sollen auch die Landwirthe unserer Gegend mit dem Gedanken umgehen, den Preis der Milch in die Höhe zu schrauben. Wohin soll das alles am Ende noch führen? Zu immer größerer Armuth, zur Unzufriedenheit, zum Ruin der arbeitenden Klasse. Der Verdienst wird statt besser, immer geringer, die Arbeitslöhne statt erhöht, herabgedrückt, und die Lebensmittel theurer. Wie soll nun der Arbeiter, dessen Verdienst kaum zu Anschaffung der nöthigen Bedürfnisse bei dem frühern niedrigeren Preise derselben hinreichte, seine Ausgaben bei den so enorm erhöhten Preisen bestreiten können? Wundert man sich nicht darüber, wenn man von täglicher Ueberhandnahme von Diebstählen, Betrug u. dgl. hört, staune man nicht darüber, wenn von Jahr zu Jahr die Auswanderung immer stärker, das Elend und die Armuth immer größer wird, wenn der sonst so solide Mittelstand immer mehr verschwindet, wenn es bald nur noch zwei Klassen, Bettler und Reiche, gibt. Es kann nicht anders sein, es muß so kommen, denn der Grundbesitz und die Kapitalien gehen nach und nach in die Hände Einzelner über und die große Zahl der arbeitenden Bevölkerung fällt dadurch den Launen, dem Geize und dem Wucher einiger unerfülllichen Vampire anheim. Ja, der Wucher allein ist es, der die Lebensmittelpreise in die Höhe schraubt, den Verdienst schmälert, das Elend und die Armuth vermehrt; wir sagen noch einmal, der Wucher allein ist an diesem Unglück schuld, denn es ist kein Mißwachs vorhanden, dem man dieses alles aufbürden, den man als Sündenbock hinstellen könnte. Der Wucher ist das Krebsübel der Gesellschaft und des Staates; schreie man energisch gegen diesen ein, wie in Frankreich und einigen deutschen Staaten geschieht, und es wird bald besser werden. Es ist Pflicht einer jeden Regierung, dem Wucher durch kräftige Gesetze und strenge unterblütliche Handhabung derselben Schranken zu setzen, denn nicht nur die Reichen allein, auch die Mittelklasse und die Armen bilden den Staat und sind der Sorgfalt und dem Schutze der Behörden anvertraut. Darum frisch an's Werk, ihr Gesetzgeber, damit man nicht sagen kann, das monarchische Ausland müsse einer republikanischen Regierung in der Sorge für das

allgemeine Wohl des Volkes zum Vorbild dienen. Indem ihr das Volk vor den Uebergriffen und Klauen des Wuchers schützt, erwerbt ihr euch den Dank, die Liebe und das Vertrauen der Mehrzahl der Bevölkerung und eines jeden rechtlichen, edel denkenden Mannes. (Friedr. Aug.)

Wie ist es für die Chirurgen und Dentisten (Zahnärzte) in Amerika?

1. Chirurgen.

Die Wundarzneykunst wird nicht als ein für sich bestehender Zweig der ärztlichen Praxis behandelt. Wie jeder Arzt bei dem Mangel gelernter Hebammen auch überall Geburtshelfer sein muß, so würde der für merkwürdig unwissend und unseln gehalten werden, der nicht jede chirurgische Operation übernehmen wollte. Nur Aderlassen, Schröpfen und Blutegelsetzen wird als ein besonderes Geschäft betrachtet. Die Blutegel werden aus Europa eingeführt; um sie durch das ganze Land zu verschicken und am Leben zu erhalten, besteht eine eigenthümliche Genossenschaft, welche gute Geschäfte macht. Kein deutscher Wundarzt würde übrigens in Amerika bei der Chirurgie stehen bleiben, sondern bald einsehen, daß im Vergleich mit so vielen andern Doctoren seine Kenntnisse ihn wohl berechnigen, auch für alle inneren Krankheiten einen vortrefflichen Arzt abzugeben. Wundern aber wird er sich über die unglaublichen Kuren, welche die Amerikaner oft mit an vollkommenen Instrumenten in der Chirurgie vollbringen. Sie gehen mit einer Kühnheit an's Werk, die einen wissenschaftlich gebildeten Wundarzt erblassen macht; aber ihre geschickte Hand, ihr scharfes, schnelles Auge kommt ihnen dabei zu Hülfe. Gelingt eine solche haarsträubende Operation, so hat der Arzt großen Ruhm davon; schlägt sie fehl, so muß irgend ein tödtlicher Zufall den Sündenbock machen, gegen den keines Menschen Kunst etwas vermag.

2. Dentisten.

Gesunde weiße Zähne sind in Amerika eine Seltenheit. Die meisten Geschlechter der Damen entbehren fast immer dieser lachenden Zierde, ebenso wie ihre schlanken, lebhaften Figuren der schönen weißen Hülle des Oberkörpers. Die Zahnarzneykunde ist daher ein höchst nothwendig gewordene Sache. Dentisten sind in jeder Stadt, aber sie sind auch wahre Meister in ihrer Kunst. Ihre Besuchszimmer sind ausgesucht elegant, ihre Operationsstühle und Instrumente überaus nützlich und zweckmäßig eingerichtet. Sie haben, um schadhafte Zähne zu verschönern, zu sichern, wegzunehmen und zu ersetzen, eine Menge neuer

Methoden erfunden, von denen man in Europa wenig oder nichts weiß. Ihr Fach wird wirklich wissenschaftlich betrieben, und es ist vorauszusehen, daß man bald auch in der Chirurgie eine gleiche Vollendung erstreben wird. Statt daß also ein deutscher Zahnarzt nach den Vereinigten Staaten geht, um sein dort so einträgliches Geschäft zu betreiben, sollte er dort bloß lernen, um mit jenen vortrefflichen Methoden bereichert nach Deutschland zurückzukehren.

Aus Iowa.

Sigourney, 15. Juni. Die Sommerhitze ist seit einer Woche fast auf ihrem Höhepunkte angekommen. Dabei sind nun auch die Nächte so warm, daß nur gegen Sonnenaufgang Kühlung eintritt. Es haben daher an den einschrumpfenden Bächen und Flüssen die Musquitos nicht verabsäumt, ihre unangenehme „Erkennung zu machen.“ Die Früchte gedelben vortrefflich, und da das Wetter so „gewächsig“ ist, verspricht man sich ein fruchtbares Jahr; dann und wann führt ein wohlthätiges Gewitter über die Gegend und Nachts thaut es regelmäßig so stark, daß es erst der glühenden Mittagssonne gelingt, den letzten Tropfen aufzulassen, der wie eine strahlende Diamantperle an das weiche Herz der üppig grünen Maispflanzen sich verborgen hat.

Noch habe ich nicht die geringste Nachricht von Ihnen hierher bekommen. Der Postverkehr ist miserabel in unserem Inneren. Ich höre, daß unsere jüngste gesetzgebende Versammlung die Sonntagsgesetze aufgehoben habe. So erfreulich dieser Akt wäre, weil er den freigebornen Menschen einer unwürdigen Fessel hierarchischer Confessionselliquen entledigt, so muß ich doch zweifeln: Die Post wenigstens ist immer noch sabbathlich geschlossen! Dagegen liegt ein anderes Gesetz jener Versammlung vor mir, das einen tüchtigen Schritt vorwärts thut; es ist sehr praktisch und wird dem Staate Iowa eine bedeutende Bevölkerung zuführen, ihm überhaupt zum Segen werden. Wegen seiner Wichtigkeit lasse ich die Hauptbestimmungen in gedrängter Kürze hier folgen. Gestützt auf ein Congressgesetz vom 28. September 1850, welches die in unserm Staatsverbande belegenen Sumpfs- und überschwemmten Ländereien an den „Staat“ Iowa verliehen hat, tritt es dieselben an die Counties, in welchen sie liegen, mit der Vorschrift ab, sie durch Abzugsfälle und Dämme behufs Urbarmachung trocken zu legen. Zu dem Ende befiehlt es:

Der aus dem Verkaufe der genannten Ländereien sich ergebende Ueberschuß soll zum Bau von Wegen und Brücken verwendet werden. Was dabei seit jener Verwelfung bereits verkauft gewesen, soll den Käufern belassen, diese aber verpflichtet sein, ihre Rechte daran insoweit an die County Court abzutreten, daß diese das Kaufgeld von den Vereinigten Staaten zurückfordern können. Statt der mit Land-Warrants von Privaten belegten Plätze, soll das County innerhalb seiner Grenzen als Ersatz ebensoviel Ver. Staaten-Land belegen. Wo der County-Inspettor in Vereinbarung mit dem Gouverneur noch keine Anordnung z. getroffen, soll die County Court eine geeignete Person einschreiben, welche die betreffenden Ländereien zu untersuchen, darüber zu berichten und dabei Karten einzuliefern hat, auf welchen, neben der Topographie des Landes, die Stellen für die nöthigen Bauten zu projektiren sind. Davon sollen die Ver. Staaten Einsicht nehmen, hierauf aber die Verzeichnisse z., nach Anerkennung Seitens der General-Regierung, wohlgebunden im Archive der County Court aufbewahrt werden. Diese, mit der Aufsicht betraut, hat eine Entwässerungskommission wählen zu lassen, und dieser eine Bürgschaft für eine eventuelle Strafsomme von 10,000 Dollar, zahlbar an das Volk von Iowa, zum Gebrauche des betreffenden County, als Garantie für treue Pflichterfüllung zu stellen. Die Landmesser der verschiedenen Counties sollen von besagtem Lande Karten mit Angabe der Größe und Qualität (ob 1., 2. oder 3. Klasse) anfertigen und so schnell wie möglich an den Secretär der County Court einliefern. Dieser soll sofort die Preise ansetzen, doch nie den Aker unter 20 Cents (zwanzig Cents), und dieser zweite Akt soll in erwähntem Buche ganz deponirt werden. Hierauf findet durch die County Court an ihrem Orte, vor der Thür, der 40 Tage vorher bekannt zu gebende Verkauf unter Leitung des Commissars statt, nach Ermessen in Beziehung auf Quantitäten und Lage. Der Kaufpreis ist bis 10 Uhr Vormittags des andern Tages zu erlegen oder zu verbürgen, widrigenfalls wiederholter Verkauf

stattfindet und der Käufer den Unterschied zwischen seinem Gebote und dem Preise des Staats zu bezahlen, den der Commissar sogleich klagerweise gerichtlich festzustellen und beizutreiben hat. Beschädigungen von Privateigentum bei Gelegenheit der Entwässerung werden nach Analogie des bestehenden Wege-Gesetzes geschätzt und ersetzt. Der Landmesser hat seinem Akte einen Kostenanschlag beizufügen. Nachdem die C. C. die Ländereien in Sectionen eingetheilt und hinreichendes Land verkauft hat, soll sie die Arbeit dem öffentlich Mindestfordernden ungesäumt unter Accord geben und vollenden oder den Fond erschöpfen. Mehrere Counties können zusammen handeln. Accordanten haben Bürgschaft für das Doppelte ihres Gebotes als eventuelle Strafsomme zu stellen und haften außerdem für etwaigen Schaden. Die Eintheilung in Sectionen soll so geschehen, daß es den Käufern möglich ist, in Arbeit zu bezahlen, und sie sollen mit Arbeit bezahlen dürfen, wenn sie zugleich die niedrigsten Bieter sind. Was in anbestimmtem Verkaufe unverkauft blieb, soll später unter der Hand zu den angesetzten Preisen an Jedem verkauft werden. Folgen Straß- und Detailbestimmungen.

Dieses Gesetz ist am 13. Januar d. J. gegeben worden. Seine Ausführung hat in Keokuk Co., wie höchst wahrscheinlich auch in allen übrigen Counties, begonnen. Kamentlich ist hier die Aufnahme des Entwässerungs-Commissars geschehen. Wie weit die Landmesser sind, weiß ich nicht. Der betr. Ländereien giebt es vorzugsweise viele an den größeren Flüssen: Missouri, Mississippi, Des Moines, Schunk, Iowa River z., weniger (d. h. immerhin tausende), jedoch fast auch, an den Bächen, und darum in allen Kantonen. Es ist anzunehmen, daß die (dabei interessirten) Counties alles Land für überschwemmtes ansehen, was schon nach größeren Regengüssen vorübergehend unter Wasser kommt. In diesem Falle wird, weil die Ansiedler nur die Abdachung in Besitz genommen haben, außerordentlich viel sehr gutes Land unter dem Congresspreise verkauft werden. Und dieses wird dann noch entwässert zc. Viele Hunderter-Acker-Stücke werden für 20 Dollar zu haben sein, von denen später nichts, außer der Steuer, zu bezahlen ist, und diese ist sehr gering. Wer 1/2 oder 1/3 eines solchen Stückes erwirbt und dazu, sofern es nicht hinlänglich, oder nur schwach bewaldet ist, ein Stück Wald kauft, hat eine Farm: er braucht nur mit Hilfe seiner Nachbarn Bäume zu fällen und (an erhöhter Stelle) ein Blockhaus zu errichten, sowie Feuertegel zu schlagen und den Boden zu brechen. Wie mancher arme Arbeiter, der keine Aussicht hat, zu einer unabhängigen Stellung zu gelangen, könnte diese Gelegenheit benutzen, ein kleines Ersparniß für Gründung einer Heimath anzulegen. Dies zur Kenntniß in weiten Kreisen zu bringen, dürfte vielen ein Dienst sein. Und wer davon Gebrauch machen will, dem diene zur Nachricht, daß er, bevor er kauft, am County-Sitze von der Eintheilung in Sectionen sich instruiren lassen muß, um nicht unrecht zu kaufen. Auch wähle ein solcher kein Sumpf-, sondern nur überschwemmtes Land, woran eine Anhöhe zum Aufbau des Hauses zc. steht. Rücksicht auf Gesundheit darf durchaus nicht außer Auge gelassen werden. Darum empfehlen sich die eigentlichen Bottoms nur solchen, die nicht sofort zu bebauen brauchen, sondern warten können, bis jene entwässert sind. In unserem Keokuk County ist überschwemmtes Land genug und hinreichend Waldung. — Hervorheben will ich noch einmal: der Aker ist bez. in ganz Iowa für 20 Cents zu haben; der Kaufpreis kann nach Umständen abgearbeitet werden, und die Arbeit hat ungesäumt nach dem Verkaufe zu geschehen. (N. V. H. Z.)

Mittheilungen aus Amerika, zunächst bestimmt für den Kolonisten. Von Ed. Häufiger.

In der neuesten Zeit hat sich in Nordamerika immer mehr die Ansicht verbreitet, daß die Indianer nur durch die Entfernung von den Weißen in eine günstige Lage gebracht werden können, und besonders haben einige Missionäre, die lange unter den Eingebornen lebten, die Ueberzeugung ausgesprochen, daß, ungeachtet der glücklichen Wirkung der Verdichtungsversuche auch Einzelner, die Indianerstämme in ihren gegenwärtigen Verhältnissen dem Untergange nicht zu entgehen vermögen. Es bildete sich ein Verein zur Förderung der freiwilligen Auswanderung der Indianer (the Indian board for the Emigration, preservation and improvement of the Aborigines of America) in welchem besonders der Oberst W. Kenni thätig wirkte. Nach dem von ihm entworfenen Plane soll allen Indianern, die sich den Gesetzen des

Staates, wo sie leben, nicht unterwerfen wollen, ein neues Gebiet zugesichert werden, wo sie nach ihrer Ansiedlung fortdauernde Unterstützung, Mittel zu geistlicher und gewerblicher Bildung und Bestand in der Einrichtung eines geordneten gesellschaftlichen Zustandes erhalten sollen. Es haben sich jedoch auch viele Gegner der Auswanderung erhoben, welche es vorziehen, alle Mittel zu Sittigung der Indianer in ihrer jetzigen Heimath aufzubieten, und laut hat man den Vorwurf ausgesprochen, daß die Staaten wenig zur Vereblung der Indianer gethan und dagegen den amerikanischen Bürgern gestattet haben, trotz den bestehenden Gesetzen, sie zu entstellen und zu verderben, ja es ist in Amerika selbst die schwere Anklage erhoben worden, daß der arme Indianer seine Habe nicht vor den raubgierigen Händen der Weißen schützen könne, mit ängstlicher Sorge Weib und Kinder zu hüten habe, damit nicht die Weißen sie in Schlingen locken, um ihnen ein schlimmeres Schicksal als Tod zu bereiten, und sich selber bewachen müssen, um sich gegen die Lockungen der Nachbarn zu schützen, die ihnen Branntwein aufzuzwingen suchen.

Wie die Sprache, so ist auch das Unterrichtswesen, nebst dem Schriftenthume, in den Vereinigten Staaten englisch. Im Allgemeinen ist der Sinn für die geistige Thätigkeit erst zu Anfang dieses Jahrhunderts erwacht, daher sind Schulen, Literatur und Kunst, namentlich erstere zwei, noch im Beginnen; doch haben talentvolle Köpfe und wissenschaftliche Vereine schon manches treffliche Werk hervorgebracht. Die Gelegenheit, sich auf eine andere, minder mühsame Weise auszuzeichnen und zu bereichern, die Drangsale der eigentlichen Kolonisten, der Revolutionskrieg, der ungeordnete Zustand der Dinge nach Beendigung desselben: alles dies wirkte zusammen dahin, den Geist des Volkes mehr auf Gewinnsucht, auf Kriegsunternehmungen, auf politische Thätigkeit, als auf die stillen Freuden der Literatur zu richten. Die von Buffon gedehnte Meinung, als liege es im amerikanischen Erd- und Himmelsstrich, wenn von Geschlecht zu Geschlecht bei Menschen und Thieren die physischen und intellektuellen Kräfte abnehmen, haben die Nordamerikaner durch Thatfachen widerlegt, die ebenso sehr Einsicht, Scharfsinn, Unternehmungsgewalt und Ausdauer in den Beschäftigungen des Friedens, als die höchste Gewandtheit, Unerforschlichkeit und Heldennüchternheit im Land- und Seefriege beweisen. In Schaulust übertrifft die große Masse des amerikanischen Volkes die aller übrigen Länder der Erde, so auch an Verstand und praktischer Behendigkeit, sich in neue Verhältnisse und Versuche mit Muth einzulassen. Endlich kann Amerika sich rühmen, daß das erste Schiff, welches der Dampf vorwärts trieb, an dem Busen des Hudsonflusses von Stapel lief.

Die verlorenen Kinder, oder Geschichte der englischen Farmer-Familie Campbell in Canada (Nordamerika) mit dem bössartigen Indianer-Häuptling, genannt: die zornige Schlange.

(Aus den März- und April-Nummern des „Canadischen Bauernfreund.“ Arrangiert für den Kolonial.)

Malachi sprach nun mit Percival in indianischer Sprache. Percival hörte einige Zeit zu, endlich antwortete er in derselben Sprache.

„Was sagt er, Malachi?“ fragte Alfred?

„Er will seinen Todtengespinn singen, denn er sei der Sohn eines Kriegers und wolle muthvoll sterben.“

„Wie der Junge verändert ist,“ sagte Kapitän Sinclair, „ist es möglich, daß eine so kurze Zeit dieses herbeiführen konnte?“

Malachirief der Frau Martin und sagte ihr, daß sie mit Percival von seiner Heimath, von seiner Mutter und von andern, seine früheren Verhältnisse betreffenden Gegenständen sprechen solle.

Frau Martin setzte sich zu Percival und sprach mit ihm Indianisch von seinem Vater, von seiner Mutter, von seinen Cousins, und wie er von den Indianern gefangen wurde, als er auf der Jagd war, wie seine Mutter ihn beweinte, und wie alle seinen Verlust beklagten, dann ging sie in einem leisen, singenden Tone von einem auf das andere über, was sein voriges Leben auf der Ansiedlung betrafte, und es war augenscheinlich, daß er sehr aufmerksam zuhörte. Frau Martin hatte ihm länger als eine Stunde erzählt, als Alfred sich an ihn wandte und sagte:

„Percival, kennst du mich denn nicht?“

„Ja,“ versetzte Percival in englischer Sprache; „ich kenne Dich, Du bist mein Bruder Alfred.“

Sie brachen auf, um zu den Wohnungen der Indianer zurückzukehren. Sie kamen ungefähr eine Stunde vor der Dämmerung in ihren Schlupfwinkel an, und hatten die Vorsicht gebraucht, die zwei Indianer zu knebeln, damit sie nicht durch einen Ruf ihre Gefangennehmung verrathen könnten. Percival wurde ruhig und fing an, mit John zu sprechen.

Sie hatten sich kaum fünf Minuten lang in dem dichten, jungen Tannengebüsch verborgen, als sie im Holze, auf der andern Seite der Wohnungen, einen entfernten Ruf vernahmen.

„Jetzt werden sie kommen,“ sagte Martin. „Das ist ihr Signal.“

„Eines der indianischen Weiber bei den Hütten erwiderte den Ruf.“

„Ja, Sir, sie werden kommen,“ sagte Malachi. „Ich bin, Kapitän Sinclair, seien Sie ruhig und setzen Sie sich nieder, Sie werden sonst unsern Plan verderben.“

„Nieder, Sinclair! Ich bitte sehr,“ sagte Alfred.

Kapitän Sinclair war sehr aufgeregt, doch that er, was von ihm gefordert wurde.

„O Alfred,“ sagte er, „sie ist so nahe!“

„Ja, mein lieber Junge, aber wenn Sie sie noch näher wünschen, so müssen Sie klug sein.“

„Wahr, sehr wahr,“ versetzte Kapitän Sinclair.

In ungefähr einer halben Stunde sah man die zornige Schlange mit ihrer Horde aus dem Wald herauskommen und bemerkte, daß vier Indianer eine Tragbahre von Baumstäben trugen.

„Sie konnte nicht mehr gehen, Sir,“ sagte Malachi zu Kapitän Sinclair, „weil sie sie tragen. Ich sagte Ihnen, daß sie nicht hart behandelt werden würde.“

„Laßt sie mich nur sehen, wenn sie von der Bahre heruntergeht, dann werde ich zufrieden sein,“ sagte Kapitän Sinclair.

Die Indianer waren bald über den offenen Platz und standen an einer Hütte still. Mary Percival wurde herabgehoben, und man sah sie mit Anstrengung in die Hütte gehen, in welche ihr zwei indianische Weiber folgten.

Nach einem kurzen Gespräche zwischen der zornigen Schlange und den zwei Weibern begab sich der Häuptling mit seiner Bande in eine andere Hütte.

„Alles recht, Sir,“ bemerkte Malachi; „Sie haben sie unter Aufsicht zweier Frauen in einer Hütte allein gelassen, und so wird keine Gefahr für sie zu befürchten sein, wenn wir sie angreifen, was, wie ich meine, bald geschehen muß und ehe es dunkel wird, damit sie uns nicht entweichen und uns hernach anderwärts beunruhigen.“

„Wir wollen es sogleich thun,“ sagte Kapitän Sinclair.

„Nein, nicht sogleich, Sir; wir haben noch ein und eine halbe Stunde Tag. Wir wollen noch eine Stunde warten, so lange haben sie zum Essen nöthig, dann werden sie sich, erfreut über den Raub der Miß Percival, schlafen legen, wie die Indianer gewöhnlich thun. In einer Stunde von jetzt an werden wir sie am besten überfallen.“

„Sie haben recht, Malachi,“ versetzte Alfred; „Sinclair, Sie müssen Ihre Geduld zügeln.“

„Ich muß, ich weiß es,“ versetzte Kapitän Sinclair; „aber es wird eine langweilige Stunde für mich sein. Lassen Sie uns nun unsere Anstalten treffen; wir haben es mit Sechsen zu thun.“

„Und nur mit zwei Flinten,“ sagte Alfred. „Der Erfolg ist uns gewiß.“

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Bern. Die Berichte, welche der Bundesrath von den Kantonen über den Stand der Getreideerndte eingezogen, lauten befriedigend und stimmen darin überein, daß in der Schweiz eine ordentliche Mittel-erndte gemacht wurde. Aus der Wallachei und Moldau meldet man, daß die Getreideerndte reicher als seit vielen Jahren ausgefallen sei. Und Berichte, welche jetzt aus allen Theilen Deutschlands zusammenkommen, stellen den Ertrag als einen ganz zufriedenstellenden dar. — Dagegen merkt man, daß die Kartoffelkrankheit, welcher man dieses Jahr ganz los zu sein hoffte, sich seit den letzten Tagen wieder an einigen Orten etwas zeigt, doch fast unbedeutend.

— Die letzte Fremdenliste von Interlaken vom 10. August zählt laut dem „Thuner-Blatt“ 490 Namen, Familien und Begleit nicht inbegriffen. Man schreibt diesen starken Fremdenbesuch dem Umstand zu, daß sich viele Bewohner von Norddeutschland vor der Cholera flüchten.

Solothurn. Hier hat es am 11. August geerdbebt. Es erfolgten rasch hintereinander zwei Stöße, die mit einem furchtbaren unterirdischen-Rachen begleitet waren. Bei 25 Kamme wurden zertrümmert, Hypothen in Zimmern gesprengt, Tafeln und Meubeln umgeworfen; es fielen sogar Menschen auf der Straße um.

Graubünden. In Felsberg wird wieder nach Gold gegraben. Schon vor 50 Jahren hat man aus einem Stein, der vom Berge herabgerollt war, für mehr als 50 fl. Gold herausgeschmolzen. Es ist außer allem Zweifel, daß Gold im Galanda steckt. Das Gold ist im Quarz enthalten, der zu Sand gestampft und ausgewaschen werden muß. Wäre gut, man fände in der Schweiz ein Goldland, das so ergiebig wäre, wie Californien oder Australien.

Genf. Die erste Schweizer-Kolonie in Selt, Provinz Constantine in Algerien, woselbst bekanntlich eine Genfer-Gesellschaft bedeutende Landstrecken von der französischen Regierung erwarb, soll schon im nächsten Oktober gegründet werden.

England. London. Zu dem Denkmal, welches dem Erfinder der Kuhpockenimpfung, Dr. Edward Jenner, in London errichtet werden soll, haben die Ver. Staaten 1,600 Dollars beigesteuert.

Frankreich. Die Armennoth ist nicht allein in der Schweiz zu Hause, denn nach Balbi's Angaben wäre das Elend in Frankreich noch tiefenhafter. Es haben in Frankreich 7,500,000 Einwohner jeder nur 150 fr. jährliches Einkommen; eine gleiche Anzahl nur 120 fr., und ebenso viele nur 84 bis 91 fr. Frankreich hat ferner 8 Millionen Arbeitsbedürftiger und 4 Millionen Arbeiter ohne Beschäftigung. 7 Millionen nähren sich nur von Kräutern und Kartoffeln. Seit 40 Jahren haben sich die Bettler in Frankreich vervielfacht.

Deutschland. München, 6. Aug. Man hört gegenwärtig von massenhaften Auswanderungen nach den jenseitigen atlantischen Ländern aus Mittelfranken, Schwaben und Unterfranken, besonders von Seite der jüdischen Bevölkerung. Mehrere Drischasten, welche noch vor wenigen Jahren von tausend und mehr jüdischen Familien bewohnt waren, zählen gegenwärtig nur noch wenige alte Leute, während die jüngere Generation bereits in nordamerikanischen Freistaaten ansässig ist. Gewöhnlich wandert der älteste Sohn einer Familie, nachdem er seine Lehrjahre beendeten, mit Empfehlungsschreiben an Verwandte und Freunde nach der neuen Welt, wo ihn der doppelte Gehalt eines freien Wirkungsbereiches und unbeschränkter Rechte erwartet. Einige Zeit danach folgen ihm die Brüder und Schwestern, und zuletzt häufig auch die Eltern. Die Nachrichten von den dort täglich neu sich bildenden Gemeinden lauten im Allgemeinen sehr günstig.

— **Bremen.** Die Ueberfahrtspreise über diesen Hafen haben um etwas aufgeschlagen. Laut Circularen vom 30. Juli betragen die Preise per 15. August nach New-York und Baltimore, einschließlich der Schiffsbeförderung im Zwischendeck und des amerikanischen Armengetreides, 68 Gulden, und nach eingelangten Berichten vom 12. August betragen dieselben nun per 1. September 70 Gulden.

— **Amerika.** New-York, 23. Juli. Am interessantesten erscheinen jetzt an der Industrie-Ausstellung zwei Ausstellungsgegenstände in der Maschinenausstellung. Sie gehören beide Amerika an. Das eine ist eine Dreschmaschine, die mit 4 Pferdekraft in einem Tage 1000 bis 2000 Büschel Getreide jeder Art, mit Ausnahme von Mais, vollkommen rein ausdreschen kann. Es ist dies eine Maschine, die wahrscheinlich in Europa noch mehr Aufsehen machen wird, als die vielbewunderte Nähmaschine von M. Gornich. Der zweite Gegenstand ist eine neue Druckerpresse, welche 30,000 Abdrücke per Stunde liefert, zugleich das Papier, welches sich von einem Cylinder abwickelt, schneidet und regelmäßig faltet. Diese Maschine druckt gleichzeitig auf beiden Seiten und 30,000 per Stunde ist sehr gering geschätzt, da überhaupt so schnell gedruckt werden kann, als das Papier sich vom Cylinder abrollen läßt. Der Erfinder versichert, er könne eine Reihe Zeitungsblätter in derselben Schnelligkeit bedrucken, als eine Locomotive zur Zurücklegung einer Meile erfordert.

— Die Zahl der Sklaven in den Vereinigten Staaten hat sich in den letzten 10 Jahren verdoppelt. Im Jahr 1790 betrug dieselbe nur 697,875, im Jahr 1850 dagegen 3,170,589.

— Die projektirte Eisenbahn vom Mississippi-Fluss nach dem stillen Ozean erregt jetzt das allgemeine Interesse in den Ver. Staaten.

— In Missouri wurde ein Sklave, der eine Frau ermordet hatte, lebendig verbrannt, und sein Herr, als Mitwisser, aus dem Staate verwiesen.

— In New-Orleans grassirt das gelbe Fieber unter den niederen Volksklassen. Täglich sterben 30 bis 40 Personen.

Californien. Im ersten Halbjahr von 1853 sind 23,741 Personen vom Ausland in San Francisco angekommen. — In Hopkins Greel wurde wieder einmal ein seltener Fund gemacht: ein Stück Goldquarz, das nur 6 Fuß unter der Erdoberfläche lag, und nach dem Schmelzprozeß 35 Pfund 6 Unzen reines Gold, 7021 Doll. im Werth, lieferte.

— Ein Deutscher, Namens W. Blinge, ein Mann von ansehnlichem Vermögen, wurde am 26. März in Nieder-Californien ermordet; der Thäter, der vom Bord eines englischen Walfischjägers desertirt war, fand ihn schlafend, jagte ihm eine Kugel durch den Kopf und taubte ihn aus, wurde aber später verhaftet.

Mexiko. Die Regierung des Präsidenten der Republik, Generals Santa-Anna, hat die Jesuiten zurückerufen.

Australien. Melbourne, Ende März. Es ist hier noch immer große Nachfrage nach Arbeitern. Man zählt gewöhnlichen Handarbeitern, Frau und Mann, neben freier Beförderung 70 bis 100 Pf. St.; Schäfern 35 bis 40; sogenannten Hülfspeers 32 bis 35; gewöhnlichen Diensthofen neben freier Beförderung 65 bis 75; Dinstreibern, nebst Kost, wöchentlich 2 Pf. 10 Sch. bis 3 Pf. 10 Sch.; Gärtnern, nebst Kost, 60 bis 70; einem Koch wöchentlich 2 bis 3 Pf.; Stallknechten 60 bis 80 Pf.; einem Tischler oder Zimmermann täglich 20 bis 30 Schilling; Schriftsetzern für 1000 Buchstaben 1 Sch. 6 Pf.; Schmieden täglich 18 bis 20 Sch.; Arbeiter neben Kost wöchentlich 1 Pf. 5 Sch. bis 1 Pf. 10 Sch.; Pflägern neben Kost wöchentlich 30 bis 40 Sch.; Matrosen nach London für die Rückfahrt 48 bis 50 Pf. St.; für die Fahrt nach Calcutta 40 bis 45; nach Callao 40 Pf. St.; für die Rückfahrt monatlich 8 bis 9 Pf. St. Welche Dienste bieten erhalten, je nach ihrer Befähigung, von 20 bis 50 Pf. Sterl. jährlich. (1 Schilling ist gleich 1 fr. 15 Cent.)

Anzeigen.



Segel- und Dampfschiffahrt nach Amerika.

Bureau zum Schutze der Auswanderer von F. W. Seilhausen in Coblenz (als selbstständig von der Königl. Hochlöblichen Regierung genehmigt).

Die Abfahrten via Bremen, Hamburg, Rotterdam, Antwerpen, Havre und Liverpool finden durch ausgearbeitete Dreimaßerpostschiffe 1. Klasse jeden Monat am 1., 6., 11., 15., 21. und 26. nach New-York, und im Frühjahre und Herbst jeden Monat 2mal nach New-Orleans resp. Galveston statt. Die Casüten- und Zwischendeckpreise für die schönen Dampfschiffe City of Manchester und City of Glasgow, von welchen jeden Monat ein Schiff (in circa 14 Tagen) nach Philadelphia (New-York) segelt, sind äußerst billig normirt und von mir ermäßigt worden. Durch die Errichtung eines eigenen deutschen Bureau's in Liverpool, vertreten durch meinen Bruder und Geschäftsführer, Herrn Heinrich Seilhausen, Nr. 8 St. Pauls-Square daselbst, ist es mir möglich, allen Auswanderern, und selbst denjenigen Agenturen und Auswanderer-Vereinen, welche mit mir in Geschäfts-Verbindung zu treten wünschen, die äußerst billigen Ueberfahrtspreise notiren zu können, und zwar unter Zusage einer gewissenhaften und prompten Behandlung. Die Contracte müssen möglichst vier Wochen vor der Abreise abgeschlossen und die Auswanderer im Besitze der nöthigen Consense sein. Mein Prospectus (3. Aufl.) glebt jede wünschenswerthe fernere Auskunft. —

Die Beförderung wird von jeder beliebigen Dampfschiff- und Eisenbahnstation ab übernommen.

Näheres unentgeltlich bei: F. W. Seilhausen in Coblenz.

Der Kolonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.



Der Kolonist erscheint, regelmäßig alle Sonntage, Landkarten und Illustrationen werden von Zeit zu Zeit als Gratisbeilagen mitgegeben.
Wahrheitsgetreue Originalbriefe und beschreibende Aufsätze über Amerika, Kanada, an die Redaktionen gesandt, finden jederzeit unentgeltliche Aufnahme.
Da der Kolonist aller Politik fremd, nur den Zweck verfolgt, allen schweizerischen Auswanderern nützlich zu sein, so bittet die Redaktion um möglichst theilnahme, um vielfältiger Verbreitung. Bei genügender Abonnentenzahl würde derselbe denn auch ohne Preisverhöhung wesentlich zweimal erscheinen.

Jahr-Abonnement 6 Fr.
Halb-Jahr-Abonnement 3 „
Viertel-Jahr-Abonnement 1, 50 C.
Man kann auch jederzeit ins Abonnement eintreten.
Wer jeweilen die erste Nummer nicht resubscribiert, wird für das jeweilige nächstfolgende Quartal als verehrt. Abonnent betrachtet, und der „Kolonist“ denselben dann regelmäßig eingesandt.
Einrückungsgebühr 14 C. die einseitige Zeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein. — Für Abonnement und Inserate, wendet man sich portofrei direct an die Redaktion.

Nr. 34.

Bern, Sonntag den 28. August.

Dritter Jahrgang. 1853.

Sechster Jahres-Bericht der Deutschen Gesellschaft von New-Orleans, vom 1. Juni 1853 *).

Wie schon in früheren Jahren, so haben wir auch nach Zurücklegung dieses, des sechsten Geschäftsjahres, die Genugthuung, der Gesellschaft Glück wünschen zu dürfen zu den immer sich mehrenden Fortschritten ihrer Bestrebungen zum Nutzen und Frommen von Einwanderern. Die Erfahrungen mehrerer Jahre ergeben, dass unsere Agentur jetzt auf einem durchaus zweckmäßigen Fuß eingerichtet ist, und da dadurch die Arbeiten der Direction in hohem Grade erleichtert und vermindert werden, so bleibt nun letzterer auch mehr Zeit übrig, ihre Aufmerksamkeit auf Ausbreitung der Wirksamkeit der Gesellschaft, nach innen wie nach außen, hinzulenken. Dadurch, dass wir nie von dem uns vorgeschriebenen Pfade abwichen, immer dem eigentlichen Zwecke der Gesellschaft treu blieben, unparteiisch, aber streng, rügten wo zu rügen war, nichts fordernden, wozu wir nicht berechtigt waren, haben wir nicht allein unsere Unabhängigkeit bewahren, sondern auch der Gesellschaft sowohl zu Hause als dem Auslande gegenüber, eine achtunggebietende Stellung erringen können.

Wir vervollständigen wie folgt, die üblichen statistischen Tabellen durch Hinzufügung der Einwanderung u. s. w. des eben vollendeten Geschäftsjahres und machen, als das Ergebnis, auf eine abermalige Zunahme der Einwanderung aufmerksam.

Es kamen nämlich vom 1. Juni 1852 bis 31. Mai 1853 hier an:
Von Havre in 41 Fahrzeugen 14,627 deutsche Einwanderer
Bremen „ 42 „ 12,043 „ „
Hamburg „ 7 „ 1,236 „ „
Antwerpen „ 3 „ 569 „ „
Rotterdam „ 1 „ 98 „ „
Liverpool „ 36 „ 3,740 „ „
London „ 3 „ 316 „ „
Londonberry „ 1 „ 74 „ „

Zusammen in 140 Fahrzeugen 32,703 deutsche Einwanderer.
Folgendes ist eine Uebersicht der deutschen Einwanderung in New-Orleans während der letzten sechs Jahre.

Woher.	1847-48	1848-49	1849-50	1850-51	1851-52	1852-53
Havre	59	8664	47	8720	37	6168
Bremen	39	6232	35	7222	26	5056
Hamburg	3	497	4	622	2	228
Antwerpen	11	1608	10	1897	5	585
Rotterdam	1	2	162	3	327	1
Liverpool	1	28	4	377	1	49
London	1	80	4	377	1	49
Londonberry	4	169	1	43	3	41
Charleston	1	109	1	1	1	1
St. Paul	2	161	1	166	1	1
Gesamt	115	17548	103	19166	74	12707
Total	115	17548	103	19166	74	12707

*) Dieser Bericht wurde von der deutschen Gesellschaft in New-Orleans auch an den hohen Bundesrath in Bern gesandt.

Diese Einwanderung vertheilt sich, nach Monaten gerechnet, auf folgende Weise:

	1847	1848	1849	1850	1851	1852	1853
Januar	—	1785	458	1399	812	2388	108
Februar	—	1374	1834	395	228	900	—
März	—	381	606	193	135	986	—
April	—	316	1662	739	594	1963	—
Mai	—	3178	4641	287	2179	6472	—
Juni	—	1779	1574	2523	1531	3692	—
Juli	1495	144	307	244	—	1061	—
August	218	89	260	75	—	—	—
September	54	—	39	—	—	—	—
October	624	119	1213	1106	2717	4799	—
November	4138	8182	4528	3053	3632	7341	—
December	3929	8788	1778	2081	4675	8003	—
Total	60000	16992	18301	12095	16501	37853	10080

Zur Weiterreise nach dem Innern wurden die Dienste unserer Agenten in Anspruch genommen von
14,996 Personen nach St. Louis und weiter,
5,157 „ nach Evansville, Louisville, Cincinnati und weiter,
1,504 „ nach Texas.

Der Fahrpreis nach dem Innern war anfänglich wieder höher, als in diesem als in früheren Jahren, nicht allein des schon in unserm letzten Berichte erwähnten, in St. Louis bestehenden, Quarantäne-Passes wegen, sondern auch, und zwar hauptsächlich, in Folge der im letzten Congresse der Vereinigten Staaten erlassenen sogenannten Dampfschiff-Gesetz (Steamboat law), welche die Tragfähigkeit der Dampfschiffe für Passagiere bedeutend beschränkt und die Lebensgefahr der Ueberfüllung derselben verhindern soll. In letzterer Zeit brachte jedoch Concurrenz wieder eine Verminderung der Preise zuwege. Der Preis einer Deckpassage nach St. Louis, Cincinnati u. variierte daher nach Umständen von 2 bis 4 Dollars für die Person, gewöhnlich mit 100 Pf. Gepäc frei und 30 bis 50 Cents per 100 Pfund Fracht für Uebergewicht. Kinder von 3 bis 12 Jahren wurden gewöhnlich um den halben Fahrpreis angenommen. Böte mit einer zweiten Kajüte, auf welchen die Passagiere nicht wie auf den älteren Böten, neben der Maschine und den Frachtgütern einquartiert werden, bedingen immer und mit Recht den höchsten Preis. Mehrere Böte haben wieder aus Gefälligkeit gegen die Gesellschaft freie Passage an 205 unbemittelte Einwanderer. Wir ergreifen mit Vergnügen diese Gelegenheit, den menschenfreundlichen Capitänen derselben für diesen unsern Landvolken geleisteten Dienst und im Namen derselben unsern besten Dank zu sagen. Die Namen ihrer Böte sind: Croscott, Atlantio, L. M. Kennet, Alex. Scott, Unclo Sam, Illinois, Columbus, Ohio, L. Whitman, Winf. Scott, New-Orleans, Europa, John Simonds, George Collier, Tweed, H. D. Bacon, Jas. Robb, Georgetown, Delaware, Die Vernon, St. Paul, Swamfox, Sultana, Pacific, Howard, Grand Turk, Charles Belcher, Bostona, Josiah Lawrence, Jenny

Doans, Martha Jewitt, Norma, Swallow, A. L. Shotwell, Pawnee, Goldon Gato, R. J. Ward, Grand Tower, Tecumseh und die Texas line of Steamships.

Das Ergebnis der Wirksamkeit unseres Nachweisungsbüreaus war in diesem Jahre mehr als je zufriedenstellend. Nicht allein blieben weibliche Diensthaken immer sehr gesucht; auch männliche Arbeiter waren in Folge der vielen in der Nähe und in der Ferne im Bau begriffenen Eisenbahnen fortwährend nachgefragt und wir haben in den letzten Monaten mitunter mehr Arbeitsgeber, als Arbeitsfucher in unserm Geschäftslokale zu sehen Gelegenheit gehabt. Dies setzte uns in den Stand, manchen armen Familien, die sich hier schon lange Zeit zuvor unter großem Mangel und Elend durchzuquälen hatten, zu einem mäßigen Auskommen, mit guten Aussichten für die Zukunft zu verhelfen. Freilich ist hier nur von harter Handarbeit die Rede. — Für Alle, die sich darein nicht fügen können noch wollen, gilt immer noch das so oft schon früher Gesagte: Sie sind hier ebenso übel daran, als anderswo!

Folgende nach Monaten eingetheilte Tabelle zeigt, was in Bezug auf obigen Punkt durch unser Nachweisungsbüreau geleistet worden ist:

Arbeitsgeber. Arbeit ertheilten. Totalbeschäftigte.				
1852.	Männer.	Frauen.		
Juni	351	224	70	293
Juli	285	280	75	355
August	300	151	89	240
September	381	254	58	312
Oktober	390	291	50	341
November	354	737	60	797
Dezember	317	371	81	452
1853. Jan.	335	454	113	567
Februar	351	1126	104	1250
März	417	1078	81	1179
April	447	660	59	719
Mai	453	548	54	602
	4391	6174	894	7068

Unter den verschafften Stellen befinden sich: Hausmägde 672; Kinder-Mädchen 114; Näherinnen 108. Für Tagelöhner und gewöhnliche Handarbeiter 5287; für Tischler 203; Schneider 85; Zimmerleute 93; Schuhmacher 98; Klempner 21; Schmiede 48; Bäcker 21; Hausmaler 17; Elgarrenmacher 26; Wagner 26; Sattler 18; Zuckerbäcker 12; Barbier 12; Gerber 9; Küfer 30; Schlosser 11; Papparbeiter 4; Uhrmacher 6; Goldschmiede 7; Gärtner 22; Drechsler 1; Rauer 8; Köche 1; Tapezierer 15; Kupferschmiede 5; Weber 5; Töpfer 5; Kellner 5; Labendleier und Commis 10; Hutmacher 1; Wäschenmacher 1; Seifenfieber 1; Rammacher 1; Apotheker 2; Handwerkslehrkinder 29.

Folgende Tabelle zeigt die allmähliche Zunahme der Thätigkeit und Wirksamkeit dieser Branche unserer Gesellschaft. Durch das Nachweisungsbüreau fanden Arbeit in den folgenden Geschäftsjahren, vom 1. Juni des einen bis zum 31. Mai des andern Jahres gerechnet.

1847 bis 1848	1423 Personen.
1848 " 1849	1636 "
1849 " 1850	1909 "
1850 " 1851	2169 "
1851 " 1852	3552 "
1852 " 1853	7068 "

Bei der Schwierigkeit, alle unsere Schutz suchenden Waisen in dem, fast stets überfüllten Institut der Stadt unterzubringen, haben wir uns genöthigt, die Privat-Wohltätigkeit für dieselben in Anspruch zu nehmen und waren so glücklich, während des verfloffenen Jahres sieben Knaben und sieben Mädchen bei guten Familien unterzubringen, welche sie theilweise an Kindesstatt angenommen haben.

Der Gesundheitszustand von New-Orleans war auch in diesem Jahre wieder sehr gut. Es sind nun schon an fünf Jahre verfloßen, seitdem wir zuletzt auf eine ernsthafte Weise vom gelben Fieber heim gesucht wurden, obgleich einzelne sporadische Fälle mitunter vorkommen. (Fortf. folgt.)

Apotheker, Chemiker und Thierärzte in Amerika.

1. Apotheker.

Mit viel mehr Beaglichkeit und Mühe als der Arzt, und in der Regel auch viel schneller und gewisser gelangt der Apotheker in den Vereinigten Staaten zur Wohlhabenheit. Für den Amerikaner ist der erste Nothhelfer die Apotheke und erst nach ihr kommt der Doktor. Die Apotheker machen daher blühende Geschäfte. Daß nun ihre Vorsteher auch wissenschaftlich gebildete Leute wären, ist natürlich in Amerika nicht zu verlangen. Wie Jeder Doktor ist, der aus Eurtren seinen Unterhalt macht, und nicht, der die Heilkunde gelernt hat, so ist auch Jeder Apotheker, der einen Laden mit Heilmitteln hält. Der Apotheker ist bloßer Kaufmann; neben seinen Droguerien und Arzneien hält er häufig auch Farben, Seifen, Friseurfaschen, Del, Gartenräucherer, Geräthschaften und dergl. feil. Einen Hauptgewinn macht er aus dem Verkauf einer Unzahl von Patentmedizinen, mit deren marktschreierischer Ankündigung er täglich ganze Seiten der Zeitungsblätter füllt. Man sieht häufig vor den ärmlichsten Kramläden hinten in den Wänden große Bilder aushängen, auf welchen mit grellen Farben die wunderbaren Wirkungen der Patentpillen oder des Balsams an Figuren in Lebensgröße dargestellt sind. Es bestehen zwar seit einigen Jahren, um der stillen Menschenvergiftung Abbruch zu thun, in New-York und Philadelphia Apotheker-Schulen; aber bei dem gänzlichen Mangel einer Gesundheitspolizei können jene Schulen noch nicht viel bewirken. Dagegen sind mit den deutschen Ärzten nun auch bereits in allen größeren Städten deutsche Apotheker ansässig geworden, welche sich Ruf verschafft haben. Mit einigem Kapital, wovon ein Theil auf eine möglichst glänzende Ausstattung des Aesculaptempels verwandt werden muß, lassen sich noch viele neue Apotheken anlegen oder bestehende kaufen, namentlich im Westen. Den Hauptgewinn hat der Apotheker, wenn er gute und wohlfeile Arzneien aus Deutschland bezieht, oder selbst zu verfertigen weiß; einen nie abgehenden Nebengewinn wirft die Verfertigung von allerlei Essenzen und Delen ab.

2. Chemiker.

Es bestehen zur Zeit noch wenige chemische Fabriken, und mit hinlänglichen Geldmitteln und Kenntnissen würden sie sich vorthellhaft anlegen lassen. Man müßte natürlich vorher sich im Lande gehörig umgesehen haben, auch danach, wo die wohlfeilen Rohprodukte am besten zu beschaffen sind. Die chemischen Fabrikate der Amerikaner haben aber zur Zeit noch die Concurrenz mit den englischen zu bestehen, welche eigends in schlechtester Qualität für den amerikanischen Markt verfertigt und mit großer Schlaueit auf diesem großen Gebiete verführt werden. Es hat der Congress zwar in den letzten Jahren ein Gesetz gegeben, daß die importirten Arzneistoffe chemisch untersucht werden sollen; die Engländer werden aber wohl Mittel finden, ebenso viel Quantitäten ihres verfälschten Fabrikats wie früher, nur jetzt in kleineren Partien und vorsichtiger, z. B. über die Seen, in die Vereinigten Staaten hineinzubringen. Junge Chemiker werden mit einer Empfehlung von Kleib sehr sehr bald eine Anstellung finden. Ohne eine solche werden sie ihren Vortheil wahrnehmen, wenn sie in eine Apotheke eintreten. Die Chemie bloß wissenschaftlich auf eigene Hand zu treiben, wäre ein Geschäft, welches kaum die Lebensnothdurft abwerfen würde.

3. Thierärzte.

Deren Kunst wird hauptsächlich noch durch bloße praktische geschulte Schotten und Irländer, durch Inhaber von Leihpferdeställen und Reitbahnen, durch Schmiede und in diesem Fache einmal anerkannte Farmer besorgt. Im Allgemeinen läßt sich der Amerikaner auf eine langwierige Cur seiner Thiere nicht gern ein, weil er sie bloß als Maschinen ansieht, die ihm fortwährend verdienen sollen; hilft irgend ein Hausmittel nicht in den ersten Tagen, so sucht man das Thier auf irgend eine Weise los zu werden. Gebildete Thierärzte werden schwerlich von ihrer Kunst allein anständig bestehen können; jedoch kann deren nebenbei geführte Ausübung sehr einträglich werden, wenn sie zugleich eine Farm, Stallung oder Wirthschaft führen.

Amerika.

Auszüge aus Briefen.

Gewerbe, Professionisten, Handarbeitstreibende.

Die mit Handarbeit verbundenen Erwerbszweige oder die sogenannten Handwerke sind überall gut bezahlt. Die in ihrem Beruf nur etwas geschickten Arbeiter, wie Maurer, Zimmerleute, Schneider, Schuster, Mechaniker, Hufschmiede, Spengler, Schreiner, kurz alle diejenigen, deren Arbeit irgend einen der unserer Civilisation notwendigen Gegenstände hervorbringt, verdienen täglich leicht einen Dollar. In den großen Städten ist der Arbeitslohn noch höher; man muß aber nicht vergessen, daß die hohen Preise der Speisehäuser und der Wohnungen den Verdienst beträchtlich vermindern, und daß überhaupt bei dem hohen Arbeitslohn und den häufigen Gelegenheiten zu Ausgaben, der Arbeiter es doch selten dazu bringt, Ersparnisse zu machen. Die Schneider, die Schuster und die Mechaniker, welche nicht ins Innere des Landes gehen können, werden in New-York, Boston und Philadelphia allezeit leicht Arbeit finden; die Maurer und Zimmerleute des gleichen; die Schreiner werden eher in Cincinnati Beschäftigung finden, wo fast alle Industriezweige Geschäfte machen; St. Louis ist auch ein vortrefflicher Ort für solche, welche hinlänglich mit Geld versehen sind, um dahin zu reisen. Die geschickten Uhrmacher finden in New-York sehr gute Plätze zu 10 bis 12 Dollars wöchentlich; im Innern zahlt man 25 bis 30 Dollars monatlich; aber, ich wiederhole es, sie brauchen die Hälfte weniger zu ihrem Unterhalt. Die Goldschmiede gehen nach Providence, nahe bei Boston, wo fast alle leichte Bijouterie, sowie das Filzwerk verfertigt wird, das vorzüglich in Amerika Abgang findet. Ueberhaupt mit ein wenig Geduld und beharrlicher Emsandigung finden die Handwerker überall Arbeit, und wenige gibt es, welche nicht, mit Verstand und einer guten Aufführung, in zwei Jahren so viel ersparen könnten, um sich auf eigene Rechnung zu etabliren und ein hübsches Vermögen sich zu sammeln. Mein Hausherr hier ist ein ehrbarer Grobschmied, welcher in 10 Jahren 25,000 Francs erspart und eine Familie von 5 Kindern dazu erzogen hat.

Denjenigen Auswanderern, welche an die grobe Arbeit des Landbaues und an die Entbehrungen, welche dieser Beruf mit sich bringt, gewöhnt sind, bietet vor allen Andern aus, Amerika die meisten Ausflüchten auf eine angenehmere und glücklichere Lage, als diejenige war, die sie verlassen haben, dar. Nach allen Seiten hin bietet ihnen die neue Welt unermeßliche Ländereien, entweder von Urwald oder von Wiesen bedeckt, deren Fruchtbarkeit nach dem Ausreuten des Erbkerns und dem Anbau der Getreide alle Darstellung übertrifft. Die Thäler der großen Ströme, vorzüglich diejenigen des Ohio, des Mississippi, des Missouri, sind mit einem angeschwemmten, so reichen Boden bedeckt, daß alle Arten von Landprodukten darauf gedeihen. Und jene unermeßlichen Ebenen, welche auf einer Strecke von mehreren 100 Stunden schiffbare Flüsse zur Ausfuhr ihrer Landprodukte haben, sind bestimmt, die Kornhäuser von Amerika und zum Theil der ganzen Welt zu werden. Auch ist es nach diesen Gegenden vorzüglich, wo die landbauenden Auswanderer sich hinbegeben, und überall steht man Farmen, Dörfer, Städte, wie durch Zauber, in denselben entstehen. Millionen von Menschen sind gegenwärtig damit beschäftigt, da, wo vor kaum 30 oder 40 Jahren einige Herden wilder Indianer und zahlreiche Heerden Büffel sich herumtrieben. Griffin Veatinann, einer der ersten Pionniere, welcher am Ufer des Ohio seine Hütte gebaut hat, sah die Stadt Cincinnati entstehen und wachsen, welche nun 300,000 Einwohner zählt. Nun ist er daselbst in einem Alter von 79 Jahren gestorben. So mehrt sich die Bevölkerung dieser neuen Gegenden.

Die verlorenen Kinder, oder Geschichte der englischen Farmer-Familie Campbell in Canada (Nordamerika) mit dem bössartigen Indianer-Häuptling, genannt: die zornige Schlange.

(Aus den März- und April-Nummern des „Canadischen Bauernfreund.“ Arrangirt für den Kolonialist.)

Jeder eilte nun auf seinen Platz, und um die Hütte, in welcher die zornige Schlange mit seinen Gefellen lag. Die Indianer schienen zu schlafen und Alles blieb ruhig.

„Rast und erst Fräulein Percival an einen sichern Ort bringen,“ sprach Kapitän Sinclair leise.

„So thun Sie es,“ sagte Alfred, „sie wird Sie lieber sehen, als uns.“

Kapitän Sinclair eilte zu der Hütte, in welche Miss Percival gebracht worden war, und öffnete die Thüre. Mary Percival stieß, sobald sie den Kapitän Sinclair erkannte, vor Freude einen lauten Schrei aus, stand von den Häuten auf, auf welchen sie niedergefunken war, und fiel ihm um den Hals. Kapitän Sinclair schloß sie in seine Arme und wollte sie aus der Hütte tragen, als eine Indianerin ihn beim Rock erfaßte; aber John, welcher eintrat, stieß ihr den Gewehrkolben in's Gesicht, so daß sie ihn gehen ließ und sich zurückzog; und Kapitän Sinclair trug nun Mary auf seinen Armen in das Gebüsch, in welchem Frau Martin bei den Gefangenen Wache hielt.

Mary's Ruf hatte die Indianer, welche wegen ihrer Ernährung und ihren Entbehrungen in tiefem Schläfe lagen, aufgeweckt; aber bis jetzt wurde in der Hütte noch keine Bewegung wahrgenommen, und während Malachi und Alfred sich besprachen, ob sie in die Hütte eindringen sollten oder nicht, fiel ein Schuß aus der Hütte, welcher den nächst Alfred stehenden Soldaten traf. Ein zweiter Schuß folgte und Martin erhielt eine Kugel in die Schulter; hierauf stürzte die zornige Schlange mit seiner Horde heraus, der Häuptling schwang seinen Tomahawk, auf Malachi losspringend, indem die andern Martin und Alfred, welche die nächsten an der Thüre waren, angriffen. Malachi richtete seine Flinte auf die Brust der zornigen Schlange, und als diese auf ihn eindrang, schoß er ihm die ganze Ladung durch den Leib. Die andern Indianer wehrten sich verzweifelt, aber da sie ganz eingeschlossen waren, wurden sie überwältigt. Nur zwei derselben blieben am Leben, und diese waren schwer verwundet. Die andern lagen todt auf der Erde.

„Das war ein böser Mann, Sir,“ sagte Malachi, indem er auf den Körper des Häuptlings trat; „doch jetzt wird er kein Unheil mehr anrichten.“

„Sind Sie schwer verwundet, Martin?“ fragte Alfred.

„Nein, Sir, nicht schwer; die Kugel ging gerade durch und hat keinen Knochen berührt. Ich will gehen und mich verbinden lassen.“

„Er ist ganz todt, Sir,“ sagte Graves, welcher bei dem Soldaten kniete, auf welchen der erste Schuß gefallen war.

„Armer Bursche!“ rief Alfred aus. „Nun, ich glaube nicht, daß Sie uns noch einmal angreifen; doch ich weiß nicht, ob ich von meiner Flinte-Gebrauch gemacht haben würde, wenn sie es nicht gethan hätten.“

„Sie erwarteten keinen Pardon, Sir,“ sagte Malachi.

„Ich glaube auch nicht. Nun, was ist mit den Weibern anzufangen? die werden uns keinen Schaden thun.“

„Nicht viel, Sir, aber in jedem Falle müssen wir sie unschädlich machen; wir müssen alle Waffen wegnehmen, welche wir in den Hütten finden; wir haben ihre zwei Flinten, nun müssen wir alle ihre Bogen, Pfeile, Tomahawk und Messer sammeln, sie entweder vernichten oder behalten; wollen Sie das thun, John? Nehmen Sie Graves dazu.“

„Ja,“ versetzte John und fing sogleich mit Graves seine Nachsuchungen an.

Die zwei Weiber, welche mit Mary Percival in einer Hütte gewesen waren, blieben in derselben, vor John's Flinte sich fürchtend, zurück; die andern zwei aber waren während des Handgemenges in den Wald entflohen. Dief war von geringer Bedeutung, denn in der That sagte man auch den andern, daß sie gehen könnten, wenn sie wollten, und sobald sie dieses von Malachi vernommen hatten, folgten sie dem Beispiele ihrer Gefährtinnen. John und Graves brachten alle Waffen, welche sie finden konnten, und Malachi und Alfred gingen in das Gebüsch, wohin Kapitän Sinclair Mary Percival zunächst gebracht hatte. Alfred umarmte seine Cousine, welche bis jetzt sehr aufgeregt und durch die plötzlichen Uebergänge, durch die Ereignisse, von ihren Gefühlen sozusagen überwältigt war; unter allen Ereignissen verursachte ihr das Wiedererscheinen Percival's, gleich einer Auferstehung von den Todten, die größte Aufregung. Alfred war in Verathung mit Malachi, als sie Flammen aus den Hütten emporsteigen sahen. Martin war, sobald seine Wunde verbunden war, zurückgekehrt und hatte sie angezündet.

„Das ist recht, Sir,“ sagte Malachi, „ich will Ihnen den Beweis unsers Sieges hier lassen, als Warnung für die andern Indianer.“ (Schluß folgt.)

Der Kolonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.

Jahr-Abonnement 8 Fr.
Halbjahr-Abonnement 3 „
Vierteljahr-Abonnement 1, 50 C.
Man kann auch jederzeit ins
Abonnement eintreten.
Der jeweiligen die erste Num-
mer nicht refusirt, wird
für das jeweilige nächstfol-
gende Quartal als verehrt.
Abonnement betrachtet, und der
„Kolonist“ demselben dann
regelmäßig eingeschickt.
Einrichtungsgebühr 14 C. die
einpallige Zelle. Bei
mehrmaliger Wiederholung
tritt eine Preisermäßigung
ein. — Für Abonnemente
und Inserate wendet man
sich vorzuziehend direkt an die
Redaktion.



Der Kolonist erscheint regelmä-
ßig alle Sonntage.
Landkarten und Illustratio-
nen werden von Zeit zu Zeit
als Gratisbeilagen mitgege-
ben.
Wahrheitsgetreue Original-
briefe und belehrende Mit-
theile über Amerika, franco
an die Redaktion gesandt,
finden jederzeit unentgeltliche
Aufnahme.
Da der Kolonist allein Volkst-
freund, nur den Zweck ver-
folgt, allen schweizerischen
Auswanderern nützlich zu sein,
so bitte die Redaktion um
möglichste Theilnahme zu
vielfältiger Verbreitung. Bei
genugsamer Abonnementzahl
würde derselbe denn auch
ohne Preisermäßigung was-
sentlich zweimal erscheinen.

Nr. 35.

Bern, Sonntag den 4. September.

Dritter Jahrgang. 1853.

Die verlorenen Kinder, oder Geschichte der englischen Farmer-Familie Campbell in Canada (Nordamerika) mit dem bössartigen Indianer-Häuptling, genannt: die zornige Schlange.

(Aus den März- und April-Nummern des „Canadischen Bauernfreund.“ Arrangiert für den Kolonist.)

(Schluß.)

Die Indianerin erzählte ihnen, daß ungefähr zwei Meilen süd-
wärts ein Fluß sei, welcher in den See münde, und daß zwei Ca-
noe's dort in einem Gebüsch am Ufer verborgen seien, daß der Fluß
breit sei und schnell fließe, und sie auf demselben in den See gelan-
gen und dann mit den Canoe's bis an die Niederlassung fahren könn-
ten. Dies schien der Beachtung werth, weil sie dadurch wahrschein-
lich viel Zeit ersparten, jedenfalls aber Mary Percival sich dabei erholen
würde. Sie beschloßen daher, zu dem Fluße zu gehen, und die Ca-
noe's anzusehen, welche, wie die Indianerin sagte, groß genug seien,
um alle aufzunehmen.

Am nächsten Morgen machten sie sich, von der Indianerin geführt,
nach dem Fluße auf, und kamen Nachmittags dort an. Sie fanden
die Canoe's groß genug und in gutem Stande, zogen sie an das Ufer,
und setzten ihre Einschiffung auf den folgenden Tag fest; dann gingen
sie aus, um noch mehr Nahrungsmittel für ihren Unterhalt herbeizuschaffen.

Am nächsten Tage ließen sie in den See ein, westwärts von der
Ansiedlung. Mary Percival war nun vollkommen wieder hergestellt
und fand Vergnügen an der Reise. Die Gegend war in voller Pracht;
die Bäume am Ufer wiegten ihre Äste in dem Wasser, und sie be-
gegneten keinen Indianern und sahen keine Hütten derselben am Ufer.
Zuweilen verschreckten sie die Hirsche, welche zur Tränke an den
Strom herankamen; als sie nun um eine Landzunge fuhren, kamen
sie an einem Rudel Hirsche, welcher quer über den Strom schwamm,
vorüber, und erlegten davon so viele, daß sie hofften, bis zu ihrer
Ankunft auf der Niederlassung genug zu haben.

Percival war ganz erfreut, dem Indianerleben wieder entzogen
zu sein, und schien ängstlich die Wiedervereinigung mit seinem Vater
und seiner Mutter zu erwarten, nach welchen er unaufhörlich fragte.
Er schien sein Englisch wieder gelernt zu haben, aber obwohl er Alles
verstand, was gesprochen wurde, hatte er doch das Sprechen verges-
sen und drückte sich anfangs nur mühsam aus. Das Wetter war
sehr schön, und der See so ruhig, daß sie eine schnelle Fahrt machten,
obgleich sie mehrmals während der Nacht anbletten. Ihre einzige Be-
schwerde waren die Mosquitos, welche gleich Wolken auf sie fielen,
wenn sie landeten, und nur durch große Feuer und dichten Rauch zu

vertreiben waren; aber dies wurde aus Freude über die Befreiung ihrer
Gefangenen und über den glücklichen Erfolg ihrer Unternehmung nicht
beachtet; sie dankten hiefür Gott von Herzen und Niemand mehr als
Mary Percival und Kapitän Sinclair, welcher nie von ihrer Seite
wich, außer wenn es Zeit zum Schlafengehen war.

Am dem sechsten Tage, Vormittags, wurden sie durch den An-
blick des Forts Frontenac, welches sie in der Ferne liegen sahen, er-
freut, und obgleich ihre Wohnung wegen des dazwischen liegenden
Waldes nicht gesehen werden konnte, so wußten sie doch, daß sie nur
noch vier oder fünf Meilen davon entfernt seien. In weniger als
einer Stunde gelangten sie an die Brücke und landeten an dem Orte,
an welchem ihre Barke angebunden war. Herr und Mrs. Campbell
hatten die Canoe's noch nicht bemerkt, denn so ängstlich sie auch je
den Tag die Rückkehr der Truppe erwarteten, so war doch alle ihre
Aufmerksamkeit nach der Landfeste gerichtet, und sie ahnten nicht, daß
sie zu Wasser zurückkommen würden.

„Mein theurer Alfred,“ sagte Mary, „ich glaube nicht, daß es
gut ist, wenn wir Percival die Tante so leicht sehen lassen, wir wüß-
sen sie auf sein Erscheinen vorbereiten. Sie hat ihn schon lange Zeit
für todt gehalten, und die Erschütterung möchte zu stark sein.“

„Du hast Recht, meine theure Mary. Ich will mit Kapitän
Sinclair, Malachi und John vorausgehen; nehmt Percival in die
Mitte der Nachfolgenden und bringt ihn dann in Malachis Wohnung,
wo er mit der Frau Martin bleiben kann, bis wir ihn abholen.“

Nachdem diese Anordnung, welcher Percival ungern beistimmte,
getroffen war, gingen sie auf diese Weise auf das Haus zu. Außer-
halb der Wallfaden gewahrten sie Herrn und Mrs. Campbell, welche
ihnen den Rücken zuwandten und gegen den Wald in jene Richtung
hinsahen, in welcher sie sie verlassen. Als sie den haben Weg vom
Ufer aus zurückgelegt hatten, kam Heinrich mit Oskar aus dem Hause.
Der Hund gewahrte sie sogleich und sprang freudig bellend auf sie
zu. Heinrich schrie auf:

„Guter, Mutter! ... Da sind sie ... Da kommen sie ...!“

Herr und Mrs. Campbell wendeten sich um, eilten der schnell
nahenden Truppe entgegen, und als sie Mary in ihre Arme schloffen,
waren jetzt alle Fragen unnöthig — sie war gerettet, und das war
ihnen genug.

Sobald sie bei dem Hause angekommen und hineingegangen wa-
ren, unterrichtete sie Alfred mit wenigen Worten, was sich seitdem
zugegetragen; wie erfolgreich ihr Unternehmen gewesen und wie wenig
sie von den Indianern in Zukunft zu fürchten hatten.

„Wie viel Dank bin ich Euch schuldig,“ rief Mrs. Campbell
aus. „Gott belohn' Euch für Alles, was Ihr thatet! Es war

schredlich, theure Mary, daß ich Dich auch so verlieren sollte, wie meinen armen Jungen. Er ist verloren für immer — aber Gott hat es gelhan."

"Es war uns sehr besremdend, Mutter," sagte Alfred, "als wir eines Tages hörten, daß die Indianer einen weißen Knaben im Walde gefunden haben."

"Ach! Ach, den meinen nicht."

"Ich habe Ursache zu glauben, daß es Percival war, meine theure Mutter, und ich habe Hoffnung, daß er am Leben ist."

"Mein theurer Alfred, mache mir keine vergeblliche Hoffnung, Du kennst die Gefühle eines Mutterherzens nicht, Der geringste Ansehen einer solchen Hoffnung bringt mich in eine solche Aufregung und Spannung, daß ich gar nicht zu Gedanken kommen kann. Ich hatte mich in den Willen Gottes ergeben, bringe mich nicht in einen Zustand des Zweifels und des Kummerd zurück."

"Glauben Sie, meine theure Mutter, daß ich eine solche Hoffnung in Ihnen erwecken würde, wenn sie nicht gegründet wäre, wenn sie sich nicht realisiren könnte? Nein, theure Mutter, so grausam bin ich nicht."

"Weist Du, daß Percival am Leben ist?" sagte Mrs. Campbell, indem sie Alfred am Arm faßte.

"Beruhigen Sie sich, theure Mutter, ich weiß es — ich bin gewiß, daß er noch am Leben ist, und daß er der ist, welcher von den Indianern gefunden wurde, und ich habe große Hoffnung, daß wir ihn wieder erhalten."

"Gott gebe es, Gott gebe es in seiner großen Barmherzigkeit!" sagte Mrs. Campbell; "mein Herz ist fast gebrochen vor Freude! Gott stehe mir bei! O, wo ist — er? Mein theurer Alfred — wo ist er?" fuhr Mrs. Campbell fort.

Alfred antwortete nicht, aber eine Thränenfluth entströmte seinen Augen.

"Ich will es Ihnen sagen, wenn Sie sich etwas mehr gesammelt haben, meine theure Mutter. Emma, Du hast noch kein Wort zu mir gesagt."

"Ich kann vor übergroßer Freude nicht sprechen, Alfred," versetzte Emma, ihm die Hand reichend, "aber Niemand ist deine Zukunft so lieb als mir, und Niemand ist Dir so dankbar dafür, daß Du Mary zurückgebracht hast."

"Nun, Alfred, ich bin ruhig," sagte Mrs. Campbell. "Laß mich jetzt Alles hören, was Du weißt."

"Ich sehe Sie nun ruhig, theure Mutter, und deshalb sage ich Ihnen, daß Percival nicht fern von uns ist."

"Alfred, er ist hier, ich weiß gewiß, er ist hier!"

"Er ist bei Malachi und Frau Martin, und in einer Minute will ich ihn hieher bringen." Alfred verließ das Haus; Mrs. Campbell unterlag fast ihren Gefühlen. Mary und Emma eilten zu ihr, um sie zu unterstützen. In einer Minute darauf kam Alfred mit Percival zurück, die Mutter umarmte ihn, weinte über ihr lange verlorenes Kind und führte ihn in die Arme seines Vaters.

Sechster Jahres-Bericht der Deutschen Gesellschaft von New-Orleans, vom 1. Juni 1853.

(Dieser Bericht wurde von der deutschen Gesellschaft in New-Orleans auch an den hohen Bundesrath in Bern gesandt.)

(Fortsetzung.)

Das Austrocknen und die Nöthigung der uns umgebenden, sumptigen Waldungen, eine zur Verbesserung des Gesundheitszustandes der Stadt höchst wichtige Maßregel, schreitet mit jedem Jahre weiter fort. Mit dem Verschwinden jener Sumpfe, glauben wir auch das gänzliche Aufhören der so gefürchteten Epidemie erwarten zu dürfen.

Bei dieser Gelegenheit dürfen wir nicht unterlassen zu erwähnen, daß gegenwärtig mehrere Eisenbahnen in unserer Nachbarschaft im Bau begriffen sind, wovon zwei der bedeutendsten ihren Ursprung in der Stadt nehmen, und nach deren Beendigung dem aederbauenden Einwanderer ein neues, reiches Feld ganz in unserer Nähe eröffnet wird.

Für den Bau dieser, sowie vieler anderer Bahnen im Westen, werden immer starke Arbeitskräfte verlangt und da es hier in letzterer Zeit an Arbeitern zu mangeln angefangen hat, so sind, wie wir hören, Agenten mehrerer Bahnen nach Deutschland gerichtet, um Arbeiter

zu sammeln. Einige dieser Bahnen laufen durch gesunde, andere aber durch höchst ungesunde Landstriche, zur Bearbeitung welcher letztern wir unter keiner Bedingung rathen. Zene Agenten werden natürlich alles mit den schönsten Farben schildern, ob mit Recht und der Wahrheit gemäß, müssen wir dahin gestellt sein lassen. Wir sind aber überzeugt, daß Jeder, der sich dieser, oft harten Arbeit unterziehen will, besser thun wird, seine Auswahl erst nach seiner Ankunft hier zu treffen, wobei er auch ohne Zweifel im Stande sein wird, bei weitem vorthellhaftere Bedingungen zu erzielen, sowie auch genauere Auskunft über Lokaltäten, Zahlungsfähigkeit der Unternehmer und sonstige Details zu erlangen.

Durch einen neulich gefaßten Beschluß unserer Staats-Regelatur ist die Passagiertaxe auf 2½ Dollars für Erwachsene und Kinder über 10 Jahren erhöht worden. Bisher war sie 2 Doll. und Kinder unter 14 Jahren waren frei. Diese Taxe wird zum Besten des hiesigen Hospitals erhoben, in welchem, beiläufig gesagt, in diesem Jahre nahe an 3000 Deutsche aufgenommen wurden. Diese haben, dem letztjährigen Bericht des Hospitals nach, demselben nach dem durchschnittlichen Maßstabe der Unterhaltungskosten ungefähr 10,000 Dollars gekostet, wogegen aber die deutsche Einwanderung demselben gewiß dreißigtausend Doll. eingebracht haben muß. Es muß das Bestreben unserer neuen Gesellschaft werden, den Deutschen für diese reichliche Beisteuer zu den Unterhaltungskosten dieses Instituts auch die ihnen gebührende, gerechte Berücksichtigung zu verschaffen.

Als eine genughuende Erscheinung der Anerkennung unserer Bemühungen, haben wir eines im Laufe des Jahres uns von der großherzoglich Badischen Regierung gewordenen Geschenkes von zweihundert Dollars als theilweise Rückerstattung unserer für badische Einwanderer gehaltenen Auslagen zu erwähnen. Zene 200 Doll. sind unserm Zinsensond gutgeschrieben, um bei vorkommender Gelegenheit wieder ähnliche Verwendung zu finden.

In diesem Jahre kamen ebenfalls wieder viele Arme an, meistens aber zu einer Zeit, wo ziemlich schnell für das Unterkommen aller Arbeitsfähigen gesorgt werden konnte. Die Mehrzahl der Einwanderer bestand jedoch aus wohlhabenden Leuten.

An Klagen von Seiten der Einwanderer über schlechten oder unzulänglichen Proviant, und über grobe Behandlung seitens der Kapitäne und Schiffsoffiziere, oder über Nichtbeachtung der Klagen gegen letztere bei den erstern, sowie über erlittene Unbilden und Thätlichkeiten, hat es im verfloffenen Jahre abermals nicht gefehlt. Auffallend ist aber, daß ungeachtet des neuen in England erlassenen Gesetzes in Bezug auf Auswanderer, in deren Verproviantirung, Behandlung u. s. w. keine Besserung zu erkennen ist, sondern daß über diese indirekte Fahrt nach wie vor dieselben Klagen obwalten. Während von Continental-Häfen aus solche Klagen zu den Ausnahmen gehören, sind dieselben im Gegentheil von Liverpool aus zur Regel geworden. So waren z. B. auf der Amerika 17 Tode; unterwegs waren die Boden ausgebrochen, welche von irischen Auswanderern an Bord gebracht worden waren; es waren 493 Passagiere an Bord und nur 1 Heerd von nur 5 Fuß lang und 3 Fuß breit, so daß jede Familie nur einmal alle vier Tage kochen konnte. So sehr wir auch Wiederholung des schon in unsern frühern Berichten Gesagten scheuen, halten wir es nach genauer Erwägung aller Umstände für unsere Pflicht, abermals von Einschiffung über Liverpool abzurathen. Es würde uns zu weit führen, wollten wir alle uns vorgekommenen Klagepunkte anführen, es ist aber augenscheinlich, daß ungeachtet des neuen englischen Gesetzes keine Verbesserung eingetreten ist. Wesen Schuld dies ist, können wir von hier aus nicht beurtheilen, sind aber geneigt zu glauben, daß, so gut auch die Gesetze sein mögen, deren Handhabung in politischer Hinsicht äußerst mangelhaft sein muß. Es scheint uns klar, daß dort (in Liverpool) derselbe Uebelstand stattfindet, welcher hier in New-Orleans zur Errichtung unserer Gesellschaft Anlaß gab, daß es nämlich dort wie hier eine Menge gewissenloser Menschen giebt, die von der Unerfahrenheit unserer Landsleute und ihrem Mangel an Kenntniß der englischen Sprache, sowie ihrer Lage als hilflose, von Niemanden befreundete Fremde Vorthell zu ziehen suchen. Dabei stellen wir keineswegs in Abrede, daß es unter den Liverpooler Spektoren achtbare und gewissenhafte Männer giebt. Unter diesen befinden sich leider, wie die Erfahrung gelehrt, manche, denen nicht allein die zur Emigranten-Beförderung erforderliche Geschäftskunde abgeht, sondern welche überdies das Geschäft mit einem so großen

Leichtsin und so ohne alle Ordnung betreiben, daß der Einwanderer, welcher mit ihnen in Verührung kommt, es fast immer nur dem Zufall zu verdanken hat, wenn er ohne Schaden davonkommt. Es kamen z. B. Fahrzettel vor, in Liverpool ausgestellt und adressirt an ein Haus in New-Orleans, Ecke der Main- und Vine-Straße, auf Passage von hier nach St. Louis lautend. Weder Firma noch Straßen des Namens existirten hier und mehrere Inhaber solcher Zettel mußten auf eigene Kosten weiterreisen, weil sie jene Firma nicht ausfindig machen konnten. Erst später als ein zweiter Trupp Einwanderer mit ähnlichen Scheinen eintraf, hatten mittlerweile Freunde der Aussteller jener Scheine, oder vielleicht sie selbst, ausgesunden, welchen unverantwortlichen Mißgriff die Liverpooler Speculateure gemacht, indem das beregte Haus nicht hier, sondern an der Ecke von Vine- und Main-Straße in St. Louis wohnhaft ist, und beauftragten nun ein hiesiges Haus, diese Angelegenheit zu ordnen. Dabei stellte sich aber heraus, daß die meisten Inhaber solcher Fahrzettel (z. B. auf einen Fahrpreis von fünf Doll. lautend, wovon schon zwei bis drei Doll. in Liverpool bezahlt waren) noch eine gewisse Summe, in obigem Falle also noch zwei bis drei Doll. nachzubezahlen hatten, während an jenem Tage die Passage nach St. Louis nur zwei und einen halben Doll. war. Natürlich zogen sie vor, letztere aus eigener Tasche zu zahlen, verloren aber die schon in Liverpool gemachte Einzahlung von zwei bis drei Doll. In fast allen Fällen aber war mehr als der wirkliche Fahrpreis bezahlt worden und dies bewelst abermal die Nichtigkeit unserer schon mehrmals als allgemeine Regel aufgestellten Behauptung, daß Inland-Passagen an Ort und Stelle immer besser und billiger als in Europa abgeschlossen werden können. Nichts ist natürlicher, als daß die Contrahenten in Europa sie durch einen möglichst hohen Fahrpreis nicht allein gegen Verlust sichern, sondern noch einen Gewinn daraus zu ziehen suchen.

Ein anderer ähnlicher Fall diene noch zur Beweisleitung des oben Gesagten, ehe wir den Gegenstand verlassen. Ein Einwanderer, der fast den letzten Heller für seine und seiner Familie Passage nach Texas via N.-Orleans im Liverpool im Voraus bezahlt hatte, mußte hier angelassen, in den dürftigsten Verhältnissen verbleiben, da der Agent des Liverpooler Hauses, welcher die Weiterreise der Familie zu besorgen verpflichtet war, selbst New-Orleans verlassen hatte, ohne einen Repräsentanten zurückzulassen.

Wir erblicken in diesen zwei Beispielen eine Sorglosigkeit und Oberflächlichkeit, die in gewöhnlichen Geschäften schon wenig zu Gunsten der Urheber sprechen würden; in solchen Fällen, wo das Wohl und vielleicht das Leben von Nebenmenschen im Spiel ist, aber wahrhaft kriminelles wird.

Auch dürfen wir nicht unterlassen zu rügen, daß von Liverpool aus Einwanderer nach hier auf einem nach Mobile bestimmten Schiffe gesandt wurden. Vor der Mündung des Flusses, über 100 Meilen von der Stadt, wurden dieselben auf ein Dampfboot übergeladen und heraus geschickt, worauf das Schiff seine Reise nach Mobile fortsetzte; den Einwanderern die Gelegenheit zu Entschädigungsklagen raubend.

Wie gesagt, waren Klagen über schlechten, unzulänglichen Proviant, und schlechte, grobe Behandlung, selbst Thätlichkeiten, namentlich von Liverpool aus, keineswegs selten. Diese Klagen waren aber fast immer so allgemein gehalten, der wirklich erlittene Schaden so wenig substantiirt, die Beweisleitung so schwierig, weil die hauptsächlichsten Zeugen sogleich weiter reisten, daß wir den Passagieren zur Einreichung einer Entschädigungsklage, (die ihnen nur Unkosten gemacht haben würde, ohne ihnen Gelegenheit zu geben, das Ende ihres Projectes abzusehen) nicht rathen konnten. Dazu kommt noch, daß unser Gerichtshof sich für incompetent erklärte, über eine auf offener See von Seiten des Kapitäns eines englischen Schiffes gegen einen Passagier verübte Thätlichkeit, ein Urtheil zu fällen, weil die Sache unter englischer Flagge, auf offener See, d. h. außerhalb der Gerichtsbarkeit der Ver. Staaten stattgefunden habe. Also wieder ein anderer Grund, warum englische Schiffe zu vermeiden sind.

(Fortsetzung folgt.)

Musiker und Gesanglehrer in Amerika.

Wenig brauchen auch um Unterhalt verlegen zu sein aller Art Musiker. Deutsche werden sowohl als Instrumentalisten, wie als Mu-

sikler selbst den Italienern vorgezogen. Die Musik hat sich jetzt gleichsam des Landes bemächtigt, und wenn es auf die Menge dessen ankommt, was in Familien musiziert wird, so steht eine amerikanische Stadt noch über einer deutschen. Jedes Mädchen will eine Dame werden, wie denn überhaupt kein Amerikaner daran denkt, sich freiwillig auf eine niedere Gesellschaftsstufe zu beschränken. Jeder strebt nach modiger Bildung, und etwas Musik gehört nun einmal unumgänglich dazu. Freilich läuft die musikalische Bildung nur darauf hinaus, ein paar beliebte Stücken fertig abzuspielen und abzusingen, und der Deutsche möchte sich manchmal gern verstopfte Ohren wünschen. Dringt ein Musiklehrer auf gründliche Bildung, so kann er bei den meisten Familien darauf rechnen, daß sie ihn abtanzen. In solchen Dingen versteht der Amerikaner keinen Spaß, er ist ein profanischer, nächterner Mann und verlangt auch vom Musiklehrer seiner Töchter, daß er ein pünktlicher, kaltschnäblicher und immer wohlgebaueter Mensch sei. Neben so manchem wirklich vorzüglichen deutschen Musiklehrer, Virtuosen und Concertisten, der nach den Ver. Staaten verschlagen ist, trifft man hin und wieder dort auch auf vortheilhafte Sänger. Sie finden in den großen Städten außer durch Unterrichtsstunden, durch Concerte, die sie selbst geben oder bei denen sie mitwirken, einige Beschäftigung.

Instrumentmacher.

Verfertiger musikalischer Instrumente werden nur dann ein gutes Geschäft haben, wenn sie Mittelgut fabrikmäßig und billig liefern. Die Zahl der Pianos, Guitarren, Flöten und Orgeln, welche in den Ver. Staaten gekauft werden, ist groß, in demselben Verhältnisse ihre Qualität aber schlecht. Die meisten Instrumente werden daher auch aus Deutschland, wo sie billig verfertigt werden, eingeführt. Ein Lager musikalischer Instrumente in einer der aufblühenden westlichen Städte würde sich unzweifelhaft rentieren. Pianos werden aber in den Ver. Staaten selbst bereits in großer Anzahl gebaut, und zwar nach einem eigenen Systeme durchgehendes wie über einen Leisten, aber fest und massiv, so daß sie etwas aushalten können, und dennoch nicht ohne Geschmack. Mit künstlerisch ausgezeichneten Waaren macht man in den Ver. Staaten keine Geschäfte, aber ebenso wenig mit schlechten; das Volk will mit Mittelgut bedient sein, das Geschmack und Solidität vereinigt. Ein Instrumentmacher findet aber auch bloß durch Ausbessern der Instrumente, vielleicht schon allein durch Stimmen der Pianos ebenso sichern als reichlichen Unterhalt. Orgelbauer haben ein gutes Gewerbe; das Holz und Metall, welches sie gebrauchen, ist in Amerika in bester Güte und billig zu bekommen, und die Orgeln werden gesucht und theuer bezahlt. Die vielen neuen Kirchen, die gebaut werden, wollen alle Orgeln haben. In den altamerikanischen Familien sind auch kleine Orgeln zum Hausgottesdienste gebräuchlich. Der Orgelbauer muß aber um eines sich vorab bemühen, nämlich von den Predigern und Kirchenvorstehern sich vortheilhafte Zeugnisse über Charakter und Talent zu verschaffen.

Verchiedenes.

Sidgenossenschaft. In ununterbrochener praktischer Ausübung begriffen sind gegenwärtig in der Schweiz vier Eisenbahnen. Am rührigsten, wie es scheint, die Zürich-Bodensee-Bahn, die zumeist auf einheimischem Kapital fußt. Muthig rivalisirt mit ihr fortwährend die St. Gallische Bahn, und die Centralbahn auf der Strecke von Morges nach Yverdon sind ebenfalls in feier Thätigkeit.

Bern. Am 26. August ist in Bern nebst andern interessanten Fremden auch der vormalige Präsident der Ver. Staaten, van Büren, angelangt; so auch die Fürstin von Negunz, verwitwete Königin von Preußen. Beide sind nach dem Berner Oberland verreiselt.

Ein Agent Baumgartner in Bern schreibt in mehreren öffentlichen Blättern eine Kolonie aus und verspricht den Auswanderern 1000 bis 3000 Zucharten urbanisirtes Land als wahres und freies Eigentum, dazu Gebühlichkeiten, 2 Milchkühe, 2 Zugochsen, 1 Schaf, Ackergeräthe u. dergl., ohne daß er sagt, wo diese seine so vortheilhafte Kolonie sich befinden.

Ferner lesen wir in einer andern Zeitung, daß der nämliche Hr. Baumgartner sich ankündet, um den Preis von 110 Fr. n. B. Per-

fonten ab Basel bis Amerika (?) zu spekuliren, wo derselbe schon auf 3 Jahre Arbeit, Lohn, Kost und Logis zusichert, ohne daß er wieder angibt, wo dann eigentlich die Leute hinkommen oder müssen. Erinnert dies nicht an die früheren Schoppischen Colorado? —

Solothurn. Der Regierungsrath hat der Gemeinde Niederwyl bewilligt, behufs Auswanderung eines ihrer Gemeindeglieder 1124 Fr. auf Rechnung des Gemeindefonds aufzubringen zu dürfen.

Italien. Aus Genua wird von einer schauerhaften Schiffs-ferne berichtet. Der sardinische Kauffahrer „Rosario“ hatte auf der Rückkehr von Bahia sowie Matrosen durch Desertion verloren, daß er sich genöthigt sah; in Westindien vier Portugiesen zu werben. Man war schon 5 Tage auf hohem Meer, als diese Neuzugeworbenen den Ausbruch sagten, Kapitän, Steuermann und die fünf sardinischen Bootskleute zu ermorden, das Schiff in einen afrikanischen Hafen zu bringen und dort zu verkaufen. Der Schiffsjunge, der portugiesisch verstand, kaufte den Verschwornen zu, und zeigte dem Kapitän und Steuermann die Gefahr an. Als nun die Mörder Nacht nahen, fanden sie ihre Opfer vorbereitet und wurden mit Pistolenschüssen empfangen. Zwei der Portugiesen fielen durch Schüsse, die andern wurden in Ketten gelegt und nach Genua gebracht.

Türkei. Konstantinopel, 11. August. Ein griechisches Schiff, welches vor dem neuen im Bau befindlichen kaiserlichen Palast vor Anker lag, wurde von den Räubern überfallen, und der einzige darauf wachhaltende Matrose, ein Neffe des Kapitäns, mit Messern wie ein Stroh durchstoßen. Die Räuber haben 1900 Talaris mitgenommen. Einer derselben ist den andern Tag ergriffen worden.

England. London, 24. August. Bei Lloyd's ist die Nachricht eingelaufen, daß das Emigrantenboot „Sacramento“ mit 220 nach Australien bestimmten Auswanderern an Bord wenige Meilen von Port Phillip, dem Orte seiner Bestimmung, gescheitert sei. Das Gescheh in der Nacht vom 26. April. Sämmtliche Mannschafft und die Waarfraft im Betrage von 60,000 Pfd. konnte glücklicherweise an Land geschafft werden. Das Fahrzeug selbst wurde von der Brandung verschlungen, mit ihm alles, was die armen Auswanderer in ihre neue Heimath mitgenommen hatten.

Hamburg. In Hamburg wurden gelungene Versuche mit der für Schiffbrüchige so wichtigen Rettungsmatratze gemacht, aus denen hervorgeht, daß ein Mann Tage lang mit einer solchen Matratze umherzuschwimmen kann.

Amerika. Für Auswanderer bietet kaum ein Land größere Vortheile dar, als gegenwärtig Canada. Wie sie in Quebec eintratsen, finden sie sogleich Beschäftigung. Gewöhnliche Arbeiter erhielten in der letzten Saison an den nun im Bau begriffenen Eisenbahnen in dem östlichen Townships einen Dollar und Schreiner und Maurer

zwei Dollars per Tag, und dennoch ist immer noch Mangel, sowohl an Handwerkern als an Landarbeitern dafelbst vorhanden; sehr sind sie sogar wegen Eisenbahnarbeiten noch seltener zu erhalten.

In der Ausstellung zu New-York befindet sich ein Koffer in gewöhnlicher Größe, welcher ein ganzes Haus für eine Person, ein Sopha, ein Bett und einen Regenmantel enthält. Das Ganze ist aus Gummelafticum gefertigt. Das Haus hat vier Wände und ein Dach und bedarf nur vier Stäbe, um aufgerichtet zu werden. Das Sopha, das Bett werden mit einem Blasebalg aufgeblasen, der sich im Koffer befindet. Der Mantel kann in ein Boot verwandelt werden, mit welchem eine Person bequem über einen Fluß setzen kann.

— Nach dem New-Yorker „Schweizerboten“ ist der bekannte Kapitän A. Euter in Kallifornien von der dortigen Legislatur einstimmig zum Generalmajor der Bürgermilitz ernannt worden.

— Die Berichte über das gelbe Fieber in New-Orleans lauten betrübend. Die Krankheit, im untern Mississippihalbe zwar immer heimlich, tritt diesmal mit besonderer Heftigkeit auf und artet fast regelmäßig nach 8 oder 10 Stunden in „schwarzes Erbrechen“ aus. Drei Viertel der Erkrankten sterben und man zählt täglich 100 bis 150 Todesfälle. Auch auf Cuba grassirt die Seuche fort.

— Nach den in der San Francisco Shipping List veröffentlichten Zollhaustabellen kann man sich von der Wichtigkeit der kalifornischen Hauptstadt in commercialer Beziehung keinen geringen Begriff machen. Eine Stadt, die erst 4 bis 5 Jahr alt und auf einer bis vor Kurzem unbekannten und dünn bevölkerten Küste erbaut worden ist, und binnen dieser Zeit sich zum dritgrößten Seehafen in den Vereinigten Staaten aufgeschwungen hat, gehört sicherlich zu den Wundern des Zeitalters. Im ersten Halbjahr 1853 sind in San Francisco eingelaufen: 216 amerikanische Küstenfahrer, mit einem Gesamttonnagehalt von 148,812; zwei Waflschiffänger von 355 T.; 7 ausländische Küstenfahrer von 5143 T. aus Venetia; 105 amer. Schiffe von 63,055 T. Gesamtlast aus ausländischen Häfen; und 231 ausländische Schiffe aus ausländischen Häfen mit 72,600 T. Gesamtlast.

— Die Erntebefichte aus Amerika lauten überaus günstig. Die diesjährige Ernte übertrifft alle früheren an Reichhaltigkeit.

— Immer und überall will man nur Goldlager entdecken haben; so jetzt in Oregon am Santiamflusse, ferner in Central-Amerika bei San Juan del Sul im Nicaragua-Staate; diese lezten Goldlager sollen an Reichthum alles übertreffen, was man bisher in Kallifornien und Australien gesehen.

— Die Legislatur von New-Jersey hat die Trunkenbolde mit den Wahnsinnigen in die gleiche Klasse gestellt und erklärt, daß jene nicht im Stande seien, ihr Vermögen zu verwalten. Der Trunkenbold erhält einen Vormund, bis er sich gebessert hat.

General-Agentur für Auswanderung.

Auskunft- und Beförderungsbüreau nach
Nord- und Südamerika und Australien
in Napperschwyl.



Dieses Büreau spekulirt fortwährend Auswanderer und Kaszt-Passagiere sowohl in Dampf- als in Segelschiffen ersten Ranges nach allen Häfen von Nordamerika zu den besten Preisen, über Bremen, Hamburg, Antwerpen und Rotterdam, so auch nach Australien durch regelmäßig abgehende große schnellfahrende Fregatenschiffe.

Nach den brasilianischen deutschen Kolonien Dona Francisca, Santa Cruz, Blumenau, der Gutobesiger in der Provinz San Paulo und den Kolonien in der Republik Venezuela, von denen allen in den letzten Zeiten die günstigsten Nachrichten eingekommen sind, werden ebenso fortwährend Engagements angenommen.

Im Fernem ist benanntes Büreau in Stand gesetzt, den Auswanderern nach Nordamerika, um dieselben vor Brekseren in New-York bestmöglichst zu bewahren, schon hier Billette zu deren Beförderung ins Innere des Landes zu den gleichen Preisen zu erlassen, wie dieselben bei den Hauptbüreaus in New-York bezogen werden können; 10% des Betrages werden in Hier, das Uebrige in New-York bezahlt.

Briefe und Anfragen, welche stets unentgeltlich beantwortet werden, und für Abschlüsse von Verträgen wende man sich gefälligst franco an obgenanntes Büreau.

Zu jeglicher Auskunft ist auf frankirte Briefe oder auf persönliche Anfragen auch die Redaktion dieses Blattes bereit.

Verlag und Redaktion: H. G. Grünwaldt, Lehrer in der Schöfhalde bei Bern.
Druck der Haller'schen Buchdruckerei in Bern.
H. G. Grünwaldt.

Der Kolonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.

Jahr-Abonnement 6 Fr.
Halbjahr-Abonnement 3 „
Vierteljahr-Abonnement 1, 50 C.
Man kann auch jederzeit ins
Abonnement eintreten.
Wer jeweilig die erste Num-
mer nicht rukschirt, wird
für das jeweilige nächstfol-
gende Quartal als verschul-
det betrachtet, und der
„Kolonist“ denselben dann
regelmäßig eingefandt.
Einrückungsgebühr 14 C. die
einfachste Zeile. Bei
mehrmaliger Wiederholung
tritt eine Preisermäßigung
ein. — Für Abonnemente
und Inserate wendet man
sich portofrei direkt an die
Redaktion.



Der Kolonist erscheint regel-
mäßig alle Sonntage.
Landkarten und Illustratio-
nen werden von Zeit zu Zeit
als Beilagen mitgege-
ben.
Wahrheitsgetreue Original-
briefe und belehrende Auf-
sätze über Amerika, franko
an die Redaktion gefandt,
finden jederzeit unentgeltliche
Aufnahme.
Da der Kolonist aller Politik
fremd, nur den Zweck ver-
folgt, allen schweizerischen
Auswanderern nützlich zu sein,
so bittet die Redaktion um
möglichste Theilnahme zu
vielfältiger Verbreitung. Bei
genügsamer Abonnentenzahl
würde derselbe denn auch
ohne Preisermäßigung wo-
chenentlich zweimal erscheinen.

Nr. 36.

Bern, Sonntag den 11. September.

Dritter Jahrgang. 1853.

Kolonisation.

Der Madrider-Zeitung „El Herald“ entnehmen wir folgende
Bemerkungen über dieses Thema:

„Schon früher haben wir den wichtigen Gegenstand der Aus-
wanderung besprochen, den wir heute, wenn auch nicht in politischer,
so doch in materieller Beziehung in die Ansicht nehmen wollen. Die
materielle Auswanderung ist eine Art Tribut zwischen allen Ländern;
sie ist der Handel der Menschheit mit sich selbst, bei welchem Talente,
Industrie und Kapital ausgetauscht werden. Wird die Volkszahl eines
Landes zu groß, so geht sie dorthin, wo die Bevölkerung mangelt,
und wo unbebaute Länder sind, welche dem Einwanderer eine
reichliche Ernte für seine Thätigkeit versprechen, dahin wird er auch
seine Schritte lenken. Dieses ist die Bewegung, die Ebbe und Fluth
zwischen den verschiedenen Theilen der Erde, welche die Bestimmung
hat, das Gleichgewicht herzustellen.“

Der erste Eindruck, den die Auswanderung heroorbringt, ist
nicht weniger als anlehnend. Warum gehen unsere Mitbürger fort?
Ist es die Nothwendigkeit, die sie von dannen treibt? sind Fragen,
die bei Jedem sich von selbst einstellen, und nirgend mit mehr Recht
gemacht werden können als in Spanien, wo die Bevölkerung spärlich,
die Industrie weit zurück und noch viel Land zu bebauen ist. Betrachtet
man jedoch die Auswanderung aus einem andern Gesichtspunkte, so
nimmt sie sogar einen erfreulichen Charakter an. Wer bezweifelt den
Reichtum Großbritanniens, und kennt nicht die große Auswanderung
aus diesem Lande, nicht nur an mittellosen, sondern auch sehr bemit-
telten Leuten? Und hat die Regierung Englands Etwas dagegen
gethan? Man würde dies in einem Reiche nicht anzufangen wissen,
wo die Freizügigkeit unbegrenzt ist. Allein, abgesehen von England,
und auf unser Land und beschränkt, sehen wir nicht, daß, während
aus einigen Theilen fortwährend Auswanderungen stattfinden,
Fremde dagegen unsere brach liegenden Länder anspitzen, um
landwirthschaftliche Kolonien zu gründen? Hierin liegt also der Aus-
tausch der Bevölkerung, ein Tausch, der eben so nothwendig ist, als
der von Natur- und Kunstzeugnissen.

Damit soll aber nicht gesagt sein, daß die Auswanderung nicht
auch ihre Grenze haben solle, und zu massenhafter Uebersiedelung
heranwachsen, sondern wenn Uebersiedelung und Interesse einen Theil
unserer Bevölkerung hinwegführen, so werden wir dagegen umgekehrt
einen Zuwachs aus andern Ländern erhalten, zumal Spanien jetzt
anfängt, von seiner Erschlaffung sich zu erholen, und denselben Geist
der Regsamkeit zu entfalten, welcher andern Nationen Macht und
Reichtum verliehen hat. Die gute Seite der Auswanderung besteht

darin, mit fremden Ländern unaufsichtliche Bande der Verbrüderung
zu knüpfen, und eine kräftige Grundlage guter politischer und commer-
cieller Verbindungen heranzubilden. Der freiwillige Ansiedler vergißt
nie sein Vaterland, seine Familie; er kann den jarten Trieben nicht
entgehen, die sein moralisches Dasein bilden, und er erhält bei seinen
Kindern die angestammten Gefühle. Außerdem entsteht zwischen den
betroffenen Ländern, dem Kolonisten und seiner Verwandtschaft in
der Heimath ein stets wachsender Umsatz, und der Mann, welcher zu
Hause ein Bettler oder die meiste Zeit hindurch ein brodloser Arbeiter
geblieben wäre, wird in 1000 oder 2000 Meilen Entfernung ein
nütziges Mitglied der Gesellschaft, dessen Bedürfniß und Ueberfluß
zu unterbrochenen Verbindungen Anlaß geben.

Das Einzige, um was es sich handeln kann, ist die Gegen-
d, wohin Diesen sich zu wenden haben, die im eigenen Lande die
Mittel zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse nicht finden können; und
wenn man auch keine Vorschrift in dieser Beziehung geben kann, so
gibt es doch Rathschläge, sowohl für das Land als für die Leute, die
zur Auswanderung ihre Zuflucht nehmen müssen. Unsere Auswan-
derung geht nach Portugal, Afrika und Amerika. Nach Portugal
gehen die Bewohner der angrenzenden Provinzen; nach Afrika und
Amerika die Bewohner des Südens. Diese Auswanderungen nun
tänzen entweder die rege gemachten Hoffnungen, oder tragen gute
Frisen. Was ist Portugal mehr als Spanien? Gerade Portugal ist
eines der wenigen Länder, welche gegen uns zurück sind. Die Aus-
wanderung dagegen nach dem ehemals spanischen Amerika bietet die
meiste Aussicht; denn Amerika ist noch ein junges Land, welches
umsichtige Unternehmungen mit gutem Erfolge krönen kann. Indessen
scheint der größte Theil jener Länder durch einen Spruch der Vor-
sehung für seine Unabhängigkeit zu büßen, und die stets entfesselten
politischen Leidenschaften unterhalten dort einen beständigen Kampf des
Ehrgeizes, welcher am Ende zur schrecklichsten Anarchie, oder zur
demüthigsten und grausamsten Willkür führen muß. Aber noch mehr.
In jenen Ländern, wo eigentlich keine wahre Regierung vorhanden
und wo der Befehlende und nach Oberbefehl Strebende, nicht in den
Mitteln schwanken, wodurch ihre Macht vergrößert werden kann, hat
man keine Achtung vor den Fremden, und mehr als ein Mal hatte
die Presse in Spanien gegen die Tyrannei zu Felde zu ziehen, welche
die dort ansässigen Spanier zur Ergreifung der Waffen in Fragen
nützte, die sie nichts angingen und sie in die harte Alternative ver-
setzte, einem persönlichen Ehrgeiz als Werkzeug zu dienen, welcher
am Tage seines Triumphes sie zu Opfern seiner Laune machen würde.

Gibt es aber gar kein Land in Amerika, wohin Spanier aus-
wandern können? Sünde es bei uns, ihnen den Weg zu zeigen, so

würden wir sie nach den südlichen Provinzen Brasiliens schicken, wo sie außer Ueberfluß an fruchtbarem Boden die Ruhe finden würden, die eine aufgekärte und dauerhaft konstituirte Regierung gewährt. Wenn irgend ein Land Begierde erwecken kann, so ist es dieses, dessen Ströme kostbare Steine führen, dessen Gebirge werthvolle Metalle — den Stapelartikel der Welt, in sich schließen, und dessen Thäler in unendlichem Pflanzenwechsel noch mehr Schätze darbieten, als die Bergketten, oder der große Amazonenstrom verbergen. Zwar herrscht dort die spanische Sitte nicht, allein es ist die Sitte der pyrenäischen Halbinsel; auch spricht man unsere Sprache nicht, aber doch die Sprache des Landes, welches mehr als unser Nachbar, welches unser Bruderland ist, — eine Sprache, die überdies wenig von der spanischen abweicht. Jedenfalls treffen wir dort unsere Religion, Gebräuche und Lebensart. Brasilien ist einer Provinz Europa's zu vergleichen, und unserm Vaterlande ähnlich, nicht nur hinsichtlich seiner Fruchtbarkeit und anderer bereits angedeuteten Eigenschaften, sondern auch, weil unter dem Schutze eines, von einem aufgestellten Monarchen eingenommenen Thrones und durch den Schirm welscher Institutionen kein Element der Wohlfahrt mangelt, welches dort sich nicht entwickeln könnte. Wenn die spanische Auswanderung den Weg nach Brasilien nehmen wird, werden wir nicht darüber zu klagen haben, denn wir werden das Schicksal unserer Landsleute gesichert und nicht den Gefahren und Zufällen preisgegeben sehen, denen sie heutigen Tages in jenen Theilen Amerika's entgegengehen müssen, welche meist der Krone Spanien angehören.

Auszüge aus Briefen.

Landwirtschaft.

Es gibt in einigen Theilen der vereinigten Staaten, vorzüglich im Staate Indiana und Illinois, ungeheure Strecken Landes, welche ganz baumlos und nur mit Gras bewachsen sind. Diese sogenannten Prairien ernähren unzählige Herden; dahin richtet man die jetzt auswandernde, landbauende Bevölkerung vorzüglich ihre Schritte. Dort ist das Land wohlfeil, $1\frac{1}{2}$ bis 3 Dollars der Acre, und da die daselbst Angekauften öfters ein Stück Wald in ihrer Nähe anzukaufen, um das benötigte Holz zu haben, Gelegenheit finden, so können sie das am bequemsten gelegene Land anbauen, während das übrige als vortreffliche Weidweide benützt werden kann. Im ersten Jahre gibt der aufgebrodene und angefaltete Boden nur eine mittelmäßige Ernte, aber vom zweiten Jahre an, wenn die Graswurzeln verfault und zu Dammern geworden sind, wird er eben so fruchtbar als der Waldboden. Es fällt in die Augen, daß bei dieser Anbaueinrichtung sowohl Holz, als Material und Werkzeugersparnis stattfindet. Die in Illinois, 8 bis 9 Stunden von St. Louis, niedergelassene Schweizer-Colonie gedeiht vollkommen gut, und unsere schweizerischen Auswanderer finden meiner Ueberzeugung nach viel größere Vortheile, daselbst sich niederzulassen als in Tennessee und den Alleghany.

Eine nicht zu unterlassende Vorsichtsmaßregel, wenn man wirkliche Farmen oder ausgereitetes Land kaufen will, ist diese: daß man die Güte und Lage des Bodens genau untersuche, und durchaus nicht nur auf fremde Erkundigungen hin kaufe. Da die Amerikaner niemals Dünger gebrauchen, so wird das Land in die Länge nach und nach erschöpft, und wenn alsdann der Ertrag nicht mehr groß genug ist, so benutzen die Farmer irgend eine gute Gelegenheit, um ihr Gut zu verkaufen und suchen sich ein anderes Stück fruchtbareres Land, das sie urbar machen. Man muß sich daher hüten, solche Farmen zu kaufen, die schon vor langer Zeit ausgereitet und angebaut wurden, besonders wenn ihr Umfang zu klein ist, um mit den verschiedenen Gewächsarten abzuwechseln zu können. Was den Waldboden anbetrifft, wenn er weder allzu steinig, noch zu sumpfig ist, so ist seine Eigenschaft leicht an dem Baumarten zu erkennen, welcher er hervorbringt, so wie an ihrem Aussehen. Die Eichen, die Nußbäume, die Buchen besonders, wenn sie einen schönen Wuchs haben, zeigen einen guten und tiefen Boden an; wenn diese Bäume aber dünn, niedrig und mit pappartigen Pflanzen, wie Flechten u. s. w. bewachsen sind, so ist der Boden mergelartig, oder aus einer andern Ursache wenig fruchtbar. Die Ahorne hingegen verrathen mageres und schlechteres Land; hingegen liefern sie den Zucker, den man durch Verkauf immer gut verwerthen kann. Das gegen Mittag abhängige Land ist immer

vorzuziehen, wenn es nicht allzu steil ist, und für die Maiskultur ist im Allgemeinen schwerer und selbst etwas feuchter Boden nicht zu fürchten.

Was aber bei der Auswahl einer Niederlassung besonders Aufmerksamkeit verdient sind die Straßen, welche dazu führen und die Leichtigkeit der Ausfuhr der Landesprodukte. Die Straßen in Amerika sind alle ohne Ausnahme mehr oder weniger schlecht; und bei feuchter Witterung werden die Verbindungsstraßen wahrhaft unbrauchbar, selbst für Pferde. Die entfernt wohnenden Pächter oder Landeigenthümer können daher die Märkte nur bei gestornem Boden und im Winter besuchen, weil sie im Sommer mit der Landarbeit zu beschäftigt sind, und dieser Umstand ist von großem Nachtheil; denn auf einem wohl eingerichteten Landgute gibt es immer so viele Dinge zu verwerthen, daß man wöchentlich eine nicht zu verachtende Summe Geldes lösen kann, wenn man zum Verkauf Gelegenheit hat.

Architekten, Portraitisten, Kupferstecher etc. in Amerika.

Architekten.

Es wird in Amerika sehr viel gebaut und hin und wieder auch ein größerer Bau unternommen. Ein Architekt, der sich in einer Stadt fashonable zu machen weiß, hat ein herrliches Geschäft. Insbesondere freut er sich einer Menge zierlicher Landhäuser, welche er zu bauen erhält. Aber bis ein deutscher Einwanderer in Mode kommt, vergehen mindestens einige Jahre, und nur wenigen ist es gegeben, die amerikanischen Mittel zu gebrauchen, sich Ökonnen und Kunden zu verschaffen. Evidente oder kirchliche Bauten erhalten in der Regel nur geborne Amerikaner und unter ihnen derjenige, welcher der gerade herrschenden politischen Partei sich nützlich gemacht, oder sich eine Zeitlang exemplarisch fromm und kirchengängerisch dargestellt hat. Die gewöhnlichen Bürgerhäuser werden einfach, aber höchst zweckmäßig gebaut; jedoch kommen sie gleichsam fertig aus der Fabrik, eines ist gerade so wie das andere. Man bestellt sie bei Baumelstern, die in ihrer Kunst noch sehr roh sind, jene Häuser aber, und zwar theilweise auf eigenen Vorstoß, in wenigen Wochen zusammensetzen. Um mit diesen Baumelstern glücklich zu concurriren, muß man erst gründlich das Kaufmännische des Geschäfts lernen; einträglich ist es zwar, aber für den wirklichen Architekten bleibt es doch eine eintönige Beschäftigung.

Portraitisten und Decorationsmaler.

Jeder, der ein Costüme machen kann, sei es in Del, Pastell, Kreide, Tusche oder Daguerreotyp, sei es künstlerisch oder gesubelt, er findet sein Brod dabei. Jeder Farmer will seiner theuern Familie Bildnisse haben, und das gewöhnlichste Freundschaftsgeschenk ist das eigene holbe Portrait. Wer daher schnell zu portrairen und insbesondere die Personen etwas schauspielerisch ins Licht zu stellen versteht, wird Zulauf haben, sobald er sich durch Aushängen und Anpreisen seiner Sitze einmal in Gang gebracht hat. Das Daguerreotypiren ist auch wieder eine Kunst, in welcher der Amerikaner selbst das Ausgezeichnete leistet. Decorationsmaler finden mancherlei Beschäftigung, weil man effectvolle Bilder sowohl auf der Bühne als in öffentlichen Darstellungen und Hallen sehr gern hat. Zahllose Wirthshauskünstler und Fahnen verlangen ebenfalls ihre Gelder. Dagegen mag es in den vereinigten Staaten, im Norden wenigstens, noch keine hundert Häuser geben, die ein bemaltes Zimmer haben.

Kupferstecher, Holzschnitzer und Lithographen.

Bedeutende Bildwerke bekommen diese nicht auszuführen, und arbeiten sie selbst dergleichen, so müssen sie dieselben den Amerikanern gleichsam als eine Ehrensache ausdihigen, sonst werden sie sich Jahre lang nach Käufern umsehen. Aber verlangt wird eine unglaubliche Menge von Geschäft, und Bilienkarten, Banknoten und Siegelformen, Bildern für Schulbücher und Zeitungen, Zeichnungen von Maschinen und Producten, und Landkarten jeder Art. Von diesen kleinen Arbeiten kann man daher leben, aber für's Erste auch nicht viel mehr, da Arbeiten dieser Art ebenfalls zu denen gehören, für welche die Amerikaner besonderes Geschick haben und denen sich daher Viele von ihnen widmen.

Sechster Jahres-Bericht der Deutschen Gesellschaft von New-Orleans, vom 1. Juni 1853.

(Dieser Bericht wurde von der deutschen Gesellschaft in New-Orleans auch an den hohen Bundesrath in Bern gesandt.)

(Fortsetzung.)

Dem Uebel könnte indessen in großem Maße abgeholfen werden, wenn die respectiven deutschen Regierungen von solchen Speditoren, welche Emigranten via England befördern, bei Weltem höhere Bürgschaften und Garantien forderten, als diejenigen zu stellen haben, die von einheimischen Häfen verschifften. Gänzliche Entziehung der Concession in wohl nachgewiesenen Fällen von grober Uebervorthellung, und schlechter Behandlung der Emigranten würde gewiß sehr bald einen bessern Zustand herbeiführen.

Ehe wir diesen Gegenstand verlassen, möchten wir noch einige Worte an die Schiffscapitäne richten. Diesen möchten wir bemerkt machen, daß insbesondere den Zwischendecks-Passagieren mancherlei Entbehrungen, die bei einer oft langen Seetour unvermeidlich sind, hart vorkommen müssen. Eine vernünftige Erklärung obwaltender Umstände aber, in ruhigen Worten, würde dabei Manches gut machen, vorzüglich wenn eine solche Erklärung vom Capitan selbst ausgeht und wenn nicht, wie es so häufig der Fall ist, alle Sorge für die Passagiere rohen, unverständigen Untergebenen überlassen bleibt. — Gemeine und grobe Redensarten, als Antworten auf Klagen, wie sie so häufig gegeben werden, erbittern nur, und veranlassen, daß nach Gründen zu Klagen gesucht wird, und daß manche unerhebliche Entbehrungen in den größten Härden geschildert werden.

Viele von Havre gefegelte Passagiere führten bittere Klagen, daß der von ihnen eingekaufte und bezahlte Proviant in dem Schiffsraum der Art gelagert worden war, daß sie sich dessen während der Reise nicht bedienen konnten, und so gezwungen waren, vom Capitan theure Lebensmittel zu kaufen; auch konnten sie nach ihrer Ankunft hier nicht beweisen, daß ihnen ihr Eigenthum zurückgestellt wurde. Da uns aber in dieser Beziehung keine Beweise geliefert werden konnten, daß diese Absicht von Seite der Capitäne zu Grunde gelegen, so schloß die jetzt der Anhaltspunkt zum Handeln und Verbessern. Der Gegenstand ist wichtig genug, um die ganze Aufmerksamkeit der eintretenden Direction zu verdienen.

Wäre es uns erlaubt, an auswärtige oder vielmehr an heimathliche Auswanderungs-Vereine eine Bitte zu stellen, so wäre es die, daß sie suchen, ihren Wirkungsbereich auszudehnen, indem sie aus ihren Bureau's herausgehen und auch außerhalb derselben Alles, was den Auswanderer angeht, so viel als möglich selbst untersuchen, verbessern, ordnen und bestimmen. Sie würden z. B. darauf sehen müssen, daß alle im Innern Deutschlands mit den Speditoren abgeschlossenen Ueberfahrts-Contracte alle erforderlichen Bedingungen enthalten, namentlich daß für eine hinreichende Quantität gesunder Lebensmittel gesorgt wird, daß die nöthigen Vorrichtungen zum Kochen nicht fehlen, daß Arzneien angeschafft werden und deren Verabreichung den Capitänen zur Pflicht gemacht wird, daß den Auswanderern zwei bis drei Tage Aufenthalt an Bord nach Ankunft im Bestimmungshafen gestattet ist u. s. w. Es ist aber nicht genug, daß diese Bedingungen dem vom Auswanderer-Beförderer empfangenen Ueberfahrts-Contracte einverleibt sind; sie müssen auch von Seite des Schiffes, durch dessen Capitan, übernommen werden; überhaupt soll Lepterer in die Fußstapfen des Auswanderungs-Agenten treten, die Verpflichtungen des Regiers übernehmen und seinen Contract endoskiren. Bisher ist es gebräuchlich gewesen, den Auswanderern die ursprünglichen Contracte im Seehafen abzunehmen, und mit andern speciel auf dieses oder jenes Schiff lautenden, mit jenen erstern durchaus nicht übereinstimmenden, Verträgen zu vertauschen. Ist Klage zu führen, so beruft sich alsdann der Schiffscapitan auf seinen Vertrag, dem er nachgegeben. Für das, was der erste Vertrag mehr verspricht, ist er (der Capitan) nicht verantwortlich, und will nun der Auswanderer Klage gegen den ersten Speditoren, dem er sein Geld bezahlt hat, führen, so fehlen ihm die Beweismittel.

Bei Abt Liverpool stattgefundenen Verbesserungen sind und mehrere Fälle vorgekommen, wo sich Auswanderer beklagten, den Proviant und sogenannten Zusatzproviant nur in halben Rationen für Kinder von 13 Jahren erhalten zu haben, während sie, laut ihren in Deutschland gemachten Contracten für Kinder über 12 Jahre ganze Passage

und den Proviant einer erwachsenen Person bezahlt hatten. Obgleich diese Beeinträchtigung von keinem großen Belange ist, so läßt sich doch leicht denken, daß auf einer langen Seetour die jeden Tag wiederkehrende Unzulänglichkeit an Lebensmitteln nicht nur zu beschädigten Klagen Veranlassung gibt, sondern auch für die Gesundheit der Besetzten nachtheilig, wo nicht gefährlich werden kann. Solche Mißbräuche und Mißgriffe scheinen uns aus der Verschiedenheit des neuen englischen Gesetzes mit dem in Deutschland angenommenen Gebrauch, was unter Bezeichnung von „Kindern“ gemeint ist, zu entspringen, denn das englische Gesetz verkehrt unter Kinder, was von 1 bis 14 Jahre alt ist, während wir bemerken, daß die meisten in Deutschland gemachten Schiffcontracte von Kindern, als von 1 bis 12 Jahre alt, sprechen und was darüber ist, als Erwachsene ansehen. Auswanderer via England werden deshalb darauf aufmerksam gemacht, daß, wenn sie für den englischen Proviant oder Zusatzproviant accreditiren, sie für Kinder von 1 bis 14 Jahren bloß halben Preis bezahlen, da bis zu diesem Alter vom Schiffe nur halbe Ration verabreicht wird. Trotz dessen werden sie aber wohl daran thun, sich nebenher noch mit einigen Lebensmitteln für solche größere Kinder zu versehen.

Schließlich haben wir zu wiederholen, daß unsere Gesellschaft keine Geschäfte treibt, namentlich sich nicht mit dem Verkauf, noch der Beförderung von Waaren befaßt, eben so wenig Einlegung, Belegung und Auszahlung von Geldern übernimmt, so wie sie auch jede Anforderung um Beforgung von Todtenscheinen, Erlangung von Nachrichten oder Auffindung verschollener Personen und dergleichen mehr, was in das Fach hier residirender Consuln fällt, von der Hand weist.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Gidgenossenschaft. Der schweizerische Consul in New-Orleans berichtet mit Depesche vom 15. v. M. an den Bundesrath, daß in New-Orleans das gelbe Fieber in der Welse ausgebrochen sei, daß es täglich bei 200 Opfern fordere und zwar selbst unter den bereits acclimatisirten Bewohnern, vorzüglich aber unter den neu Eingewanderten. Da das Fieber erst mit der gegen Ende October oder November eintretenden Kälte aufhören werde, so glaubt der Consul, den Auswanderern empfehlen zu müssen, sich einzuweisen nicht nach New-Orleans zu begeben, indem sie ohne Zweifel von der Krankheit ergriffen würden und derselben unterliegen müßten.

Auch aus Zeitungsberichten ersieht man, daß das Fieber dort fürchtbar grassirt. So vermochte man im vorigen Monat nicht mehr alle Leichen zu beerdigen, und 125 derselben wurden verbrannt.

Bern. Wir haben in der letzten Nummer dieses Blattes eines Agenten, Herrn Baumgartner, erwähnt, welcher Kolonien ausgeschrieben, ohne anzugeben, wo diese Kolonien sich befinden. Es betrifft dies, seinen Publikationen nach, wohl zwei verschiedene Kolonien. Welches die eine dieser Kolonien seien, gibt eine Bekanntmachung im letzten Antzettel der Direction der Julius und Volzgen Ausfahrt, in welcher es heißt: „Zu allseitigem Verhalt für Auswanderer wird nun hiermit bekannt gemacht, daß diese Einladung zur Auswanderung in den südamerikanischen Staat Uruguay von Seite des Herrn Baumgartner, in Uebereinstimmung mit den Bestimmungen des Dekrets vom 7. December 1852, ohne hiesige Zustimmung ergangen ist. Herr Baumgartner ist daher dieser Gesellschaft übertraten halber dem Richter zur Bestrafung überwiesen worden.“ Dies beträfe also die Kolonie des Herrn Baumgartner, in welcher er 1000 bis 3000 Jucharten urbarisirten Land, Gebäulichkeiten, Röhre, Zugochsen u. s. w. verspricht. — Wo befindet sich aber denn die andere Kolonie des Herrn Baumgartner, nach welcher er, laut seinen Publikationen (siehe Oberländer-Anzeiger Nr. 106, vom 4. Sept. 1852 und andere Zeitungen), Auswanderer um den Preis von Fr. 140 n. M. frei ab Basel bis Amerika (P), wo diesen auf drei Jahre Arbeit, Lohn, Kost und Logis zugesichert ist, speidert? Gilt diese Publikation vielleicht für einen Herrn Vass Belmont, Gutsbesitzer zu Kienra; Provins Rio Janeiro? Offen zur Sache gestanden zeugt, daß man von der Realität und Solidität selbst überzeugt ist. Wer diese Ueberzeugung von einer Kolonie nicht hat und doch dahin speidert, verdient — — — wir wollen und den etwas harten Ausdruck bloß denken.

Ruzern. Wir vernehmen vom Lande, daß bereits an mehreren Orten, namentlich in Ruswyl, Versammlungen stattgefunden haben, um sich zu besprechen, wie der zunehmenden Verarmung des Volkes und der davon folgenden Entfittlichung abzuhelfen oder entgegenzuwirken sei. Gut, daß man abzumehren sich bemüht, bevor das Wasser völlig in den Mund läuft. Wo guter, ernstlicher Wille vorhanden, ist Vieles möglich, wenn auch die Sache schwer. (Euz.-Zeit.)

Glarus. Bekanntlich wandern jährlich viele Glarner nach Nordamerika aus, und da ist es denn auch vorgekommen, daß solche, wenn sie eine Ehe eingehen wollten, sich, den dort bestehenden Gesetzen gemäß, der Civiltrauung bedienten. Nun hat aber die evangelische Kirchenkommission in Glarus beschlossen, es sollen solche Ehen, welche von Glarnern in Amerika vor Friedensrichtern geschlossen werden, denen dann die kirchliche Trauung nicht folgt, im Kanton Glarus keine Rechtsgültigkeit haben und daher auch nicht verstanden werden.

Amerika. In Canada hat am Ottawa ein fürchterlicher Brand stattgefunden. Das Feuer begann am Montag den 16. Mai, gegen 10 Uhr des Morgens, und wurde durch kleinere Feuer, die zum Abbrennen von Baumstumpen im Busch angelegt waren, hervorgerufen. Ein starker Wind trieb die Flamme von Weile zu Weile mit rasender Schnelligkeit, so daß jedes Widerstehen unmöglich war, und in einem Augenblick die fruchtbaren Ländereien von dem Haupte des Landes und der Zerstörung ergriffen wurde. Die Scene war wahrhaft schreckenerregend; Hunderte von Familien, darunter Personen jeden Alters und Geschlechts, flohen, von den Flammen verfolgt, nach allen Richtungen, nichts mit sich tragend als die wenigen Kleider auf dem Leibe. Das Zerstörungswerk dehnte sich über eine Strecke von 70 Meilen Länge und 50 Meilen Breite, meistens blühende, fruchtbare Ländereien. Menschenleben kamen in den Flammen um, Andere retteten sich dadurch, daß sie von dem Feuer verfolgt in den Ottawa-River (Fluß) sprangen. Ueber 500 Familien, die früher in glücklichen Umständen gelebt, wurden dadurch in eine verzwelfelte Lage versetzt, in vielen Fällen ohne irgend welche Lebensmittel, ohne die nothdürftigste Kleidung. Der größte Theil dieser vom Geschick so hart Bedrängten sind Leute, die erst vor wenigen Jahren dem alten Erdtheile Lebewohl gesagt hatten und nun in einem fremden Lande sich durch Fleiß und Thätigkeit eine unabhängige Existenz zu erwerben gebahen.

Für die von diesem schrecklichen Unglücke Halmgefügten hat die Regierung £. 2000 abgeschickt und an verschiedenen Orten sind ebenfalls Unterstüßungen gesammelt worden.

In Chicago ist eine täglich erscheinende deutsche Zeitung in's Leben getreten, heißt: „Der Proletarier.“ Redactor der Zeitung ist ein J. Karlen, aus dem Kanton Bern, der früher auch die eingegangene, in Bern erschienene Zeitung, „Der Unabhängige“, redigirte.

Aufbruch in Quebec. Vater Savazzi hielt am Montag Abend, den 6. Juni, in der freien Kirche eine Vorlesung über die alte und moderne Inquisition. Im Verlaufe seines Vortrages beströmte ein Haufe Verschwörer, meistens Irländer, die Kirche, schreierend: „das ist eine Lüge.“ Ein Hagel von Steinen und Knütteln bewaffnet, stürmte in die Kirche und gegen die Kanzel, auf welcher Savazzi stand. Dieser vertheidigte sich mit großem Muth und Kaltblütigkeit gegen die Fanatiker. Zuerst mit einem Stuhl und dann als ihm dieser entziffen wurde, mit dem Kanzelpult, schlug er sich durch die Wüthenden durch bis zu seinen Freunden, die ihn aus der gefährlichen Lage erlösten. Schlimmer erging es seinem Secretär, der auf den Tod darnieder liegt. Eine Soldatenabtheilung stellte die Ruhe her und räumte die Kirche. Savazzi aber ward einem zweiten Mordversuche ausgesetzt. Er hielt nämlich am Mittwoch den 8. Juni in der Zionskirche zu Montreal unter einer großen Zuhörerschaft eine zweite Vorlesung. In größerer Anzahl noch als das erste Mal umlagerten die Stürmer die Kirche und griffen die stark besetzte Volksgemeinschaft an. Die Truppen waren genöthigt, zwei Salven (Hedenfeuer) auf die Auführer zu geben, die eine furchtbare Wirkung auf den dicht

gedrängten Haufen ausübten. Im Ganzen wurden 6 Personen getödtet, 8 tödtlich verwundet und 14 mehr oder weniger beschädigt. Am Sonntag war Savazzi wieder in New-York und hielt wie gewöhnlich daselbst Gottesdienst in italienischer Sprache.

In vielen Städten der vereinigten Staaten sei die Cholera ausgebrochen, berichtet der „Canada'sche Bauernfreund“; im Einzelnen lesen wir von Fällen in Pittsburg und St. Louis.

Gegen 800 Mormonen, die bei Kocuf, im Staate Iowa, ein Lager aufgeschlagen hatten, sind nach der Salzseebadt aufgebrochen. Die Mormonenstadt hat dieses Jahr ungefähr 3000 neue Ansdmmlinge aufgenommen, und etwa 800 andere wurden noch erwartet.

In Cincinnati gibt es 3000 Diebe von Handwerk und Diebstahler, laut amerikanischen Zeitungen und polizeilichen Angaben. Wie groß aber dort die Zahl der christlichen Leute sei, wird nicht gesagt.

In New-Orleans wurde durch die Verhaftung eines Negers, welcher der Räubersführer sein soll, ein höchst verwegener und schändlicher Plan zur Insurrection unter den Negern entdeckt. Der Verhaftete legte das Geständniß von dem ganzen Complotte ab. Nach seiner Aussage war ein Plan entworfen worden, die Stadt an drei verschiedenen Punkten anzugreifen und sich des Arsenal, der Gewehrläden und des Waffendepots zu bemächtigen. Ebenso waren abgesonderte Haufen angewiesen, das Pulvermagazin und die Ver. St. Barraden, die ganz nahe unterhalb der Stadt liegen, zu überfallen und dann die Stadt an mehreren Orten in Brand zu stecken. Die Flammen sollten das Signal zur Revolte unter den Sklaven auf den benachbarten Plantagen sein. Nach dem „Canada'schen Bauernfreund“ hätte dieses Attentat Mitte Juni durch die Neger ausgeführt werden sollen.

In New-York sind während dieser Jahreszeit für ungefähr 150,000 Dollars Erdbeeren verkauft worden.

Die „St. Galler-Zeitung“ meldet aus einem Handelsberichte von Havre das Erfreuliche, daß die Preise des amerikanischen Mehls stark im Sinken begriffen sind. In Havre lagen am 29. vorigen Monats 12,000 Tonnen; sie wurden zu 43 bis 43½ Fr. angeboten, aber nicht ein einziger Käufer fand sich, obgleich sie wenige Tage vorher noch gerne mit 44 bis 45 Fr. bezahlt worden waren. Viele tausend Tonnen sind im Weiteren nach Frankreich unterwegs, Sendungen über Sendungen stehen in sicherer Aussicht.

Anzeig.

Segel- und Dampfschiffahrt nach Amerika.



Bureau zum Schutze der Auswanderer von F. W. Geilhausen in Koblenz,

(als selbstständig von der königl. hochoblichen Regierung genehmigt).

Die Abfahrten via Bremen, Hamburg, Rotterdam, Antwerpen, Havre und Liverpool finden durch ausgezeichnete Dreimastervollschiffe erster Klasse jeden Monat am 1., 6., 11., 15., 21. und 26. nach New-York, und im Frühjahr und Herbst jeden Monat vier Mal nach New-Orleans, resp. Galveston, Haiti. Die Kabinpreise und Zwischendeckpreise für die schönen Dampfschiffe **City of Manchester** und **City of Glasgow**, von welchen jeden Monat ein Schiff (in circa 14 Tagen) nach Philadelphia (New-York) segelt, sind äußerst billig normirt und von mir ermäßigt worden. Durch die Errichtung eines eigenen deutschen Bureau's in Liverpool, vertreten durch meinen Bruder und Geschäftsführer, Herrn Heinrich Geilhausen, Nr. 8 St. Pauls-Square daselbst, ist es mir möglich, allen Auswanderern, und selbst denjenigen Agenturen und Auswanderer-Vereinen, welche mit mir in Geschäfts-Verbindung zu treten wünschen, die äußerst billigen Ueberfahrtspreise notiren zu können, und zwar unter Zusage einer gewissenhaften und prompten Behandlung. Die Kontrakte müssen möglichst vier Wochen vor der Abreise abgeschlossen und die Auswanderer im Besitze der nöthigen Consense sein. Mein Prospectus (3te Aufl.) gibt viele werthvolle fernere Auskunft.

Die Beförderung wird von jeder beliebigen Dampfschiff- und Eisenbahnstation ab übernommen.

Näheres unentgeltlich bei: F. W. Geilhausen in Koblenz.

Der Kolonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.



Der Kolonist erscheint regelmäßig alle Sonntage. Landkarten und Illustrationen werden von Zeit zu Zeit als Gratisbeilagen mitgegeben.
Wahrheitsgetreue Originalbriefe und belohnende Aufträge über Amerika, Frankreich, Italien, Spanien, Portugal, Afrika, Asien, Australien, etc., an die Redaktion gesandt, finden jederzeit unentgeltliche Aufnahme.
Da der Kolonist aller Politik fremd, nur den Zweck verfolgt, allen schweizerischen Auswanderern nützlich zu sein, so bittet die Redaktion um möglichst häufige Theilnahme zu vielfältiger Verbreitung. Bei genügender Abonnentenzahl würde derselbe denn auch ohne Preisverhöhung wesentlich zweimal erscheinen.

Jahres-Abonnement 6 Fr.
Halbjahrs-Abonnement 3 „
Vierteljahrs-Abonnement 1, 50 G.
Man kann auch jederzeit ins Abonnement eintreten.
Wer innerhalb die erste Nummer nicht refusirt, wird für das folgende Quartal als verehrt. Abonnent betrachtet, und der „Kolonist“ denselben dann regelmäßig eingesandt.
Einrückungsgebühr 14 G. die einseitige Zeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein. — Für Abonnemente und Inserate wendet man sich portofrei direkt an die Redaction.

Nr. 37.

Bern, Sonntag den 18. September.

Dritter Jahrgang. 1853.

Sechster Jahres-Bericht der Deutschen Gesellschaft von New-Orleans, vom 1. Juni 1853.

(Dieser Bericht wurde von der deutschen Gesellschaft in New-Orleans auch an den hohen Bundesrath in Bern gesandt.)
(Fortsetzung.)

Zustand der Finanzen.

Der letztjährige Abschluß zeigt einen baaren Saldo von	Doll. Cent.
Hypothekarische Noten, zweite Municipalität Noten und Louisiana State Bonds	359 39
	5069 77
Zusammen	Doll. 5429 16
Barer Saldo vom vorigen Jahre	Doll. 359 39

Einnahmen:

Collectirte Beiträge	Doll. Cent.
Auf Deposit empfangen für zwei Einwanderer, Franz Christ und Auguste Schlep	1588 00
Geschenke von C. Heinrichs in Batesville, Arkansas, in einer uncouranten Doll. 10 Note, netto	47 00
Geschenke von Herrn J. N. Hanau und Herren Hanau und Comp.	9 75
Ertrag auf Auction verkaufter Effecten	15 00
Zahlung des Herrn W. Vogel, preussischen Consuls, einer durch die preussische Regierung von F. W. Gellhausen in Koblenz erwirkten Rückzahlung für Contractbruch an durch ihn via Liverpool per Schiff Comarada beförderte und bis Texas engagirt gewesene 90 Passagiere	481 12
Geschenke der großherzoglich badischen Regierung als theilweiser Ersatz für geleistete Unterstützung an aus der Gemeinde Neuenkirchen in Baden hier angekommenen mittellose Einwanderer	200 00
Collectirt durch Vermittlung des Frankfurter-Vereins für W. H. Wellhörner, St. Louis, für doppelt bezahlte Passage	9 38
Der Armenbüchse entnommen	17 25
Eingegangene Noten und Schuldscheine	3069 77
Zinsen	331 92
Nettogewinn bei Ankauf von Staats- und Stadtobligationen	20 00
	Doll. 6140 73

Ausgaben:

Ricthe des Agentenlokal	Doll. Cent.	Doll. Cent.	Doll. Cent.
Ab für den vermittelten Theil zurück empfangen	420 00		
Salair des Agenten	260 00	160 00	
Gelegentliche Assistent im Bureau		840 00	
Commission für das Collectiren der Beiträge		29 00	
Bureau-Kosten, Briefporto u. s. w.		156 99	
Druckkosten, Zeitungsubskriptionen u. s. w.		55 54	
Diverse Unterstützungen an arme Einwanderer, Arzneien, Kost, Logis u. s. w.		58 50	
Passage nach St. Louis für mittellose Einwanderer		139 75	
Lebensmittel für dieselben		107 00	
Bezahlt an einen Theil der Passagiere des Schiffes Comarada, so weit sich dieselben gemeldet haben, ihren Antheil an von Fr. W. Gellhausen erlangte Entschädigungssumme		42 67	
Remesse an W. H. Wellhörner in St. Louis die für ihn durch Vermittlung des Frankfurter-Vereins reclamirten		292 85	
Geldbelegungen in diesem Jahre		9 38	
Reist an baarem Saldo		3000 00	4888 69

Angelegtes Kapital,

in 3 Louisiana State Bonds, zu 6 Procent Zinsen	3000 00
in 2 New-Orleans City Bonds, zu 6 Procent Zinsen	2000 05
zusammen	5000 05

welches wie folgt vertheilt ist:

Kapitalfond	8500 00
Reservefond	1500 00
Balkenhausefond	17 00
Nachlassenschaft von Katharina Wipert	6 40
Nachlassenschaft des Dreimhortschen Ehepaares, den Kindern zugehörig	87 43
Deposirt für zwei Einwanderer, Franz Christ und Auguste Schlep	47 00
Verkaufte Effecten, einem Unbekannten zugehörig	2 15

Uebersicht Doll. 5169 98

Theil der von H. W. Gellhausen erlangten Entschädigung für Passagiere des Schiffes *Cosmopolita*, noch nicht abgefordert; Folgenden zugehörig:

Anton Ronn	Doll.	6	97	
Jakob Knopf von Eitelborn	"	38	35	
E. Knopf von Eitelborn	"	6	97	
Valentin Röll von Elville	"	24	41	
Johann Färber von Hallgarten	"	24	41	
Johann Fris von Eitelborn	"	24	41	
J. W. Knopf	"	6	97	
Heinrich und Kath. Barth von Hallgarten	"	13	95	
Wendelin Hell von Hallgarten	"	6	97	
Joseph Zoller von Elville	"	6	97	
Joseph Beckler	"	6	97	
Bernhard Holz von Defrich	"	6	97	
Anton und Philipp Jekeln von Defrich	"	13	95	188 27
Zinsenconto				772 82
Für laufende Ausgaben disponibel				180 98
	Doll.	6252	05	

Die deutsche Gesellschaft zählt gegenwärtig:

1 Mitglied zu Doll.	50	Doll.	50
1 " " " "	25	"	25
12 Mitglieder " " "	20	"	240
9 " " " "	12	"	108
31 " " " "	10	"	310
1 Mitglied " " "	7	"	7
171 Mitglieder " " "	6	"	1026
3 " " " "	5	"	15
2 " " " "	3	"	6

In Allem 231 Mitglieder mit . . . Doll. 1787.
(Schluß folgt.)

Brief der Elisabeth Dällenbach, wohnhaft gewesen in der Schoßhalde bei Bern, jetzt im Staate Illinois.

Die Schreiberin nachstehenden Briefes ist die älteste Tochter eines vielgeprüften, armen Mannes, welcher hier immer arbeitsam, ehrlich und brav war, von Profession ein Tischler. Hatte der Mann hier zwar gleich fast immer einwachen Verdienst und Arbeit, so reichte es doch nicht hin, um seine Frau und fünf Kinder zu erhalten. Da hörte er von Auswanderung. Er verglich die lothendsten Anpreisungen über wohlfeiles Land, über großen Verdienst, über wohlfeile Lebensmittel gegen den Verhältnissen in hier. Aber wie sollte er auswandern, da ihm die Mittel dazu mangelten? Er suchte auf dem Wege der Collection sein Geld. Endlich brachte er das Reisegeld — für bloß zwei Personen zu Stande. In der Hoffnung, in Amerika sein Glück begründen und seine Familie nachziehen zu können, nahm er unter Thränen und mit der Hoffnung des baldigen Wiedersehens Abschied von seinen Lieben und verließ am 7. Juni 1850 nach Amerika. Nur seinen ältesten Sohn, denn für Mehrere hatte er das Reisegeld nicht, nahm er mit. Er schrieb schon aus New-York, dann aus Chicago, dann aus Highland, wo er überall vergebens sein Glück versuchte, und endlich aus Carlyle. Oft wird dieser Schritt gethan, daß nämlich Väter von ihren Familien nach den Vereinigten Staaten auswandern, mit dem Vorsatz und der Hoffnung, in Amerika bald Geld verdient zu haben, die lieben Söhnchen nachkommen zu lassen. Allein das Resultat ist meistens ein sehr unbefriedigendes. Wir waren vor solcher Auswanderung, die die Familie trennt und selten wieder vereinigt. — Der Vater Christian Dällenbach, so brav, so geschickt in seinem Verufe, so arbeitsam er war und so gut seine Profession, die Schreinererei, in Nordamerika sein soll, brachte es doch nicht dahin, seiner Familie das Reisegeld zum Nachkommen zu schicken. Drei Jahre waren seitdem verflossen; die Familie wünschte ihren lieben Vater über den Ocean zurück, der Vater wünschte seine Lieben zu sich nach der neuen Welt. Aber wie ließ möglich machen? Endlich gelang es von hier, aber nicht von Amerika aus. Der wackere Bruder des

Ausgewanderten, selbst ein Familienvater und nur aus seinem täglichen Verdienste in Bern lebend, brachte es durch Gottes und wohlthätige Hilfe christlicher Menschenfreunde und durch eigene Aufopferung dahin, Mutter und Kinder dem liebenden Vater wieder zu vereinen. Letztes Frühjahr sandte er sie von hier ab. Hier folgt der Brief.

Carlyle, den 6. Juni 1853.

Beliebter Vetter und Bruder!

In Eile ergreife ich die Feder, Dir von uns etwas mitzutheilen. Den ersten Tag kamen wir bis Dürmühle, wo wir übernachteten. Den zweiten Tag ging's über Waldenburg nach Basel, wo wir Abends 6 Uhr anlangten. Dann ging's per Eisenbahn über Straßburg nach Paris und von da nach Havre. Von Basel bis Havre hatten wir drei Tage. Wir logirten im Gasthause „Helvetia.“ Wir mußten hier auch das nöthige Geschirr für die Seereise kaufen, welches uns 13½ Fr. kostete. Wir mußten mehrere Tage in Havre bleiben. Endlich Mittwoch den 23. März konnten wir uns einschiffen; da gab es aber ein schreckliches Wirrwarr, denn es hieß vorher immer, das Schiff fahre erst am 24. ab, und als wir kamen, war das Schiff schon abgefahren (?) und wir mußten uns in einem kleinen Kahne nach dem Schiffe führen lassen; das kostete uns pro Person 1 Fr. Das Alles ist nichts Anderes als S.....*). Schon die ersten zwei Tage hatten wir sehr starken Wind, welcher sehr bald die Seerkrankheit erzeugte; aber schon am dritten Tage legte sich der Wind wieder und wir waren wieder wohl, ausgenommen die Mutter, welche mehrere Tage darniederlag. Dem kleinen Karl und der Marie hat die Seerkrankheit gar nichts gethan. Das Meer war immer ruhig und schön bis zum 7. April; da erhob sich in der Nacht ein so furchtbarer Sturm, daß wir Alle befürchteten, wir müßten unfehlbar zu Grunde gehen. Es warf die Risten und andere Geräthschaften durcheinander und übereinander, wie Kinderballen. Doch der Wind legte sich und wir hatten wieder mehrere Tage schönes Wetter, welches uns gar beliebte. Den 10. hatten wir wieder starken Wind, weswegen die Matrosen alle Segel einzogen und sich ganz in lederne Kleider hüllten, so daß wir befürchteten, es sei wieder ein starker Sturm im Anzuge, was jedoch mit einem starken Regen und Donner vorbeiging. Den 20. sahen wir zum ersten Male ein Schiff, was allen Passagieren eine große Freude verursachte, einmal wieder etwas Anderes zu erblicken als Himmel und Wasser. Den 28. sahen wir eine Insel, dann erblickten wir in weiter Ferne ein großes, blaues Licht, welches immer näher kam, zuletzt war es ein großer Fels, so schön geformt, gleich dem Münsterthurne in Bern. Der Steuermann nannte es Leuchthurm. Den 30. sahen wir wieder ein Schiff, welches so nahe an uns vorbeikam, daß die beiden Capitäne mit einander sprechen konnten. Mittags kamen wir zu einer großen Insel; die Matrosen steckten die Fahne auf, und plötzlich kamen drei kleine Boote auf unser Schiff zu, worin lauter schwarze Menschen waren. Diese hatten mancherlei Sachen bei sich, z. B. Schwämme, Muscheln, Citronen, Orangen u. dgl. mehr, welches sie gegen Zwieback, Kartoffeln und Fleisch bei uns umtauschten. Wir hatten nun bald New-Orleans vor uns, und den 4. Mai holte uns ein Dampfschiff ab, bald nachher nahm es noch ein Schiff auf, und so ging es, das Dampfschiff in der Mitte, nach New-Orleans, wo wir am 6., um 4 Uhr Abends, ankamen. Ich ging zuerst in die Stadt und kaufte für uns wieder einmal Brod und brachte es auf's Schiff. Den 9. Mai kam ein Dampfschiff und landete gerade vor unserm Schiff; wir luden unser Gepäc auf dieses über und fuhren mit demselben den Mississippi hinauf, St. Louis zu. Die Reise kostete uns Dampfschiffe 2½ Dollar die Person. Als wir bald nach St. Louis kamen, stürzte ein Knabe über Bord, welcher nicht gleich gesehen wurde; es brachte ihm Niemand Hilfe und er mußte elendiglich ertrinken, und noch ein anderes Kind ist gestorben, welches man im Walde am Flusse begrabte; sonst hat sich nichts Wichtiges zugetragen.

Den 19. Mai kamen wir in der Stadt St. Louis an und gingen in das nächste Gasthaus „zur Schweizer-Helmath.“ Der Wirth ist ein Mettler, gewesener Wegger, aus Bern. Dieser sagte, daß er

*) Wo lag hier der Fehler? Der verpflichtete Agent, welcher die Familie von Bern bis New-Orleans zu spediten hatte, war Herr Ruff, und der wie wohl solche Uebelstände nicht zulassen. Die Familie kann sich leicht aus eigenem Verschulden selbst verpfänden haben.

inem täglichen
wohlthätige
ferung dahin,
inen. Regies
ef.
ni 1853.

s mitzutheilen.
übernachteten.
so wir Abends
traßburg nach
re hatten wir
Wir mußten
welches uns
avre bleiben.
immer, das
ar das Schiff
kleinen Kahne
Person 1 Fr.
hon die ersten
bald die See-
sich der Wind
Rutter, welche
der Marie hat
mer ruhig und
so furchtbarer
ar zu Grunde
durcheinander
legte sich und
wches uns gar
weswegen die
Kleider hüß-
fer Sturm im
ner vorbeiging.
en Passagieren
Anderes zu
ir eine Insel,
sicht, welches
schön geformt,
in nannte es
welches so nahe
ander sprechen
die Matrosen
spote auf unser
Diese hatten
in, Eitronen,
Kartoffeln und
s-Dileans vor
bald nachher
Dampfschiff in
Uhr Abends;
ir uns wieder
Mal kam ein
ir luden unser
1/2 Dollar die
in Knabe über
ihm Niemand
anderes Kind
bie; sonst hat
an und gingen
Der Wirth ist
sagte, daß er

die Familie von
der wird wohl
und eigenem Ver-

Dich, lieber Vetter, und unsern Vater, als er noch in Bern war, ganz gut gekannt habe; er hatte große Freude, zu vernehmen, daß unser Vater in Carlyle sei; er gab uns Grüße mit für den Vater und für Dich, und sagte, wenn Du nach St. Louis kommen solltest, so solltest Du nur auch zu ihm kommen, er wolle Dich gut bewirthen, was er wirklich auch mit uns gethan hat. Wir waren bloß von Morgen bis gegen Abend hier, so kam ein Mann, Namens Tischhausen, aus Carlyle, ein guter Freund unsers Vaters. Er hatte Fuhrwerk bei sich, und wir konnten mit ihm nach Carlyle fahren. Schon am andern Tage fuhren wir ab; unterwegs mußten wir noch auf einer Farm übernachten. Den andern Tag fuhren wir bis hierher nach Carlyle, wo unser Vater war, und wo wir jetzt sind. Wir kamen Nachts 12 Uhr an. Man brachte uns gleich in die Stube, wo unser Vater war. Welch' ein Erstaunen, welche Freude, welche Thränen! Als der erste Sturm der Freude vorüber war, legten wir uns noch ein wenig schlafen, und am Morgen, als wir uns erholt hatten, kam der Vater mit uns, und die Pflanzungen und Sachen zu zeigen (er hat mit obgenanntem Tischhausen gemeinschaftlich ein Rehen), welche sind: ein Acker Kartoffeln, zehn Acker Korn, drei schöne Kühe, zwei Kinder und zwei dreijährige Kälber. Wir haben jetzt Milch genug, was den Kindern das Beste ist, und sie sind so gesund und wohl, wie sie es draußen nie waren. Ueberhaupt sind wir gegenwärtig Alle gesund und wohl, und danken allen unsern Wohlthätern von ganzem Herzen, daß sie uns zu unserm Vater verholfen haben; auch er läßt ihnen zu tausend Malen danken und wünscht, daß Gott ihnen lohnen wolle, was sie an uns gethan haben. Auch Dir, lieber Vetter, läßt der Vater herzlich danken für Alles, was Du an uns gethan hast. Sein einziger Wunsch wäre jetzt noch, daß Du mit Deiner Familie bei uns wärest. O wie gern möchte er Dir auch nach Amerika verhelfen, wie Du uns dazu verholfen hast, wenn er es mit der Zeit thun könnte. Die Sämereien erfreuten den Meister Tischhausen sehr, er läßt Dir auch sehr danken, aber die Ruhelosen hätten sie gern gehabt, da hier keine zu haben sind. Wir grüßen Dich und die Deinen alle recht herzlich und hoffen, daß Ihr Alle auch noch zu uns kommen könnt. Grüßet uns auch die Jungfer Baumann und ihren Bruder, auch die Familie Lauterburg und Alle, die uns Gutes gethan haben. Lebet Alle gesund und wohl, Wir vergessen Euch nicht; vergesst auch unserer nicht.

Elisabeth Dallenbach.

Ingenieurs, Geometer, Berg- und Forstleute in Amerika.

Ingenieurs.

In keinem Lande der Welt wird so viel an Häfen, Eisenbahnen, Kanälen und andern Verkehrswegen gebaut, als in den Vereinigten Staaten. Man irrt sich aber, wenn man glaubt, diese könnten nicht selbst genug Ingenieure dazu stellen. Gerade zu diesem Fache hat der geborne Amerikaner besonders Lust und Neigung. Da ferner die Arbeiten durch die Staatsregierungen oder durch große Gesellschaften, in welchen die reichen Amerikaner die Hauptstimme haben, vergeben werden, so wird der geborne Amerikaner dem Eingewanderten, und wäre dieser auch noch so geschickt, vorgezogen. Erst wenn der Letztere durch längern Aufenthalt sich Bekannte erworben, und in den untersten Graden seines Faches gearbeitet hat, gelingt es ihm vielleicht, eine angemessene Beschäftigung, z. B. als Dampfschiff-Capitän, oder bei einer sonstigen Unternehmung eines Privaten zu finden. Gebildete Techniker erhalten in den bereits bestehenden Fabriken bald eine Stelle, und wenn sie die Maschinen einfacher und schneller, die Fabrikate besser, hauptsächlich aber sich selbst dabei auch geltend zu machen verstehen, so bekommen sie nach und nach einen größern, eigenen Antheil an Geschäfte und können vielleicht später selbstständig eines begründen. Immer aber bietet einem solchen das Land den Vortheil, daß er eine glückliche Idee viel eher auf den Markt und zur gewinnreichen Ausfuhrung bringen kann, als in Deutschland. Hier müssen so manche Talente sich abarbeiten, ehe sie zur Ausführung einer Erfindung Gönner und Unterstützung finden; in Amerika findet gleichsam das ganze Volk tagtäglich auf industrielle Erfindungen und Verbesserungen, und greift zu, wo ihm eine Idee geboten wird, die sich nutzbar erweisen kann.

Geometer.

Da in Amerika in den alten, wie in den neuen Staaten jährlich noch so ausgedehnte Strecken in Kultur genommen werden, so brauchen sowohl die Städte und Grafschaften, Landbesitzer und Gesellschaften, so wie auch die Bundesregierung für das Congreßland, Geometer. Die Vermessung des Congreßlandes wird in Accord und großen Strecken übernommen, und ist ein vorthellhaftes Geschäft. Es gehören aber Kapital und mancherlei Localkenntnisse dazu, welche man erst durch längere Übung erwirbt. Befähigt ein deutscher Einwanderer auch beides, so mußte er doch besonders gute Freunde bei den Regierungsbehörden haben, wenn es ihm glücken sollte, eine Vermessung zu bekommen. Das Wahrscheinlichste ist, daß er von der Feldmessenkunst allein nicht leben kann; sie wird ihm aber sicher einen guten Nebenverdienst abwerfen, wenn er sich auf ein anderes Geschäft stützt. Arbeitet er Pläne für Privaten aus und sorgt, daß sie von Vielen gesehen werden, so erhält er manche kleine Arbeit dieser Art, und kann sich später vielleicht um das Amt eines Stadt- oder Grafschafts-Geometers bewerben, welcher jedoch in der Regel kein ständiges Jahresgehalt bezieht.

Berg- und Forstleute.

Der Bergbau wird in den vereinigten Staaten, einige Kohlen- und Eisenbergwerke in Pennsylvanien, New-York, Virginien ausgenommen, nur noch im Rohen betrieben. Der Boden ist reich an Erzen, aber man findet vorerst seine Rechnung dabei, ihn durch rasche, oberflächliche Arbeit auszuschöpfen. Der Arbeitslohn ist zu hoch, das allein kann schon vom künstlichen Bergbau zurückschrecken. Dagegen bestehen unzählige kleine Arbeitergenossenschaften, welche nach Erz haben, es nothdürftig waschen und zur nächsten Schmelze führen, so z. B. die Bleisucher bei Galena, Dubuque, Potosi, und Handelsgenossenschaften, welche mit sehr bedeutenden Kapitalien große Strecken in Betrieb nehmen. Eine solche ist auch noch am obern See auf Kupfer thätig geblieben: der Bergmann findet dort eine Art Knappschäften und guten Verdienst, wenn auch ein hartes Klima. Im Ganzen wird der auf deutschen Bergschulen Gebildete in den Vereinigten Staaten bald einsehen, daß für ihn dort noch keine Zeit ist.

Forstleute können natürlich keine Anstellung in ihrem Fache in einem Lande finden, wo es noch keinen forstwirtschaftlich verwalteten Wald gibt. Trotz dem, daß einige Striche schon an Holzmangel leiden, hat der Amerikaner noch immer eine wahre Wuth auf die stolzen Waldbäume.

Verschiedenes.

Bern. (Eingelant.) Von der Ueberzeugung ausgehend, daß es der Redaction Ihres verehrlichen Blattes vor Allem daran gelegen ist, in Auswanderungssachen möglichst genau der Wahrheit gemäß zu schreiben, und erwartend, daß Sie aus diesem Grunde einer unparteilichen Feder die Spalten Ihres Blattes nicht verschließen werden, erlaube ich mir hiermit, Sie um Aufnahme folgender Beleuchtung, die Angelegenheit des dortigen Auswanderungs-Agenten, Herrn Baumgartner, betreffend, zu ersuchen.

Durch die Direction jener Central-Gesellschaft für Auswanderung in Paris, für welche Herr Baumgartner angestellter Agent in der Schweiz ist, gelangte ich in den Besitz der hauptsächlichsten Documente, die besagter Unternehmung zu Grunde liegen, und bin daher im Stande, ein wahres Wort hierüber mitzusprechen, was um so mehr am Plage sein dürfte, da durch die, sich gegen das dortige Geseß verstoßende, Ankündigung des Herrn Baumgartner im „Bund“ dieser Gegenstand der öffentlichen Kritik ausgesetzt wurde, und Ihr Blatt es sich auch angelegen sein ließ, den Anlaß zu benutzen, um diese Sache mit den Schöpf'schen Geschichten, unseligen Andenkens, zusammenzustellen.

Obbenannte Central-Gesellschaft für Auswanderung nach Montevideo, La Plata und den Provinzen der argentinischen Republik Uruguay bietet wirklich 50 ackerbautreibenden Familien unter theilweise ziemlich günstigen Bedingungen Ländereien zur Colonisation an, und Schreiber dieses, der die dortigen Verhältnisse genau kennt, hat sich die Mühe genommen, mit größter Genauigkeit das Pro et Contra dieser Unternehmung herauszufinden, und Folgendes ist nun in Kürze das Resultat seiner Nachforschung.

Unkündbar ist vor Allem richtig, was die Gesellschaft über das gesunde Klima jener Länderen sagt. Ebenso wahr ist ferner, daß der Hafen von Monte-Video einer der wichtigsten Amerika's werden wird, und als solcher den Ansiedlern in der Umgebung eine gute Gelegenheit für vorthellhaften Absatz ihrer Produkte gewährt, welche dem ungemein fruchtbaren Boden in trefflicher Qualität und mit leichter Mühe abzugewinnen sind. — Im Fernern habe ich mich dann auch überzeugt, daß die erwähnte Gesellschaft im guten Glauben ist, und es nicht auf Breiterelei der Auswanderer abgesehen hat, obwohl dabei nicht in Abrede gestellt werden kann, daß die Programme in allzu lockenden Farben gehalten sind, und darin Manches als wichtige Leistungen an die Kolonisten bezeichnet ist, das kaum diesen Namen verdient.

So z. B. wird mit besonderer Wichtigkeit von dem Geschenke an Land, Vieh und Geräthschaften gesprochen, während dem Ersteres als nicht urbarisirt keinen großen Werth hat, ja wahrscheinlich der Gesellschaft selbst geschenkt wurde, und Vieh und Geräthschaften, so wie der Unterhalt während den sechs ersten Monaten doch nur vorläufige gegen Rückzahlung dem Kolonisten abgegeben werden. Zudem bleibt auch in Betracht der politischen Zustände erwähnter Länder noch Vieles zu wünschen übrig, so daß der gewiß richtige Schluß gezogen werden darf, es sei die Ansiedelung dorthin zwar nicht ganz zu verwerfen, jedoch mit größter Vorsicht zu bewerkstelligen.

Was sodann die Ausföndigung des Herrn Baumgartner anbetrifft, womit er sich nun gerichtliche Untersuchung auf den Hals gezogen hat, so ist er dabei jedenfalls nicht am gewissenhaftesten zu Werke gegangen, denn für's Erste verspricht er den Leuten urbarisirtes Land und zwar 1000 bis 3000 Schweizer-Zucharten, während dem die Gesellschaft nur 2000 Hektaren oder 7000 Zucharten Land besitzt und folglich einer Familie nicht mehr als höchstens 140 Zucharten zutheilen kann, wie sie auch wirklich in ihren Programmen nicht mehr verspricht. Dazu kommt dann der himmelweite Unterschied, daß das besprochene Land, wie gesagt, nicht urbarisirt, sondern nur urbares oder baubares, das heißt, solches Land ist, das man anbauen kann. Im Weiteren charakterisirt Baumgartner die Abgabe von Gebührligkeiten von zwei Milchkühen, zwei Zugochsen, einem Schaf und Ackergeräthen, so wie Lebensmittel für sechs Monate als Geschenk, während dem dieses nur Vorschuss oder Anleihen ist und in Zeit von vier Jahren vom Kolonisten wieder zurückbezahlt werden muß, abgesehen davon, daß das Vieh in jenen Gegenden so zu sagen keinen Werth hat und daher diese Leistungen sich beinahe auf Null reduciren. Den Uebersahrspreis anbelangend, so ist auch dieser ziemlich hoch und jedenfalls so eingerichtet, daß man damit wieder für mehrere Andere entschädigt wird.

Schließlich ist es auffallend, daß weder die Gesellschaft, noch Herr Baumgartner angeben, in welchem Theile des unermesslichen Staates Uruguay sich diese Kolonie bilden solle *), und ob die Länderen aus Urwald oder Brackland bestehen.

Was dann eine weitere Anföndigung des Herrn Baumgartner anbetrifft, in welcher derselbe um den Preis von 110 Fr. Personen von Basel ab bis nach Amerika zu spediren verspricht, allwo er ihnen auf drei Jahre Arbeit, Lohn, Kost und Logis zusichert, so glaubt der Einsender dies aus gut unterrichteter Quelle zu wissen, daß schon seit längerer Zeit die ganz gleichen Anerbietungen für diese Engagements auch noch andern Schweizerischen Agenten gemacht wurden, die aber bis jetzt nicht darauf sich einlassen wollten, weil die in Sachen gegebenen Aufschüsse als ungenügend und nicht zufriedenstellend erschienen, und wir empfehlen daher auch dem Herrn Baumgartner im allgemeinen Interesse, sich vorerst die genauesten Erkundigungen darüber zu verschaffen, ehe er sich weiter mit dieser Angelegenheit befaßt.

Vorsicht ist die Mutter der Weisheit!

*) Herr Baumgartner hat in seinen Ausföndigungen nicht nur dies verschwiegen, sondern er sagte bloß, daß sich seine Kolonien in Amerika befinden, aber keine nähere Bezeichnung wo, nicht einmal, ob in Süd- oder Nordamerika. Dies ist eben die eigentliche Inconsequenz! — Anmerk. der Red.

— Eine neue Auswanderungs-Zeitung. Bei der fortwährend steigenden Brodlosigkeit und dem Glende der ärmern Klassen wird die Lust zur Auswanderung immer mehr und mehr zur Lebensfrage, deren Beratung und Beleuchtung als sehr wünschenswerth betrachtet werden muß. — Daß auch dieses vielfach anerkannt wird, beweist eben wieder das neu in Hamburg erschienene Auswanderungs-Blatt, „Hamburger-Zeitung für deutsche Auswanderung und Kolonisation“, welches sich zur Aufgabe gestellt hat, nicht zur Auswanderung aufzumuntern, sondern derselben rathend zur Seite zu stehen, damit eine zweckmäßige Regelung dieser wichtigen Sache möglich werde, und diejenigen, welche einen festen Entschluß gefaßt haben, dahin gebracht werden können, daß ihnen drüben ein möglichst günstiger Erfolg desto eher in Aussicht steht. Es wird daher dieses Blatt demüthig sein, unparteiliche, gegründete und aus den besten Quellen geschöpfte Berichterstattungen über alle einschlägigen Verhältnisse und Zustände der sämmtlichen Einwanderungsländer zu geben, wodurch sich dann der Auswanderungslustige selbst ein motivirtes Urtheil über das Passende und Unpassende der verschiedenen Richtungen, welche ihm offen stehen, schaffen kann. Wir begrüßen daher auch dieses neue Blatt mit desto mehr Vergnügen, da es ohnedies nöthig ist, gewissen, gar zu einseligen, Bestrebungen durch Unparteilichkeit entgegenzutreten, und empfehlen es allen Denen, welche sich für Auswanderung interessieren, auf's Angelegentlichste.

Baad. Die Gemeinde Dülens, Bezirks Schallens, hat ein Anleihen von 7500 Franken erhoben, um die Auswanderung von 30 Köpfen, worunter 22 Kinder, in die Schweizer-Kolonie Sells in Algerien zu unterstützen.

Genf. (Correspondenz.) Der aus der Schweiz geflüchtete Strätt (siehe frühere Nummern des „Kolonist“) ist in Rio Janeiro gerade so gut beleumdet, als er es in der Schweiz war, denn der Chef eines der ersten Schweizer-Häuser daselbst schreibt unter Anderem wörtlich in einer Correspondenz an uns in Genf Folgendes: „Wenn ich eine Regierung wäre, würde ich mich schämen, auf die Verlechte eines solchen Taugenichts zu hören,“ — und wir wollen nun Angesichts dessen gerne gewärtigen, was nun diejenigen, die sich unparteilich und aufgeklärt nennenden Zeitungen thun werden, die sich foglich bereit gefunden haben, jene Verlechte in ihre Spalten aufzunehmen und zu veröffentlichen, — wenn eine von Strätt unterzeichnete Erklärung erscheint, in welcher er Alles in seinem berüchtigten Briefe über Brasilien Besagte als durchaus unwahr bezeichnet ??

Californien. Aus San Francisco wird von einer Auflehnung der Handelsleute gegen die gesetzgebende Gewalt gemeldet. In einer Versammlung dieser erstern wurde beschlossen, die Bezahlung der von der Legislativen vollzogen Steuern von 60 Centimes auf 100 Pfaster consignirter Waaren zu verweigern. Hierauf wurden die ersten Kaufleute der Stadt vom Sheriff in Verhaft genommen. Damit ist ein Kampf eröffnet, der für Californien von wichtigen Folgen sein kann. Der Fall kommt nun in erster Linie vor den obersten Gerichtshof in Washington.

— In Nordamerika wird gegenwärtig ein Dampfschiff gebaut, dessen Erbauer die Fahrt von New-York nach England zu allen Jahreszeiten binnen sechs Tagen zurücklegen will.

Südamerika. Die Stadt Cumaná ist durch ein furchtbares Erdbeben fast gänzlich zerstört worden und liegt als unformlicher Schutthaufen da. Ein großer Theil ihrer Bewohner verlor dabei das Leben.

Auf das mit 1. Oktober beginnende neue Quartal ladet zu zahlreichem Abonnement auf den „Kolonist“ ergebenst ein
Die Redaktion.

Der Kolonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.

Jahr-Abonnement 6 Fr.

Halbjahr-Abonnement 3 „

Wochen-Abonnement 1, 50 G.

Man kann auch jederzeit ins

Abonnement eintreten.

Der jeweiligen die erste Nummer nicht refusirt, wird für das jeweilige nächstfolgende Quartal als verehrt. Abonnement betrachtet, und der „Kolonist“ demselben dann regelmäßig eingesandt.

Einschickungsgebühr 14 G. die

einspaltige Zeile. Bei

mehrmaliger Wiederholung

teilt eine Preisermäßigung

ein. — Für Abonnemente

und Inserate wendet man

sich vorzusehen direct an die

Redaktion.



Der Kolonist erscheint regelmäßig alle Sonntage. Landkarten und Illustrationen werden von Zeit zu Zeit als Gratisbeilagen mitgegeben.

Wahrheitsgetreue Originalbriefe und belehrende Aufsätze über Amerika, franco an die Redaktion gesandt, finden jederzeit unentgeltliche Aufnahme.

Da der Kolonist aller Postpflicht fremd, nur den Zweck verfolgt, allen schweizerischen Auswanderern nützlich zu sein, so bittet die Redaktion um möglichste Theilnahme zu vielfältiger Verbreitung. Bei genügender Abonnentenzahl würde derselbe denn auch ohne Preisermäßigung wesentlich zweimal erscheinen.

Nr. 38.

Bern, Sonntag den 25. September.

Dritter Jahrgang. 1853.

Originalbriefe

des Herrn Brauchler, gewesenen Lehrers an der Mädchentauchstummenanstalt auf dem Hargauer-Stalden bei Bern, jetzt Pfarrer und Farmer in Texas.

Neighborsville bei Braunsfeld, den 3. Juni 1853.

Thurer Freund Fritz!

„Was lange währt, wird gut!“ Das hat sich auch mit den längst so sehnsüchtig erwarteten Zeilen aus dem mir denn doch noch werthen Bern verwirklicht. Welche Freude verursachte mir Ihr werthvoller Brief vom 8. April d. J., den ich vor fünf Tagen erhielt. Er erinnerte mich lebendig an die Tage der Freuden und Leiden, die in Bern gleich einer Schaar ernster Streiter an meiner Seele vorüberzogen. Ach, wie oft fielen centnerschwere Steine bald von meinem, bald von Ihrem gepreßten Herzen, die wir dann zwischen unsern Füßen ausbreiteten und über deren Wegräumen oder Erleichtern berieten. Mir wenigstens waren jene Zeiten schwere Fesseln, in denen ich mich etwa so zurecht fand, wie der Vogel im Käfig, der zuweilen wohl auch noch singt, um sein Gefängniß zu vergessen, stets aber zu entfliehen sucht. Und wie könnte es einem denkenden, klaren Bild in die Gegenwart und Zukunft anders zu Muth sein? denn er findet nothwendig die Gegenwart als trübsal und die Zukunft als ein schweres Gewitter, dem man sich gerne entzieht. Sie sagen, Sie empfangen auch von Amerika widersprechende Berichte. Das ist sehr begreiflich, wenn man die Abenteuer, Schwindler und Fäulnizer in den verschiedensten Gestalten, die sich hier getäuscht finden, betrachtet, wenn man zuseht, wie sie, gleich Ungelehrte, ein neues Land durchschwärmen und besiedeln. Ueberdies muß man freilich der Wahrheit zu lieb gestehen, daß auch das viel gerühmte Nordamerika in seinen bürgerlichen, kirchlichen und Schulanstalten viele Schäden und Gebrechlichkeiten in seinem Schooße birgt, die aus der Ferne, ja von Vielen auch in nächster Nähe, nicht erkannt werden. Doch mit gutem Grunde dankt jeder Bürger dieses großen, freien Staates, der gleich einem Löwen heranwächst, der Vorsehung mit warmer Brust für die herrlichen Vorzüge seines Vaterlandes (das Volkommene sucht der Sterbliche umsonst unter der Sonne). Mir dürfen muthig politischen Dingen jeder Art entgegensehen. Religiöser und Gewissensfreiheit ist hier Jedem unverkürzt gewährt. Für die Volksbildung hingegen bleibt noch sehr viel zu thun übrig. Der Kummer für das liebe, tägliche Brod verzehrt hier die Lebensfreuden nicht, wie draußen. Mit Ruhe schaut der Vater der Zukunft seiner Kinder unter die Augen, und ohne Kummer errichtet der Bräutigam den eigenen Herd mit seiner gewählten Lebensgefährtin. Fast man aber die verschiedenen

Stände in's Auge, so finden sich freilich große Verschiedenheiten in Hinsicht der materiellen Lage. Unter ihnen ist keinem so sparsam zugemessen, wie dem gelehrten Stande; auch geht es dem Vornehmen, der, mag er auch Kapitalien besitzen — gar nichts arbeiten und nur genießen will, nicht selten fatal. Luxus und gänzlicher Wüßthum können auch hier reiche Leute ruiniren, noch viel schneller als draußen; während nur mäßige Arbeit den Mittellosen zum Wohlstande erhebt und aus Wohlhabenheit Reichtum pflanzt. Das gilt im Allgemeinen, ganz besonders aber vom Farmer. Doch darauf komme ich bei Beantwortung Ihrer speziellen Fragen zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Die Silbergrube.

(Eine wahre Begebenheit.)

Ein schmuder, junger, creolischer Cavalier in der reichen Tracht der besten Stände ritt eine Straße Mexico's entlang, welche nach der Alameda oder dem öffentlichen Spaziergange führte. Der junge Mann war in tiefen Sinnen versunken, aus welchem ihn plötzlich eine klägliche Stimme aufschreckte, die seinen Namen nannte, und ihn in bittemendem Tone anrief. Ein Ruck seiner Hand hielt das Pferd an, und der Reiter schaute sich betroffen um.

„Ach, Don Vincente, noble cabarello! erbarmt Euch meiner, por el amor de Dios! Um aller Heiligen willen, edler Herr, nehmt Euch eines armen Indianers an, der so unschuldig ist, wie ein neugeborenes Kind, und rettet ihn!“ rief mit kläglichster Stimme ein Indianer in der einfachen, ärmlichen Tracht der unglücklichen Abkömmlinge jenes unglücklichen Volkes, das — einst so blühend, so gebildet, civilisirt und hochgebetend, die fleißigen Herren eines schönen, fruchtbaren Landes — unter dem unsäglichsten sklavischen Druck der spanischen Eroberer zu namenlosem Elend und Unglück herabgekommen. Der arme Indianer befand sich, einen Lasso (Wurfschnur) um den Hals, die Hände mit einem Riemen auf den Rücken gebunden, in den Krallen zweier stämmigen Aguazils oder Polzeihäuser, die ihn am Oberarm gepackt hatten und mit Faustschlägen forttrieben und mit sich schleppten. Seine Lage erklärte darum hinlänglich den rührenden, flehentlichen Ton seiner Bitte, um so mehr als die Polzeigewalt Mexico's damals in den Händen von Menschen lag, die, für jedes Gefühl von Gerechtigkeit und jedem Begriff von Rechtspflege unzugänglich, ihr Amt nur mit der stumpfen, grausamen Apathe und der Blutgier von Blutbunden verrichteten. Der Accent des Indianers verrieth Don Vincente, daß er einen Angehörigen des Tarascan-Stammes vor sich habe, der sich in Sprache sowohl, als auch in

einigen andern Zügen und Eigenthümlichkeiten wesentlich von den Azteken oder eigentlichen Mexicanern unterscheidet. Don Vincente ritt daher auf die Alguazils zu und fragte sie mit der Sicherheit eines Mannes von Welt: „Was gibt es hier, Senores Alguazils? Wer ist dieser Mann, und was hat er gethan?“

Die reiche Tracht, das schöne Pferd und vornehme Wesen des Reiters veranlaßten den einen der beiden Häfcher zu einer demüthigen Antwort, und er erzählte dem Cavalier, daß dieser rothe, blutdürstige Spitzbube soeben in einer nahen Straße einen Welßen, einen Wasserträger erdolcht habe, auf der That ertappt worden sei und deshalb nach der Acordada oder dem Vollzegefängnisse gebracht werde. Der rothe, blutdürstige Schurke, wie ihn der Häfcher bezeichnet hatte, und der, belläufig gesagt, ein harmloser, friedlicher Indianer mit dem sanftesten Gesicht und einem wehmüthigen Zuge um den Mund war, — die Demuth und Sanftmuth selbst — behauptete fortwährend ernstlich seine Unschuld an dem ihm zugemutheten Verbrechen. Er sagte offen, er sei auf dem Wege durch die ihm ganz unbekannte Stadt aus Neugierde stehen geblieben, um dem Montespil zuzusehen, das auf der Straße stattfand; es sei zugleich mit ihm eine große Anzahl anderer Zuschauer versammelt gewesen, welche theilweise auf das Glück der verschiedenen Spielenden gewettet. Unter eben diesen sei dann plötzlich, ohne sein Zuthun und aus ihm unbekannten Gründen, ein Wortwechsel ausgebrochen, dem eine Käuferel gefolgt, und ehe er sich's versehen, sei ein Mann, von einem Messerliche in's Herz getroffen, todt zu seinen Füßen niedergestürzt. Darob sei der Haufe plötzlich auseinandergeflohen, und unter diesem auch der Carbonero oder Kohlentträger, ein großer, stämmiger Mann mit starkem Barte, den er für den eigentlichen Thäter gehalten. Er selbst habe arglos zugewartet, um zu sehen, was man mit dem Todten beginnen werde; worauf bei Ankunft der Polizei ihn eiliche Personen, die er, nach ihrer Kleidung, für Genossen des Kohlenträgers halten müsse, ihn, den gänzlich unbetheiligten, harmlosen Zuschauer, als den Schuldigen angegeben und der Polizei überantwortet haben.

„Aber dieser Indianer trägt ja kein Messer, Senores! Er kann also den Wasserträger nicht erschossen haben,“ sagte Don Vincente.

„Dho, Senor, das ist uns gerade ein Beweis für seine Schuld,“ versetzte der eine Alguazil. „Der Erschlagene ward mit seinem eigenen Messer erschossen, das ihm der Mörder aus dem Gürtel gezogen hatte, bevor an einen solchen Ausgang zu denken war. Das ist so ein heimtückischer, indianischer Kniff dieser Keger, den wir schon kennen.“

„Glaubt es nicht, edler Don Vincente!“ rief der Indianer beschwörend: „weßhalb sollt' ich einen Mann ermorden, den ich in meinem Leben nie gesehen und der mir gar Nichts zu Leide gethan hat. Komme ich doch heute zum ersten Male nach Mexico, denn ich bin ein armer Tagelöhner aus Zitacuaro, der seine Seele hier kennt!“

„Aus Zitacuaro, sagst Du?“ fragte der Cavalier und sah den Indianer aufmerksamer an; „fürwahr, mir ist, als hätt' ich Dein Gesicht schon früher irgendwo gesehen. Wie kommt es denn, daß Du meinen Namen kennst?“

„Ach, Don Vincente! ich hab' Eu'r Gnaden manch' liebes Mal gesehen, wenn Ihr durch das Dörfchen, wo ich wohne, nach der Hacienda von Loyzaga rittet,“ versetzte der Gefangene.

Bei dieser Antwort überflog eine leichte Röthe das männlich schöne Gesicht des jungen Cavaliers und er versetzte lächelnd: „Das ist wohl möglich, und um dieser Erinnerung willen werde ich nicht eher ruhen, als bis ich diesen schlimmen Handel näher untersucht und Deine Rettung bezwedt habe. — Meine werthen Freunde,“ wandte er sich an die beiden Häfcher, „da Eu're Zelt kostbar ist und das Sprichwort sagt: die Justiz müsse auch Etwas verdienen, um leben zu können, so werdet Ihr mich sehr verbinden, wenn Ihr mich diese Dublonen da unter Euch theilen laßt, unter der Bedingung, daß Ihr mir erlaubt, Euch an dieselbe Stelle zurückzubegleiten, wo Ihr den Indianer aufgegriffen habt!“

Einer so verbindlichen Aufforderung vermochten die beiden Alguazils natürlich nicht zu widerstehen, und führten daher ihren Gefangenen wieder an den angegebenen Ort zurück, wo noch immer ein Haufe Menschen aus den untern Volksschichten sich herummtrieb, aber theils ihren gewohnten Berufsgeschäften oblag, theils die verschiedenen Glücksspiele betrieb, welche die Mexicaner so sehr liebten, — allein Alles so ruhig und gelassen, als wäre Nichts vorgefallen. Die Rückkehr der Alguazils mit ihrem Gefangenen und einem so vornehm

gekleideten und so trefflich berittenen Cavalier erregte indessen doch einiges Aufsehen, besonders als Don Vincente mitten in den Anduel hincintritt und nach den Zeugen des Streites und Mordes fragte. Es stellte sich heraus, daß beinahe Alle den Streik gesehen, Kerner aber bei dem Morde zugegen gewesen sein wollte, und Einige stahlen sich leise davon, während Andere, die zuvor das größte Wort geführt, um den Indianer zu beschuldigen, nun gänzlich verstummt und zaghaft waren. Nur zwei wilbäusende Bursche, die ihrer Kleidung nach ebenfalls Kohlenträger waren, beharrten noch nachdrücklich auf ihrer frühern Angabe, und Don Vincente, obwohl er nicht zweifeln konnte, daß diese Anschuldigung nur ein tückisches Komplott sei, um durch Aufzopferung eines einzelstehenden armen und harmlosen Indianers den eigentlichen Schuldigen entschuldigen zu lassen, konnte es nun doch nicht hindern, daß die Alguazils die arme Rothhaut mitschleppten, für deren Unschuld sich gar kein Beweis erheben ließ. Nachdem er dem betrübten und hoffnungslosen Indianer noch einmal Muth zugesprochen, ihn versichert, daß er nicht vergessen werden solle, und von ihm erfahren hatte, daß er Barquo Tormes hieße, überließ er ihn den Häfchern, die den in sein Loos stift Ergebenen nun mit sich fortführten, und ritt wieder der Alameda zu.

(Fortsetzung folgt.)

Gaunerstreiche aus New-York.

Heinrich Vossbard erzählt in seinen Anschauungen und Erfahrungen aus Nordamerika Folgendes:

Da geht ein Wanderer auf der Straße; plötzlich kommt ein Fremdling auf ihn zu mit den Worten: „Diese Börse mit 100 Dollars in Gold haben wohl Sie verloren?“ Nein! ist die Antwort. „Dann gehört der Hund uns Welßen; es ist billig, daß wir ihn theilen.“ Der Wanderer säubt sich glücklich und geht die Theilung ein. Der Fremde zieht aber Silber dem Golde vor; will billig sein und begnügt sich mit 30 Dollars in diesem Metall. Der Wanderer rechnet, 20 von 100 bleiben 80, greift in die Tasche und legt dem Hinder 20 Dollars auf die Hand, bekommt aber dafür eine Börse gelber Composition, und ehe er sich diese nur recht angesehen, ist der Spitzbube mit seinem guten Golde davon. Mancher denkt, hätte der Narr den Schelm mit dem im Beutel befindlichen Golde bezahlt, so wäre er nicht in Schaden gekommen. Aber auch für solche Fälle haben diese schlauen Betrüger Maßregeln; wer einmal anbeißt, ist verloren.

Ein Badenser ging am ersten Abend seiner Ankunft aus, um die Stadt ein wenig zu betrachten. Auf einmal faßt ihn Einer beim Arm und sagt: Landsmann, schauen Sie sich um, Sie haben Ihre Börse verloren! worauf sie von dem Unbekannten aufgehoben und dem erstaunten Badenser übergeben wird. Es befinden sich 12 Dollars darin, von denen sich der Fremde 2 als Fundlohn ausbittet, die der Badenser begreiflicher Weise gerne und ohne Zaudern verabsolgen läßt. In diesem Augenblicke rennt Einer daher und spricht: Haben Sie nichts gesehen? Ich habe meine Börse verloren. Ah, Ihre Börse? Da haben wir eine gefunden. Was für Geld war darin? Antwort: 12 Dollars. Dann war es gewiß Ihre Börse, bemerkte der Gauner; Dieser da hat sie zu sich gesteckt. Heraus mit der Börse, heraus! — Der Badenser: Nie und nimmer, die Börse ist mein. — Der Andere: Zeigen Sie her, mein Name ist darauf, es ist noch ein Bankbillet darin. — Dem Badenser wird's schon etwas unheimlich. Der Geldbeutel wird visitirt; die Beschreibung des Anforderers ist richtig, weßhalb er dann auch die Börse zurückgibt. Bei näherer Untersuchung desselben zeigt es sich, daß, wie begreiflich, 2 Dollars fehlen. Auf die Frage, wo dieselben hingekommen, erwiderte der eine Spitzbube zum andern: Hier der Deutsche hat sie mir als Funderlohn geschenkt. Nun zieht der Eigenthümer wieder los: Das Geld her, auf der Stelle das Geld her, oder mit mir auf die Polizei. Ihr habt mir nichts von meinem Golde zu verschenken. Der Badenser hatte natürlich keine andere Wahl, als die 2 Dollars aus seiner Tasche zu ergänzen; denn mit der amerikanischen Polizei wollte er, seines Fehlers bewußt, nichts zu thun haben. — Auf diese Weise werden solche Menschen, deren Geldgierde weiter geht, als die Ehrlichkeit, in's Garn genommen und ausgebeutet.

Auszüge aus Briefen.

Dona Francisca, 22. Juni. „Seit ich Ihnen zuletzt schrieb, habe ich mich so ziemlich eingerichtet, und das Leben hier würde mir gefallen, hätte ich nur erst meine Familie hier, denn so ist es doch etwas einsam auf meiner Farm. Uebrigens wiederhole ich, daß keine Gegend zur Ansiedelung von Deutschen geeigneter sein kann, als diese, und wenn früher einige Leute nicht günstig berichtet haben, so muß man erst fragen, wer dieselben sind, ehe man auf ihr Urtheil etwas gibt. Es sind hier leider noch einige Personen, die träge und nichtsnutzig sich umhertriebelen oder trinken, die also auch zu nichts kommen und allgemein verachtet werden, während der ordentliche und fleißige Ansiedler durch Landbau oder ein passendes Handwerk sicher seine Existenz begründen und allmählich auch etwas erwerben kann. Der Gesundheitszustand ist seit längerer Zeit ein sehr guter gewesen, seit mehreren Monaten sind nur einige wenige Todesfälle vorgekommen. Die Kolonie ist in einer mächtigen Entwicklung begriffen. Die Kulturen und Bauten schreiten rasch vorwärts, und besonders jetzt, nach stattgehabter Ernte, zeigt sich eine enorme Thätigkeit und wird namentlich viel Wald gehauen. Auf den Versügungen in der Nähe der Stadt Joinville ist im Ganzen noch nicht viel geschehen; je weiter man aber in's Innere kommt, desto mehr Leben entwickelt sich, desto mehr Zufriedenheit herrscht und desto thätiger sind die Leute. Den Bemittelten mangelt es an Arbeitern und ist daher die Einwanderung von fleißigen Arbeiterfamilien höchst wünschenswerth. — Vor acht Tagen habe ich eine Tour bis nach dem Vrahysfuß gemacht und mich nicht allein über das schöne Land, sondern auch über die Zufriedenheit und Thätigkeit der dort wohnenden, mit dem „Florentin“ im Juli 1852 angekommenen, Schweizer gestreut; man findet dort schon schöne Pflanzungen, nette Gärten mit allen Gemüscarten, während von den ersten im März und Juli 1851 angekommenen Kolonisten noch manche im Unkraut stecken, unzufrieden sind, weil sie nicht arbeiten mögen, und nichtsagend politstren. Ich wiederhole: tüchtige Arbeiter thun hauptsächlich noth, wo möglich aber verheirathete mit vielen Kindern, die hier ein großes Kapital find.“

„Ich beschäufte z. B. eine Schweizer-Familie täglich, den Mann, die Frau und fünf Kinder, worunter ein Knabe von sieben Jahren, der mir sehr gute Dienste leistet.“

„Was die Ernte anbetrifft, so ist die Reisernte als gut zu betrachten. Die Aiqueire ist zu ein Mitreis und darüber verkauft. Auch Tabak ist von Einigen etwas verkauft, doch nicht so viel, als gebraucht wird, denn in diesem Augenblicke ist keine Cigarre in der Kolonie zu bekommen. Die Waldernte ist geringer gewesen, weshalb auch der Mais jetzt bis 16 Vintens per Bund kostet.“

„Ich habe auch schon etwas Reis geerntet, und nachdem ich das Feld von Unkraut gereinigt habe, steht der Reis jetzt zum zweiten Male in der Blüthe. Jetzt baue ich meine Reserven und planire einen Platz zum Erbauen eines zweiten Hauses, um wo möglich Ende dieses Jahres damit fertig zu sein. Fast überall wird gebaut: Herr Dr. Krebs hat ein Badhaus gebaut, worin jetzt auch die Vembas'sche Apotheke ist; Straube hat wieder ein Gebäudechen errichtet, Dr. Falkenhoff und Consul Aubé bauen, Palm baut ein großartiges Etablissement neben Lange. In der deutschen Pilade haben Göpfert und Ritzmann gebaut, Schulz ein zweistöckiges Haus, Engel recht nett und Flügge großartig; in den andern Piladen wird auch stark gebaut. Ehlers baut eine Reis-, Mais- und Mandiocmühle, Aubé baut eine Reismühle auf der französischen Kolonie und kauft viel Reis auf. Kurz, Jeder will vorwärts, und es würde mit Riesenschritten gehen, wenn auch von Seite des Vereins mehr geschehen könnte.“

„Es wird jetzt der Plan zur Anlage einer großartigen Stadt entworfen; ich wünsche aber, der Kolonisationsverein von 1849 in Hamburg verwendete jetzt alle Kräfte auf den Ackerbau, und legte einen zweiten Ort im Innern an; die Stadt am Hafen blüht sich jetzt selbst, denn Viele wollen Geschäfte machen und nicht kräftig arbeiten. Die Wege und die Brücken lassen auch noch Vieles zu wünschen übrig.“

„Ich und mein Sohn arbeiten thätig auf meinem Lande und freuen uns auch schon über den Erfolg, denn es wächst Alles und fast zu jeder Zeit.“

„Unser neu angelegtes Gärthchen liefert uns schon Salat, Gurken, Radishes, grüne Bohnen u.; auch habe ich prächtige Kartoffeln

von Samen, den ich aus Europa mitgebracht. Sie hätten sehen sollen, wie mich die gelehrten Oekonomen der Kolonie auslachten, als ich Gurken und Kartoffeln legte und jetzt stillschweigend die Aefeln zuden, wenn ich ihnen die schönen Früchte zeige. Auch Blumen sind mir nicht mehr fremd, und fast gestern blühen zwei aus Europa mitgebrachte Georginen. Schade nur, daß es hier so wenig Blumen gibt und auch kein Sinn dafür da ist, so etwas anzuschaffen; wir könnten so viel Angenehmes für wenig Mittel haben. Ich habe schon vielseitig aufgefodert, daß wir uns vereint Blumen und Sträucher aus Rio kommen lassen, aber jederzeit vergebens, und so sehe ich mich genöthigt, mir allein Bestellungen zu machen. Ich habe mir bei meinem Freunde v. S. in Rio bestellt: Tamarindenbäumchen, Rosen, Hibiskus, recht viele Flersträucher, etwas von den Acazien, aus welchen in Rio alle lebendigen Hecken gemacht werden, Weinsener, Felsen, Maulbeeren für Seidenwürmer, Oliven, Blumen u. s. w.; erst wenn ich wieder eine Flora um mich habe, werde ich recht zufrieden sein.“

„Können Sie mir Eines oder das Andere davon von Hamburg her besorgen, so werden Sie mich dadurch sehr verbinden. Senden Sie mir doch mit dem nächsten Schiffe gefälligst auch etwas Gemüse- und Getreidesämereien, aber gut verpackt, damit sie die Keimfähigkeit behalten. Die hiesiger Auswandernden sollten Alles mitbringen, was sie hier gebrauchen können, und nicht zu großen Raum einnimmt; auch Betten nicht zu vergessen, die für Manche ein Bedürfnis sind. An Leuten, welche Bretter schneiden und Ziegel brennen können, mangelt es sehr; Bretter sind hier ein Luxusartikel, da der Schnelde- lohn so theuer ist. Auch wäre es wünschenswerth, daß noch ein tüchtiger Arzt hieher käme, da einer nach Rio gegangen, also nur noch einer da ist. Genehmigen Sie u. s. w. F. A. v. Randow.“ (Hamb. Zeit. für d. Ausw.)

Mormonen-Krieg.

Auf Beaver-Island, im Michigan-See, wo sich bekanntlich eine Mormonen-Kolonie befindet, scheinen sich die blutigen Vorgänge wiederholen zu wollen, welche die Vertreibung des Hauptstammes der Sekte aus Illinois zur Folge hatte. Berichts ist es zu einer förmlichen Schlacht gekommen, wobei sechs Mormonen gefänglich verwundet wurden. Der Sachverhalt ist folgender: Die Mehrheit der Ansiedler auf Beaver-Island besteht aus Mormonen. Durch die Gesetzgebung ward es kürzlich in Countys, Townships u. ausgelegt, und es wurde zur Wahl der betreffenden Begleiter und Ortsbehörden geschritten. Die sich gegenüberstehenden Parteien waren Mormonen und „Heiden“ (*). Die Letztern wurden geschlagen. Nun beschloffen sie, sich der von den Mormonen vorgenommenen Organisation nicht zu fügen und die Befehle derselben nicht anzuerkennen. Die mormonischen Behörden nahmen davon keine Notiz, und am 13. Juli fuhr der Sheriff in Begleitung von Beamten und Bürgern, im Ganzen fünfzehn an der Zahl, in einem Boote nach der Ansiedelung am Pine River, um für das in Beaver-Harbor stehende Schwurgericht drei Geschworne aus der Zahl der Heiden zu holen. Kaum aber waren die Mormonen gelandet, als sich die „Heiden“ zusammenscharten, mit Flinten, Steinen, Knütteln, Mistgabeln u. bewaffneten und eine Heßjagd zu Wasser auf die Mormonen anstellten. Dabei unterhielten sie ein beständiges Gewehrfeuer auf die Letztern, die vergebens ihren schneller segelnden Segnern außer Schußweite zu entkommen suchten. Ihr Boot ward von Kugeln wie ein Sieb durchlöchert und sechs Mormonen erlitten Kugeln in Arme und Beine; doch ist wunderbarer Weise keine der Wunden lebensgefährlich. Während des Kampfes kam die von Saginaw nach Chicago bestimmte Barke „Morgan“ in Sicht, auf welcher die armen geängstigten Legtentagsheligen lodrübten, um den Schutz des Capitäns anzurufen. Die Verfolger ihrerseits riefen diesem zu, er solle diese Spigbuben und Vandalen nicht aufnehmen, hielten es aber, da der Capitän eine ihnen nicht völlig erwünschte Antwort gab, für gerathen, nach dem Ufer zurückzufahren; worauf die Mormonen nach Beaver-Harbor zurückkehrten. Die Sache ist damit schwerlich abgemacht und man darf mit Zuversicht wettern Blutvergießen entgegen sehen. (N.Y.-Abz.)

*) Bekanntlich nennen die fanatischen Mormonen alle Christen nur „Heiden.“

Sechster Jahres-Bericht der Deutschen Gesellschaft von New-Orleans, vom 1. Juni 1853.

(Dieser Bericht wurde von der deutschen Gesellschaft in New-Orleans auch an den hohen Bundesrath in Bern gesandt.)
(Schluß.)

Es gereicht uns zur besondern Genugthuung, hier hinzufügen zu können, daß sich im Laufe des eben verfloßenen Rechnungsjahres die Zahl unserer Mitglieder um 27 neu Eingetretene vermehrt hat. Wenn wir aber die große Zahl unserer hiesigen deutschen Mitbürger berücksichtigen, die sich immer noch nicht theilhaftig haben, so können wir nicht umhin, auf's Neue an den bekannten Wohlthätigkeitsfaden derselben zu appelliren und zu einer allgemeineren und regeren Theilnahme freundlichst aufzufordern.

Wir gehen unsern deutschen Landsleuten zu bedenken, daß durch die jährliche Beisteuer eines für fast einen Jeden leicht zu entbehrenden Sümmechens, wo sich Viele interessieren, ein Kapital zu Stande gebracht wird, wodurch dem Wirkungskreise unserer Gesellschaft eine größere Ausdehnung verschafft und der humane Zweck derselben erreicht und dauernd gesichert werden würde. Wir glauben, daß die jedem Deutschen eigene Anhänglichkeit an's Vaterland sich auf keine bessere Weise an den Tag legen kann, als dadurch, daß man den unter und landenden Landsleuten freundlich entgegentritt und gleich ihre ersten Schritte auf den rechten Pfad zu leiten sucht, damit sie uns und dem alten Vaterlande zur Ehre, dem neuen wie sich selbst zum Nutzen gereichen. Wir dürfen uns daher wohl mit Recht der Hoffnung hingeben, während des kommenden Jahres eine noch regere Theilnahme für die Gesellschaft und deren Zwecke sich entwickeln zu sehen.

Im Auftrage der Direktion:

J. S. Cimer, J. W. Freudenthal,
Joseph Cohn, C. T. Buddecke.

New-Orleans, den 1. Juni 1853.

Folgende Herren wurden am 8. d. M. zu Beamten der Gesellschaft für das nächste Geschäftsjahr erwählt:

Herr J. S. Cimer, als Präsident;
" J. W. Freudenthal, erster Vicepräsident;
" C. T. Buddecke, zweiter Vicepräsident;
" Wm. De la Rue, rechnungsführender Sekretär;
" H. Goldmann, protokollierender Sekretär;
" G. Dirmeyer, Schatzmeister.

Direktoren:

M. Schneider, Joseph Cohn, J. S. Sageborn,
J. Eugenbühl, Dr. Schuppert, J. Vogel,
H. F. Bernicke, Chs. Schöneck, C. Schmidt,
Dr. Abler, F. M. Biegler, J. S. Marlinstein.

Zum Agenten wurde Herr Schröder wieder erwählt.

Welches bescheinigt:

J. S. Marlinstein, Vorsitzer,
Th. Meyer, { Sekretäre.
Sig. Munkel, }

Verschiedenes.

Eidgenossenschaft. Mit Schreiben vom 23. v. M. machte das schweizerische Consulat in Philadelphia dem Bundesrath die Anzeige, daß die nordamerikanische Regierung mit andern Staaten, zu beiderseitigem Vortheile, Landeserzeugnisse auszutauschen wünsche, und insbesondere von der Schweiz zum Anfang ein Fäßchen vierstägigen Alpenmales gegen ein Tönnchen sogenannten Königl. Philipp's-Korn möchte. Diesem Wunsche zu entsprechen, hat der Bundesrath das eidgenössische Departement des Innern ermächtigt, die Regierungen der Kantone St. Gallen und Tessin, woselbst das genannte Alpenmal angebaut wird, um ein Fäßchen desselben zu obgedachtem Zwecke anzugehen und seiner Zeit den fraglichen Austausch zu bewerkstelligen.

Bern. Wohl von keinem Stande, den wissenschaftlichen Verufen angehörig, wandern mehr aus, als von den Lehrern. Nur aus dem Kanton Bern sind jetzt in sehr kurzer Zeit einige zwanzig Lehrer mit ihren Familien ausgewandert. Dieser Umstand ist sehr erklärlich, wenn man bedenkt, daß unter mehr als tausend Lehrern über drei Viertel sind, deren kümmerliche Befolgung sich immer gleich bleibt, die Lebensbedürfnisse mögen von Jahr zu Jahr im Preise noch so sehr steigen, so die kaum hinreicht, einen lebigen Mann, geschweige eine zahlreiche Familie zu ernähren. Und diejenigen Lehrer, welche auswandern, sind natürlich auch die ökonomisch besser gestellten. Hunderten ergiebt es, wie den übrigen Armen, welche gern auswanderten, es aber bei diesem Wunsche verbleiben lassen müssen; ihnen fehlen die Reisemittel. Wäre dieser sehr wichtige Punkt nicht, so geschähe ein wahrer Reifens. Viele Lehrer wandern sich in den letzten Jahren sehr häufig auch um Unterstützung zur Auswanderung an die Schullehrerkasse, allein alle derartigen Begehren wurden — wohl der Konsequenz wegen — abgewiesen. — Im Jahre 1851 haben 27 Gemeinden des ältern Kantons theilhaftes Auswanderungsreglemente gemacht.

Amerika. Ueber die Lebensmittelfrage sagt ein amerikanisches Blatt: „Wenn die Kornerte Europa's den Verlichten zufolge wirklich fehlte, so bedarf dieser Welttheil von uns 2,812,788 Bushel Weizen und 28,000 Centner Mehl, oder in runder Summe 30,000,000 Bushel Weizen. Dieses Bedürfnis kann sicher durch Amerika allein, vermöge der jetzt bestehenden Transportmittel, vermöge des Ausfalles unserer Ernte und vermöge des niedrigen Standes der Fruchtpreise, befriedigt werden. — Diese Aussicht als Ersatz aus der neuen Welt wäre sehr erfreulich. Allein schon bringt eine neue Post mit dem „Valtic“ aus New-York die Nachricht, daß der Preis des Mehles in Folge beträchtlicher Bestellungen aus Frankreich um 12 Procent gestiegen sei, und daß auch die Fruchtpreise steigen. Wir werden es in der Schweiz kaum jemals wieder erleben, daß man das Pfund Brod für einen und das Maß Kartoffeln für drei alte Bogen kaufen kann, wie dies vormalig bei gesegneten Jahren der Fall war. Und hieran ist — möge man die Gründe suchen, wo man will — wohl meistens die unvernünftige Volksvermehrung Ursache.“

— **Wisconsin.** Ernteaussichten. Die Ernte ist dieses Jahr versprechender und ergiebiger als je, wenigstens will sich auch der älteste Einwohner an keine gleiche erinnern können. Der Winterweizen, wovon in Winnebago, und allen nordwestlichen Counties viel gesät wird, könnte nicht schöner und besser sein; so ist auch die Wintergerste für die Ernte sehr vortheilhaft und das meiste Getreide ist schon in Sicherheit. Der Sommerweizen ist ebenfalls quantitativ und qualitativ außerordentlich viel versprechend, und die Malternte scheint reichlicher zu werden als je. Der Landmann hat sehr günstige Aussichten. Auch die übrigen Geschäfte halten gleichen Schritt.

— In New-Orleans hat nun endlich das gelbe Fieber nach langem, fürchterlichem Wüthen nachgelassen.

General-Agentur für Auswanderung.

Auskunft- und Beförderungsbüreau nach Nord- und Südamerika und Australien, in der Nähe des Bahnhofes in Zürich (früher in Rapperswil).



Billige Beförderung von Auswanderern mittelst ausgezeichneten Schiffen erster Klasse

über Bremen, Hamburg, Antwerpen und Havre nach

New-York, Boston, New-Orleans, Texas, Australien, Californien und Venezuela; dann, wie bisher, nach den brasilianischen Häfen von Rio Janeiro, Santos, Desterro, San Francisco und Rio Grande (Ausschiffungshäfen nach den deutschen Kolonien); außerdem zwei Mal monatlich über Bremen nach New-York mittelst den ausgezeichneten Dampffregatten *Gansa* und *Germania*, welche wegen dem billigen Preise und der vorzüglichen Ausstattung die vortheilhafteste Reisegelegenheit bieten. Ebenso können bei demselben Originalbillet der Hudsons-Eisenbahn (Agentur von Nischmüller und Köcher in New-York, welche durch den dortigen Consul dem hohen Bundesrath empfohlen wurde) zu den nämlichen Preisen, wie in New-York, nach allen Theilen der Vereinigten Staaten bezogen werden, wodurch dem Einwanderer freies Abholen des Gepäcks vom Schiffe und einzig die Möglichkeit sofortiger Abreise gesichert ist; 10 Procent des Betrages werden hier, das Uebrige in New-York bezahlt.

Briefe um nähere Auskunft erbittet man sich franco.

Verlag und Redaktion: G. G. Grob'sche, Lehrer in der Schöpfhalde bei Bern.

Druck der Haller'schen Buchdruckerei in Bern.

G. G. Haller.

Der Kolonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.

Jahr-Abonnement 6 Fr.
Halbjahr-Abonnement 3 „
Vierteljahr-Abonnement 1,50 G.
Man kann auch jederzeit das
Abonnement eintreten.

Wer jeweilen die erste Nummer nicht retusiert, wird für das jeweilige nächstfolgende Quartal als verehrt. Abonnement betrachtet, und der „Kolonist“ demselben dann regelmäßig eingesandt.

Einrückungsgebühr 14 G. die einseitige Zeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein. — Für Abonnemente und Inserate wendet man sich portofrei direkt an die Redaktion.



Der Kolonist erscheint regelmäßig alle Sonntage. Landkarten und Illustrationen werden von Zeit zu Zeit als Gratisbeilagen mitgegeben.

Wahrheitsgetreue Originalbriefe und belehrende Aufsätze über Amerika, franko an die Redaktion gesandt, finden jederzeit unentgeltliche Aufnahme.

Da der Kolonist aller Politik fremd, nur den Zweck verfolgt, allen schweizerischen Auswanderern nützlich zu sein, so bittet die Redaktion um möglichst theilnehmende vielfältiger Verbreitung. Bei genügender Abonnentenanzahl würde derselbe denn auch ohne Preisermäßigung wöchentlich zweimal erscheinen.

Nr. 39.

Bern, Sonntag den 2. Oktober.

Dritter Jahrgang. 1853.

Originalbrief

des Herrn Braschler, gewesenen Lehrers an der Mädchentaubstummenanstalt auf dem Margauer-Stadten bei Bern, jetzt Pfarrer und Farmer in Texas.

(Fortsetzung.)

1. Ihre Kinder hätten hier von einer höhern Bildung nur dann, wenn sie seiner Zeit ein hohes Amt oder auch sonst eine wissenschaftliche Stellung einnehmen würden, wesentlichen Nutzen. Für's gewöhnliche Leben aus messens in unsern kleinen Städten genügt Ihnen die gewöhnliche Volksbildung unseres alten Vaterlandes. Die Gewöhnung an einige Arbeit und ein einfaches Leben hat Ihnen dagegen sehr hohen Werth, wenn Sie hieher kommen sollten.

2. Die Seereise ist im Allgemeinen der Gesundheit nicht gefährlich, sondern zuträglich. Für Ihre persönlichen Anliegen rathe ich Ihnen aber doch, Sie möchten mit Ihrem Arzte Rücksprache nehmen.

3. Die so sehr süßliche Lage des reichen Texas hat schon so viele Gegner erzeugt, daß es mich nicht befremdet, wenn auch Sie die Karte hervorheben, den Maßstab anlegen und vor der süßlichen Lage etwas zurückschrecken. Die Sommerwärme erreicht allerdings einen hohen Grad, wird aber durch viele Umstände selbst auch dem Schweizer leicht erträglich gestaltet. Die Wärme von Texas hält für die Gesundheit vorthellhafte Vergleichung mit derjenigen der nordwestlichen Staaten aus, wohin doch der Schweizer, wie z. B. nach Illinois, Missouri, Wisconsin u. s. w., ohne Bedenken auswandert. Die continentale Lage jener Staaten bringt nur den grellen Kontrast zwischen der Winterruhe und Sommerhitze, sondern auch zwischen der Sommernächte und Tage hervor. Und dieser große Temperaturwechsel ist es ja hauptsächlich, was der Gesundheit am gefährlichsten entgegentritt. Umgekehrt wird Texas durch sein maritimes Klima einer gleichmäßigen Temperatur näher gestellt sowohl zwischen Winter und Sommer, als auch zwischen Tag und Nacht während des Sommers. In dieser Ausgleichung der Temperatur wirken in Texas auch noch folgende Umstände sehr vorthellhaft. In der höchsten Sommerzeit fallen die Sonnenstrahlen ein, ja mehrere, Stunden länger auf nördlichere Erdgürtel, und die kühlenden Nächte werden dadurch abgekürzt und dagegen im süßlicher gelegenen Texas verlängert. Ferner würden selbst auch gleich lange Nächte in Texas dem nahe gelegenen und kühlenden Meere wegen schon größere Kühlung verbreiten, als in jenen nordwestlichen Staaten. Noch mehr, die regelmäßige Passatströmung der Luft, die sich täglich mit dem Steigen der Sonne verstärkt, kühlt die sonst so brennenden Sonnenstrahlen unglaublich ab, während jene nordwestlichen Staaten gerade am Mittage am wenigsten Wind haben. Diesen Luftströmen

gestattet Texas in seinen unabsehbaren Flächen der Küste entlang und im Innern durch seine sanft ansteigenden Höhen und Berge den freiesten Durchzug. Kurz, Texas ist warm, dem Schweizer aber nicht gefährlich.

Tropisch ist Texas doch noch nicht, daher sind auch die periodischen Regen nicht so regelmäßig, wie in tropischer Zone. Hab' nur keine Sorge, ein liebliches Grün wird Dich in Texas gewiß noch mehr als draußen während des Frühlings, Sommers und Herbstes ohne Unterbrechung ergötzen. Was das Ungeziefer anbelangt, so ist keine Gattung besonders lästig, außer den Mücken, nur eine kleine Mücke, die aber hier auf den Höhen, auch auf freiem Felde, und überall, wo der Wind frei spielt und kein stehendes Wasser liegt, so gut wie gar nicht vorhanden. So hier, wo das Land schon ansteigt. Manche Stelle findet sich hier, wo Einem kein Ungeziefer so lästig ist, nur wie euere Fliegen. Schlimmer ist es unten in der Küstenebene.

4. Ohne Bedenken darf ich Ihnen — so auch mein Bruder — die hiesige Landwirtschaft anrathen. Sie verlangt bei Weitem nicht so viele Arbeit wie draußen, im Vergleich zu Ihrem Ertrag. Die Preise des Landes sind sehr verschieden: kultiviertes kostet von 8 bis 20 und noch mehr Dollars, unkultiviertes von einem halben bis 15 Dollars, je nachdem es liegt und beschaffen ist. In der Nähe von hier kostet aber auch schon unkultiviertes per Acker mindestens 2 bis 4 Dollars, ohne Wasser und Wald. In noch weniger bewohnten Gegenden dagegen kann genug zum Theil von besserer Qualität, wo es glücklich ausgewählt ist, gar an fließendem Wasser mit Wald und Prairie (wilde Wiesen) von 3 bis 6 Dollars per Acker gekauft werden. Diese Vorzüge: am Wasser gelegen, gute Waldung, die im westlichen Texas schon jetzt etwas spärlich vorhanden ist, und zugleich Prairie, wo nur der Pflug eingelegt zu werden braucht, sind äußerst wichtig. Das meiste kulturfähige Land (es gibt zuweilen auch größere Gegenden nicht kulturfähiges) ist solche Prairie. Waldboden wird in Texas bis jetzt nur selten in Kultur genommen. „Kann man sich mit der Landwirtschaft durchschlagen?“ Ja, selbst im ungünstigsten Fall. Das nur ist so viel als spielend möglich. Dem, der sich so wie der Bauer draußen zur Arbeit anstrengt — hier wird Einer nicht leicht so viel schwere Arbeit ertragen, wie draußen, ist auch nicht nöthig, — darf man bei gewöhnlichem Verlauf Wohlstand verschaffen aus der Landwirtschaft, was ich mit einer Menge Beispielen beweisen könnte, worunter die meisten mit wenig oder nichts den Anfang machten. Ja, ich kenne Mehrere, welche mit 2 bis 4 erwachsenen Söhnen die Farmerei etwas groß in Gang brachten und in 5 bis 7 Jahren Reichthum daraus schöpften. Jedem Landarbeiter von draußen ist das hiesige Land unstreitig ein reiches und daher auch

ohne Bedenken zu empfehlen. Seinen Produkten fand er bis jetzt nicht reisenden Absatz. Zum ersten Male hielt es mit dem Absatz von Mais im letzten Jahre schwer, doch auch nur in diesem Gegenden, dem aber wahrscheinlich jetzt schon vorgebeugt ist durch's Pflanzen von mehr Baumwolle und weniger Mais. Erstere geräth hier ausgezeichnet. Tauschhandel kommt nicht mehr viel vor.

5. „Wie viel Geld müßte man zur Aussicht auf guten Erfolg in Texas noch haben?“ Die Antwort kann nur relativ gegeben werden. Wer viele und schwere Arbeit gewohnt ist und das einfache Leben in Wohnung und Kleidung u. leicht erträgt und praktische Anleitung findet und bei all' dem noch zum Anfange nur eine Farm mietzen würde, könnte schon mit 150 Dollars ohne besonderes Wagniß den Anfang machen. — Ein Dollar ist 5 Cents = $1\frac{1}{4}$ bis 2 alte Bayern mehr als ein französischer Fünffrankenthaler. — Wollte ein solcher gleich Eigentum kaufen, müßte er auch 400 bis 600 Dollars besitzen. Je weniger Einer dann viele und schwere Arbeit gewohnt ist und je mehr noch in Wohnung, Tisch und Kleidung Ansprüche macht, müßte er auch bedeutend mehr Baarschaft besitzen. Für Jeden ist der Anfang das Wichtigste und Schwerste. Ungemein erleichtert kann sich's Der, der eine fertige Farm zu kaufen vermag, die man um bares Geld gern bekommt. Auch kommt er, wenn der Kauf einigermaßen günstig ist, eben so wohlfeil dazu, als durch Selbstanlage desselben, und erspart sich so manche Strapaze und genießt bei dem Allem noch den großen Vortheil, daß die so gekaufte Farm sogleich ein reichlich tragendes Kapital ist, während es bei der neu angelegten erst nach Jahren dahin kommt. Eine kleine Farm für einen bis zwei Männer (Arbeiter) kann für 500 bis 2000 Dollars gekauft werden. Größere können auf so viele Tausende anstehen u. s. w. Für Sie, Herr Fürst, müßten 3000 bis 5000 Dollars, nach meinem Begriffe, einen recht hoffnungsvollen Anfang gewähren, auch ohne außerordentliche Strapazen; dabei würden Sie auch die gewöhnlichen Hausen von Anfängern weit hinter sich zurück lassen. Sie könnten durch Einschränkung schon mit 1000 bis 2000 Dollars anfangen, nur mit weniger glänzendem Erfolg.

6. Die Reise werden Sie nothwendig über Bremen nehmen müssen, wenn Sie direct nach Texas, was das Wohlfeilste ist, schiffen wollen, weil von andern europäischen Häfen nur selten direct nach Texas gefahren wird. So über Bremen wird eine Person bis Galveston oder Indianola ungefähr 118 Reichsgulden (Rheinisch Geld) zu 15 Bayern als Reise- und Zehrgehalt gebrauchen, nämlich als Zwischendeckpassagier. Als solcher gebrauchte mein Bruder von Zürich aus bis Indianola genau besagte Summe — auch über Bremen direct nach Indianola.

Sollten Sie auch in Galveston landen und wollten in hiesige Gegenden kommen, so reisen Sie ja nicht Alles zu Land, sondern von Galveston nach Indianola und erst von da zu Land hierher. Diesen legeren Weg, 140 bis 150 englische Meilen weit, können Sie per Person ungefähr mit 12 bis 15 Dollars mit Ochsenwagen oder in der Post, die in zwei Tagen den ganzen Weg zurücklegt, mit 18 bis 20 Dollars bestreiten. Wollten Sie nach New-Orleans und von dort, wo es sehr ungesund ist, nach Texas reisen, würde es die Person 10 bis 15 Dollars mehr kosten, dagegen könnten Sie sich dann von jeglichem größern Hafen Europa's aus einschiffen. Vor der Einschiffung führen Sie noch einmal die Galle gründlich ab und wenn Sie an's neue Land gestiegen sind, wiederum. Auf die Seereise sparen Sie nicht am Einkauf von genug und guten Lebensmitteln; auch etwas edlere, geistliche Getränke ist sehr gut. — Schon manche Väter, die ihre Frauen und Kinder schonen wollten, wanderten allein vorher aus. Aber ach! wie viele, viele haben es bitter bereut. Was durch die Bande so inniger Verbindung zusammengehört, kann nirgends schwerer getrennt sein, als bei solcher Reise und bei'm ersten Anfang in der neuen Heimath. Darum hebe ich warnend den Finger auf gegen Jeden, der sich diesen Mißgriff einfallen läßt. Noch eine sehr wichtige Warnung: „Niemand wandere im Frühjahr nach Texas“, denn das hat schon manches Menschenleben gekostet. Die schönste und zum Klimastreiken, wie auch schon für die Seereise, ist die sicherste Zeit der Abreise von Mitte August bis Ende September. Aus diesem Grunde schreibe ich Ihnen gleich jetzt so ausführlich, wenn Sie oder sonst Jemand noch diesen Herbst etwa verreisen wollten.

7. Was mitbringen? Wegen der noch so langen Landreise und der Ungewißheit des Ortes der Niederlassung können große Vorräthe

an Kleidern, Akten u. nicht nur sehr beschwerlich, sondern auch recht theuer werden. Ueberladung von entbehrlichen Dingen ist nicht anzurathen. Ich möchte Jedem rathen: Bringe Geld, so viel als möglich, und Kleider und Anderes so wenig als möglich, doch laß' nichts zurück, das dir theuer und werth ist, auch keine dir unentbehrlichen Personen. An Kleidungsstoffen ist hier alles feine in Seide, Wolle und Baumwolle bedeutend theurer als bei euch, dagegen alles Gröbere ungleich billiger, wenn gleich noch etwas theurer als bei euch. Besondere Feiertäucher, wie bei euch etwa schwarze, sind hier nicht besonders nöthig. Sommerkleider vom leichtesten Stoffe und nicht weniger warme Winterkleider sind beide gleich sehr angenehm und der Gesundheit zuträglich, ebenso ein warmes Federbett im Winter. Kelnwand als Wetzzeug nehmt nicht sparsam mit. Seidenstoffe sind hier schändlich theuer. Zu Ackerwerkzeugen kann ich nicht rathen. Sämereien zu Gemüsen, Bäumen, Sträuchern, Weizen u. s. w. müßten Euch hier viel Vergnügen machen. Sie müssen aber dicht verpackt sein, wenn die Seelust die Keimkraft nicht erlöben soll. Als Pflanzen müßten Ihnen Erdlinge und auch Schnittlinge von edlen Welpreden Freude und wenn sie gelingen, auch Werth gewähren. Dieselben werden am sichersten in feuchtes Moos fest verpackt. Nicht jede Sorte kommt hier fort. — Sie thun gut, wenn Sie sich mit der Wasche besser ausstatten, als mit den Deckkleidern.

(Schluß folgt.)

Auszüge aus Briefen.

Landwirthschaft, Ankaukspreise, angebaute Farmen u.

Es ist nicht wohl möglich, den landbauenden Auswanderern genaue Verhaltensregeln über die Auswahl der Gegend, in welcher sie sich niederlassen sollen, zu geben, indem dieses von einer Menge besonderer Umstände natürlich abhängen muß, die bei jedem Einzelnen anders sein können. Die Europäer sind gewöhnlich veranlaßt nach Amerika zu kommen durch Freunde oder Verwandte, welche ihnen vorangegangen und welchen sie sich nun wieder zu nähern wünschen; nun ist es gewiß für die neu Angekommenen von großer Wichtigkeit, besonders für die weniger bemittelten, sich in der Nachbarschaft von Leuten zu befinden, welche die gleiche Sprache sprechen und von welchen sie mit Rath und That unterstützt werden können. Die Amerikaner sind zwar, besonders auf dem Lande, gastfreundlich und dienstfertig, und nicht selten bergen sie unter einer ernsthaften und eisalten Hülle mehr wahrhafte Leutseligkeit, als mancher Europäer mit glatten Worten und höflichen Verbeugungen. Auch muß man nicht vergessen, daß, um in Amerika emporzukommen, der Mensch, nebst dem Vertrauen auf Gott, nur auf sich selbst und seine eigenen Kräfte sich verlassen muß.

Die am wenigsten fruchtbaren Ländereien von Amerika liegen im Norden der Staaten New-York und Massachusetts und in Canada, wo der Boden sandig und steinig ist, so wie an der Bergkette der Alleghany und der weißen Berge, wo der Boden granitartig ist. Jedoch befinden sich selbst in diesen Gegenden sehr fruchtbare Thäler. In den westlichen Ländern hingegen hat die Landwirthschaft eher mit der Fruchtbarkeit und der allzu großen Reichhaltigkeit des Bodens zu kämpfen.

In der Nähe von bevölkerten Städten verkauft sich das Land zu dem hohen Preise von 25 bis 50 Dollars der Acre (circa 47,044 Bern-Quadratsfuß) und öfters noch höher; indessen machen die reichen Auswanderer gute Geschäfte, wenn sie ihr Geld auf solche in der Nähe von Städten befindliche Ländereien placten, welche fast von Jahr zu Jahr theurer werden. Einer meiner Bekannten hat vor zehn Jahren 100 Acre Land um 1000 Dollars gekauft, das er jetzt loosweise zu einem Preise von 500 Dollars der Acre wieder verkauft.

In der Nähe der Städte, das heißt, eine bis zwei Stunden davon entfernt, wird das noch nicht urbar gemachte Land, je nach seiner Lage und der Leichtigkeit der Kommunikation, mit 5 bis 10 Dollars der Acre bezahlt. Das dem Staate angehörige Land wird zu $1\frac{1}{2}$ Dollars bezahlt, und oftmals werden Verkäufe zwischen Particularen für ziemlich große Lose zu 2 Dollars per Acre geschlossen, freilich unurbarisirtes Land.

Man hat diese Frage öfters besprochen: was wohl für den neuen Ankömmling vorthellhafter sei, sich auf Land, das mit Urwald bedekt

ern auch recht
ist nicht anzu-
el als möglich,
h lass' nichts
menitbehrlichen
Seide, Wolle
alles Größere
als bei euch.
ind hier nicht
und nicht
mehr und der
Winter. Kein-
offe sind hier
n. Sämereien
möchten Euch
verpact sein.
Als Pflanzen
den Welpen
u. Dieselben
ist jede Sorte
t der Wasche

Far men 10.
Auswanderern
, in welcher
einer Menge
em Einzelnen
erantlast nach
welche ihnen
n wünschen;
Wichtigkeit,
barschaft von
en und von
innen. Die
freundlich und
nsthafte und
her Europäer
h muß man
der Mensch,
seine eigenen

Alfa liegen im
in Canada,
Bergseite der
ranlantig ist.
stbare Thäler.
chaft eher mit
s Bodens zu

das Land zu
47,044 Bern-
in der Nähe
von Jahr zu
zehn Jahren
loosweise zu

zwei Stunden
Land, je nach
5 bis 10 Dol-
Land wird zu
schischen Partiku-
e geschlossen,

für den neuen
Urwald bedeckt

ist, anzusehen, oder aber schon im Ertrag begriffene Farmen anzu-
kaufen? Die Erfahrung und die Lebensart der dabel Interessirten
werden die besten Rätze angeben. Diejenigen, welche an die rohe
Arbeit des Holzhackers und an die Einsamkeit der Wälder nicht gewöhnt
sind, und welche sich für die ersten Jahre mit einer Hütte von aus-
getrockneten Holzstämmen, deren Zwischenräume mit Thon verstrichen
sind, nicht begnügen können, werden wohl thun, allbereits eingerichtete
Farmen zu kaufen. Man bekommt für 300 oder 400 Louisd'or gute
Farmen mit einem Wohnhause von acht bis zehn Zimmern, mit den
nothwendigen Wirthschaftsgebäuden und bei hundert Zucharten Land.
Um aber solche Käufe zu machen, muß man das Land und die Leute
kennen und mit baarem Gelde zahlen; denn im Allgemeinen muß
Derjenige, welcher in Amerika auf Kredit kauft, 25 bis 30 Prozent
theurer bezahlen. Die ärmern Auswanderer, welche das Land zu
10 Franken den Acre kaufen, stellen sich gewöhnlich im Herbst auf
demselben an. Sie bauen sich eine Hütte, fällen Bäume, um Pflanz-
säden daraus zu machen, und verbrennen das Holz oder verkaufen es
auf dem Markte, wenn sie in der Nähe von Städten wohnen; dann
im Frühjahr brechen sie das Land zwischen den Baumstöcken auf, säen
Ihr Korn oder stecken Ihr Mais (denn in den amerikanischen Wäldern
stehen die Bäume ziemlich weit auseinander). Nach und nach befreien
sie das Land von den Stöcken und den Baumwurzeln, welche sonst
dem Pfluge hinderlich und schon manchem Ackerzuge zum Verderben
gereichten. Dieses Ausreuten ist eine sehr mühsame und beschwerliche
Arbeit, denn es sind meistens Eichen, Nußbäume, Ahorne, nicht
selten von zwei bis drei Fuß Dicke, welche gefällt und ausgeren-
det werden müssen; auch wenn der Neuanfänger gezwungen ist, dazu
sich fremder Hülfe zu bedienen, so wird ihm diese Arbeit sehr kostbar,
denn man muß es nicht vergessen, daß in Amerika die Handarbeit
sehr theuer ist.

Gaunerstreiche aus New-York.

Eine andere Manier, arglose Leute zu pressen, ist folgende: Am
Breitweg werden von Zeit zu Zeit Uhren zu allen Spottpreisen ver-
steigert. Da schlägt man solche, die dem Anscheine nach vier bis fünf
Thaler werth sind, um vier, fünf und sechs Franken zu. Werke, die
Käufer sind angelockt; sie gehen zwar jedes Mal zur Kasse und zahlen
aus; doch das ist nur Scheln. Der Fremdling denkt: Ah, da ist
gewiß eine Nothgalt: man müßte ein Dummkopf sein, so wohlfeile
Sachen nicht zu kaufen, und schon benedict er Einige um die gute
Beute. Nun kommt eine prächtige, goldene Uhr. Er faßt ein Herz
und bietet 2 Dollars, ein Anderer drei, er vier; der Andere fünf; er
stugt, und schon ist sie dem Andern zugesagt. Er kratzt sich hinter
den Ohren und wird ganz lästern. Nun faßt ihn ein Herr beim
Arm und lächelt: Seien Sie klug und bieten Sie nicht viel; diese
Uhren müssen doch verkauft werden; Sie bekommen Uhren genug; es
sind noch mehr als ein Duzend zu versteigern. Kaum hat der Herr
das gesagt, so bietet er sich selbst ein Damenuhrchen um 15 Dollars
zu. Verwundert fragt der Fremdling: Warum haben Sie das so
theuer gekauft? Der Herr gibt ihm zur Antwort: So etwas versteht
nur unsereins; er nimmt ein Vergrößerungsglas hervor, und, zu
dem Fremden gewendet, fährt er fort: Schauen Sie, die Spindel
läuft in Diamanten; das Uhrchen ist mindestens 60 Dollars werth.
Jetzt ist es mit aller Geduld vorbei. Der Fremdling hat auf den
nächsten Schlag eine Uhr um zehn Dollars und freut sich; anstatt
daß sie aber, wie er meint, von Gold ist, ist sie nur vergoldet und
nicht so viel werth, daß ihm ein Kenner nur einen Thaler um das
Gehäuse bieten würde.

Die Bienenzucht in Nordamerika.

Eine genaue Auskunft über diese Frage würde einen ansehnlichen
Band füllen, weil sie eine ausführliche Beschreibung der Bienenzucht
in den verschiedenen, hinsichtlich Klima und Vegetation sehr von
einander verschiedenen Theilen der Vereinigten Staaten erfordern
würde; wir müssen uns daher beschränken, und können bloß sagen,
daß die Bienenzucht in Nordamerika mehr von Deutschen, als von
Amerikanern, und nach den verschiedenen Welsen wie in Europa
betrieben wird; der Eine hat theilbare Lagerstöcke, der Andere Ständer-

stöcke; der Eine hat Ständerstöcke von Stroh, der Andere solche von
Holz, und Jeder hält seine Zuchtart für die beste. Auch ist es un-
möglich, anzugeben, wie viel Wachs und Honig in Amerika kosten,
wie hoch sich die Bienenzucht rentirt, was ein Schwarm und was
ein Bienenstock kostet. Die Nahrung, welche die Biene findet, und
die in einem Lande, welches mehr als 200,000 deutsche Quadratmeilen,
also einen Flächenraum umfaßt, der etwa zwanzig Mal so groß als
Deutschland ist, von den nördlichen bis zu den südlichen Pflanzen
wechselt, hat auf den Ertrag der Bienenzucht einen eben so großen
Einfluß wie Klima und Behandlungswelse, und der Ertrag selbst
kann an dem einen Orte um den doppelten Preis verwerthet werden,
als an dem andern, so auch selbstverständlich Bienenstöcke und Schwärme,
deren Werth durch den ihres Ertrages bestimmt wird. Im Frühjahr
vorigen Jahres — um den Preisunterschied recht deutlich zu zeigen —
wurde ein Gallon (231 Kubitzoll) Honig in New-York mit 58 bis
60 Cents, zur nämlichen Zeit in Cincinnati mit 40 und in St. Louis
mit 37½ Cents bezahlt, in Louisville, Ky., bezahlte man um dieselbe
Zeit ein Pfund Honig mit 10 bis 12½ Cents. Selbes Wachs galt
im verfloßenen Frühjahr in New-York 30, in Cincinnati 25, in St.
Louis 22½ Cents per Pfund. Ueber die Rentabilität der Bienen-
zucht in den Vereinigten Staaten von Nordamerika läßt sich nur
sagen, daß die sich mit derselben Beschäftigenden sich günstig darüber
aussprechen. (Allg. A. Ztg.)

Braunweinbrennerei in Amerika.

Die nordamerikanischen Brennereien bedürfen der Press-, wie
überhaupt auch anderer Hefen nicht. Zum Ansatz der Gährung
bedienen sich Brenner, wie Bäder, des Sal aoratus, das auf folgende
Weise gewonnen wird. Ueber den Maisbottichen befindet sich ein
Behälter, angefüllt mit Soda, meistens aber Potasche (beides enthält
bekanntlich 34 Procent Kohlensäure). Die dem Maisbottich ent-
weichende Kohlensäure wird von der Potasche ausgefogen, und letztere
wird hierdurch anderthalb kohlenfauer: (51 Procent haltend) das Sal
aoratus. Von diesem werden von verschiedenen Brennereien wöchent-
lich 1000 bis 10,000 Pfund gewonnen und verkauft. Durchschnitts-
preis: 5 Cents.

Verschiedenes.

Bern. Laut dem Staatsverwaltungsbericht, welchen der „Ober-
länder-Anzeiger“ in einigen seiner letzten Nummern veröffentlichte,
sind im Jahr 1851 im Kanton Bern 14,080 Kinder geboren, davon
waren 956 uneheliche. Gestorben sind 10,192 Personen; also mehr
geboren 4488. Wenn die Auswanderung also der Uebervölkerung
abheilen sollte, so müßten jährlich bei 4500 Personen nur
aus dem Kanton Bern auswandern, nur um die Bevöl-
kerung zu stellen. — In der Arbeitsanstalt in Thorberg sind
174 Personen, welche im Durchschnitt jährlich 168 Fr. a. W. kosten,
also bei 5 Bg. a. W. täglich. Der „Oberländer-Anzeiger“ meint,
es wäre weit besser, diese Subjekte über den Bach zu schiden. Mit
dem einjährlichen Kostgeldbetrage wäre man die Kostgänger los, denn
mit 168 Fr. a. W. kann die Person jetzt gut nach Amerika kommen
und bliebe jeder noch Etwas übrig. Wie groß die Zahl der Staats-
kostgänger im Palaste beim Narberger Thor sei, und welch' ungeheure
Summe diese den Staat jährlich kosten, wird im „Oberländer-Anzeiger“
nicht gesagt. Hingegen sei das Armengut der Landfassen das Staats-
vermögen. Die Zahl der Landfassen beträgt 2871 und davon wurden
527 Personen mit der ungeheuren Staatssumme von 19,924 Franken
in einem Jahre besteuert. — Die Armenanstalten im Landort, Köniz,
Neggelsberg und Bärau zählen zusammen 359 Zöglinge und kosten
den Staat laut diesem Berichte jährlich die Summe von 30,760 Fr.,
alles alte Währung; in zehn Jahren also, denn so lange muß man
wenigstens die Erziehungszeit der Zöglinge rechnen, 307,660 Franken.
Ueber alles Das hinaus wurden noch 18,257 Franken an verschiedene
Anstalten im nämlichen Jahre abgegeben. Und fragen wir, was aus
allen diesen Zöglingen wird, wenn sie erzogen sind? Wir wollen nicht
reden von Hoffnungen auf Wohlhabenheit bei einzelnen, nein, nicht
einmal auf sichere, sorgenfreie Existenz. Alle, ohne Ausnahme, sind
und bleiben arme Menschen. Und verheirathen sie sich wieder und

stellen Familien auf, was das Gewisse ist, so sind sie so recht die neuen Begründer des immer bedenklicher werdenden Proletariats. Würde man solche arme Kinder bei Schweizer-Farmern oder Professoren in Amerika, wo ein Zuwachs an Kindern ein so großer Segen und nicht, wie hier, eine Beschwerde ist, und wo das sechs- bis sechszehnjährige Kind nebst freier Beschäftigung noch Lohn bezieht, unterbringen, welche Wohlthat wäre das für diese Klasse von unglücklichen Armen, denen wenigstens die Hoffnung auf einstige sorgenfreie Existenz, ja sogar auf Wohlhabenheit, nicht benommen wäre; welche Wohlthat für den Staat, der sich dieser kostspieligen und wenig bezweckenden Anstalten entheben könnte; welche Wohlthat für die übrigen Armen, welche einander das spärliche Brod und den kümmerlichen Tagelohn in unendlicher Konkurrenz abjagen. Und was leisten diese Armen-erziehungsanstalten gegenüber den Armen? Sie sind eine Wohlthat für die armen Kinder während ihren Erziehungs-jahren, indem dem Mangel, dem Elend und allem verderblichen Einfluß des verjüngten Lasters entzogen werden. Allerdings viel; aber nun ist die Aufgabe vollendet und die Zöglinge der Armen-erziehungsanstalten stehen eben sowohl in der großen, lieben, weiten, alten Welt, von der ihnen Nichts, nicht ein Grassalm, gehört, wie alle übrigen Armen. Man wird uns einwenden, die Armen-erziehungsanstalten seien doch eine große Wohlthat für die armen Aelteren oder Verpfleger, denen die Kinder abgenommen werden. Aber wie? Unter hundert nur ein einziges Beispiel. Ein armer Familienvater stirbt und hinterläßt eine trostlose Wittve und zahlreiche, unermöglichte Kinder. Die arme Wittve wendet sich an ihre Bürgergemeinde um Hilfe, diese weist sie an den Armenverein des Bezirks, in dem sie wohnt, und dieser wieder an ihre Gemeinde. In ihrer Noth, denn die Kinder schreien um Brod, wendet sie sich an die Armen-erziehungsanstalten des Staates. Hier ergibt sich, und dies ist, was wir mit großem Nachdrucke sagen wollen, daß sich im ganzen Kanton Bern nicht eine Armen-erziehungsanstalt vorfindet, die ihr nur ein einziges Kind unentgeltlich aufnimmt. Es werden Kostgelder von mindestens 75 bis über 100 alte Franken per Jahr vom Kinde gefordert. Das sind unsere theuren Armen-erziehungsanstalten. Und so steht es mit der Hilfe von Gemeinden und Vereinen gegen die Armen. So steht es heute noch mit unsern Armenwesen. Und wie wird es, wenn die Welt so fort geht, etwa nach zwanzig oder fünfzig Jahren sehen! Die Auswanderung allein könnte radikal dem Uebel abhelfen; sie müßte aber weit großartiger und mit größerer Umsicht betrieben werden.

Der bekannte Straßeningenieur, Herr Glauser, aus Muri bei Bern, hat eine (erste) Eisenbahnstrecke übernommen, und wird demnächst mit den Vorarbeiten beginnen.

Ein Projekt eines Gesetzes wird demnächst dem Großen Rathe vorgelegt über Abänderung im Güterabtreibungsverfahren. Der Ausdruck „Güterabtreibung“ fällt weg, dagegen wird der frühere, älteste Ausdruck „Geldtag“ und nicht Geldtag der Gesetzgebung vorgelegt.

Mit den Tunneln wird man jetzt leichtes Spiel haben, wenn sich die in Amerika gemachte Erfindung eines großen Tunnelbohrers bewährt. Die „New-York-Tribüne“ nennt diese Erfindung „die schönste im Begriff, die vollständigste in der Ausführung und die ungewöhnlichste von Aussehen, wenn sie in Bewegung ist.“ Der Erfinder heißt Talbot. Man wird einen Probeversuch an einem Felsen bei Harlem, im Staate New-York, damit machen.

Zürich. Nach den Angaben des Herrn Deland Häfeli von Wädenschwyl in seinem Referate über die Rettungsanstalten bestehen gegenwärtig in der Schweiz, abgesehen von den städtischen Waisenhäusern, über 40 landwirtschaftliche Schulen und Rettungsheime mit ungefähr 800 Zöglingen. Die Hälfte dieser Stiftungen ist erst seit 1842 entstanden. Die Summe, die jährlich für diese Anstalten verwendet wird, wird auf circa 200,000 Franken angeschlagen.

Bremen. Die sämtliche Auswanderung über Bremen betrug in diesem Jahre bis 31. August 34,085 Personen.

Schweden. In Stockholm macht die Cholera immer noch Fortschritte. Vom 12. bis 13. Sept. sind 165 Personen als erkrankt und 113 als gestorben, vom 13. bis 14. sind 183 als erkrankt und 120 als gestorben angemeldet. Die Gesamtzahl der angemeldeten Erkrankungen beträgt jetzt (14. Sept.) 2721, die der Todesfälle 1521. Dasselbst haben die Kupferschmelze durch die Cholera viel Arbeit bekommen; es werden nämlich ungeheuer viel Kupferplatten bestellt, die man als Schutzmittel gegen jene Krankheit auf der Brust trägt.

Amerika. In New-York waren vom 1. Januar bis 31. August 182,129 Einwanderer eingetroffen, 31,237 weniger als während der nämlichen Periode des letzten Jahres. Man schreibt dies unter Anderem der Abnahme der Auswanderung aus Irland zu.

Die neuesten Berichte aus Kalifornien reichen bis zum 16. August. Die Kalifornier waren vollaus mit den Wahlen beschäftigt. Die Demokraten hatten bisher die günstigsten Aussichten gehabt. Ihr Erfolg schien jedoch neuerdings durch die zu Tag gekommenen Verschleuderungen der öffentlichen Gelder durch die gegenwärtige demokratische Verwaltung wieder gefährdet; bloß die Ausgaben für die Druckkosten beliefen sich in einem Jahre auf 218,547 Pfaster, mehr als die Hälfte der Staatseinkünfte. Im Thale des rothen Flusses haben sich die Indianer gegen die Goldsucher erhoben; sie waren bis jetzt im Kampfe gegen dieselben glücklich. Räubereien, selbst in den Städten, waren mehr als je an der Tagesordnung; Mordthaten fielen am hellen Tage auf den bevölkersten Straßen vor. Die Arbeiter in San Francisco stellten die Arbeit ein; sie forderten einen Tagelohn von 8 bis 10 Dollars; er mußte ihnen zuletzt bewilligt werden. Man sprach von neuen, fabelhaft reichen Goldlagern, die in einigen Distrikten entdeckt worden wären. — Auf den Sandwich-Inseln wird die Bevölkerung von den Plattern, der furchtbarsten Krankheit bei den wilden Stämmen, förmlich decimirt.

Die Handelsdampfschiffe der Vereinigten Staaten bestanden am 1. August 1853 aus 1390 Dampfern von etwa 417,226 Tonnen und 29,377 Köpfen Besatzung. Sie beförderten im Laufe des Jahres etwa 40 Millionen Fahrgäste.

Australien. Wie das „Frankfurter-Journal“ berichtet, ist es den zu Sidney wohnenden Deutschen, namentlich durch die Bemühungen des dortigen Frankfurter-Konsuls Kirchner, gelungen, einen wohltätigen Verein zur Unterstützung von armen kranken Deutschen zu gründen, dem bereits wiederholt Anlaß gegeben wurde, seine edlen Zwecke zu erfüllen. Präsident des Vereins ist ein Frankfurter, Herr W. Höber. Dieser, so wie die Herren Kirchner, Engel und Reyling, sämtlich Frankfurter, bilden das Direktorium des Vereins.

Anzeigen.

Schweizerische Auswanderungs-Anstalt

von

Beck und Herzog in Basel.

Der Unterzeichnete befördert am 11. dieses Weinmonats eine Gesellschaft über Havre nach New-York unter seiner persönlichen Begleitung bis zur Einschiffung, und laßt Auswanderungslustige zu zahlreichem Anschlusse ein, indem er außerordentlich billige Bedingungen stellen kann.

J. N. Delporte, patentirter Agent,
Käfiggäßchen Nr. 25 in Bern.

Wer diese Nummer nicht (samt seiner Adressbande einfach) refüßirt, wird als verehrlicher Abonnent für das laufende Quartal bis Neujahr betrachtet und als solcher in die Abonnentenliste eingetragen, und spätere Nummern dürfen dann nicht mehr refüßirt werden. Mit der nächsten zu versendenden Nachnahme-Nummer folgt eine Karte.

Der Kolonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.

Jahres-Abonnement 6 Fr.
Halbjahrs-Abonnement 3 „
Vierteljahrs-Abonnement 1, 50 C.
Man kann auch jederzeit ins
Abonnement eintreten.

Wer jeweilen die erste Num-
mer nicht resubscribiert, wird
für das jeweilige nächstfol-
gende Quartal als verehrt.
Abonnement betrachtet, und der
„Kolonist“ demselben dann
regelmäßig eingesandt.

Einschickungsgebühr 14 C. die
einspaltige Zeile. Bei
mehrmaliger Wiederholung
teilt eine Preisermäßigung
ein. — Für Abonnemente
und Inserate wendet man
sich portofrei direct an die
Redaction.



Der Kolonist erscheint regel-
mässig alle Sonntage.
Landkarten und Illustratio-
nen werden von Zeit zu Zeit
als Gratisbeilagen mitgege-
ben.

Wahrheitsgetreue Original-
briefe und belehrende Auf-
sätze über Amerika, franco
an die Redaction gesandt
finden jederzeit unentgeltliche
Aufnahme.

Da der Kolonist aller Poststil-
fremd, nur den Zweck ver-
folgt, allen schweizerischen
Auswanderern nützlich zu sein,
so bittet die Redaction um
möglichste Theilnahme zu
vielfältiger Verbreitung. Bei
genügsamer Abonnentenzahl
würde derselbe denn auch
ohne Preisermäßigung wö-
chentlich zweimal erscheinen.

Nr. 40.

Bern, Sonntag den 9. October.

Dritter Jahrgang. 1853.

Wer soll auswandern?

Diese Frage ist schon so oft gethan worden, und kann nicht genug
wiederholt werden. Es gibt heutzutage Leute, welche gleich nach jedem
geringfügigen Umstand und vorübergehenden Mißgeschick wegen das
Wort im Munde führen: Da bin ich Sinnes auszuwandern. Es
gibt der Beweggründe viele, welche zur Auswanderung bestimmen,
aber viele sind nicht triftig. Es gibt Leute, welche glauben, wegen
Beschränktheit bürgerlicher Freiheiten, wegen Steuern, Druck
und Abgaben, die sie kaum mehr zu erschwingen vermögen, oder überhaupt
wegen politischer Schwüle auswandern zu müssen. Deren Gründe
zur Auswanderung sind in der Regel nicht stichhaltig genug; sei es
in diesem oder jenem Lande, unter dieser oder jener Regierungsform.
Es gibt Leute, welche in Amt und Ansehen gestanden, die bei neuen
politischen Wahlen umgangen worden, deren fernere Existenzmittel
nicht mehr so lukrativ wie früher sind, überhaupt solche, die nach
Kamern und Beförderungen haschen, sie nicht erhalten oder wieder verlieren;
diese glauben oft, ihr noch einziges Heil in der Auswanderung suchen
zu müssen. Von diesen Europäern hat es sehr viele, und es wäre
toll die Zurückbleibenden wohl gut, dieser Artikel würde sich einmal
für die liquidieren; man hätte immer wieder neue Kandidaten genug zu
diesem Geschäft, und würde wohl kaum jemals in Verlegenheit in dieser
Beziehung geraten. Es gibt ferner Bucherer und Speculanten aller
Art, denen das alte Vaterland zu dürr und ausgefräemt erscheint,
um noch gute Geschäfte in demselben machen zu können; diese richten
ihre glerigen Blicke ebenfalls nach der neuen Welt. Es gibt sogenannte
Herrlein ohne Geld, misrathene Studenten und Schreiber u. s. w.,
welche in großer Zahl auswandern; nicht zu gedenken der heutigen
Tages aufstehenden kalifornischen und australischen Goldgräber; nicht
zu gedenken der Abenteuerer und Helden allzumal, die sich vor den
Folgen ihrer Thaten und respective vor dem Geseze flüchten. — Diese
Alle sollten nicht auswandern. Das Vaterland verliert zwar wenig
oder nichts, aber die neue Welt, die auch gerne nützliche Bürger sieht,
gewinnt auch nichts an ihnen.

Wer ist es denn aber, der auf das wohlthätige Institut, das die
sociale Nothwendigkeit selbst begründete, oder auf das, wie Viele
meinen, im Allgemeinen so verderbliche Uebel der Auswanderung
Anspruch machen darf? Es sind nicht die Reichen, mit Glücksgütern
Gefegneten, oder überhaupt Diejenigen, die für sich und ihre Nach-
kommen in eine lachende Zukunft blicken. Es sind vielmehr Diejenigen,
denen es in der alten Welt für sich und ihre Nachkommen vor der
verarmenden Gegenwart und Zukunft graut. Hierzu zählen wir nicht
diejenigen Familien, und deren hat es tausende, die gegenwärtig noch
wohl einiges Vermögen besitzen, das sich aber, wenn der Stamm

(Water) des nunmehrigen Vermögensbestandes abstrift, an eine Menge
Sprösslinge (erbende Kinder und Enkel, welche wieder Familien be-
gründen) vererbt, daß den vielen einzelnen Gliedern des Erblassers
nichts als Armuth und unvermeidliche Noth bevorstehen muß, daß
sich diese Armuth und Noth progressiv steigert, auf je mehr Genera-
tionen sich das Vermögen überträgt, vererbt und den Grundbesitz
verkleinert, und daß eben hieraus meistens das Proletariat und
der Pauperismus hervorgeht, bedarf keiner weitem Begründung.
Eben so wohl weiß man auch, daß, wie der Grundbesitz verschwindet,
und durch die Geseze der Natur Tausende nach und nach gänzlich von der
Erbscholle entblößt werden, in dem Maße auch Verdenslosigkeit und
Konkurrenz überhandnehmen muß.

Diese und überhaupt die Mittelklasse, so wie alle arbeitsfähigen
und arbeitslustigen Armen, denen es an hinreichendem Verdienst zur
Erhaltung für sich und ihre Familien mangelt, haben das Recht zur
Auswanderung. Und nicht nur ist es Sünde, ihnen dieses Recht
streitig machen zu wollen, sondern es ist auch Pflicht der bürgerlichen
Gesellschaft, ihnen zu ihrem wichtigen Unternehmen thatkräftig an die
Hand zu gehen, und sie in demselben auszumuntern und zu unterstützen.

Gleichwohl prüfe Jeder, zu welcher Klasse von Europäern er
gehöre, ernst und gewissenhaft, was eigentlich in ihm den Wunsch
zur Auswanderung hervorgebracht, ob dieser Wunsch in allen Theilen
begründet sei, warum ihm sein altes Vaterland verleidet, was ihm
antreibe, Freunde, Verwandte, den väterlichen Herd, die alte, ihm
durch tausend schöne Erinnerungen lieb gewordene Heimath, das
Vaterhaus, die Gräber seiner Väter zu vertauschen gegen ein frem-
des, ihm nur sehr unsicher bekanntes Land, welches ihm nur spät,
vielleicht nie, zur lieben Heimath wird. Sind es nur vereitelte Pläne,
mißlungene Entwürfe, so prüfe er ja streng und unparteiisch die
Ursachen des Mißlingens. Nur zu oft wird er sie in eigenen Män-
geln und Schwächen finden. Ist es Uebergenüß des Glückes und des
Lebens, der vor lauter Wohlgenüsse nicht weiß, wie gut er es hat,
und der seine Lage und sein Glück noch durch die Auswanderung zu
steigern versuchen will, o für diesen haben wir keine ermahnen-
den Worte!! — Und wehe noch dem Arbeitslosen und Müßiggänger
„drei Mal wehe“ (so ruft auch ein ehrwürdiger, erfahrener
Farmer aus Amerika zurück) „dem Trunkenbolde,“ der sich selbst
muthwillig jede Aussicht auf Fortkommen im alten Vaterlande nahm,
und die Thüre des ehrlichen und nüchternen Freundes sich verschloß,
— diesen Allen blüht kein Walzen in der neuen Welt.

Daher wiederholen wir: Jeder prüfe streng die Ursache seiner
Unzufriedenheit und den Grund seines Entschlusses zur Auswanderung,
und kann er sich dann mit gutem Gewissen sagen, daß sie nicht in

-Anstalt

einmonats eine
persönliche Be-
rathungslustige zu
willige Bedingun-

lirter Agent,
in Bern.

ammt seiner
verehrlicher
bis Neujahr
ntenliste ein-
n nicht mehr
versendenden

ihm selbst liegen, sondern daß sie in zunehmendem Pauperismus und einer unnatürlichen Ueberbevölkerung begründet sind, so gleiche er getrost dem Muthes in das noch wenig bevölkerte Land der Freiheit, dort wird ihn eiserne Fleiß, Beharrlichkeit und Ehrlichkeit bald in eine unabhängige Lage versetzen, in die er hier nie gekommen wäre; er wird mit jedem Jahre seinen Wohlstand sich mehrten sehen und die Geburt eines neuen Ansdmmlings wird ihm, statt Vermehrung der Sorge und Noth um das liebe Brod, ein neues Pfand der Vermehrung seines Glückes, ein neuer Zuwachs von künftigem Reichthum im neuen Vaterlande sein.

Originalbrief

des Herrn Braschler, gewesenen Lehrers an der Mädchentauchstummenanstalt auf dem Wargauer-Ealden bei Bern, jetzt Pfarrer und Farmer in Texas.

(Schluß.)

Uhren, Gewehre, Pistolen bringen Sie mit Vorthell zum eigenen Bedarf mit. Ich bin mit dem Absatz und Preis solcher Dinge zu unbekannt, um Ihnen mit Sachkenntnis rathen zu können. Es möchte Ihnen beschwerlich werden.

8. Welche Handwerke sind die besten? Schreiner, Schmied, Maurer und der Schlosser, wenn er auch Schmied sein kann; Schneider und Schuster stehen jenen nach, sind aber stellenweise auch noch gut. Ein Cigarrenmacher, der sein Geschäft versteht, findet hier gutes Auskommen, braucht aber einige Zeit, sein Geschäft in fließende Bewegung zu setzen.

9. Die englische Sprache lernen Sie allerdings mit Nutzen, doch würden Sie mit der Hälfte der vielen Deutschen sich auch sonst durchschlagen.

10. An gutem Trink- und Quellwasser ist Texas, die Küstenebene abgerechnet, mit Recht reich zu nennen, aber natürlich findet sich hier im neuen Lande noch nicht die Bequemlichkeit durch Wasserleitungen und dergleichen, die eine alte Welt erst im Verlauf von vielen Jahrhunderten zu Stande gebracht. Quellenreich ist besonders die Umgebung von Braunfels; weiter landeinwärts nimmt dieses unschätzbare Gut noch zu.

11. Der Anbau von Tabak hat hier schon herrliche Proben geliefert. Ich selbst besaßte mich dieses Jahr damit. Seglinge zog ich von den schönsten dieser Gegend, die mir reisend abgebetelt wurden, und einige hundert Stüde stehen sehr hoffnungsvoll im eigenen (gemieteten, gemeinsam mit meinem Bruder) Felde. Im Kleinen wurden schon viele Versuche gemacht, und Viele behaupten, das Produkt stehe dem Havanna nur wenig oder nichts nach. In den Handel ist noch nicht sehr viel gekommen. Baumwolle gedeiht und lohnt ausgezeichnet; sie grünt daher auch auf unserm Feld, wo Alles hoffnungsvoll steht. Wer von einem solchen Lande, wie unser reiches Texas ist, mit Verachtung sprechen kann, der thut es nothwendig aus Unwissenheit oder aus Bosheit. Ein Drittes ist nicht möglich.

12. Mit den Feindseligkeiten der Indianer sind wir Texaner als Volk niemals in Gefahr von jetzt hinweg. Wohl können zuweilen einzelne Grenzansiedler in Gefahr kommen, die aber auch gleich die Hälfte der dort stationirten Unionstruppen ansprechen können. In der Nähe ist es aber weit nicht so gefährlich, wie es in die Ferne erscheint. Die Gefahr trifft meistens nur die Waghälfen auf ihren neugierigen Streifzügen in's Indianer-Gebiet hinaus, wie auf Jagden u. s. w. Am Flanofluß (rechter Nebenfluß des Colorado) wohnt eine Kolonie Deutscher, die schon sechs bis sieben Jahre so weit hinausgerückt und vereinzelt steht, wie nicht leicht noch Andere in Texas. Und doch sollen zwischen den Weißen und Indianern nicht so viele Mordthaten vorgefallen sein im Verhältnis ihrer Zahl, als unter den fein gebildeten Herren der Stadt S. Antonio. Doch sind dort die Indianer den Weißen an Zahl weit überlegen. Ueberdies hat der Einwanderer durchaus nicht nöthig, zu den Indianern hinauszugehen, indem er als Farmer oder Kaufmann u. s. w. überall ein vorthellhaftes Plätzchen ausfinden kann. Schon für uns hier sind die Indianer so gut wie gar nicht vorhanden.

Ein Gerächt von Gold und Silber, das in vielen Gegenden des obern Colorado gefunden worden sein soll, durchjuckt die Bevölkerung,

und Transporte von Goldsuchern sind schon von jeder Stadt dieser Gegend hinauszugehen. Was wird daraus werden, ein neues Californien oder nur glänzendes Gesehrei?

Nun noch auf die Fragen Ihrer werthen Frau Folgendes:

Nicht, wahr, ich habe nun wirklich an Ihrem langen Briefe ein Exempel genommen? Somit ist denn dieser Brief auch den Frauen, die gern lange Briefe lesen, angenehm? Ja!

So wünschten Sie denn noch Etwas über häusliche Dinge, Kleider und Tisch zu vernehmen.

Die Frauenkleider sind hier zu Stadt (unsere Texaner-Städte sind aber auch noch Dörfer) und Land ziemlich wie bei euch in den Städten. Das weibliche Geschlecht ist hier mehr geehrt als draußen, und das drückt sich auch in ihrer Kleidung aus. Man kann zuweilen Farmerfrauen- und Töchtern mit seldenen Schattenschirmen, noch öfter aber in seldenen Kleidern sehen, obgleich diese Stoffe hier weit theurer sind als bei euch. Daher würdet Ihr wohlthun, auch einigen Vorrath mitzunehmen. Der ordentliche Mann trägt sich hier auch nach euerem Stadterschlag. Nur schmückt sich das edle Geschlecht etwas mehr mit Kurus als der Mann.

Das darf ich Ihnen aber ja nicht verschweigen, daß man hier bis jetzt allerdings nicht die Auswahl an Gemäsen haben kann, wie draußen, und wahrscheinlich noch lange nicht. Zweierlei Kartoffeln, die euerigen, wozu der Same jedes Jahr vom Kaufmann bezogen wird (kommt von den nördlichen Staaten), wird hier auch gezogen; die süßen, ein südliches Gewächs, schmecken fein und liefern fast unglaublich reiche Ernte; verschiedene Sorten Bohnen, Reis; gedörrte Äpfel sind etwa so, wie die hier vorkommenden Gemüse. Bohnen, Salat und Zwiebeln — nicht euer — gedeihen hier gut, so auch eine edle Art Kürbise, die herrlich schmecken. Die Pfefferbäume gedeihen und tragen unglaublich. Sie schmecken auch grün und gedörrt ganz vortreflich. Und die vielerlei Melonen sind ein herrliches Voksal in der heißen Zeit.

Speck kann man hier in Fülle, so auch jegliches Fleisch — doch nicht leicht Kalbfleisch — haben. Wohl sah ich schon genug alle drei Wahlzeiten Fleisch, nie aber immer nur Speck. Butter, auch anderes Fett, Eier und Milch — und vortreflicher Kaffee! — sind gewöhnlich im Ueberflus. Nun denn, so muß ich endlich doch schließen, bevor ich Ihnen, mein theurer Herr und Frau Frau, „alles Gute und alles Böse“ geschrieben habe, thue es aber in der Hoffnung, Sie noch selbst zu sehen, wie Sie beide — nicht im ersten Jahre — Texas, das gute Land, anlassen werden, und schüttle Ihnen im Geiste in wahrer Freundschaft die Hand. Empfangen Sie, Ihre lieben Kinder, Frau de Quervain und die Ihrigen, Frau Kargin und die Ihrigen und wer sonst in Liebe meiner gedenkt, die innigsten Grüße von Ihrem alten Freunde

Heinrich Braschler, Pfarrer.

Die Geisterklopferei in Amerika.

Große Täuschung, Verirrung und religiöser Betrug wird jetzt mit dem sogenannten Geisterklopfen in New-York und Philadelphia getrieben. So liest man in einer Zeitung von Philadelphia: „Ueber die glorreiche und herrliche Entdeckung, welche die Möglichkeit des Verkehrs der Lebenden mit der Geisterwelt unwiderlegbar vor Augen stellt und jeden Menschen, insofern er nicht ganz verstockt ist, von der Unsterblichkeit der Seele und dem Zustande nach dem Tode auf erschütternde Weise überzeugt und zur Reue und Buße und einem bessern Leben leitet, wird Mr. M. diesen Abend in der Sommerhalle einen Vortrag halten. Der Eintritt kostet nur 3 Schilling.“

Ferner in der nämlichen Zeitung: „Die ernste, feierliche Versammlung, in welcher einige unserer Brüder die Geister ihrer Ahnen über höchst wichtige Dinge um Enthüllung und Aufschluß bitten wollen, wird nächsten Sonntag im großen Saale der Washington-Halle stattfinden. Eintrittskarten können für einen Thaler bei Mr. N. gelöst werden.“

Also merke: in Amerika trifft man Leute, die behaupten: Es gibt eine Sprache der Geister, und die frei herausagen: Wir haben es zu unserer heiligsten Aufgabe gemacht, diese Sprache zu lernen und zu enthüllen; und es ist uns nun möglich, mit den Geistern der Verstorbenen zu reden, wie einst Jesus auf dem Berge Tabor mit Moses und Elias redete. Geister haben uns Enthüllungen gemacht, wie sie

eder Stadt dieser
ein neues Galt.
Folgendes:

angen Briefe ein
auch den Frauen,
ausliche Dinge,
aner-Städte sind
in den Städten.
ausen, und das
unwelken Farmers
noch öfter aber
t theurer sind als
en Vorrath mit-
auch nach euerm
etwas mehr mit

, daß man hier
aben kann, wie
ierlei Kartoffeln,
aufmann bezogen
er auch gezogen;
und liefern fast
Reis; gedörrte
müsse. Wohnen,
er gut, so auch
Pflanzbäume
grün und gedörrt
herrliches Kabsal

leisch — doch
genug alle drei
er, auch anderes
— sind gewöhn-
hoch schließen,
al, „alles Gute
in der Hoffnung,
ersten Jahre —
Ihnen im Geiste
te, Ihre lieben
Sargin und die
innigsten Grüße
ler, Pfarrer.

A.

Beitrag wird jetzt
und Philadelphia
adelphia: „Ueber
Möglichkeit des
gabar vor Augen
verflocht ist, von
dem Tode auf
Wisse und einem
der Sommerhalle
hülft.“

se, feierliche Ver-
sister ihrer Ahnen
Ausschluß bitten
der Washington-
paler bei Mr. M.
haupten: Es gibt
: Wir haben es
he zu lernen und
Geistern der Ver-
Tabot mit Moses
gemacht, wie sie

noch kein Geschlecht der Vorzeit vernommen und die jedes Menschen-
herz erschauern. So treten hier Männer auf, die im größten Rufe
der Frömmigkeit stehen. Denke dir, wie das Eindringen macht!

Die Versammlungen, in welchen der Geisterruf stattfindet, geschehen
zu Nacht. In einem geschmückten Saale stehen mehrere hundert Stühle,
mit weißem, rothem und blauem Sammt ausgeschlagen. Zur bestimm-
ten Stunde erscheinen die Herren und Damen und nehmen Platz. In
der Mitte steht ein Tisch mit weißem Flor bedeckt, und vor einem
prachtvollen Leuchter liegt die heilige Bibel. Ein Mann von sehr
ehrwürdigem Ansehen tritt vor und eröffnet die Versammlung mit
einem Gebete zum Herrn aller Geister, worin er den Geistern der
Verstorbenen zuruft, mit den hier Lebenden mitzubeten zum Herrn der
Lebendigen und der Entschlafenen; das geschieht in so feierlichem
Pathos, daß die ganze Versammlung tief erglänzt wird. Am Schlusse
wendet sich der Betende an einen der Anwesenden und spricht: Wollen
Sie, lieber Bruder in Christo, jetzt eine Anfrage stellen, so mögen
Sie es thun! Nun tritt der Angesprochene vor und ruft: Geist
meines seligen Vaters, bist du hier? Nun große Spannung und
feierliche Stille durch die ganze Versammlung. Alles horcht, ob der
Geist sich ankünde; das geschieht gewöhnlich mit einer Erschütterung
oder mit drei Schlägen, die langsam und abgemessen tönen, ungefähr
wie wenn man mit dem Knöchel des Zeigefingers auf den Tisch
schlägt. Die Sprachkundigen haben festgestellt: drei Schläge bedeuten
Ja, zwei Schläge bedeuten Nein. Jetzt, bei tiefster Todesstille, ertönt
auf einmal ein leiser Schlag und die ganze Versammlung zählt wie
mit einem Hauch: eins, dann zwei und drei. Nun wird der Anrufer
entzückt, er schlägt die Hände zusammen und schreit: O Gott, welche
Freude! welch' ein Glück! Mein seliger Vater ist hier, er sieht mich,
er hört mich! Vater, Vater! sage mir, wie geht es Dir in der
Ewigkeit? bist Du auch selig? bist Du auch glücklich? Nun feierliche
Stille und wieder so eigen, als tönte es aus dem Luftraum, drei
kleine Schläge. Drei Schläge, es ist ein seliger Geist, ein guter
Geist, er hat „Ja“ geantwortet, lächelt die Versammlung; der An-
rufer aber spricht mit Freude und Rührung: O Vater, so hab' ich es
geglaubt. Du warst ja so lieb und so gut; ja, Du bist selig. Er
bedeckt sein Angesicht mit dem weißen Nachsch, wischt dann seine
Tränen aus und fährt fort: Vater, Vater, wünschst Du Etwas
zu offenbaren oder zu melden aus der Ewigkeit? Nun feierliche
Pause; es folgen die Schläge: eins, zwei. Zwei Schläge nur, tönt
es leise durch die Versammlung. Der Sprecher: Geist meines Vaters,
Du weißt, wie ich lebe, Du kennst meine Tugend und meine Schwach-
heit. Kann ich hoffen, selig zu werden und in Deine Gemelnschaft
zu kommen, wenn ich sterbe? Nun tönt's: eins, zwei. Jetzt ergreift
den Sprecher Entsetzen und Verzweiflung; er schlägt seine Hände
zusammen und schreit: O Gott, ich bin verloren! O ich armer
Sünder! o ich elender, unglücklicher Mensch! Nun erhebt er sich
und ruft mit wehmüthvoller Stimme: Aber Vater, Vater! wenn
ich besser und täglich besser werde und Gott um Verzeihung bitte,
kann es dann möglich sein, einst bei Dir zu leben? Nun Pause und
dann drei feierliche Schläge.

(Schluß folgt.)

Auszüge aus Briefen.

Kaufleute, Gehülfen derselben.

Im Allgemeinen haben die amerikanischen Kaufleute, in ihrer
Manier die Geschäfte zu behandeln, viel Ähnlichkeit mit unsern jüdi-
schen Handelsleuten. Die Geschäftlichkeit in ihren Verhandlungen streift
so sehr an Unedelmuth, daß die Vergleichung in ihrer weitesten Be-
deutung genommen werden kann. Sie führen so wenig Bücher, als
möglich, und besorgen ihre Scripturen selbst. Diejenigen, welche
durch die Natur ihres Geschäftes gezwungen sind, Gehülfen zu halten,
nehmen sie ohne Ausnahme unter den jungen Leuten, welche die
englische Sprache und die Handelsmanier des Landes kennen. Der-
jenige, welcher nicht englisch spricht, wenn er auch alle andern Sprachen
Europa's kenne, ist für den amerikanischen Kaufmann ohne Werth. —
Denn der Yankee ist durchaus kein Weltbürger: er ist Amerikaner und
nichts Anderes; und Derjenige, welcher sich nicht nach seinen Gewohn-
heiten richtet und seine Sprache nicht versteht, ist in seinen Augen ein

untergeordnetes Wesen. Ich sage dieses vorzüglich von den großen
Städten des Nordens, wie New-York, Boston, Philadelphia u. s. w.,
denn in einigen Provinzen des Westens, wo die fremde Bevölkerung
nahe genug bei einander angehäuft ist, um die Gewohnheiten des
Volkes einen andern Charakter auszuwirken, wie z. B. im Staate
Ohio, wo eben so viele Deutsch- als Englischsprechende sind; in
Canada, wo meistens französisch gesprochen wird; in St. Louis und
New-Orleans, wo die Abentheurer fast aller Nationen sich zu ver-
sammeln pflegen. Allein in diesen Gegenden sind die jungen Handels-
commis mit aller ihrer Wissenschaft, ihren schönen Hoffnungen und
ihren reizenden, auf Eitelkeit und unnützem Selbstvertrauen gegründe-
ten Träumen, unnütz und müßig, um ihr Dasein zu fristen, als
Ladenjungen sich begnügen, mit einer so sorglichen Besorgung, wie man
sie jedem Knechte gibt, vortreten zu nehmen. Diejenigen, welche hier
anlangen, ohne der englischen Sprache mächtig zu sein, thun am
besten, während einem Jahre umsonst zu dienen, etwa in einem Kauf-
laden oder auf einem Landgute im Innern des Landes, wo sie fast
unentgeltliche Nahrung erhalten. Wenn sie einmal gehörig englisch
sprechen können und die Gewohnheiten und Gebräuche des Landes
kennen, so wird ihr Loos auch erträglich.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Bern. (Eingefandt.) In verschiedenen Zeitungen erscheinen
von Herrn J. Baumgartner, Auswanderungsagent in Bern, Ankündi-
gungen über seine Stellung und die Art seiner Beförderung, die so
eingetrichen sind, daß das weniger unterrichtete Publikum veranlaßt
wird, in seinem Unternehmen Eigenschaften zu wahren, die sich vor
andern auszeichnen, was doch nicht der Fall ist.

Der kürzeste und sicherste Weg, den Herr Baumgartner seine
Auswanderer führen will, ist per Postwagen bis Basel und von dort aus
per Eisenbahn über Straßburg und Paris nach Havre, welchen Weg
sowohl jeder andere Agent als Reisende benutzen und auf welchem die
Bedingungen und Rechte für jeden Uebernehmer gleich gestellt sind.
Herr Baumgartner nennt sich „Direktor der Generalpostverwaltung
von Frankreich, was eine Uebersetzung von „Directeur des messageries
générales de France“ sein soll. Diese Messageries générale ist
jedoch nicht etwa die Staatspostverwaltung, sondern bloß ein Privat-
unternehmen zur Beförderung von Reisenden und Effecten, weil die
französischen Staatsposten nur Briefe und sehr wenig Reisende beför-
dern, in Folge dessen sich eine große Anzahl ähnlicher Privatunter-
nehmen etablirten. Diese Messageries générale unterhielt früher zwischen
Basel, Paris und Havre einen täglichen, später nur noch zwischen
Basel und Paris, mit theilweiser Benutzung der Eisenbahn, in Ver-
einigung mit einer bedeutenden Konkurrenzgesellschaft, einen nur alle
zwei Tage abgehenden Eilwagendienst, welcher jedoch bald nach Voll-
endung der Paris-Straßburger-Bahn gänzlich aufhörte. Die Ver-
waltung sah sich nun bewogen, weil ihr Dienst auf einigen andern
Richtungen noch besteht, vermittelst ihrer Direktoren und Kontrolleure
in der Schweiz Auswanderungsgeschäfte zu betreiben, um die bestehen-
den Bureau's zu beschäftigen und wird dieß fortsetzen, bis die gänz-
liche Erbauung einiger andern Eisenbahnlinien ihre Aufstellung ver-
anlassen wird. Daß dieser Weg der „sicherste“ sei, klingt wenigstens
sehr anmaßend, und ist zu wünschen, daß es damit nicht so
beschaffen sei, wie mit jenen großen Versprechungen, die den Aus-
wanderern beinahe um ein Trutzgeld alle Herrlichkeiten vorspiegelten.
Andere Häuser sind im Falle, Sicherheiten zu bieten, die noch nie
angegriffen worden sind und am allerwenigsten denen des Herrn
Baumgartner nachstehen.

— So eben theilt man uns aus Basel mit, Herr A. Zwicklen-
bart, aus Basel, sei nach Amerika vertrieben. Ist dieß der bekannte
Herr Zwicklenbart, welcher sich noch ganz kürzlich in bernischen Blät-
tern (Thunerblatt u. s. w.) als patentirter bernischer Agent und nord-
amerikanischer Viceconsul ankündigte?

— Erst heute kommt uns das „Vaterland“ Nr. 196 zu Gesichte,
welches den „Kolonist“ auffordert, unsere früher gemachte Angabe,
als habe Herr Blösch in der Nationalrathssitzung vom 26. Jenner d. J.
in seiner Rede sich dahin geäußert, daß im Jahre 1852 Fr. 40,000
für das Auswanderungswesen in das Amt Schwarzenburg gegeben

worden seien, dahin zu berichtigen: „Was Herr Blösch damals von Fr. 40,000 gesprochen, sei einzig darin bestanden, daß er dem Einwurf einiger Redner (die Schweiz bedürfe der Auswanderung nicht, sie habe nicht zu viele, sondern zu wenig Arbeitskräfte) die ganz richtige Thatsache entgegenstellt, im Kanton Bern seien die Zustände hiervon so abweichend, daß die Armenbedürfnisse des einzigen Amtes Schwarzenburg, oder gar einer einzigen Gemeinde desselben, im Jahre 1852 auf Fr. 40,000 gestiegen seien.“ Wir geben diese Berichtigung um so lieber zu, da Herr Blösch schon bei manchem Anlasse der schweizerischen Auswanderung sich sehr warm angenommen hat, wie es auch in der fraglichen Sitzung vom 26. Jenner geschehen, müssen aber das „Vaterland“ in Betreff seiner übrigen Bemerkungen fragen, ob es denn eigentlich nicht eben so sehr zu wünschen wäre, die Staatskassen wären im Stande, sowohl auf die Armenauswanderung als auf das übrige Armenwesen kräftige Gelder verwenden zu können. Wir glauben wohl.

— Die Uebernahmehsumme der Eisenbahnstrecke des ersten Looses im Muttener-Bann und von St. Jakob bis gegen die Stadt (800 Fuß), welche an den Mindestbietenden, Herrn Ingenieur Glauser, auf dem Brückfeld bei Bern, übergeben worden ist, beträgt 216,865 Fr. 69 Rp. oder 4 1/2 Procent unter dem Voranschlag.

— Von dem Schwurgericht des Mittellandes ist am 24. Sept. über einen Missethäter, Christian Binggeli, das Todesurtheil gefällt worden: ein Aenderer, Wenger, der ebenfalls zu der zahlreichen Bande gehörte, zu 16 Jahren Kettenstrafe. Auch andere Gerichte, wie Thun, hatten in diesen Herbstsitzungen schwere Vergehen zu beurtheilen; so über einen Kaspar Salzmann, des Vergiftungsversuches schuldig, zu elfjähriger Kettenstrafe.

Argau. Das „Lenzburger- Wochenblatt“ will wissen, daß innerhalb vierzehn Tagen die Ausfertigung der Eisenbahnlinie Baden-Lenzburg beginnen werde und die betreffenden Sektions-Ingenieure bereits Befehl erhalten haben, sich auf ihre Posten zu begeben.

Deutschland. Wien, den 23. Sept. Die Getreidevertheuerung hat das Ministerium des Innern veranlaßt, an die hiesige Staatshalterei die Weisung ergehen zu lassen, daß in allen kleinen Städten und Märkten Niederösterreichs öffentliche oder private Magazine zur Aufbewahrung von Getreide und Mehlvorräthen errichtet werden sollen, um die Verkäufer von dem nothgedrungenen Losschlagen an Spekulant zu sichern und anderseits die Gemeinden und die Regierung in den Stand zu setzen, erforderlichen Falls selbst Vorräthe aufzuspeichern. Ohne Zweifel wird dieser Vorgang auch in andern Kornländern Nachahmung finden. (Schweiz. Handelscourrier.)

Bayern. Vor einiger Zeit bekam eine Familie in München aus Nordamerika ein ganz kleines, aber dem Gewicht nach sehr schweres, Kistchen mit einer Portoanlagsbezeichnung von 30 Gulden zugesendet. Nach langem Bedenken, ob nicht eine Mythisation stattfinden könnte, sagte der hierüber abgehaltene Familienrath den Entschluß, das Ueberschickte in Empfang zu nehmen. Das Kistchen wurde sogleich geöffnet; dasselbe war mit californischem Goldstaub im Werthe von ungefähr 600 bis 800 Gulden gefüllt, und der dabel liegende

Brief bezeichnete als den Uebersender einen von Dank erfüllten Studenten, der früher bei dieser Familie viele Wohlthaten genossen hatte.

Nordamerika. Im „Canadischen Bauernfreund“ (vom 19. August) lesen wir wieder von Eisenbahnunglück, die in Amerika an der Tagesordnung sind; es heißt: Entsetzliches Eisenbahnunglück. Sechszehn Menschen umgekommen. — Boston, 12. August, 10 Uhr. Soeben ist in hiesiger Stadt Nachricht von einem schrecklichen Unfall eingetroffen, der sich heute Morgen auf der Providence-Bahn ereignet hat. Nach den letzten Berichten waren die Leichen von sechszehn Passagieren hervorgezogen worden, eben so viele Andere fand man tödtlich verwundet. — Nach dem nämlichen Blatte (vom 26. August, Nr. 43) kamen Eisenbahnunfälle im Laufe dieses Jahres in den Vereinigten Staaten vor 65, dabei wurden getödtet 175 und verwundet 333 Personen. Rechnet man die Zahl der Ueberfahrenen hinzu, so ist die Zahl der Getödteten circa 300.

New-York, 19. August. Laut Nachrichten von Neufundland vom 10. August ist das Schiff Charles Clark, von Hamburg nach Quebec bestimmt, am 28. Juli gescheitert; fünf Personen ertranken, die andern wurden nach St. John gebracht. Nähere Angaben fehlen bis jetzt.

— Laut den neuesten Nachrichten, die wir aus Amerika haben (2. Sept.), sind in der letzten Woche August in Philadelphia 294 Personen gestorben, davon 25 am Sonnenstich.

— 2. Sept. Ein neuer Komet. Seit einigen Tagen ist am nordwestlichen Horizont ein Komet sichtbar geworden. Er hat die Größe eines Sternes zweiter Klasse, mit aufrecht stehender Ruthe. Abends 8 Uhr, um welche Zeit er am besten gesehen wird, ist seine Stellung 11 1/2 Grad nördlich von dem hellen Sterne Beta Leonis. Er ist mit dem freien Auge sehr leicht zu entdecken, durch das Teleskop betrachtet ist sein Schweif ungemein brillant. Er steht zur bemerkten Zeit beinahe zwanzig Grade hoch, nördlich der Ekliptik, beinahe in einer Linie von dem Nordstern durch die Waage. Er steht dem berühmten Kometen von 1811 ähnlich; es ist aber wahrscheinlich, daß es der Komet von 1788 ist, welcher nach der Berechnung um diese Zeit wieder erscheinen soll. (Canad. Bauernfrd.)

Anzeigen.

Schweizerische Auswanderungs-Anstalt von Beck und Herzog in Basel.

Der Unterzeichnete befördert am 11. dieses Monats eine Gesellschaft über Havre nach New-York unter seiner persönlichen Begleitung bis zur Einschiffung, und laßt Auswanderungslustige zu zahlreichem Anschlusse ein, indem er außerordentlich billige Bedingungen stellen kann.

J. N. Delporte, patentirter Agent,
Käfiggäßchen Nr. 25 in Bern.

General-Agentur für Auswanderung.

Auskunft- und Beförderungsbüreau nach Nord- und Südamerika und Australien,
in der Nähe des Bahnhofes in Zürich (früher in Rapperswil).



Billige Beförderung von Auswanderern mittelst ausgezeichneten Schiffen erster Klasse

über Bremen, Hamburg, Antwerpen und Havre nach

New-York, Boston, New-Orleans, Texas, Australien, Californien und Venezuela; dann, wie bisher, nach den brasilianischen Häfen von Rio Janeiro, Santos, Desterro, San Francisco und Rio Grande (Ausweichungshäfen nach den deutschen Kolonien); außerdem zwei Mal monatlich über Bremen nach New-York mittelst den ausgezeichneten Dampffregatten **Gansa** und **Germania**, welche wegen dem billigen Preise und der vorzüglichen Ausstattung die vorthellhafteste Reisegelegenheit bieten. Ebenso können bei demselben Originalbillet der Hudsons-Eisenbahn (Agentur von Nischmüller und Böcher in New-York, welche durch den dortigen Consul dem hohen Bundesrathe empfohlen wurde) zu den nämlichen Preisen, wie in New-York, nach allen Theilen der Vereinigten Staaten bezogen werden, wodurch dem Einwanderer freies Abholen des Gepäcks vom Schiffe und einzig die Möglichkeit sofortiger Abreise gesichert ist; 10 Procent des Betrages werden hier, das Uebrige in New-York bezahlt.

Briefe um nähere Auskunft erlittet man sich franco.

Verlag und Redaktion: O. G. Grohmann, Lehrer in der Schöpfhalde bei Bern.
Druck der Haller'schen Buchdruckerei in Bern.

8. 9. 11.

Der Kolonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.

Jahr-Abonnement 6 Fr.
Halbjahr-Abonnement 3 „
Viertel-Abonnement 1, 50 C.
Man kann auch jederzeit das
Abonnement eintreten.
Wer jeweilen die erste Num-
mer nicht vorzuziehen, wird
für das jeweilige nächstfol-
gende Quartal als verehrt.
Abonnement betrachtet, und der
„Kolonist“ demselben dann
regelmäßig eingeschickt.
Einschickungsgebühr 14 C. die
einspaltige Zeile. Bei
mehrmaliger Wiederholung
teilt eine Preisermäßigung
ein. — Für Abonnemente
und Inserate wendet man
sich portofrei direkt an die
Redaktion



Der Kolonist erscheint regeln-
mäßig alle Sonntage,
Landkarten und Illustratio-
nen werden von Zeit zu Zeit
als Beilagen beige-
geben.
Wahrheitsgetreue Original-
briefe und belehrende Auf-
sätze über Amerika, Frank-
reich, die Ostindien, sowie
andere jedesmal unentgeltlich
Aufnahme.
Da der Kolonist aller Posten
frei, nur den Brief per-
sönlich, allen schweizerischen
Auswanderern nützlich zu sein,
so bittet die Redaktion um
möglichstige Theilnahme zu
vielfältiger Verbreitung. Bei
geringem Abonnements-
betrag würde derselbe denn auch
ohne Preisermäßigung von
gemüthlich zweimal erscheinen.

Nr. 41.

Bern, Sonntag den 16. Oktober.

Dritter Jahrgang. 1853.

Bunt aus dem Glaspalaste in New-York.

Bevor man an eine systematisch geordnete Zusammenstellung und
Besprechung der im Glaspalaste ausgestellten Gegenstände gehen kann,
wird man sich vielleicht noch Monate lang gedulden müssen. Bis
jetzt kann von einem Gesamtindrücke keine Rede sein. Das Ganze
sowohl, wie alle einzelne Theile tragen noch zu sehr den Stempel der
Unfertigkeit, als daß man einen sichern Boden für die Beurtheilung
gewinnen könnte. Doch auch als eine ziemlich wirre und ungeord-
nete Zusammenwerfung interessanter Einzelheiten hat die Ausstellung
in ihrem jetzigen Stadium immerhin ihren Werth, nur muß man das
Einzelne als solches nehmen und sich nicht in vage Allgemeinheiten
verlieren. In diesem Sinne wollen wir von Zeit zu Zeit mit unsern
Lesern eine gemüthliche Bummelreise durch den Glaspalast antreten, dabei
notwendig was und wie es uns eben einfällt, ohne uns an eine Re-
ihenfolge oder Eintheilung zu binden, die sich unter den jetzigen Um-
ständen doch nicht festhalten ließe.

Das nördliche Viertel des Gebäudes bildet das amerikanische De-
partement. Da finden wir in der obern Gallerie denjenigen Theil der
inländischen Ausstellung, mit welchem Amerika noch am meisten Ehre
einlegen wird: die Acker- und Hausgeräthschaften. Das Beste daraus
zu bezeichnen, wäre wohl selbst der Fachmann nicht im Stande, denn
bei vielen Geräthen kann nur die Praxis entscheiden. Die Mä-
schinen, welche die amerikanische Industrie auf der Londoner
Ausstellung so glänzend herausblissen, stehen obenan. Außer der be-
rühmten McCormick'schen sind noch 5 oder 6 verschiedene patentirte
Maschinen aufgestellt, die sich jede durch eigene Vorzüge auszeichnen
wollen. Eine, die für Kalifornien berechnet ist, soll nicht bloß das
Mähen, sondern auch das Binden der Garben bewirken. So weit
haben es die übrigen nicht gebracht, wenn sie auch die Aehrenbündel
in gehöriger Stärke und richtiger Lage dem Binder in die Hand schie-
ben. Die Besondereinheiten der verschiedenen Erfindungen zu beschrei-
ben, würde ohne Beihilfe von Zeichnungen oder Modellen nicht wohl
möglich sein; es genüge die Bemerkung, daß jede derselben im Durch-
schnitt täglich 20 Aker Getreide abzumähen im Stande ist. Es ge-
hören nicht mehr als zwei Pferde und zwei Arbeiter dazu, um sie im
Gang zu erhalten.

Die Dreschmaschinen, von denen nur Modelle gegeben wer-
den konnten, nehmen die nächste Stelle ein. Auch hier finden wir
die verschiedensten Muster und Kombinationen. Von neuern Verbes-
serungen wäre nur eine zu erwähnen, die darin besteht, daß die Dresch-
walze senkrecht, anstatt horizontal gestellt wird, — in welcher Absicht,
ist uns nicht klar geworden. Ein andres Modell zeigt eine Vorrich-

tung, wodurch die Gefahr für den Zureicher beseitigt wird, gelegentlich
seine Hand mit gedroschen zu sehen. Die wichtigste Verbesserung an
den Dreschmaschinen und die ihre allgemeine Einführung in Europa
sichern würde, bleibt erst noch zu machen und die schmarren Hantlers
mögen sich noch lange den Kopf daran zerbrechen: sie bestünde darin,
daß beim Ausdreschen der Aehren das Stroh nicht verdorben würde.

Von Pfügen der allerverschiedensten Art ist eine ungemeine
reiche Auswahl. Da sind Plüge für Sand- und Lehm Boden, zum
Rajolen, zum Behäufeln des Korns, zum Aufwerfen von Gräben,
zum Aufbrechen des Rasens u., alle vortrefflich für ihren speziellen
Zweck berechnet und mit einer Leichtigkeit und Eleganz konstruirt, an
welcher europäische Stellmacher und Grobbschmiede viel lernen könnten.
Mit der Gestalt des Streichbretts werden von verschiedenen Fabrik-
den verschiedensten Experimente gemacht. Interessant hat es uns zu
sehen, wie doch schon einzelne Versuche aufzuzeigen, den Rhythmus ein-
zuführen. Daß man, wenn erst die Bodenkultur hier zu einer solchen
Höhe gelangt ist, wie in der alten Welt und wenn die Felder so
glatt und eben sein werden, wie dort, den Hakenflug zur Seite wer-
fen wird, bezweifeln wir nicht. Die hier ausgestellten Rhythmen haben
nur ein einzelnes Rad, etwa wie ein Schubkarren und zwar unmittelbar
hinter dem Streichbrett.

Eggen, Walzen, Heubartemaschinen, Schubkarren, Sensen, Hacken,
Spaten, Schaufeln, Forken, Heugabeln und was sonst von Ackerge-
räthen zu nennen ist, sind in großer Zahl vorhanden. Meistens schä-
nen sie speziell für die Ausstellung gemacht zu sein, denn sie haben
zum Theil sogar polirte Griffe. Diese Rüstkammer der Kultur macht
einen außerordentlich günstigen Eindruck, besonders wenn man sich
dabei der plumpen, ungeschickten und unpraktischen Geräthe erinnert, wo-
mit sich in Europa die Bauern das Leben sauer machen und unthätig-
gerweise in Schwelgerei versenken. Und überall sucht der amerikanische Er-
findungsgeist neue arbeitssparende Verbesserungen anzubringen. So
bemerkten wir mehrere neue Arten von Butterfassern; einen neucon-
struirten Schwelneßel, der die unsauberen Vorkenthiere zur Reinlichkeit
und Sparsamkeit beim Fräse anhalten soll, und einen Watschbecken,
ebenso einfach als sinnreich. Er besteht aus einem Stiele, der an
seinem Ende ein durch ein Scharnier zu öffnendes und mit Zähnen
ineinander greifendes Doppelband von Eisenblech hat. Dies wird ge-
öffnet, das Wesen hineingelegt und dann das Scharnier zugeklappt;
eine Feder hält das Band vollkommen fest und der Watsch ist fertig.
Die Erfindung ist nicht bloß Landleuten, sondern auch Hausfrauen in
der Stadt zu empfehlen.

n Dank erfüllten
Böhlthaten genossen

ernfreund" (vom
die in Amerika
des Eisenbahn-
en. — Boston,
adt Nachricht von
e Morgen auf der
erichten waren die
eben so viele
n nämlichen Blatte
nfälle im Laufe
65, dabei wurden
met man die Zahl
elieten circa 300.
von Neufundland
on Hamburg nach
ersonen erstanden,
re Angaben fehlen

aus Amerika haben
Philadelphia 294 Per-

einigen Tagen ist
orden. Er hat die
t kehrender Ruche
hen wird, ist seine
erne Beta Leonis.
durch das Tele-
nt. Er steht zur
rdlich der Gellipso,
aaage. Er steht dem
wahrscheinlich, daß
rechnung um diese
ad. Bauernsrb.)

gs-Anstalt

el.

Beim Monats eine
er persönlichen Be-
nderungslustige zu
billige Bedingungen

atentirter Agent,
25 in Bern.



den brasilianischen
nach den deutschen
ten Ganja und
Gelegenheit bieten.
vork, welche durch
allen Theilen der
Möglichkeit sofortiger

Zur Statistik der Kolonisation in Brasilien.

Eine von dem brasilianischen Ministerium des Innern den Kamern vorgelegte „Mappa estatística das colonias existentes no Império con osposições de seus nomes, numero de habitantes e estado, em quo se achao,“ stellt die offiziellen Mittheilungen zusammen, welche der Regierung von den einzelnen Kolonien bis zum 20. April d. J. zugegangen waren. Dabei muß jedoch von vorn herein bemerkt werden, daß diese Mittheilungen von den verschiedenen Kolonien von ziemlich verschiedenem Datum sind und die Tabelle demgemäß auch keinen Anspruch macht, etwa den Stand aller Kolonien unmittelbar vor dem 20. April d. J. darzulegen. So reicht z. B. der der Tabelle in Bezug auf die Kolonie Itajahy in Santa Catharina zu Grunde gelegte Bericht nicht über das Jahr 1851 hinaus; ebenso sind die Notizen über die Kolonie Dona Francisca Angaben vom vorigen Jahre entnommen u. s. w. Auch so aber gewährt die mappa estatística immerhin einen hinlänglich brauchbaren und orientirenden Ueberblick über den Stand der Kolonisation in Brasilien und vielleicht gelingt es uns, ihren Werth zu erhöhen, indem wir in ihre folgende Mittheilung alles, was uns von neueren und ergänzenden Notizen über die einzelnen Kolonien zu Gebote steht, mit eintragen.

Die Zahl aller von der mappa estatística aufgeführten Kolonien beträgt mit Ausschluß einer von Franzosen begründeten aber bald wieder fast von sämtlichen Kolonisten verlassen und einer portugiesischen, wie es scheint, gleichfalls in voller Auflösung begriffenen, 29. Dieselben sind über fünf Provinzen: Espirito Santo, Rio de Janeiro, San Paulo, Santa Catharina und Rio Grande do Sul gestreut und umfassen in Summa 20,797 Kolonisten, eine Zahl, die wenn von allen Kolonien die neuesten Angaben vorlägen, sich etwas höher stellen dürfte. Von dieser Zahl kommen jedoch auf die Provinz Espirito Santo nur 201 Personen, die dort in einer Kolonie Santa Isabel angesiedelt sind. Es bleiben somit als das eigentliche Territorium der Kolonisation die übrigen 4 genannten Provinzen und zwar:

Rio Grande do Sul mit 12,544 Kolonisten in 6 Kolonien.	
Rio de Janeiro	5,290
S. Catharina	1,849
San Paulo	913

Was nun die einzelnen Kolonien betrifft, so befinden sich unter den 201 Kolonisten von Santa Isabel in Espirito Santo 3 Brasilianer. 16 Kolonisten sind Handwerker. Gebaut werden daselbst Kaffee, Bohnen, Mais, Bataten, Bananen, Hülsenfrüchte und Mandioca; zum Verkauf namentlich Kaffee und Mandioca. Fast sämtliche Kolonisten besitzen Pferde, Kühe und Schweine und, wie der Regierungsbericht bemerkt, leben sie im Ueberfluß. Dagegen klagt der jüngste Bericht des Berliner Central-Vereins von dieser Kolonie, daß den deutschen, bereits im Jahre 1847 daselbst angekommenen Kolonisten erst jetzt ihr Land zugemessen werde. Eine Verbindung der Kolonie bestehe nur mit der 4 1/2 Leguas entfernten Provinzhauptstadt durch einen Reitweg (?), im Ganzen habe die Kolonie nur geringe Fortschritte gemacht. Auch über den Direktor der Kolonie werde geklagt.

Von den übrigen Kolonien gehören der Provinz Rio Grande do Sul an:

1) San Leopoldo, mit 10,576 Kolonisten. Außer dieser Zahl existiren auf der Kolonie 200 Sklaven und eine brasilianische Bevölkerung von circa 4000 Seelen. Der Werth ihrer verschiedne Exporte stieg im Jahre 1852 über 500 Contos, d. i. circa 400,000 Thaler Pr. Ct. Nach dem bereits mehrfach in diesen Blättern citirten Bericht des hamburgischen Generalkonsuls in Rio de Janeiro vom Mat d. J. hatte er 1842 nur circa 245 Contos betragen und sich also binnen 10 Jahren mehr als verdoppelt. Die Produkte der Kolonie bestehen in Getreide, Korn, Weizen, Leinsamen, Hülsenfrüchten, Kartoffeln, Mais, Mandioca, Mandeln, Wein, fast allen tropischen Gewächsen und Gartenerzeugnissen, Speck, Butter, Käse, Leder, Wachselemband, Pantoffeln, Leinen, Tücher und Sattlerarbeiten. Es gibt dort Gerbereien, Fabriken von Steingut, Saiten, Glanzleder, Wadstetten, ferner Bierbrauereien, eine Delmühle, Sulfabrik, Leinwanderei, Destillationen, Schneide- und Wehmühlen. Seit 1850 sind Kulturen von Tabak und Baumwolle angelegt, welche eines großen Gedeihens sich erfreuen. — Die Kolonie hat mehr als 32 geogr. Quadratmeilen Areal, 8 protestantische Kirchen oder Kapellen, 2 Pfarrer, 4 katholische

Kapellen, 1 brasilianischen Geistlichen, 24 deutsche Schulen mit 971 Schülern, und 2 brasilianische Schulen mit 21 Schülern. Uebrigens ist zu bemerken, daß neue Grundstücke an fernere Kolonisten nicht mehr ausgetheilt werden.

2) Mondo Novo, mit circa 400 Einwohnern, am Ufer des Rio Santa Maria, im Gerichtsbezirk von San Leopoldo gelegen. Ausgeführt werden Ackerbauerzeugnisse; auch besitzt die Kolonie Holschneide-, Getreide- und Delmühlen.

3) Tres Torquilhas e Torres, zwei bei einander gelegene Kolonien mit zusammen circa 1000 Kolonisten. Dieselben leben zufrieden und im Ueberfluß, doch steht einer größern Entfaltung dieser Kolonien ihre zu centralisirte Lage und zu weite Entfernung von großen Absatzmärkten entgegen. In dem Bericht des hamburgischen Generalkonsuls wird übrigens die Bevölkerung beider Kolonien auf zusammen 1160 angegeben, außer ca. 100 Sklaven, und zwar sind davon ca. 600 Protestanten, die in den Tres Torquilhas, und 560 meistentheils Katholiken, die in Torres angesiedelt sind. Es bestehen daselbst 4 deutsche Schulen.

4) Santa Cruz, mit 254 Einwohnern, im Gerichtsbezirk von Rio Pardo gelegen und seit 3 Jahren bestehend. Die Kolonisten empfangen von der Provinzialregierung gewisse Unterstützungen und beschäftigen sich ausschließl. mit Ackerbau; sie wohnen in einer Längenausdehnung von mehr als 3 Leguas längs der Pkade von Sta. Cruz.

5) Kolonie Pedro II., in der Nähe von Pelotas, mit 274 hrischen Kolonisten, welche sich mit der Kultur von Tabak, Baumwolle, Weizen, und andern Cerealien beschäftigen und eine ausgezeichnete Butter liefern.

6) Monte Bento, gleichfalls in der Nähe von Pelotas mit 40 Irländern. Die Kolonie wurde 1850 von einem Privaten auf seinen Forderungen mit Unterstützung der Provinzialregierung begründet. Ihre Bewohner bauen Weizen, Bataten, Tabak und Baumwolle, versertigen gleichfalls sehr gute Butter und arbeiten in einer in großem Maßstabe errichteten Gerberei.

Die genannten Kolonien beruhen sämtlich auf dem Prinzip des freien Grundeigentums. Auf dasselbe Prinzip gegründet sind die Kolonien der Provinz Santa Catharina. Dieselben sind:

1) Dona Francisca. Die mappa estatística giebt für sie eine Einwohnerzahl von 650 Seelen und 105 fertige Häuser, nebst 17 im Bau begriffenen an. Die Angaben beziehen sich aber auf das Jahr 1852 und sind durch folgende neueste zu berichtigen. Die Kolonie zählt gegenwärtig etwa 850 Einwohner und 160 Häuser. Sie baut Zuckerrohr, Reis, Mais, Mandioca, Bataten, Tabak und Gartengewächse, und besitzt eine Töpferei, Cigarren- und Glaserfabrikation. Unter den in der Regierungstabelle angegebenen 650 Einwohnern waren 28 Katholiken. Ueber die geistliche Entwicklung dieser Kolonie haben wir bereits wiederholt berichten können.

2) Blumenau, mit 105 Kolonisten, die sich gleichfalls immer zufriedener fühlen.

3) Itajahy, mit 365 Kolonisten. Die Regierungstabelle bemerkt selbst zu dieser Zahl, daß sie nach einem vorjährigen Bericht angegeben ist, da ein neuerer noch nicht vorlag. Die Kolonisten producirten im verfloßenen Jahre mehr als 600 Barricas Zucker, 10,000 Maß Brannwein und 3000 Alqueiren Mehl, Bataten, Bohnen, Mais, Reis, und besitzen eine große Menge Bleh.

4) Alfonso, mit 113 Einwohnern, die sich mit Anbau von Kaffee, Mandioca, Bohnen, Mais und Reis, und mit der Viehzucht beschäftigen. Die Einwohner sind zumest Sardinier.

5) Piedade, mit 77 Einwohnern. Die Kolonie ist in Folge der Schlechtigkeit ihres Bodens in Verfall und während des verfloßenen Jahres von 28 Individuen verlassen worden.

6) Leopoldina, mit 38 Kolonisten. Der Entwicklung der Kolonie steht namentlich eine Bestimmung der Provinzialgesetzgebung entgegen, nach welcher die an die Kolonisten auszugebenden Grundstücke, die 200 bis 4000 Brassen Frontausdehnung haben, so vertheilt werden sollen, daß ein Grundstück immer unmittelbar und ohne Zwischenraum an das andere stößt, ganz abgesehen, ob der Boden auch jedesmal die für einen geistlichen Anbau erforderlichen Eigenschaften besitzt oder nicht.

7) Santa Isabel, mit 412 Kolonisten, die sehr zufrieden sind und deren Erwerbsthätigkeit bewundernswürdige Fortschritte macht. Die Kolonie, die 1847 begründet wurde, liegt Desterro gegenüber, 7 Meilen von der Küste.

Schulen mit 371
altern. Uebrigens
onisten nicht mehr
rn, am Ufer des
geopolito gelegen.
le Kolonie Holz-

einander gelegene
teselben leben zu-
Entfaltung dieser
fernung von gro-
mburgischen Ge-
Kolonen auf zu-
war sind davon
und 560 meistens-
bestehen daselbst

von Pelotas mit
em Privaten auf
erung begründet.
Baumwolle, ver-
einer in großem

dem Prinzip des
gründet sind die
ne sind:

ica glebt für sie
Häuser, nebst
aber auf das
tügen. Die Ko-
30 Häuser. Sie
Tabak und Gar-
Eisfabrikation.
650 Einwohner
ig dieser Kolonie

gleichfalls immer
erungstabelle be-
jährigen Verlicht
Kolonen pro-
Zucker, 10,000
Bohnen, Mais,

mit Anbau von
mit der Viehzucht

nie ist in Folge
rend des verlos-

wicklung der Ko-
gesetzgebung ent-
den Grundstücke,
so vertheilt we-
o ohne Zwischen-
auch jedesmal die
n besitzt oder nicht
aufrieben sind und
macht. Die Ko-
der, 7 Meilen von

Auszüge aus Briefen.

Kaufleute, Gehälfen derselben, Aerzte, Schulen, Museen,
Rechtspflege u.

II.

Die jungen Aerzte, welche sich in Amerika etabliren, haben mit den gleichen Hindernissen zu kämpfen, vorzüglich mit dem Mißtrauen, mit welchem alle Fremden empfangen werden. In einem Lande, wo die Wissenschaft für nichts gilt, muß man nothwendigerweise, um sich Kundtschaft zu erwerben, seine Zuflucht zum Charlatanismus nehmen. Es ist eine unglaubliche Thatsache, die ich mir noch nicht habe erklären können, daß der Amerikaner, seines übertriebenen Mißtrauens ungeachtet, sich diese beständige Betrügerei gefallen läßt. Alle öffentlichen Blätter sind voll von Ankündigungen jener Wundermittel, Universal-Panaceen, deren Wunderkuren durch zahlreiche Unterschriften beglaubigt werden. Auch wenn der Patient von einer jener häufigen Krankheiten befallen wird, welchen er durch das veränderliche Klima und seine noch etwas barbarische Lebensart ausgesetzt ist, so schließt er, ehe er den Arzt holen läßt, im Glauben an die Ankündigung seiner Zeitung einige Bläschen des eben in der Mode befindlichen Arzneimittels. Es ist wahrhaft scheußlich, was er zu verschlucken vermag. Wenn also ein Arzt in Amerika ankommt und sich eine gesicherte Lage verschaffen will, so muß er alle europäischen Methoden verlassen; er muß eine Ausrüstung über seiner Thüre anbringen, seinen Namen in prächtigen Aufschlagzetteln an den Straßenecken zur Schau ausstellen und sich in so vielen öffentlichen Blättern als immer möglich, als Erfinder eines neuen Arzneimittels ankündigen. Das wird ihn freilich im Anfang viel Geld kosten, aber wenn er ein dehnbares Gewissen hat, so wird er nach und nach seine Arzneien im ganzen Lande verbrauchen und sich ein hübsches Marktschreiervermögen sammeln. Hingegen rathe ich den europäischen Auswanderern, sich so wenig als möglich an die Aerzte dieses Landes zu wenden. Vor wenigen Tagen erst wurde das niedliche Kind eines meiner Freunde, das Opfer einer zu starken Gabe eines giftigen Stoffes, welches ihm als Wurmmittel gegeben wurde, und welchem es in Zeit von 20 Minuten unterlag. Der Urheber dieses unglücklichen Todes war der erste Arzt der Stadt; da durfte man nicht klagen.

Die Schulen sind gewöhnlich unentgeltlich und für Jedermann offen. Man kann aber als allgemeine Regel annehmen, daß alle Amerikaner gleichen Unterricht erhalten; sie lernen wohl Alles, was für das praktische Leben, besonders für die Handlung nöthig ist; Alles andere ist ihnen von keinem Nutzen, und Alles, was auf die Wissenschaften Bezug hat im höhern Sinne des Wortes, hat für sie keinen Werth. — Man wird am besten die bestehenden wissenschaftlichen Anstalten Amerikas nach folgender Thatsache beurtheilen können. In New-York und Boston sind die Museen nichts anders als eine Art von Theater, wo einige Sammlungen von schön gefiederten Vögeln und außerordentlich großen Meermuscheln aufbewahrt werden und wo man täglich dem Publikum gegen ein Eintrittsgeld, das an der Thüre eingekassiert wird, Zwirge, Riesen, Tänzer, Wilde, Mißgeburten, kurz alle diese abgeschmackten Kuriositäten, welche man gewöhnlich auf den Märkten unserer kleinen Städte sieht, und welche, wie auch hier, als unentbehrliche Zugabe eine große Trommel und eine schlechte Musik haben, zeigt. Es glebt eine ziemliche Anzahl Städte mit 30 à 40,000 Einwohnern, in welchen man z. B. keinen Lehrer der lateinischen Sprache findet. Daraus muß man aber nicht schließen, daß das Studium der höhern Wissenschaften in Amerika gänzlich vernachlässigt werde; man findet im Gegentheil hier und da Männer von großem Verdienst und seltener wissenschaftlicher Bildung, welche den berühmtesten Universitäten Europas Ehre machen würden; aber diese Männer sind selten und wenig beachtet. Auch glaube ich, es sei eben deswegen, weil der Amerikaner es fühlt, daß er nicht im Stande sei, selbst ein gesundes Urtheil über sie zu fällen, daß er allen aus Europa kommenden Berühmtheiten einen so glänzenden Empfang bereitet. Es ist hinlänglich, daß ein Name einen gewissen Grad von Ruhm jenseits des atlantischen Meeres genießt, damit sein Inhaber hier als ein Halbgott empfangen werde. Und wenn er ein Gelehrter ist und englisch spricht, wenn er, indem er sich den Landesgebräuchen unterzieht, die Tagesblätter zu Anzeigen benützt und von Stadt zu Stadt seine Vorlesungen herumtrübelt, wie es etwa mit einer Handelswaare geschieht, so kann

er versichert sein, in kurzer Zeit eine schöne Sammlung von Dollars zu machen.

Ich verstehe mich nicht auf die amerikanische Rechtspflege; ich weiß nur, daß die meisten fremden Rechtsgelehrten hier Zeitungsschreiber werden. Einigen gelingt es, aber nicht wegen ihrem literarischen Verdienst; denn die periodischen Blätter, welche die ganze Literatur umfassen und in dieser Beziehung jedem Bedürfnis genügen, würden selten mehr als eine Blattseite der Erzählung von einigen Anekdoten, welche sie unsern alten Almanachs entnommen haben, oder aber sie werden der Besprechung politischer Fragen gewidmet. Alles übrige ist ausschließliche mit Ankündigungen angefüllt. Dieses ist Alles, was für denjenigen Erwerbsheiß geschieht, den ich den intellektuellen nenne, und der hier, man muß es bekennen, für diejenigen, welche ihn ausüben, viel weniger Glück verspricht als in Europa.

Die Geisterklopferei in Amerika.

II.

Ein Herr, der an den Besuchen solcher Versammlungen seine besondere Freude hatte, theilte mir mit, er sei in einer Versammlung gewesen, als Einer den Geist seines Bruders angerufen. Derselbe habe auf die Frage: Bist du selb? auch mit drei Schlägen, also miß beantwortet. Der Anrufer aber dann geschrien: Bruder, du kann nicht sein, das ist unmöglich. Du warst ja so unglücklich und so gottlos, ein Lügner, ein Betrüger, ein Verläumber und der schlechteste Mensch von der Welt. Ich beschwöre dich bei Gott, sage mir die Wahrheit! Bist du etwa verdammt, ein Lügengest zu sein, der die Menschen irre leitet und ins Verderben lockt? Nun dreimaliger Schlag u. s. f.

Nur so viel über den mündlichen Verkehr mit der Geisterwelt. Nun behaupten Viele, es liegen schon sehr gelungene Versuche über den schriftlichen Verkehr vor. Auch die Versammlungen, welche Beispiele der Art vorsehen, werden bei einem Thaler Eintrittsgeld sehr stark besucht. Der Geist führt dann dem Schreiber die Hand. Man steht aber nicht, als daß derselbe mit sehr starkem Zucken und Zittern schreibt. Nachher wird die Schrift mit größter Umsicht durchgegangen, die Züge derselben erklärt und der Inhalt geordnet. Letztlich behauptete Einer mit der gläubigsten Zuversicht, es sei ihm jetzt ein Brief von seinem seligen Vater, der seit 18 Jahren im Grabe ruhe, gekommen. — Es haben auch schon Versammlungen stattgefunden, in welchen ungeachtet aller Anrufung keine Antworten erfolgten, worauf der Führer aufstand und erklärte: Meine Herren und Damen, wir müssen Sie verabschieden, ein weiterer Vorgang unserer Verhandlung ist nicht möglich; es sind keine Geister hier. Es läßt sich begreifen, daß die Anwesenden, die ihre Thalerbills gelöst und voll großer Erwartungen hergekommen waren, nun sehr unbefriedigt auseinandergingen. — Jüngere und ältere Leute, die sonst gar nicht abergläubig waren, sind in solchen Versammlungen schon irre geworden, wenn es ferne Ofen, Stühle und andere Geräthschaften, ohne daß man sie berührte, in Bewegung geriethen, und der Führer mit höchst bedeutungsvoller Miene hinwies: Brüder, seht, seht! eine augenscheinliche Kundgebung der Geister! Mit der Naturwissenschaft Vertraute hätten gelacht, wohl wissend, daß solche Erscheinungen leicht hervorgerufen werden, wenn man mit einem starken Magnet unter dem Zimmerboden oder an der Decke des untern Stockes herumfährt.

Ich habe diese Thatsachen berichtet, weil sie eine Richtung des hierseitigen Lebens so treu ins Licht stellen und zeichnen. Ich sage es aufrichtig, dieses Thun kommt mir wie eine Geisteskrankheit vor. Man muß es im gelindesten Fall so nehmen. Im enigengesehten Fall sind die armen Seelen zu bedauern, die genöthigt werden, fromme Komödien machen zu helfen, damit viele Thalerbills gelöst werden.

Verschiedenes.

Sidgenossenschaft. Der Bundesrath hat an die Stelle des bisherigen schweizerischen Consuls in Philadelphia (Stadt Pensylvanien) Hrn. Jos. Eyz, welchem wegen seiner Uebersiedlung nach New-York die nachgesuchte Entlassung erteilt wurde, den Hrn. Werner Jos. Jost, von St. Gallen, in Philadelphia, gewählt.

— Der Luftmanerelisenbahn, wovon ein Theil auf Telfnerboden zu stehen kommt, hat der Bundesrath nun auch die Konzession erteilt, und ist diese Sache nun definitiv abgemacht.

— In den ersten acht Monaten des laufenden Jahres sind 45,280 Depeschen im Inlande und 4326 ausländische Depeschen vom eidgenössischen Telegraphen-Centralbureau befördert worden. Die Zahl der Telegraphenbureau beträgt gegenwärtig 68 und wird durch baldige Vermehrung auf 79 steigen. Die Gesamtlänge aller Drähte, welche das Gewebe des Telegraphennetzes ausmachen, beträgt ungefähr 500 Stunden. Das Anlagekapital beträgt ungefähr 550,000 Fr.

Bern. Laut Beschluß des Regierungsrathes sind die politischen Versammlungen des ganzen Kantons auf nächsten Sonntag als den 23. d. zusammenberufen, zur Wahl der Kantonalgeschwornen. Als fällige Ersahwahlen von Großräthen, Amtsrathern u. werden in den betreffenden Bezirken gleichzeitig mit diesen Geschwornenwahlen stattfinden.

— Alle in- und ausländischen (europäischen) Zeitungen sind in den letzten Tagen sehr ernsthafter Natur in Betreff eines Krieges, welcher zwischen Rußland und der Türkei entstehen werde. Mehrere Zeitungen entnahmen der „Allg. Ztg.“ vom 4. d. eine telegraphische Depesche der „Neuen Münchener Ztg.“ aus Wien vom 3. Oktober, wonach die Pforte am 26. September an Rußland den Krieg erklärt hätte, nachdem Tags vorher alle Vergleichungsvorschläge einstimmig von ihr verworfen worden seien. Andere Zeitungen folgerten hieraus unbedingt Krieg, und in einer lesen wir: „Der Krieg bricht los u. s. w.“ Dies ist nun bis dahin so ausgemacht noch nicht. Indessen ist die Sache, wenn gleich noch kein Kanonenschuß gefallen, für Europa doch von großer Wichtigkeit. Und die „Times“ sagt: „Rußland wagt den Frieden Europas und will eine Flamme entzünden, deren Gluthen weder der Kaiser noch seine Söhne erleben dürfen.“ — Nach noch neuern Berichten wäre ein Krieg zwischen Rußland und der Türkei wohl unvermeidlich.

— Die „National-Zeitung“ enthält eine Correspondenz aus Paris, aus welchem hervorgeht, daß, da es den Behörden nicht gelingen wollte, tüchtige Ansiedler nach Afrika zu bringen, trotz allen Proschüren die im ganzen Lande massenhaft ausgeheilt wurden, man deswegen nun auf Schweizer spekulire. — Wenn Frankreich mit seinen 8 Millionen Almosenbedürftigen und den 4 Millionen Arbeitern ohne Beschäftigung und Verdienst in Verlegenheit kommt, Kolonisten aus dem eigenen Vaterlande nach Afrika zu schicken, so möchten wahrlich denn die ersten schweizerischen Kolonisten, welche sich von der Genfergesellschaft für die Schweizerkolonie Setif, Provinz Constantine in Algerien, engagieren ließen, kaum zu bedauern sein.

Basel. Ein aus Algier zurückgekehrter Baselerländer warnt alle Schweizer vor diesem ebenso undankbaren als ungesunden Lande. „Vergesst doch nicht,“ so schreibt er aus Lausanne, „daß von den vor einigen Jahren massenhaft ausgewanderten Basellern Dreiviertel dort den erbärmlichen Tod gefunden, daß der übergebliebene Einviertel, in den Kanton Wallis zurückgekehrt, hier nun viel unglücklicher ist, als zuvor, und daß der algerische Landstrich, den sie anzubauen versucht hatten, gegenwärtig den Deportirten des Staatstheils vom 2. Dezember als Strafort dient! Bedenket, daß der Boden erst durch zehnjährige Anstrengung der Landwirtschaft etwas gewähren kann, und daß nach bisherigen Erfahrungen Einwanderer keine Hoffnung haben können, Kinder unter zehn Jahren am Leben zu behalten. Wer noch über 3000 Fr. zu verfügen hat, wende seinen Blick anderswohin und lasse den schönen Worten eines französischen Reisebeschreibers kein Gehör.“

Deutschland. Mannheim, 1. Okt. Im September sind über hiesigen Platz 2796 Auswanderer (wobei 303 Kinder) nebst 50 Säuglingen gekommen. Seit 1. Januar beträgt die Zahl der Mannheimer passirenden Auswanderer 16,558 mit 314 Säuglingen, die nicht dabei mitgezählt sind.

England. London, 3. Okt. Eine neue westindische Post ist datirt Veracruz 4., Kingston 10., Trinidad 10., St. Thomas 15. Sept., dann Balparaiso 15., Lima 25. Aug. und der kolossalen Baarfracht von 2,700,000 D. angekommen. In Mexiko läßt die Regierung Santa Anna's alle Schrecken der Gesehe gegen die „Vandil“ los.

60 wurden an einem Tage enthauptet. Die Armee wird fortwährend verstärkt, und St. Anna soll mit dem Plane umgehen, die Hauptstadt mit neuen Festungswerken zu umgeben. In Peru wurde ein gewisser Elias eingesperrt, weil er behauptet hatte, es sei nur noch Guano für 8 Jahre vorhanden, während die Regierung wissen will, es sei noch für 18 Jahre genug. Die Regierung hat übrigens einen neuen Streit mit den Vereinigten Staaten wegen eines amerikanischen Kapitäns, der auf peruanischem Guanogebiet eine Fetzgans geschossen hatte, und deshalb eingesperrt worden war, statt, daß man ihn bloß zu einer Geldstrafe hätte verurtheilen sollen.

— Wieder sind drei Fahrzeuge aus Australien mit ungefähr 365,000 Pfd. Sterk. in Goldstaub da. Wir haben durch sie Berichte aus Melbourne bis zum 2. Juli. Der Ertrag der Minen hatte in keiner Weise abgenommen, obwohl die alten berühmten Fundorte sich nicht immer gleichmäßig bewährten, und bald dieser bald jener Platz in Mode und Ansehen kam, um nach wenigen Wochen wieder in Mißkredit zu gerathen. Weniger befriedigend sind jedoch die Zustände in Melbourne selber. Alle Zeitungen klagen über die schlechte Stadtverwaltung, die es so weit kommen ließ, daß der Weg vom Hafen und mehrere Straßen im Innern der Stadt — von den Landwegen gar nicht zu reden, schlechterdings oft nicht mehr zu besahren sind. An Diebst. und Räuberbanden ist leider auch kein Mangel, und die Polizei steht in so üblem Geruch, daß man einige ihrer Beamten ohne Scheu verdächtigt, von organisirten Diebesbanden besessen zu sein. Was wir neulich über die Ueberfüllung des Marktes mit Waaren aller Art sagten, wird in vollstem Maße bestätigt. Das australische Publikum staunt über die fabelhaften Waarenladungen, die ihm täglich zugeführt und auf den Auktionen um Spottpreise verkauft werden; denn wer könnte bei den großen Kosten für Transport, Magazinzinns u. dgl. daran denken, Waaren lange lagern zu lassen! Wenn es so fortgeht, wird man sich statt wie bisher über die Theuerung, bald über die Wohlfeilheit des Lebens in Australien verwundern. Schon ist Mehl um 50 Proc. gefallen; die Bäder werden ihren Tarif bald herabsetzen müssen, und zu unserm nicht geringen Erstaunen finden wir eine Anzeige im „Melbourne Argus“, daß man in einem dortigen Spelshaus jetzt um 1 Sh. 6 D. (15 Sgr.) nach Londoner Art zu Mittag essen kann (d. h. Braten, Karioffel, Brod, Gemüse, Käse und Butter). In der ganzen Victoria-Kolonie trägt man sich übrigens viel mit Plänen zu Eisenbahnbauten, da es mit den gewöhnlichen Straßenbauten nun einmal nicht vorwärts gehen will.

Amerika. Auf der Gewerbeausstellung in New-York befindet sich eine Flinte, die als das Einzige ihrer Art betrachtet werden kann. Mit dieser Flinte vermag man nämlich nicht weniger als 9 Kugeln unmittelbar hintereinander abzuschleßen, ohne daß in der Zwischenzeit eine neue Ladung vorgenommen zu werden braucht. Die Revolver-Schleßgewehre (das ist der Name der neuen Flinte) sind nicht etwa mehrkuglig, sondern um den einen Lauf befindet sich unterhalb ein Cylind., in welchem die verschiedenen Ladungen enthalten sind und der bei seiner Umdrehung eine Kugel nach der andern mit dem Lauf in unmittelbare Verbindung bringt. Ein Cylind. dieser Art kann auch sehr leicht und rasch durch einen andern ersetzt werden, der eben so viele Ladungen enthält und zu diesem Zwecke bereits vorrätig gehalten werden kann, so daß ein Soldat, der mit einer solchen Waffe versehen ist und 4 Cylind., jeder mit 9 Kugeln, mit sich führt, in einer Minute 36 Schüsse abfeuern kann. Im Kolben des Gewehres befindet sich eine Feder, durch welche bei jedesmaligem Aufziehen des Hahns ein Zündhütchen auf den Zündstein gesetzt wird. Jeder einzelne Schuß soll eben so sicher sein, wie der aus gezogenen Büchsen.

Neuestes. Bern. Das Begnadigungsgesuch des von den Affen zum Tod verurtheilten Christen Binggell wurde am 12. Okt., entgegen dem Gutachten der Justiz- und Polizeidirektion, welche Binggell zu begnadigen beantragte, vom Großen Rathe abgewiesen. Bereits waren Veranlassungen zu dessen Hinrichtung getroffen. Da wachte dem andern Uebelthäter, Wenger, welcher zu 16 Jahren Kettenstrafe als mibethelligt bei dem Raubmord bestraft wurde, das Gewissen. Vor dem Urtheil leugnend, bekannte er jetzt freimüthig, nicht Binggell, sondern er selbst, Wenger, sei der Mörder. Daß die Hinrichtung also jetzt unterbleibt, und eine neue Untersuchung angehoben werden wird, ist natürlich.

Der Kolonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.

Jahres-Abonnement 6 Fr.
Halbjahrs-Abonnement 3 „
Vierteljahr-Abonnement 1, 50 S.
Man kann auch jederzeit ins
Abonnement eintreten.

Wer jeweilen die erste Num-
mer nicht refusirt, wird
für das jeweilige nächstfol-
gende Quartal als verchrl.
Abonent betrachtet, und der
„Kolonist“ demselben dann
regelmäßig eingesandt.

Einsendungsgebühr 14 S. die
einspaltige Zeile. Bei
mehrmaliger Wiederholung
tritt eine Preisermäßigung
ein. — Für Abonnemente
und Inserate wendet man
sich portofrei direkt an die
Redaktion.



Der Kolonist erscheint regel-
mäßig alle Sonntage.
Landkarten und Illustratio-
nen werden von Zeit zu Zeit
als Grattisbeilagen mitgege-
ben.

Wahrheitsgetreue Original-
beile und belehrende Auf-
sätze über Amerika, Franko-
an die Redaktion gesandt,
finden jederzeit unentgeltliche
Aufnahme.

Da der Kolonist aller Politik
fremd, nur den Zweck ver-
folgt, allen schweizerischen
Auswanderern nützlich zu sein,
so bittet die Redaktion um
möglichste Theilnahme zu
vielfältiger Verbreitung. Bei
genügsamer Abonnentenanzahl
würde derselbe denn auch
ohne Preisermäßigung we-
sentlich zweimal erscheinen.

Nr. 42.

Bern, Sonntag den 23. Oktober.

Dritter Jahrgang. 1853.

Briefe von Hrn. Lehrer Vossward.

Der Kolonist hat schon oft darauf aufmerksam gemacht und davor gewarnt, wie so Viele, Viele auswandern, ohne einen nur einiger Maßen richtigen Begriff von dem Land seiner Träume vorgesetzt und Amerika im eigentlichen Sinne des Wortes, bevor er den wichtigen Schritt zur Auswanderung thut, so recht studirt zu haben. Denn gewiss, um dieses Land so recht zu kennen in allen seinen Beziehungen, bedarf es ein Jahre langes gründliches Studium. Und lächerlich klingt es fast oft, wenn ein Mann Amerika flüchtig durchreist, oft bloß betritt, dann wieder zurückkommt und den staunenden Leuten, die ihn, als den Helden des Tages, begaffen und befragen, seine Wundermähr erzählt, und diese dann meinen, jetzt kennen sie Amerika, denn sie haben mit diesem oder jenem geredet, der selbst dort gewesen sei u. s. w. Wir rechnen ehrenwerthe Ausnahmen davon ab, aber oft sind herartige Gerede gerade, als wenn man sagen wollte, ein Mann, der einmal von Rotterdam nach Liverpool gefahren, habe das Weltmeer und die Inseln erforscht.

Als Gegenstoß von alle diesem können wir auf ein gegenwärtiges, diesen Gegenstand belehrendes Ereigniß aufmerksam machen. Und da es Niemand mehr als dem Kolonist daran gelegen ist, daß das Publikum über die neue Welt bestmöglichst belehrt werde, so machen wir mit Freuden darauf aufmerksam. Ein praktischer, ehrlicher Mann nämlich, ein schlichter Schweizer, durchkreist gegenwärtig Nordamerika. Seine Aufgabe, die er sich selbst gestellt, ist nicht etwa zu botanisiren oder Mineralien zu sammeln u. dergl. mehr, wie dies schon viele Naturforscher gethan. Nein, er durchkreist das Land von Ort zu Ort, von Staat zu Staat und erforscht es in allen seinen Beziehungen, mit einem Worte, er erforscht das Land, das Volk und das ganze Leben, Wesen und Streben desselben in einem eigentlichen praktischen Studium. Es ist dies der Hr. Heinrich Vossward, Lehrer aus Zürich. Seine „Einschauungen und Erfahrungen in Nordamerika“ (so ist die Schrift betitelt), sendet er in monatlichen Lieferungen im Manuscript über den Ocean an seine Frau in Obersträß bei Zürich, welche daselbst den Druck besorgt und von der die Monatschrift zu beziehen ist, und welche die Güte hatte, auch uns die Schrift zur Benutzung für den Kolonist einzusenden. Bereits sind 69 Briefe von Hrn. Vossward erschienen. Sein letzter Brief ist datirt vom 30. Juni 1853. Wir werden oft in den Fall kommen, Belehrendes und Interessantes aus diesen praktischen Briefen im Kolonist mitzutheilen. Für heute geben wir nur folgende Auszüge aus den ersten Briefen des Hrn. Vossward. Welche Lebensfrische die sämtlichen Briefe durchzieht, mag das Publikum schon aus diesen Proben erschen, zumal da

das Thema über die Reise nach Havre und die Beschreibung der Seereise, um so zu sagen, im Allgemeinen das abgedroschenste Thema ist und von Auswanderern schon so oft gegeben wurde — man wird gleichwohl hier die lebensfrische Neuheit des denkenden und forschenden Briefschreibers erkennen:

„Nun wurden den 11. Sept. unsere Kisten in's Kaufhaus Basel spehrt, wo wir sie den 15. daselbst empfingen. Wir alfordirten uns als Auswanderer. Die Person sammt Gepäck zahlte über St. Louis, Straßburg und Paris bis Havre 45 Fr. Die Auswanderer bedürfen zu Schutz und Sicherheit einer geordneten Leitung; da weder Staat noch Eisenbahngesellschaften sich darum kümmern, so ist die Sache in die Hände der Agenten gekommen. Publizität und Konkurrenz haben aber dieser Angelegenheit schon eine etwas bessere Richtung gegeben. Die Agenten können billiger spehden, weil sie mit den Eisenbahngesellschaften Verträge haben; zudem benutzen sie die wohlfeilsten Nachtsfahrten. Die Auswanderer herbergen von Straßburg bis Havre im Dampfwagen. In Basel konzentriert sich die schweizerische Auswanderung. Wir bildeten da schon eine große Reisegesellschaft jedes Standes, Alters und Geschlechts. An der französischen Grenze wurden die Pässe gefordert. Man lachte die aus, welche sie in Bern beim französischen Gesandten hatten visiren lassen. In Straßburg wurde übernachtet. Morgens den 16. Sept. besiegen wir das Münster, bei dessen Anblick wir oft sagen mußten: Gott im Himmel, wie wars möglich, daß sich je solch eine erhabene Idee von einem Bau in der Seele eines Menschen entfalten konnte! Um 12 Uhr gingen wir zum Bahnhof und standen da schon mitten im Strudel der Auswanderer, im Kreise des Jammers, der Noth, der Kummer, der Leiden, die ein solcher mit sich führt. Zu 400 Auswanderer wurden von den verschiedenen Agenten zum Abzug geordnet. Hier standen Rücken Mütter mit ihren Säuglingen an den Brüsten, Väter mit 1 und 2 Kleinen auf den Armen, einige lagen oder saßen in schwerer, krankhafter Affektion auf dem Boden. Krank oder nicht, da heißt's vorwärts auf Leben und Sterben. Viele riefen, andere jammerten, andere suchten nach verlorenen Personen und Sachen. Sieh Freund, da wird es dem gesühlvollen, durch den Abschied von der Heimat welchen Herzen gar sonderlich zu Muth; da denkt man: Gott! wie grauenvoll mag es ausgesehen haben, als Israel auswanderte und zur Zeit der Völkerwanderung, da man noch all der trefflichen Kulturmittel zur Wanderung entbehrte.

Den 17. Sept. Morgens 7 Uhr erreichten wir Havre. Bald stand Alles im Freien, den staunenden Blick auf's endlose Weltmeer gerichtet. Es war eine feierliche Stille; man sah kein fröhliches Gesicht, Alles war leidend und erschöpft von der harten Reise. Viele

hatten geschwollene Füße oder Brand in den Fersen, Andere waren sonst unwohl und Alle voll banger Ahnung. Viele sagten: Gott im Himmel, die Landreise hat uns so mitgenommen, jetzt kommt die Seereise; wir haltens nicht aus; was wird aus uns werden! Nun gings vorwärts. Wir waren willkommene Gäste, bald führten mich Zwei an den Nachschiffen und so hieß es recht: Kommen Sie zu mir, ich gebe Ihnen die Kost zu 2 Frk. im Tage; links: Ich gebe sie wohlfeiler. Ich erklärte, mein Vögels sei schon bestellt, ich könne ihre Empfehlung nicht annehmen; ließen diese uns gehen, so kamen Andere; das war ein lästiges Ding. Wir gingen ins Gasthaus zur Schweizerheimat in der Dauphinstraße und wurden für 2 Frk. per Tag anständig bewirthet und ehrbar gehalten. Ehe es Abend war, fühlten wir uns schon durch die süßle Seeluft gekräftigt und erfrischt. Der ganze Tag beanspruchte unsere strengste Aufmerksamkeit wegen unsern Risiken. Wie die Vögelchen der Berge und die Fische gegen das Meer hin Ströme bilden, so wächst in gleicher Richtung die Masse der Kaufmannsgüter und der Waarentransport. Die Zahl der Auswanderer betrug 1200; sie allein bildeten schon einen ganzen Kistenberg, so groß wie ein Haus, und der Kaufmannsgüter waren noch dreimal mehr, und darunter lag mein etwas zart gebautes Kistlein; das machte mir jedesmal Angst, wenn so ein Potuspotusknall losging. Sehr viele Risiken kamen theilweise zertrümmert auf den Platz und so auch viele halb leer; das gab Jammer. Ein Vater hatte Betten in einen Sack gepackt. Die Kaufleute sparten es nicht, ihre großen Haden darein zu schlagen; es gab Löcher aus Löchern. Einem Berner oberländer zerplatzte ein Sack, gefüllt mit Erdäpfeln. Hätte ich das gewußt, sagte er, so würde ich noch einen leeren Sack mitgenommen haben.

Der Hafen von Havre bildet einen großen Kanal in einem ovalen Bogen von einer Viertelstunde Länge durch die Stadt, da stehen in zwei Doppelreihen etwa 120 Paketboote, Zwei- und Dreimaster von verschiedener Größe und bilden einen ganzen Wald von Masten. Ein großes Paketboot ladet die Fracht von 300 Wagen, jeden zu 100 Zentner berechnet. Während 6 Tagen sah ich 4 solche aus dem Hafen fahren. Denkt euch die Masse Waaren, die da abgeht. Gerade am Morgen, als wir ankamen, fuhr das Rauffahrtsschiff, das zu unserer Aufnahme bestimmt war, mit vollen Segeln ein. Die Plätze im Zwischendeck waren schon vergeben und uns nur noch die Wahl eines Ruffplatzes zu 600 Frk. für 5 Personen freigestellt; da uns an schneller Abreise gelegen war, so sagten wir zu. Das Schiff wurde jedoch erst in 6 Tagen fertig. Wir mußten unsere Pässe beim schweizerischen Konsul visiren lassen, das kostete 1 Franken 50 Cent. Die französische Polizei visirt unentgeltlich. Die Vorkehrungen sind so getroffen, daß hier kein Spitzbube mehr durchbrennen kann. In Havre ist es alle Tage so lebhaft, wie in den größten Schweizerstädten an Jahrmärkten; da trifft man Menschen von allen Nationen. Mitunter gingen wir auf den Fischmarkt, welcher in der That ein großes Naturallienkabinett von Meerestheeren ist. Da steht man riesenartige Meereskrebse, Meerstrabben, verschiedene Meerrochen, Auster, Nale, Rostaleit und Fische der mannigfaltigsten Art und Größe; dabei stehen die Fischer, Frauen von mächtiger Gestalt und blühender Gesundheit, mitunter aber auch solche, die zuweilen das Messer brauchen müssen. Der normännische Menschenschlag ist überhaupt ein sehr kräftiger. Ein solches Weib hatte eben einem Fisch die Haut abgezogen, da trat ich hinzu und sagte: „Da sieht gschundä.“ Nun stellte sich die Französin ganz gravitätisch vor mich hin und sprach, meine Stimme ausgedrückt nachahmend: „Da sieht gschundä!“ und darauf folgte ein solches Gelächter der Fischerweiber, daß wir selbst mitlachen mußten. Die Auster sind eine beliebte Speise, um sich Appetit zu machen. Der Inhalt einer Schale ist etwa ein Eißfössel voll. Das Thier liegt in einer schlafenden, salzigen Flüssigkeit, welche sehr anregend auf den Magen wirkt. Die Auster werden mit dieser Flüssigkeit lebendig verschluckt. Man bekommt hier 2 um einen Fünfer und ist gewöhnlich am Morgen nüchtern 12, worauf sich mehrere Tage ein solcher Appetit einstellt, daß man fast immer hungert. Morgens den 19. gingen wir ans Meer und nahmen ein Bad, es erfrischte uns ungemein. Als wir die Docks hinuntergingen, riefen mich einige wackere junge Leute von Elgg bei Winterthur auf ihr Schiff, welches nach Neu-Orleans bestimmt war; diese und noch andere Jünglinge waren entschlossen, nach Kalifornien zu reisen. Das Schiff bewegte sich zur Abfahrt; wir spendeten die letzten Segenswünsche und schieden mit flehendem Herzen.

Originalbrief des Buchbinders Gustav Hämmerli, Briefträger Hämmerlis Sohn, in Bern, aus Dona Francisca.

Dona Francisca, den 18. Juli 1853.

Liebe Eltern, Geschwister und Verwandte!

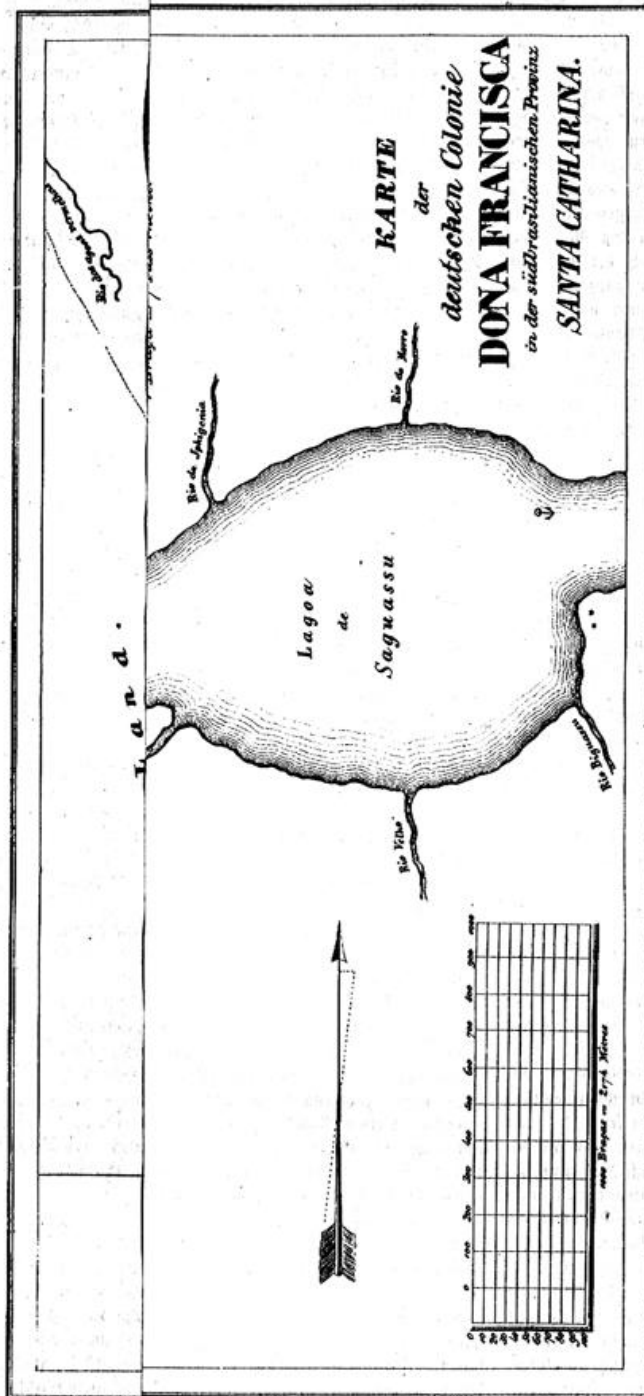
Schnell will ich noch dieses Dampfschiff benutzen, um Euch einen Brief zu senden; ich werde Alle der Sicherheit und Schnelligkeit wegen über England spediren, bitte Euch, das Gleiche zu thun. — Ich schiffte mich den 25. April in Hamburg ein, konnte aber erst am 30. April auslaufen. Den 7. Mai fuhr ich nicht an der Küste Englands vorbei, ich stand auf dem Verdeck und betrachtete unverweilt das Festland, das meine liebe Schwester trug, ich hätte ihr gerne mein letztes Lebewohl zugerufen, wenn es die braufenden Meereswogen hinüber getragen hätten. Endlich entschwand das letzte europäische Kontinent meine Augen, und mit bangem Herzen gedachte ich der Zukunft; gleich nachdem stellte sich die Seekrankheit recht ein, der Wind warf Haus hohe Wellen, das Geschaufel ist furchtbar edlich, was immer zum Unwohlsein am Reisen beiträgt, doch hatte ich es in 4 Stunden überstanden, und viele Passagiere hatten sie mehrere Tage. Die Krankheit läßt sich am Besten (nehmt es mir nicht übel) mit einem tüchtigen Magenjammer vergleichen. Wir sahen mehrere Walfische, einen einmal ganz nahe, auch Haifische, eine solche junge Bestie wurde mit der Harpune gefangen, sie hatte etwa drei Schuh Länge, ist schwarzbraun und furchtbar mit Zähnen bewaffnet. Die Fahrt war einsörmig, sehr langweilig, man weiß nicht, wie man die Zeit tödten soll; manchmal gab's Lachen, wenn Einer „Ginterfisch“ wurde, oder eine Mäse oder Hut über Bord segelte, was bei starkem Winde beinahe alle Tage vorkam. — Den 26. Mai, jezt dem Aequator ziemlich nahe, war der Wind ziemlich flau, die Hitze daher sehr groß, an der Sonne hatten wir 34° Wärme; da kann man sich denken, wie es im Zwischendeck ausfiel. Die Wärme und der Dunst von 35 Personen, wo man meistens zu 3 Mann in einer Reife (Gangmatte) liegen muß, glaubte man manchmal in einem Backofen zu sein, ich schlief oft, wenn es das Wetter erlaubte, auf dem Verdeck. Ich bedachte mich einigemal, wenn das Schiff bereits stille stand in der See, es mußte aber, der großen Fische wegen, bald unterlassen werden.

Den 4. Juni kamen wir unter die Sonnenlinie, der Wind wehte kühl, da kam der Steuermann ganz unerwartet und fing, zur Verlesung der Andern, zu taufen an, indem, ehe man sich vorsah, man einen Eimer Wasser auf dem Kopf hatte. — Etwas muß ich bemerken, daß wir in den letzten 3 oder 4 Wochen faules und sinkendes Trinkwasser hatten, was eben nicht zum Ruhm und Ehre der Herren Schröder in Hamburg gereicht, denn als Wassertonnen muß man immer reine, nicht alte schmutzige Tonnen haben; Sie haben das Schiff ausgerüstet und der Fehler fällt ganz allein Ihnen zu. Was bekommt der Passagier für eine Kost, wenn man solches Wasser dazu nehmen muß? Ich ging oft hungrig vom Tisch, im Allgemeinen waren die Meisten, mit Recht, böse darüber; ich rathe Jedem, der eine Seereise unternimmt, sich zu verproviantiren, da man auf unserm Schiffe gar nichts kaufen konnte. Die Reise hatte bis zum 20. Juni ihren guten Fortgang, da erhob sich der Wind sehr stark und bald kam Sturm dazu, unser Fahrzeug tanzte wie eine Rutschkaale, die Wellen glitten hügel, in einer Nacht hatten wir einen furchtbaren Schrecken, indem wir gegen 3 Uhr durch einen furchtbaren Stoß aufgeweckt wurden, das Wasser drang stromweise in den untern Raum. Die Risiken raselten, Viele sprangen auf; der Eine schrie: das Schiff hat einen Leck! der Andere: wir sind aufgefahren! was ich Anfangs auch glaubte. Eilige rannten halb nackt auf das Verdeck um sich zu retten, und was noch am Meisten zu der Verwirrung beitrug, daß unser Licht ausgegangen und daher stockfinster war; nachher sah man, daß es weiter nichts war als eine sogenannte Sturzwelle, die das Schiff überfluthet hatte. Wir waren mehrmals ziemlich nahe am Land, hatten aber zu unserm Bedauern viel Gegenwind, bis wir endlich am 27. Juni gegen Abend im Hafen von St. Francisco einlaufen konnten. Die Reise kann man als eine ganz günstige betrachten (in 58 Tagen). Sehr wenig Kranke, gar keinen Todten, was beim schlechten Wasser und der großen Hitze besonders zu bewundern ist. Die Mannschaft war lobenswerth, (11 Mann) artige, freundliche Leute, deshalb von allen Passagieren geliebt. Auf großen Schiffen ist mehr Mannschaft, und wird viel mehr Passagiere, besonders nach Nordamerika. Die Stadt St. Francisco hat etwa 7—800 Einwohner, hat schlechte Straßen,

merli, Brief-
ia Francisca.
18. Juli 1853.

um Euch einen
schnelligkeit wegen
n. — Ich schiffte
st am 30. April
Küste Englands
unverweilt das
Ihr gerne mein
in Meereswegen
lechte europäische
gedachte ich der
recht ein, der
furchtbar edlich,
ich hatte ich es
atten sie mehrere
mir nicht übel)
r sahen mehrere
eine solche junge
bewaffnet. Die
ht, wie man die
iner „Hintersäß“
was bei starkem
gt dem Äquator
daher sehr groß,
sich denken, wie
unst von 35 Per-
en (Hängematte)
sen zu sein, ich
erdeck. Ich ba-
und in der See,
ssen werden.
der Wind wehte
d fing, zur Ver-
sich vorsah, man
muß ich bemer-
s und sinkendes
Ihre der Herren
n muß man im-
haben das Schiff
i. Was bekommt
fer dazu nehmen
einen waren die
der eine Seereise
erem Schiffe gar
iunt ihren guten
bald kam Sturm
e Wellen glichen
Schrecken, indem
sgeweckt wurden.
Die Risten ras-
ff hat einen Leck!
s auch glaubte,
retten, und was
naser Licht ausge-
, daß es weiter
Schiff überfluthet
, hatten aber zu
27. Juni gegen
nten. Die Riese
Lagen). Sehr
guten Wasser und
Mannschaft war
eshalb von allen
Mannschaft, und
ika. Die Stadt
schlechte Straßen,

monia aber gar keine Substanz



rennigten auf dem Schiffe;
2) gegen das Schiff „Great Britain“ von Amsterdam, welches

weiter angegeben war.

Alten der Pas-
eine Kost mehr

über schlechte
Passagiere
Kapitän des

on“ von Ant-
Passagiere.
in Ueberheuer-
er vorgebracht,
herausstellte,
st Emigration
iglich auf die
Hofhaus ange-
ste Thelle und
Gäufig läßt
ngen billigerer
höhere Reich-
er der Beweis,

red, Agent,

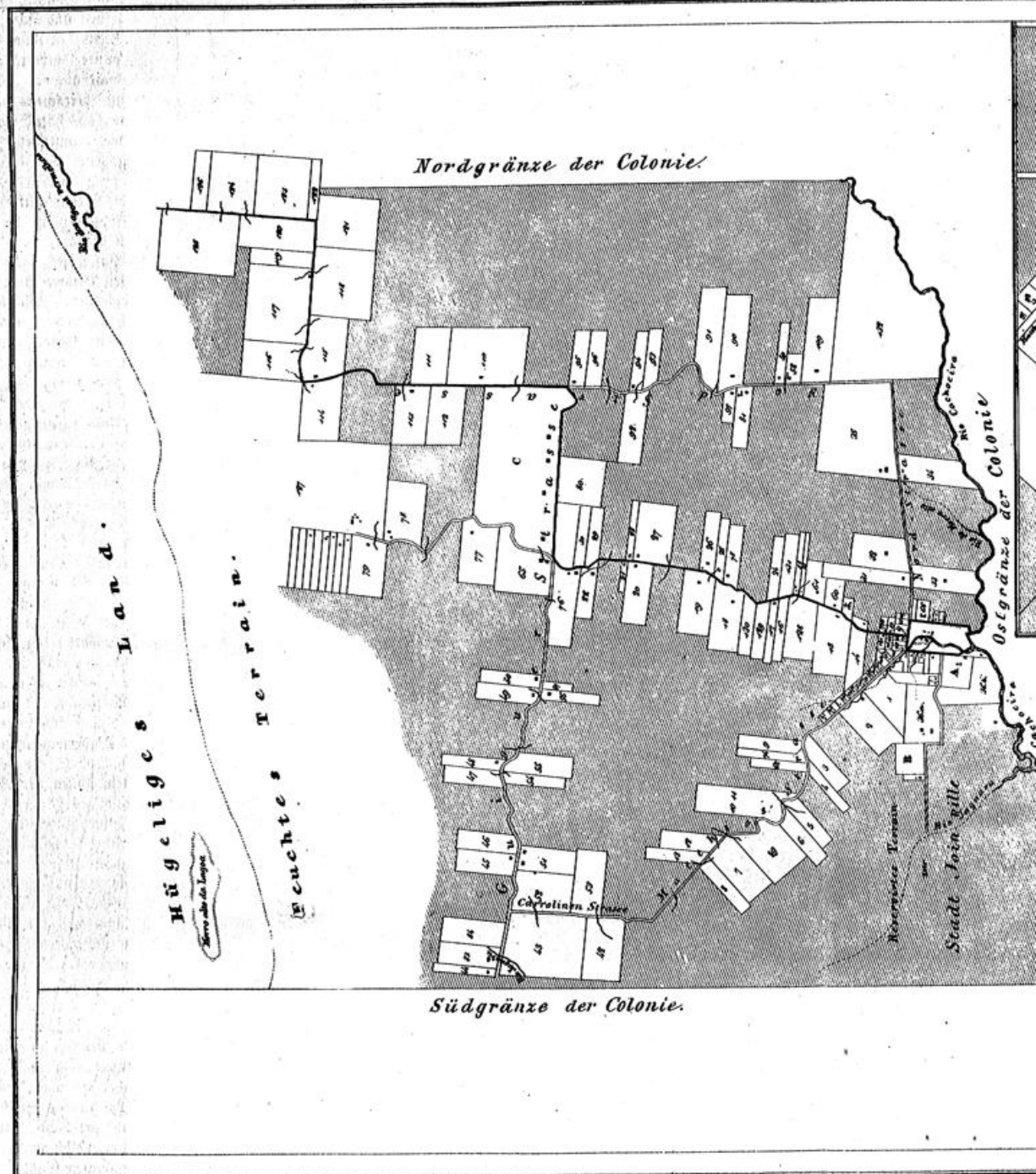
port.

nent, und viel-
t ein — elek-
auf, als wir
und Beschrei-
nlichen Wasch-
e oberhalb wie
am Zink liegt,
uskommt. Aus
die Auflösung
Waschbrette ein
ich fählen lasse,
ausgebreiteten
d diesen elektr-
r auch zugleich
vertreiben, „so
iche Erfindung
Rheumatis-
Pulvermacher,
d das ist schon

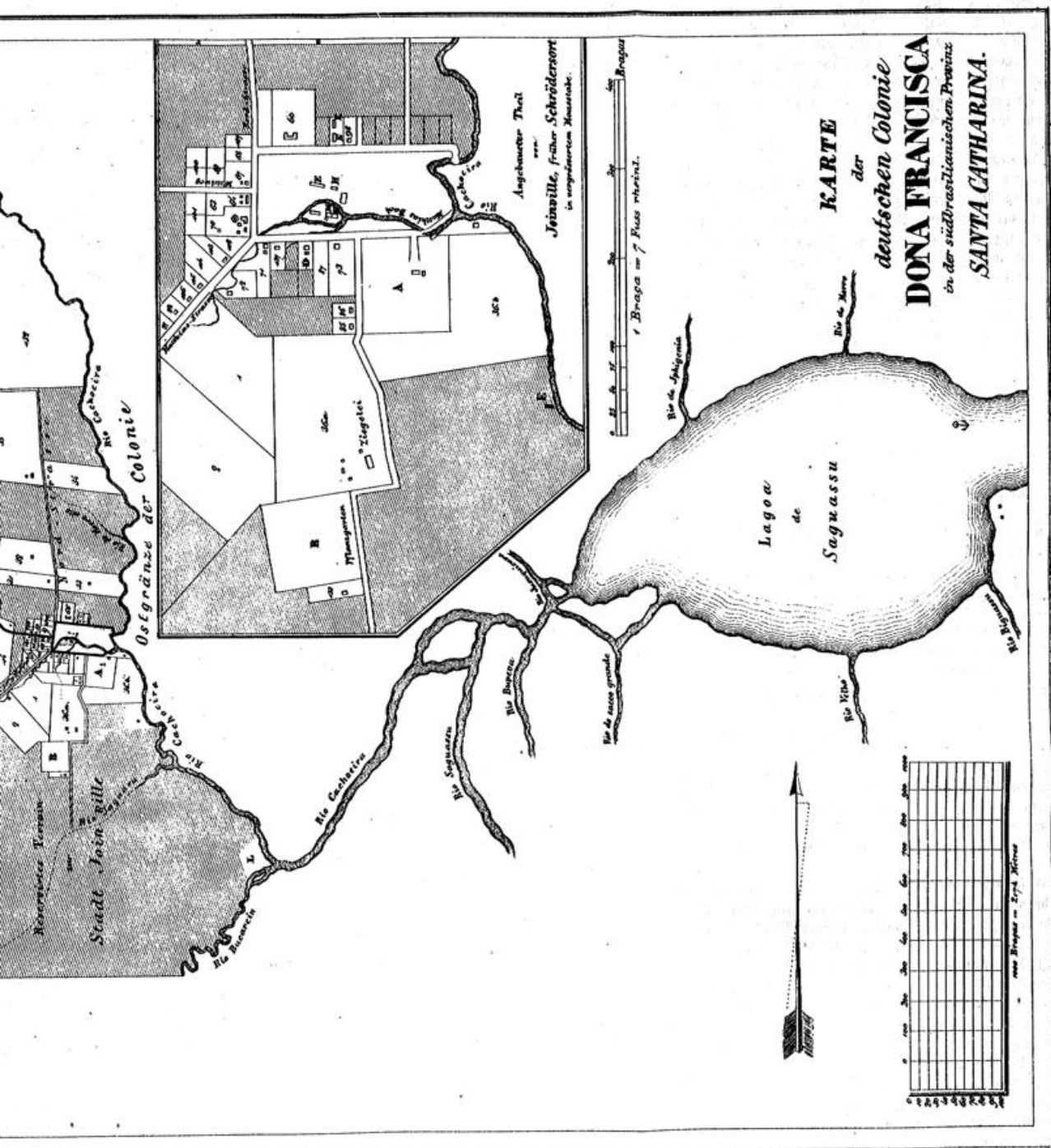
und sehen wir
is um. Sehen
Nacht, Gold-
reiw'sche We-
das erste in
zeichnen, ist die
absolute Kunst-
losigkeit auf so
prospizirt, als
der diese Figur
erschrecken und
ansagen, wenn
Die Clinton-
es Meisterwerk
idezt ein Mon-
on so dämmen
sehr die eines
bodledernstels,
Kritik sich mit
Fohngelächter
r die Direktion
h, und eine grö-
tlichen Meister-

Hämmerli, Brief:
Dona Francisca.
a, den 18. Juli 1853.

Die!
zußen, um Euch einen
nd Schnelligfalt wegen
u thun. — Ich schiffte
er erst am 30. April
der Küste Englands
achte unverweilt das
hätte ihr gerne mein
senden Meereshwagen
das letzte europäische
vergen gedachte ich der
ankunft recht ein, der
ist fürchterlich edlich,
t, doch hatte ich es
re hatten sie mehrere
mit es mir nicht übel)
Wir sahen mehrere
he, eine solche junge
atte etwa drei Schuh
hnen bewaffnet. Die
ist nicht, wie man die
in Einer „Hinterlass“
geste, was bei starkem
sal, steht dem Äquator
Höhe daher sehr groß,
man sich denken, wie
der Dunst von 35 Per-
Kojen (Hängematte)
Backofen zu sein, ich
em Verdeck. Ich ba-
ille hund in der See,
unterlassen werden.
unkte, der Wind wehte
et und fing, zur Ver-
man sich vorsah, man
etwas muß ich bemer-
faules und stinkendes
und Ehre der Herren
tonnen muß man im-
Sie haben das Schiff
nen zu, Was bekommt
Wasser dazu nehmen
Allgemeinen waren die
edem, der eine Seereise
uf unserm Schiffe gar
20. Juni ihren guten
und bald kam Sturm
le, die Wellen glühen
baren Schrecken, indem
sch aufgeweckt wurden,
um. Die Klsten ras-
s Schiff hat einen Rest!
Anfangs auch glaubte,
sich zu retten, und was
dass unser Licht ausge-
man, dass es weiter
das Schiff überflutet
Land, hatten aber zu
sich am 27. Juni gegen
n konnten. Die Hölse
(in 53 Tagen). Sehr
schlechten Wasser und
Die Mannschaft war
ute, deshalb von allen
mehr Mannschaft, und
rdameika. Die Stadt
hat schlechte Straßen,



2) gegen das Schiff „Great Britain“ von Amsterdam, welches



hatten geschwollen, sonst unwohl und Himmel, die Landreise; wir hatten vorwärts. Wir an den Rockfägel gebe Ihnen die feller. Ich erklär pfehlung nicht an das war ein lästiges, gerhelmat in der ständig bewirthe wir uns schon ganze Tag beans Kisten. Wie die hin Ströme bilde Kaufmannsgüter dergleichen betrug berg, so groß wi dreimal mehr, und das machte mit se Sehr viele Kisten auch viele halb le einen Sack gepack haben daren zu oberländer zerplag gewußt, sagte er, haben.

Der Hafen v ten Vogen von ei in zwei Doppelgli von verschiedener Ein großes Bad 100 Bentner berec Hafen fahren. De am Morgen, als unserer Aufnahme im Zwischenstade eines Ruffelplazee an schneller Abrei jedoch erst in 6 Tag zeitlichen Konsul r französische Postzel troffen, daß hier t ist es alle Tage so Jahrmärkten; da gingen wir auf de turallenkabinet von treffe, Meerstrabe und Bische der ma welber, Frauen vo unter aber auch so Der normännische solches Weib hatte hinzu und sagte: gang, gravitätisch v druckvollste nachat solches Gesicht d Ausern sind eine l halt einer Schale fühlenden, saglgen wirkt. Die Auser Man bekommt hier gen nächtern 12, steht, daß man se and Meer und n wir die Docks hin von Elgg bei Win bestimmt war; die nach Kalifornien zu reisen. Das Segel bewegte nur zur vorwärts; wir spendeten die letzten Segenswünsche und schieden mit tiefbewegtem Herzen.



und viel mehr passagiere, verjournets nach Montevideo. Die Stadt St. Francisco hat etwa 7—800 Einwohner, hat schlechte Straßen,

wenig oder gar keine Industrie, die Einwohner sind träge, arbeiten bereits nichts, und lassen oft ihr Land unbearbeitet. Nach zwei Tagen wurden wir nach der Kolonie gebracht, und wie habe ich sie ange-
troffen? Ich fing nach eilichen Tagen an mit der Art und Säge zu arbeiten, auf Tagelohn, was Jeder thun muß der wenig „Stoff“ be-
sitzt, aber dadurch lernt er die Arbeit kennen und das Land bearbeiten. Der Tagelohn (aber nicht als Handwerker) beträgt 32—40 Centimes, Schweizergeld etwa 15½ Pfg. — Ich habe bessere Aussichten und werde es daher bald aufgeben. Die Lebensart ist einfach, Maniot, ein Knollengewächs, ersetzen die Kartoffeln, aus dem wird ein Mehl be-
reitet, das mit getrocknetem Fleisch die Hauptnahrung ausmacht. Das Pfund Fleisch kostet 7 Centimes oder 42 Centimes Schweizergeld.
(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Gesellschaft der Stadt Newyork.

Monatsbericht des Agenten, erstattet an den Verwaltungsrath am 14. Sep-
tember 1853.

Die Gesamt-Einwanderung im vorigen Monat August betrug:
38,763, worunter 15,815 Deutsche, welche über folgende Häfen kamen:

von Bremen	in 25 Schiffe	4,649 Einwanderer
" Havre	15 "	4,535 "
" Antwerpen	8 "	1,829 "
" Hamburg	8 "	1,812 "
" Liverpool	31 "	1,753 "
" London	7 "	743 "
" Rotterdam	2 "	380 "
" Harburg	1 "	75 "
" südlichen Häfen	5 "	15 "
" Newcastle	1 "	2 "
" Glasgow	1 "	2 "

Total: in 101 Schiffen 15,815 Deutsche.

Vergleichung mit den früheren Jahren:

im August	1852	landeten hier	15,652 Deutsche
" "	1851	" "	8,401 "
" "	1850	" "	4,508 "
" "	1849	" "	7,548 "
" "	1848	" "	5,478 "
" "	1847	" "	9,456 "

Seit dem 1. Januar d. J. bis 1. Sept. landeten hier 72,845 Deutsche, gegen 84,841 in demselben Zeitraum des vorigen Jahres. Die Total-Einwanderung in diesem Jahre bis zum 1. Sept. be-
trägt 211,287.

Die Nachfrage nach Arbeitern im verflossenen Monat war nicht so stark wie in den beiden vorhergehenden Monaten, dennoch wurden 860 Stellen nachgewiesen und von hiesiger Agentur besetzt, und zwar meistens Handwerker, namentlich Schreiner, Zimmerleute, Weber, Wä-
gner, Schlosser und Schuhmacher waren am meisten gesucht, außerdem Farmer. Für die nächste Zeit sind wieder viele Eisenbahnarbeiter für die Newyork- und Erie-Eisenbahn gesucht. Diese Gelegenheit ist für den gewöhnlichen Handarbeiter um so erwünschter, als die Nachfrage nach Farmarbeitern sehr nachläßt.

Wenn auch im verflossenen Monat im Verhältnis zu den frühe-
ren Monaten viele deutsche Familien ganz mittellos hier ankamen, wovon die Weiber mit den kleinen Kindern gleich zum Armenhaus
gesandt werden mußten, so hatte doch die Mehrzahl genügende Mittel, die Reise nach dem Innern und namentlich nach dem Westen fortzu-
setzen, woselbst den weniger Bemittelten Gelegenheit geboten war, durch Arbeiten an den verschiedenen dort im Bau begriffenen Eisen-
bahnen, ihre Familien zu unterhalten, und ihr sicheres Unterkommen zu begründen. Dies war namentlich der Fall in Illinois und Ohio.

Auffallend erscheint es, daß bei Weitem die meisten dürftigen Aus-
wanderer über Antwerpen kommen, und zwar größtentheils gegen den
Herbst, was wohl der billigeren Passage zuzuschreiben ist.

Folgende Klagen über schlechte Behandlung auf der Seereise wur-
den hier eingereicht:

- 1) gegen das Schiff „Richard Morse“ von Liverpool, wegen schlechter Wahrnehmung der Passagiereffekten, sowie wegen großer Un-
reinlichkeit auf dem Schiffe;
- 2) gegen das Schiff „Great Britain“ von Amsterdam, welches

4—5 Tage hier im Strome lag, und trotz aller Bitten der Pas-
sagiere dieselben nicht landete und denselben auch keine Kost mehr
verabreichte;

3) gegen das Schiff „George Canning“ von Hamburg über schlechte
Kost, sowie wegen brutaler Behandlung der kranken Passagiere
und namentlich einer Wöchnerin von Seiten des Kapitäns des
Schiffes;

4) gegen Oliver Page, Kapitän der Barke „Princeton“ von Ant-
werpen, wegen rücksichtsloser Behandlung kranker Passagiere.

Verschiedene Klagen Seitens der Einwanderer wegen Ueberheuu-
rung in einzelnen Emigranten-Wirthshäusern wurden hier vorgebracht,
und in den Fällen, wo sich die Nichtigkeit der Klagen herausstellte,
wurde den Klageführenden durch die Commissioners of Emigration
sofort Recht verschafft. Die Einwanderer haben lediglich auf die
Preislisten zu sehen, welche in jedem Emigranten-Wirthshaus an-
gehängt sein müssen. Diese Preise sind bindend für beide Theile und
dürfen Seitens der Wirthe nicht überschritten werden. Häufig läßt
sich der Einwanderer aber durch mündliche Versprechungen billigerer
Preise verleiten, und erhält dann später doch eine höhere Rech-
nung. In solchen Fällen fehlt aber dem Einwanderer der Beweis,
und nur die aufgehängte Preisliste ist maßgebend.

G. B. Degred, Agent.

Buntes aus dem Glaspalast in Newyork.

II.

Aber das „smarteste“ in diesem ganzen Departement, und viel-
leicht auf der ganzen Ausstellung ist ohne allen Zweifel ein — elek-
tromagnetisches Waschbrett!! Wir lachten laut auf, als wir
die Bezeichnung lasen, noch mehr aber, als wir „Lied und Beschrei-
bung“ gelesen hatten. Das Brett hat vor den gewöhnlichen Wasch-
brettern mit Zinkrippen nichts weiter voraus, als eine oberhalb wie
ein Blatt Papler umgerollte Kupferplatte, welche hinten am Zink liegt,
und oben an dem für die Seife bestimmten Raume heraustritt. Aus
der aufgehängten Beschreibung ersehen wir, daß durch die Auslösung
der Säuren und Salze in Seife und Wäsche in dem Waschbrette ein
elektrischer Strom erzeugt wird, „der sich ganz deutlich fühlen läßt,
wenn man die Handfläche auf die Kupferrolle und die ausgebreiteten
Finger auf die Zinkrippen lege.“ Außerdem, daß durch diesen elektr-
schen Strom die Wäsche weißer werden soll, wird er auch zugleich
bei der Wäscherin etwaigen Rheumatismus vertreiben, „so
daß — heißt es in der Beschreibung — diese vortreffliche Erfindung
zugleich als äußerst wirksames Mittel gegen Rheumatismus
aller Art dient.“ Das übertrifft Lyon, Wright, Pulvermacher,
Brandreth und all creation, — ist aber spasshaft und das ist schon
genug.

Doch nun genug von Wirtschaftsangelegenheiten und sehen wir
uns auch in andern Theilen des Glaspalastes etwas um. Sehen
wir vor uns eine sonderbare Genossenschaft: Tag und Nacht, Gold
und Tref, Kunst und Gefudel. Wir meinen das Carew'sche We-
ber'standbild und die Amazone von Kist. Um das erste in
seiner ganzen Scheußlichkeit und Jammerlichkeit zu bezeichnen, ist die
deutsche Sprache zu arm. Niemals hat sich wohl der absolute Kunst-
unverstand, der pyramidale Blödsinn und die Geschmacklosigkeit auf so
freche, selbstgefällige Weise vor den Augen der Welt profilirt, als
in dieser Satyre auf die bildende Kunst. Ein Töpler, der diese Figur
zusammenklebte, mußte fürchten, seine Kunden zu verschrecken und
ein Schiffsfigurenschneider einen Schadenersatzprozess anfangen, wenn
man ihm die Urheberschaft dieses „Webers“ zuschriebe. Die Elinton-
statue vor dem Stadthause ist ein erhabenes klassisches Meisterwerk
gegen diese Vogelscheuche. Der Kopf Webers ist geradezu ein Mon-
strum: die Stirn eine großmächtige Beule, die Augen vor so dümmen-
jungemäßigem Ausbruche, die Zähne um den Mund so sehr die eines
stumpfsinnigen Idioten, dazu die Haltung der Figur so bodenberührend,
gezwungen, unnatürlich, glederpuddingartig, daß die Kritik sich mit
stimmem Wackeln zurückzieht und ihre Funktion dem Hohngelächter
überträgt. Ernstlich gesprochen, es ist eine Blamage für die Direktion,
daß sie diesen Miniatur-Gallban im Grad aufgenommen, und eine grö-
ßere, daß sie ihm einen Ehrenplatz zwischen zwei wirklichen Meister-
werken angewiesen hat.

Verschiedenes.

Sidgenossenschaft. Der schweizerische Konsul in Liverpool hat den Bundesrath benachrichtigt, daß das englische Schiff „Ecart of Carlemont“, Kapitän Gardener, auf dem Wege von Liverpool nach Sidney und Melbourne an der australischen Küste, in der Nähe von Port Phillip, gescheitert sei. Die Reisenden, meist Auswanderer, worunter gegen 20 Schweizer aus den Kantonen Freiburg, Waadt und Neuenburg, konnten zwar gerettet werden, allein ihr Gepäck und die übrigen auf dem Schiffe befindlichen Waaren sind als verloren zu betrachten, da das Schiff nicht wieder flott gemacht werden konnte.

Bern. Der „Schweizerbote“ im Aargau meint, ein Gesetz zum Schutze der Nichtauswanderer, wie neulich die Regierung von Bern ein solches erlassen habe, wäre auch für den Kanton Aargau notwendig.

Schwyz. Aus Einsiedeln sind verflossene Woche 54 Personen, meist junge kräftige Leute, nach Inblana in Nordamerika ausgewandert. Mehrere Familien bereiten sich für das nächste Frühjahr zur Auswanderung vor.

Zug. Aus Unterägeri sind in Kurzem 200 Köpfe nach Amerika ausgewandert, weil man künstlich die Auswanderung befördert und jedem Kopf 274 Fr. mitgibt. Und doch wäre hier Verdienst und Arbeit genug. Es ist ein großes Amentgut, das schlecht besorgt wird, vorhanden; in den Spinnereien und Weberereien sind 440 Arbeiter, und beim Seilenweben 300 in Beschäftigung, und verdienen sich jährlich damit 222 Franken.

Genf. Die schweizerische Westbahngesellschaft kann noch 500 Arbeiter anstellen. Lusttragende sollen sich an der Brücke von Cossigny einfinden und melden.

Ugier. Hier kommt eine neue deutsche Zeitung für Ackerbau und Industrie heraus. Das Blatt scheint auf die Kolonisten berechnet zu sein.

Register über die Karte von Dona Francisca.

A. Grundstück des Herrn Aubé. B. Pflanzgarten. C. Grundstück des Hrn. Guiguer. D. Direktionsgebäude. E. Empfangsgebäude. K. Lokal der Kirche und Schule. M. Magazin. H. Hospital. L. Landungsplatz. 1 und 2. J. F. W. Ebert. 3. F. Schulz. 4. W. Schaf. 5. W. Aulfses. 6. A. Morel. 7. F. Roskamp. 8. F. Engel. 9. W. Hoffmann. 10 und 11. D. Niemeyer. 12. Prohmann. 13. Flüge. 14. Mörtkofer. 15. G. Gigen. 16. Wädeler. 17. J. Richlin. 18. A. Monod. 19. W. Schmidli. 20. A. Schelling Wwe. 21. Joh. Schmidli. 22. Th. Böh. 23. Jos. Mächler. 24. Hieronymus Durelli. 25. Sebast. Weber Wwe. 26. Conrad Weber Wwe. 27. Conrad Tanner Wwe. 28. Jos. Wabel. 29. Aug. Rohu. 30. Georg Müller. 31. Hansen u. Petersen. 32. Ulrichsen u. Götterßen. 33. Schjem u. Schliyer. 34. Kjosboe. 35. von Frankenberg. 36a u. b. W. Poschaan. 38. Wädeler. 39. Vereins-Wohnung. 40. U. Wähler. 41a u. b. F. Mörling. 42. M. v. Sydow. 43. J. Haf-

selmann Fr. Sohn. 44. F. Egli. 45. J. Nishmann. 46. Jakob Stoll (Lambour). 47. Georg Nishmann. 48. Jaf. Stoll (Girt). 49. Caspar Wächtold. 50. Franz Wächtold. 51. Heinrich Voggerau. 52. Jordan. 53. Mil. Stoll u. Mart. Klingensfuß. 54. Jaf. Klingensfuß (Weber). 55. Ferd. Wächtold. 56. Franz Huber. 57. — 58. A. von Wedelsbädt. 59. F. Govers. 60. Köllner. 61. M. Vanholzer. 62. E. Behrens. 63. u. 64. F. Durelli. 65. Bern. Bamba. 66. Th. v. Rodowicz. 67. Dr. Krebs. 68. Binneck. 69. u. 70. G. Straube. 71a u. b. Fr. Heeren. 72. A. Stellsfeld. 73. Dr. Hallenhoff. 74. M. Wärner. 75. Ehrat. 76. W. v. Göben. 77. Brüggemann. 78. Meyer. 79. Kämmerer. 80. de Drusina. 81. E. Hübn. 82. — 83. u. 84. Gené u. Boutin. 85. J. Weber. 86. W. Poschaan. 87. August Stellsfeld. 88. F. Ehlers. 89. D. Niemeyer. 90. Edwe. 91. Müller. 92. J. Diebriksen. 93. Const. Knüppel. 94. A. Wähle. 95. Catenhufen. 96. Levenhagen. 97. Priewe. 98. Ebert. 99. Böse u. Granzow. 100. Weber (Hörster). 101. Rütgens. 102. Krumm. 103. Conod u. Luchem. 104. A. Schlobach. 105. Brockmann. 106. Vereins-Wohnung. 107. W. Hübn. 108. — 109. v. Seehausen. 110. J. Hafselmann, Sohn. 111. Scheibner. 112. J. Hasselmann, Sohn. 113. D. Gelbke. 114 u. 115. E. Stein. 116, 117 u. 118. Kalkmann. 127. W. Poschaan. 128. Ehlers. 129. J. Richlin. 130. — 131. Ehlers. 132. W. Hübn. 133. E. Pabst. 134. W. Poschaan. 135. Göpfert. 136. Ehr. Herrmann. 137. Vereins-Wohnung.

Anzeigen.

Auf das mit dem 1. October begonnene Abonnement der
**Hamburger Zeitung für deutsche Auswanderungs-
und Kolonisations-Angelegenheiten,**

redigirt von

W. Friedensburg,

wird hiermit eingeladen.

Diese Zeitung verfolgt die Aufgabe, dem Auswanderungsflußgen über die verschiedenen Länder, nach welchen die Auswanderung aus Deutschland sich richtet, genaue Auskunft zu ertheilen, so daß derselbe vor Täuschungen bewahrt bleibt und beurtheilen kann, welches Land seinen Wünschen, Absichten, Fähigkeiten und Mitteln am besten entspricht. Der bekannte Name des Redakteurs bürgt für die Tüchtigkeit der Redaktion. Die Zeitung, welche zahlreiche Originalcorrespondenzen bringt, schöpft nur aus zuverlässigen, zum großen Theil ihr allein als Quelle stehenden Quellen, und wird zuweilen Landkarten als Beilage liefern. Sie erscheint wöchentlich einmal in großem Folioformat.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. In Hamburg von der **Expedition, Schauenburgerstraße, 23.**

Buchhandlungen wollen ihre Aufträge richten an die Herren **Verthes, Besser & Mauke** dieselbst.

Abonnementpreis: jährlich 2 Thlr. Pr. Crt., halbjährlich 1 Thlr. Pr. Crt., vierteljährlich 18 Sgr. Pr. Crt.

Hamburg, im September 1853.

General-Agentur für Auswanderung.

Auskunft- und Beförderungsbüreau nach Nord- und Südamerika und Australien,
in der Nähe des Bahnhofes in Zürich (früher in Mappesdöhl).



Billige Beförderung von Auswanderern mittelst ausgezeichneten Schiffen erster Klasse

über **Bremen, Hamburg, Antwerpen und Havre** nach

New-York, Boston, New-Orleans, Texas, Australien, Californien und Venezuela; dann, wie bisher, nach den brasilianischen Häfen von **Mio Janeiro, Santos, Desterro, San Francisco und Mio Grande** (Ausfahrtsorten nach den deutschen Kolonien) außerdem zwei Mal monatlich über Bremen nach New-York mittelst den ausgezeichneten Dampffregatten **Gansa** und **Germania**, welche wegen dem billigen Preise und der vorzüglichen Ausstattung die vorthellhafteste Reisegelegenheit bieten. Ebenso können bei demselben Originalbillets der Hudsons-Eisenbahn (Agentur von Nischmüller und Köcher in New-York, welche durch den dortigen Consul dem hohen Bundesrathe empfohlen wurde) zu den nämlichen Preisen, wie in New-York, nach allen Theilen der Vereinigten Staaten bezogen werden, wodurch dem Einwanderer freies Abholen des Gepäcks vom Schiffe und einzig die Möglichkeit sofortiger Abreise gesichert ist; 10 Procent des Betrages werden hier, das Uebrige in New-York bezahlt.

Briefe um nähere Auskunft erbittet man sich **franco.**

Verlag und Redaktion: G. G. Großhans, Lehrer in der Schöpfhalde bei Bern.

Druck der Haller'schen Buchdruckerei in Bern.

N. 3. Haller.

Der Kolonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.

Jahres-Abonnement 6 Fr.
Halbjahrs-Abonnement 3 „
Mietelst. Abonnement 1, 50 C.
Man kann auch jederzeit ins
Abonnement eintreten.
Wer dieselben die erste Num-
mer nicht refusirt, wird
für das jeweilige nächstfol-
gende Quartal als verehel-
lichter Mann betrachtet, und der
„Kolonist“ demselben dann
regelmäßig eingeliefert.
Einrichtungsgebühr 14 C. die
einmalige Stelle. Bei
mehrmaliger Wiederholung
tritt eine Ermäßigung
ein. — Für Abonnemente
und Inserate wendet man
sich vorzugsweise direkt an die
Redaktion.



Der Kolonist erscheint regel-
mäßig alle Sonntage.
Landarten und Illustratio-
nen werden von Zeit zu Zeit
als Gratzbelagen mitgege-
ben.
Wahrheitsgetreue Original-
belege und belehrende Auf-
sätze über Amerika, Frank-
reich, die Republik, gesandt
sind jederzeit unentgeltlich
Aufnahme.
Da der Kolonist aller Volkst-
freund, nur den Zweck ver-
folgt, allen schweizerischen
Auswanderern nützlich zu sein,
so bittet die Redaktion um
möglichste Theilnahme an
vielfältiger Verbreitung. Bei
genügender Abonnentenzahl
würde derselbe denn auch
ohne Preisverhöhung we-
sentlich zweimal erscheinen.

Nr. 43.

Bern, Sonntag den 30. Oktober.

Dritter Jahrgang. 1853.

Auszüge aus Briefen.

(Von Heinrich Wobbold.)

Zur bestimmten Stunde war Alles zur Abfahrt bereit; doch gab ich mir Zeit, weil das Schiff nur bei der Fluthhöhe, die erst Abends 5 Uhr eintrat, auslaufen konnte. Das Steigen und Sinken des Meeres richtete sich nach dem Mondlauf. Der Mond geht aber jeden Tag 1/4 Stunden später auf, und so tritt auch die Fluthhöhe jedesmal 1/4 Stunden später ein; dann werden die Schleusen geöffnet, das Wasser fließt wie ein Strom in den Hafen, die Schiffe gleiten ein, die Schleusen fallen und der Hafen bleibt voll Wasser. Etwa 12 Personen mieteten die zweite Kajüte und zahlten 250 Fr. für die Person. Das Schiff hatte aber keine zweite Kajüte, die Leute kamen unter Deck mit dem Vortheil, daß man sie vorn, wo es etwas heller war, hinter einen Bretterverschlag placierte. Bei dem unglücklichen Zubranger waren die Plätze rar. Alle die, welche sich durch die Agenten affordirt hatten, kamen diesmal billiger aus. Viele der Auswanderer hätten noch gern ihren Bekannten unter den Tausenden von Zuschauern ein Lebenswohl zugewinkt; doch keiner durfte auf das Deck bis ins freie Meer. Bald war es Nacht. Die Leuchthürme von Havre und längs der Küste von Frankreich leuchteten freundlich aus der Ferne. Unser Bild und unsere Hände aber waren lebend und segnend nach Osten zu den Theuern der Heimat gerichtet. Die Obhut Gottes waltete über sie und uns!

Die Küste von England verschwand, das Meer verlor seine hellgrüne Farbe und erschien im dunkeln Azurblau. Jetzt ringsum nichts als Wasser. Nun denkt ihr: da kann man eine ungeheure Wassersäule übersehen. Freunde, da täuscht ihr euch. Man steht auf dem Weltmeer geradeaus kaum drei Stunden weit! Da kommt man zur augenscheinlichen Ueberzeugung, daß die Erde rund ist; denn auf drei Stunden wölbt sich das Wasser schon so hinter den Horizont, daß man es gar nicht mehr sieht, und es kommt einem vor, das Schiff stehe in der Mitte einer Schale Wasser, die etwa 6 bis 7 Stunden Durchmesser und 22 Stunden Umfang hat. Wir sahen oft halbe Tage das rauchende Rohr eines Dampfschiffs neben uns herfahren, aber vom Schiff keine Spur, denn es lag unter dem Horizont. So war's mit den Segelschiffen. Wir sahen die oberen Segel und die Matrosen im Tauwerk recht gut; sie erschienen uns durchaus nicht weit entfernt, aber das Schiff konnten wir nicht sehen; es lag so zu sagen hinter dem Wasser. Dieser eng'stliche Blick macht einen wohlthuenden Eindruck aufs Gemüth; man rechnet weniger nach der Entfernung von der Heimat als nach der Zeit. Das Schiff läuft bei gutem Wind so schnell als ein Dampfschiff, darum hat es den An-

schein, als fahre dasselbe auf einem stark fließenden Strom aufwärts. — Morgens den 25. Sept. sah ich den ersten Sonnenaufgang auf dem Meere. Sanft und strahlenlos taucht die große glühende Weltkugel empor. Als aber der untere Sonnenrand der Fluth entstieg, so schien der Horizont unter der Sonne hin auf einmal fern, die Sonne aber ganz nahe gerückt; es schien, als sähe der große Feuerball eine halbe Stunde noch täuschend über den Wellen vor dem hangenden Bild. Wie aber das Strahlenspiel begann, war sie dem Auge in die Ferne des Weltraums entrückt. Die Ginen litten mehr, die Angern weniger an der Seerkrankheit. Mitten im Abend stieg ich plötzlich vom Schlaf ein, da ward mir himmlisch wohl, und der Gott des Schlafens führte mich jedesmal zu meiner Gattin und den lieben Kindern und ließ mich die Freude des Wiedersehens genießen. Einmal sprach ich: „Frau, ich glaube, mir träumt; bitte, gib mir eine Ohrfeige, damit ich weiß, daß ich wirklich da bin.“ Nun, sag sie lachend die Hand auf, worauf ich rief: „Laß gelten, ich bin jetzt fest überzeugt, daß ich nicht schlafe.“ Ein Krachen, als wolle das Schiff bersten — und ich erwachte im tobenden Weltmeer. Welch ein Erwachen!

Nach dem Sturm suchten die Leute frische Luft und gingen auf's Deck. Die Kesseln fingen an zu kochen. Jetzt laß mich über die Gesellschaft ein kleines Bild entwerfen. Die zwei lebenden blauen Frauen, welche in rothen Sommerdecken vor des Kapitäns Kajüte liegen, sind welche Bernerinnen: sie ziehen zu Verwandten im Staate Ob- u. Nid. vier schlummernden Jungfrauen, welche ihre verhältniß Haupter an die Wand lehnen, sind Töchter aus Württemberg; sie machen sehr leicht daraus, daß sie aus Heirathsabsichten nach Amerika reisen. Die drei Frauengimmer zu ihren Füßen striden gar emsig Wolle; sie sind aus Kurheffen und gehen zu ihrem Bräutigam, der eine schöne Batm im Staate Newyork hat. Hier rechts zwei franke Mäster aus Rhein- u. balern; sie sind zu schwach, ihre Kinder zu trösten. Die armen Kleinen haben während des 48stündigen Sturmes fasten müssen. Da, wie begreiflich, keine Milch vorhanden ist, so versucht der eine Vater ein Wehlkäselein zu kochen, der andere aber weicht das seine mit gekautem Zwiebad und Zucker. Die größern Kinder sind recht munter. Die räthigen Jünglinge, welche da beim Kartenspiel am Hauptmast sitzen, sind Aargauer und Berner; sie reisen auf ihren Professionen. Hier um diesen Haufen Zwiebad hulen Franzosen von Dijon; sie hatten den Sorgfalt den Zwiebad unter ihr Bett placirt, als aber im Sturme die Nachthafen tanzten, so kam der Sad in den Del. Sie halten Stück für Stück an die Nase, und was weich und anrührig ist, wor- ins Meer geworfen; es sind nicht die Einzigen, denen das passiert ist. Diese Leute sind Korbflechter und haben mehr als 10 Zentner geädalte Weiden an Bord, damit sie dieselben verkaufen oder selbst verarbeiten

können. Das Pfund geschälte Weiden kostet in Amerika 3 Bagen; sie sind gesonnen, im Staate Newyork eine große Weidenpflanzung anzulegen. Der ältere Mann da ist schon 12 Jahre in Amerika gewesen und hat diese Korbflechterfamilien herübergeholt. Die sieben Frauen und Töchter, die schlummernd und lebend da drüben liegen, gehören ebenfalls zu diesen Familien. Die kräftige Frau in seldener Jacke, welche da neben dieser Tochter sitzt, ist eine Frau Baumann von Arauz; sie reist zu ihrer Tochter in Buffalo am Erie-See. Die gute Frau ahnet nicht, daß bereits ein Brief in Newyork liegt, der bei ihrer Ankunft melden soll, daß ihre Tochter nebst dem Töchterlein seit 4 Wochen im Grabe ruht. Die Frau dort hinten mit dem Schöpfköpfe in der Hand ist eine Glarnerin; sie ist in Basel um 90 Fr. gekommen und behauptet, jener Mann dort, von Fischbach, aus dem Kanton Luzern, habe sie genommen; sie ließ ihn darum in Basel einsperren, mußte ihn aber, um sich des Prozesses wegen nicht verweilen zu müssen, wieder laufen lassen. Der Kerl ist nicht fauber; er hat im Wagen nach Havre unter meinen Augen das Schnupstuch meines Kameraden eingepackt und erst zurückgegeben, als man es ernstlich forderte. Es hat seinezeitwegen schon große Pändel abgesetzt; er behauptet immer, er sei ein Ehrenmann. — Hier stehen die Geliebte der jener beraubten Frau: Modellscher, Drucker und Koloristen aus der Nähe von Karus; sie wünschen sich in Amerika Arbeit für ihren Beruf. — Seht da, vor der Küche ist großes Gelächter; der Mann mit verbläuter Miene hat seinen Kochhafen voll Erdäpfel über das Feuer gehängt und vergessen, Wasser daran zu thun. Jetzt, da der Boden nur angelöscht war, schmolz das Blei, fiel herunter und die Kartoffeln liegen nun im Feuer. Der gute Mann kann sich in diesem Fall noch mit Andern trösten. — Da ist ein Vater voll großer Angst, er sitzt bei seinem kranken Kinde; der Mann hat sich schon zwei Jahre im Staate Pennsylvania aufgehalten und ist nach Württemberg gereist, um seine Tochter zu holen, denn es gefällt ihm in Amerika besser. Das arme Kind muß sich fortwährend erbrechen und ist stark seelkrank. — Der weißgräue Mann, der wie eine Leiche aussieht, ist von Romanshorn im Kanton Thurgau; er hat Frau und Kinder bei sich und geht zu seinem Sohne nach Troja im Staate Newyork. — Da hinter der Küche ist eine Judenfamilie aus Frankfurt; weil sie aber gar nicht jüdisch lebt, so will sie für christlich angesehen sein und in Newyork Handel treiben; da sie von Rotterdam her die Seekrankheit schon gehabt haben, so sind sie jetzt besser daran. — Der Württemberger im braunen Rock ist ein Gerber aus Philadelphia und schon 5 Jahre in Amerika; er ist auch in Kalifornien gewesen, hat aber sein Glück dort nicht gefunden; er machte mir merkwürdige Schilderungen vom Leben und Leiden der Goldgräber und den Schrecknissen einer Reise über Panama. — Jener ruhige Kerl bei der Küche ist ein Drucker von Allstern bei Zürich. Der G. Gemeinderath hat ihm aus dessen kleinem Vermögen die Reisekosten und einen Wechsel von 80 Dollars verabreicht. Der Mann ist fest entschlossen, Bettler zu werden, und geht es nicht, die 80 Thaler zur Rückreise zu verwenden. Ein Heer von Spigebuben lauert auf solche Vögel. Vielleicht ist dieß, Geld sein Unglück. — Diese drei: Hegl von Zürich, Stamm von Schaffhausen und Gasmann von Pöppelsen, haben mit der Seekrankheit noch keine Allianz gemacht; es kommt ihnen wunderbar vor, daß sich Alles so schwach und elend gebietet. Geduld, es kommt später an sie. — Jetzt springt Alles auf. Ah, ein Riesenfisch, ein Meerungeheuer! Etwa eine halbe Viertelstunde Wegs reckte ein gewaltiger Fisch den Kopf 12' lang aus dem Wasser; sein Rücken war wie ein Zauberfisch. Ich würde mich gern nach dessen Namen und Geschlecht erkundigt haben, aber es beliebte ihm nicht, uns zu besuchen. — Diesen Abend war ein herrlicher Sonnenuntergang auf dem Meere. Die Sonne verlor im Dunk der Atmosphäre allmählig den Strahlenkranz und senkte sich als glühender Feuerball hinter das Wasser; wie aber der untere Sonnenrand das Wasser berührte, so verlängerte es sich und bildete die Gestalt einer Feuersäule und der obere Theil der Sonne den Knopf. Als vom obern Rand nur noch der letzte Kreisabschnitt glänzte, folgte ein plötzlicher Schluß. Das Meer erschien jetzt als eine scharf abgegrenzte Scherbe mit weißem Rand, auf der das Himmelsgewölbe wie eine Glasglocke ruhte, die aus dem dunkeln Violett der Tiefe bis zur höchsten Höhe immer heller wurde.

Originalbrief des Buchbinders Gustav Hammerli, Briefträger Hammerli's Sohn, in Bern, aus Dona Francisca.

(Schluß.)

Orangen und Kaffeebäume sind erst gepflanzt, hingegen Reis, Mais und noch viel andere europäische Gartengewächse werden gebaut. Die Kolonie hat 2—3 Stunden Ausdehnung. Die sogenannte Stadt Solville ist weiter nichts als einige Direktions- und Kolonistenhäuser nahe beisammen, wo man kaufen und verkaufen kann, es hat einige Straßen, sie sind aber noch nicht alle fahrbar; man theilt sie in eine Norweger-, Schweizer- und Deutsche-Vicade ein, und jenseits des Kanals, $\frac{1}{4}$ Stunde weg, ist die französische Kolonie, es sind Franzosen und französische Schweizer darauf; im Ganzen mögen etwa 1000 Einwohner sich hier befinden. Schule wird einstweilen keine gehalten, der Pastor ist leiblich verstorben. Das Ganze ist eine kleine Republik, wo Alle gleich sind; Niemand befehlt und doch ging und geht bis jetzt ohne Pollgel Alles in bester Ordnung ohne Geseze; wenn Etwas zu schlichten ist, so thut es eine Bürgerversammlung. Was die Jagd anbelangt, soll man sich keine allzu großen Vorstellungen machen, denn die Wälder sind zu dicht. Vögel und auch Affen werden viele geschossen; letztere werden hier für ein Federbüsch gehalten. Bereits jeder Kolonist hat ein Messer im Gürtel stecken, die Brasilianer auch Pistolen, es ist Landesgesetz und auch zur Nothwehr zu gebrauchen; ich habe bis jetzt noch keines von beiden, denn es ist hier kein Messerschmied, wo man es fürs Geld kriegen kann. Die Kleider sind hier sehr theuer, Tuchröcke soll man höchstens einen mitnehmen für die kühlen Regentage, sondern leichte Sommerkleider. Schuhe und Stiefeln sind theurer als in Bern, hier werden meistens letztere wegen schlechtem Weg getragen. Leibwäsche und bunte Hemden thun sehr gute Dienste, ich bereue sehr, letztere nicht mehr mitgenommen zu haben. Schuster und Schneider könnten hier gute Geschäfte machen, sie sollten sich aber mit Leder und Sommerstoffen versehen, es ist noch wenig Konkurrenz hier. Strohhüte soll man von Hause mitbringen, denn in Hamburg sind sie theuer.

Der Handwerker, wo zu einem Hausbau nothwendig ist, kann ziemlich viel Geld verdienen als Gesell, oder noch mehr, wenn man Afforde abschließen kann; ich habe einen Schreinergehilfen gesprochen, der bekommt die Woche 3 Mitlets oder 60 Bg. mit Kost und Logis. Jeder Handwerker soll sich gut mit Handwerkszeug versehen, auch mit einigen Ackergeräthschaften, z. B. Art, Spaten, Schaufeln, u. dergl. Auch Thürschloßer, Eisenbeschläge, Zarnüren, Schrauben, Nägel sind ziemlich gesucht. Das Fensterglas wird von Rio bezogen. Die Häuser sind nur ein Stock hoch und Alle mit Palmblätter gedeckt, die Wände sind mit Balmisfenlatten kreuz und quer gebunden, da ausgefüllt, und die Wände sind fertig. Für einen jungen Menschen ist es hier leicht sich Grundbesitz zu erwerben, man kann solches nach und nach abverdienen, oder nimmt es auf dreijährigen Kredit, aber ohne Zinsen, solche sind hier zu Land 8 bis 10 Procent. Der Morgen kostet 2 $\frac{1}{2}$ bis 6 Mitlets (1 Morgen = $\frac{3}{4}$ Zuchart) je nachdem das Land liegt, aber es ist bloßer Wald, den man zuerst schlagen und brennen muß. Rings um die Kolonie hat es kleine Berge, sie werden die blauen Berge genannt, in dieser Richtung wohnen die meisten Schweizer; es sind hier viele; aus dem Kanton Bern ist Zürcher, gewesener Student, auch ein Student Weber und eine Familie Schmalz aus Nidau, die ziemlich gut steht.

Jetzt sind wir im Winter, es ist aber so warm als bei Euch in Mitte Sommer, bald kommt die Regenzeit, die Nächte sind ziemlich kühl, man kann einen wollenen Teppich gut gebrauchen. Ein jeder Einwanderer hat eine schwere Krankheit zu bestehen, bis er das Klima gewöhnt ist. Es wird hier deutsch, französisch, und mit den Eingebornen portugiesisch gesprochen. Es befindet sich in der Kolonie eine Zöferei, eine Zieglerei, eine Melismühle, (eine Zuckerraffinerie ist auch bald hergestellt), eine Kaffeebrennerei (aus Zuckerrohrgebrannter Schnaps, was man hier am meisten trinkt); nächstens kommt eine Säge in Bau.

Die Lebensmittel sind theuer, besonders das Brod, es soll sich ein Jeder auf dem Schiffe seine Rationen Brod gut aufheben, hier ist man froh darüber. Butter und Käse kosten das Vierfache wie bei Euch, und sind auch nicht immer zu bekommen; Milch habe ich, seitdem ich Hamburg verlassen, keine mehr getrunken, der Kaffee wird schwarz mit Zucker getrunken; es sind wohl einige Kaffee hier, sie geben aber wenig Milch.

merli, Brief-
a Francisca.

hingegen Reis,
werden gebaut.
genannte Stadt
Kolonistenhäuser
es hat etliche
hellt sie in eine
und jenseits des
sind Franzosen
etwa 1000 Ein-
eine gehalten, der
e Republik, wo
ad geht bis jetzt
wenn etwas zu
Was die Jagd
n machen, denn
werden viele ge-
n. Verletzt jeder
anner auch Bischo-
Ich habe
n Messerschmied
hier sehr theuer,
es fehlt Regen-
schneen sind theuer
echtem Weg ge-
ute Dienste, ich
a. Schuster und
ten sich aber mit
Konkurrenz hier.
amburg sind sie
wendig ist, kann
ehr, wenn man
ellen gesprochen,
Kosten und Logis-
sehen, auch mit
aufeln, u. dergl.
ben, Nadel sind
en. Die Häuser
ach nach und nach
ber ohne Zinsen,
dorgen kostet 2 1/2
das Land liegt,
brennen muß.
werden die blauen
n Schweizer; es
gewesener Stau-
malz aus Nidau,
als bei Euch in
ite sind ziemlich
chen. Ein jeder
als er das Klima
mit den Eingewoh-
der Kolonie eine
affinität ist auch
anunter Schnaps,
e Säge in Bay,
es soll sich ein
aufheben, hier ist
habe ich, seit
der Kaffee wird
hier, sie geben

Mit Uhren kann man einwillen noch keine Geschäfte machen, hingegen mit Lebensmitteln aus Europa, die kann man gut absetzen, besonders seit Kasse werden hier zu 40 Vent, das Pfund verkauft, auch eingefalzene Butter wird gut bezahlt, aber ist nicht immer zu haben. Waaren aus Europa für die Kolonie bezahlen keinen Eingangszoll. Mechaniker Herrmann hat sein Land verkauft, aber das Gang nicht, er arbeitet als Büchsenmacher; seine Schwester ist gestorben und er hat keine Frau. Was gibt es für Neugierigkeiten in der Schweiz? Ich muß gestehen, es soll sich kein Auswanderer zu große Vorstellungen machen, sonst ist er betrogen; aber wer jung und gesund ist kann sich in kurzer Zeit eine freie unabhängige Existenz verschaffen. Anfangs langweilt man sich, bis ein Jeder bekannt ist und Freunde hat. Ich fühle mich ganz glücklich, wenn ich nur meinen Bruder bei mir hätte, oder einen alten guten Freund, ach! ich darf mich darauf nicht freuen, es sind nur Wünsche, die wie Wasserblasen zerpringen und nie in Erfüllung gehen werden! Ich hoffe, bald möglichst einen Brief von Euch zu erhalten, und wünsche von Herzen, daß diese Zeilen Euch gesund antreffen werden, — ich habe mich, Gott lob, noch immer der besten Gesundheit erfreut, ich werde wahrscheinlich dieses Jahr noch einmal schreiben. Ich arbeite noch immer mit der Art, blieb heute zu Hause um den Brief schreiben zu können, und habe keinen Tisch dazu.

Lebt wohl! lebt wohl! auf einstiges Wiedersehen meine Lieben, herzlichen Gruß und Handschlag allen denen, die mich lieben und mir nachfragen. Lebe wohl, du schönes Land, das mich geboren, auf daß ich dich einst wieder sehe!

Euer Euch herzlich liebender Sohn und Bruder
Gustav Hämmerli.

Verschiedenes.

Eidgenossenschaft. Zu der Stelle eines Weibels und Kopisten des eidgenössischen Militärdepartements, die mit 1200 Franken bezahlt wird, hatten sich 54 Bewerber gemeldet, meist aus dem Lehr- und Handelsstande.

Der gerichtlich aus dem Kanton Bern verwiesene Auswanderungsagent Klenk soll unter der Firma Klenk und Wittersbach in St. Louis bei Basel die Expedition der Auswanderer auf betrügerische Weise noch immer fortsetzen. Nach einem Verdict des schweiz. Konsuls in Havre vom 29. und 30. Sept. werden die von demselben abgeschlossenen Verträge nicht vollzogen, so daß die Auswanderer, von denen er sich zum Voraus für seine Expedition bezahlen läßt, in Havre an der Fortsetzung ihrer Reise verhindert sind, weil das dortige Expeditionsbureau ihre Einschiffung verweigert. Der Regierungsrath hat nun den Bundesrath ersucht, die französische Gesandtschaft von diesen Beschwerden in Kenntnis zu setzen und dieselbe zu veranlassen, die französischen Behörden auf den Unfug des Klenk aufmerksam zu machen, damit demselben von kompetenter Seite ein Ende gemacht werde.

Der „Kolonist“ hat schon früher mehrmals auf das schändliche Treiben Klenks, und namentlich schon nach dessen Verweisung aufmerksam gemacht, und das Publikum vor Klenk und seinen Untergenturen, die er vom Auslande her in der Schweiz aufgestellt hatte, gewarnt. Hätte man schon damals geeignete Maßnahmen gegen Klenk getroffen, so wäre vielleicht manches Unbillige gegen die Auswanderer unterblieben. Ein Einsender erbot sich sogar in Nr. 47 v. J. im „Kolonist“ in einem Artikel unter Ueberschrift: „Warnung,“ den Behörden, wenn sie es wünschen, die Namen der Agenten des Klenk bekannt zu machen. Unseres Wissens aber machte keine Behörde hiervon Gebrauch. Freilich sind die Behörden nicht verpflichtet, auf jede Zeitungsnachricht hin einzuschreiten, und ein Blatt zum Schutze und Belehrung der Auswanderer kann auch nichts mehr als Wache halten und böse und übel wirkende Thatsachen beleuchten. Eins aber thäte Noth, und dies ist, was wir früher schon oft anregten, daß nämlich ein derartiges Auswanderungsblatt von einem sich konstituierenden Verein zum Schutze, Bestand und Belehrung der Auswanderer unterstützt würde. Einem solchen Verein läge es dann auch ob, den Behörden in gleichsam amtlicher Stellung derartige Uebelstände aufzudecken und Blattschriften an dieselben abzugeben und einzureichen.

Bern. Der Armenvater der Erziehungsanstalt auf der Grube, Hr. Schloffer, berichtet uns in Betreff der in Nr. 39 dieses Blattes gemachten Bemerkungen über die Armenenerziehungsanstalten: „daß die

Armenenerziehungsanstalt auf der Grube schon seit 28 Jahren in nöthigen Fällen fortwährend arme Kinder unentgeltlich aufgenommen und erzogen habe, und zwar sei die Zahl der unentgeltlich aufgenommenen schon bis auf einen Drittel von 30 angestiegen. Gegenwärtig seien unter den 30 Zöglingen 4, für die nichts bezahlt werde und von den übrigen 26 werde auch nicht für einen 75 bis über 100 alte Fr. bezahlt, wie in besagter Nummer 39 des „Kolonist“ als Erforderniß aufgestellt worden sei. Die Armenenerziehungsanstalt auf der Grube habe gegenwärtig 3 Zöglinge, für die von ihren Wohlthätern jährlich ein Kostgeld von 50 a. Fr. bezahlt werde, für die übrigen werden von den Gemeinden oder Privaten Kostgeldbeiträge von 10—30 alten Fr. bezahlt oder vielmehr nur versprochen, indem mehrere Kostgeldbeiträge dieser großen Summen entweder gar nicht oder nur mit Mühe eingebracht, besonders sei dieses bei den Gemeindebeiträgen der Fall. Bei der Ausnahme in die Anstalt werden immer diejenigen Kinder bevorzugt, die am ärmsten und verlassensten seien und in größter Gefahr seien; der Verwahrlosung anheim zu fallen.“ Der „Kolonist“, dem es in dieser Sache einzig daran gelegen ist, daß der Armennoth überhaupt und der unverschuldeten Armuth im Einzelnen mit allen möglichen Mitteln entgegen gesteuert werde, redete in seiner Nummer 39 aus schließlich von den Armenenerziehungsanstalten des Staats. Und, irren wir nicht, so wurde die Armenenerziehungsanstalt auf der Grube nicht vom Staate, sondern von wohlthätigen Privaten gegründet. Gesetzt aber auch, dieses wäre nicht der Fall, und es könnten sich noch mehrere, ja alle Staatsarmenerziehungsanstalten so lobenswerthe Thatsachen rühmen, wie diejenigen auf der Grube, so beweist dies noch lange nicht, daß dem allgemeinen Uebel, das wir heben möchten, nur zum hundertsten Theile Einhalt gethan werde. Die Zahl der armen, unglücklichen Kinder, die unentgeltlich in Armenenerziehungsanstalten untergebracht werden können, geht heute fast ins Unendliche gegenüber den wenigen Armenenerziehungsanstalten und den wenigen günstigen Gelegenheiten in denselben zur unentgeltlichen Aufnahme. Wir stellen überhaupt die Möglichkeit der Armenenerziehungsanstalten, namentlich in moralischer und pädagogischer Beziehung in keinen Zweifel. Zu dem großen und allgemeinen Uebel des Proletariats, das leider immer bedenklicher anwächst, verhalten sie sich aber gerade wie ein Tropfen, den man aus dem Meere schöpft. Um da zu helfen, müßten mit ungeheuren Summen in jeder Gemeinde großartige Armenenerziehungsanstalten gegründet werden. Und wir müssen nur wiederholen, was wir schon gesagt haben, daß wir es unter den heutigen sozialen Verhältnissen am weit zweckmäßigsten erachteten, wenn man die Masse der armen hilflosen Kinder, denen hier nichts als ein Leben voll Kummer, Mühe und Armuth wartet, bei christlichen Schweizer-Famern in Amerika unterbrächte, oder landwirthschaftliche Schulen, oder auf guten Grundstücken beruhende Staatsarmenerziehungsanstalten in Amerika begründete. — Mit Hrn. Schloffers Einsendung sind wir ferner ganz einverstanden, wenn er sagt: „Hier will ich nur noch schließlich beifügen, daß wir gegenwärtig 5 unserer Zöglinge in Nordamerika haben, und so viel an mir ist, möchte ich alle dieselben hinsenden, die für hier im Heimatland keine Zukunft haben, und noch in Gefahr stehen von ihren schlechten Eltern oder Verwandten ins Elend gezogen zu werden. Der Kolonist hat seiner Zeit einen Brief eines Zöglings der hiesigen Anstalt veröffentlicht, dem es in Amerika wohl geht, der aber auch sein Wohlergehen daselbst hauptsächlich seiner Erziehung in unserer Anstalt verdankt. Gegenwärtig habe ich wieder von zwei unserer Zöglinge Briefe in Händen, die ihr besseres Wohlergehen in Amerika wiederum ihrer Anstaltserziehung verdanken.“ Daran ist kein Zweifel, daß wer hier eine gute christliche Erziehung erhält, und namentlich auch an Land- und Handarbeit gewöhnt wird, wie es auf der Grube der Fall ist, auch in Amerika bessere Aussichten auf sorgenfreie sichere Existenz und Wohlergehen hat; wir möchten Hrn. Schloffer bitten um gütige Abschriften dieser Briefe, und würden wir dieselben ebenfalls mit Vergnügen im Kolonist veröffentlichen.

Glarus. Die „Glarner Zeitung“ enthält wieder einmal einen interessanten Bericht aus Neu-Glarus von dem dortigen Pfarrer. Wir entheben denselben folgende Stelle: „Ein Gegenstand, über den ich mich noch aussprechen muß, ist das Auswanderungs- oder besser Deportationssystem vieler Glarner nach Neu-Glarus. Es scheint, als ob man in Alt-Glarus unsere hiesige Niederlassung mehr und mehr für eine Botanybay ansehe, wohin man, soviel als möglich, untaugliche Subjekte sendet, unbekümmert um ihr doriges Schicksal und um das

Schicksal von Neu-Orleans. Das letzte Jahr hat uns in dem Maße neu zu entwerfende Note werde der Türkei den Frieden bringen, mit solchen anrüchigen Subjekten bereichert, daß, wenn diesel noch eine Zeitlang so fortgeht, jedem ehrlichen blesigen Einwohner Angst werden muß. Wir sind hier nahe daran, eine mannhaft allgemeine Protestation nach Neu-Orleans zu senden, sowohl an die einzelnen resp. Kirchen- und Tagungsvorstände, als an die ganze Einwohnererschaft. Neu-Orleans ist überfüllt mit Bewohnern, und arme Familien hieher zu drücken, heißt Spott mit der Armut treiben, sobald man zu Hause die blesigen Umstände kennt. Amerika ist groß, man lasse sie sich darin irgendwo eine neue Heimat aussuchen, und sie werden die selbe anderswo leichter finden, als in dem überfüllten Neu-Orleans. Solche Personen, welche in Orleans moralisch und bürgerlich untauglich sind, sind es für hier noch mehr. Soll Neu-Orleans in kirchlicher und bürgerlicher Hinsicht gedeihen, so müssen wir uns alle fernern Deportationen hieher ernstlich verbitten. — Die eigentliche Kolonie Neu-Orleans zählt bloß 100 Einwohner, während die Kirchengemeinde 60 Familien oder 250 Seelen zählen mag. Die Nachbarkolonie Neu-Missouri mag ebenfalls bloß 100 und die deutsche evangelische Gemeinde Neu-Orleans etwa 140 Einwohner stark sein, von welchen letztern aber die Hälfte aus Einwanderern aus Deutschland besteht. Alle drei Kolonien und deren Gemeinden zählen also bloß 350—400 gläubige Einwohner. Die große Zahl der übrigen Ausgewanderten (über 1000) hat sich in Amerika zerstreut und nach Belieben niedergelassen.

Basel. Nach Notizen, welche Raths Herr Selg bei Anlaß der Generalversammlung der Centralbahngesellschaft mittheilte, hat sich der Verkehr in Basel innert 20 Jahren folgender Maßen vermehrt: Im Jahr 1832 betrug der Auf- und Abiad der Güter im dortigen Kaufhaus 744,000 Zentner, 10 Jahre später, Anno 1842, 1,557,000 Zentner, und wieder nach 10 Jahren, Anno 1852, 2,461,000 Zentner.

Leffin. Ein aus Amerika reich zurückgekehrter Leffiner, Hr. Lorenz del Monico, hat der Gemeinde Maltengo um 8000 Mailänder Lire ein Lokal zu einem Schulhaus gekauft; dazu hat er einen Fond von 8000 Lire für die Lehrerbefoldung ausgesetzt.

Basel. Um der Theuerung der Lebensmittelpreise zu begegnen, hat sich in diesem Kanton eine „Vorsichtsgesellschaft“ gebildet. Dieselbe hat in Haare 1000 Tonnen amerikanischen Weizen angekauft und in Neuchâtel selbst eine Vorrathung von 15,000 Tönnen gemacht. Die zu diesem Ende ausgenommene Subscription scheint in letzter Zeit nicht Anklang gefunden zu haben; in der Stadt Lausanne wurden allein 30,000 Fr. beigetragen.

Deutschland. In Mannheim ist ein neues nordamerikanisches Konsulat eröffnet. Der neuernannte Konsul, Herr Ebert, ist bereits eingetroffen.

Stuttgart. Der Stadtbauverwalter warnt die württembergischen Auswanderer, sich vor dem (neulich mitgetheilten) Konsulationsprotekte des Ritters von Hohenblum nach Ungarn.

Alin. Wie die Alin. Jtg. aus offiziellen Mittheilungen des hamburgischen Konsulats in San Francisco erfährt, darf von jetzt an in Kalifornien kein Auswanderer ans Land gehen, wenn er nicht vorher eine Steuer von 5 Dollars bezahlt. Es kommen aber sehr viele gung Mittellose an, die nicht als einige dürftige Effekten und Geräthschaften zum Graben besitzen. Damit nun solche doch ans Land gehen können, geben ihnen gewöhnlich die Kapitäne die erforderlichen 5 Dollars, behalten aber dafür als Pfand die Geräthschaften und Effekten solcher Passagiere, so daß diese in dem ihnen in jeder Hinsicht fremden Lande völlig hilflos dem entsehligen Schicksale entgegengeben, wenn nicht irgend Jemand sich der wahrhaft Verlagenwerthen Mittellosigkeit annimmt. Mittel ist aber gerade im Goldlande Kalifornien selten. In ihrer Noth wenden sich diese Unglücklichen an ihren Konsul und bitten diesen mit Bitten und Thränen. Thut aber auch jeder deutsche Konsul für bedrängte deutsche Auswanderer gern Alles, was er vermag, so liegt es doch auf der Hand, daß in dem erwähnten Falle kein Konsul dauernd helfen kann, indem die Zahl der Bittenden seine Mittel in sehr kurzer Zeit erschöpfen würde. Es sind deshalb die Auswanderer aufmerksam zu machen, daß sie wegen der 5 Dollars sich von Hause aus versehen.

England. Die „Times“ hofft noch immer, die von den Mäch-

ten neu zu entwerfende Note werde der Türkei den Frieden bringen, oder wenn auch der Krieg momentan zum Ausbruch kommen sollte, werde er sowohl durch die natürlichen Verhältnisse als durch das Verhalten der Großmächte nach Raum und Zeit ein beschränkter bleiben und jedenfalls die Ruhe Europas nicht gefährden.

Rußland. Rußland stellt 300,000 Mann an die Donaufronte, 200,000 in Asien. Dort werden Krieg und Fieber dezimiren, daß für den Kreuzzug gegen den Westen nicht viel mehr übrig bleibt.

Türkei. Omer Pascha zählt an 120,000 Mann unter seinem Befehle. Selbst aus Arabien ziehen 20,000 Krieger zur Hilfe nach Kleinasien und Abbas Pascha von Aegypten sendet ferner 20,000 Mann. Es wird Gortschakoff nicht die Rolle Cäsars in Kleinasien spielen können.

Amerika. Vier Eisenbahnen gehen jetzt von der Küste des atlantischen Meeres zum Mississippithal und ebenso viele führen an die großen Seen und St. Lorenzstrom. Diese von dem Wechsel der Jahreszeiten nicht beeinflussten kommerziellen Straßen sind da, die Schätze des Innern, wenn immer nöthig, an die Meeresküste zu schaffen, und um die Schätze zu sammeln, sind auch im Innern die hauptsächlichsten getreidebauenden Distrikte mit Eisenbahnen hinlänglich ausgestattet. Ohne die Eisenbahnen könnte in Europa, ja in einem Theile Amerikas selbst eine Hungernoth entstehen und es gäbe kein Mittel, derselben mit den überfließenden Vorräthen des andern Theils zu steuern. Jetzt, wo diese Vorräthe so schnell gesammelt und an jeden beliebigen Punkt geschafft werden können, ist es kaum möglich, daß ein ernstlicher Mangel an Brodstoffen in Europa oder Amerika entstehe. Die diesjährige Ernte in den Vereinigten Staaten entspricht einer durchschnittlichen und bei hinlänglicher Nachfrage wird die Zufuhr aus dem Innern für den Export eine bedeutende werden und von günstigem Einfluß sein auf den äußern und innern Handel.

Das Werthvolke auf der Newyorker Industrie-Ausstellung, über welche die englischen Blätter fortwährend sehr geringschätzig berichten bringen, ist wohl eine Baise aus kalifornischem Gold, 500 Unzen schwer und zu 100,000 Dollars geschätzt, die der glückliche Schatzgräber selbst gearbeitet hat.

Ueber große Goldentbedungen im Amazonasflusse und dessen Zweigen sind wunderbar klingende Berichte eingetroffen; die Wäschereien dehnen sich 40 Meilen weit aus und ein Goldwäcker soll mit Leichtigkeit täglich 25 Pfund (Sterling oder gar Gold?) gewinnen können.

Anzeigen.

Auf das mit dem 1. October begonnene Abonnement der
Hamburger Zeitung für deutsche Auswanderungs- und Kolonisations-Angelegenheiten,

redigirt von
W. Friedensburg,

wird hienmt eingeladen.

Diese Zeitung verfolgt die Aufgabe, dem Auswanderungslustigen, über die verschiedenen Länder, nach welchen die Auswanderung aus Deutschland sich richtet, genaue Auskunft zu ertheilen, so daß derselbe vor Täuschungen bewahrt bleibt und beurtheilen kann, welches Land seinen Wünschen, Absichten, Fähigkeiten und Mitteln am besten entspricht. Der bekannte Name des Redakteurs bürgt für die Tüchtigkeit der Redaktion. Die Zeitung, welche zahlreiche Originalkorrespondenzen bringt, schöpft nur aus zuverlässigen, zum großen Theil ihr allein zu Gebote stehenden Quellen, und wird zuweilen Landkarten als Beilage liefern. Sie erscheint wöchentlich einmal in großem Folioformat.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. In Hamburg von der Expedition, **Schauenburgerstraße, 28.**

Buchhandlungen wollen ihre Aufträge richten an die Herren **Perthes, Besser & Mauke** dieselbst.

Abonnementpreis: jährlich 2 Thlr. Pr. Grt., halbjährlich 1 Thlr. Pr. Grt., vierteljährlich 18 Sgr. Pr. Grt.

Hamburg, im September 1853.

Der Kolonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.

Jahr-Abonnement 6 Fr.
Halbjahr-Abonnement 3 „
Viertelj.-Abonnement 1, 50 C.
Man kann auch jederzeit ins
Abonnement eintreten.

Wer jeweilen die erste Num-
mer nicht refusirt, wird
für das jeweilen nächstfol-
gende Quartal als verehrt
Abonnent betrachtet, und der
„Kolonist“ denselben dann
regelmäßig eingeliefert.

Einschickungsgebühr 14 C. die
einspaltige Zeile. Bei
mehrmaliger Wiederholung
tritt eine Preisermäßigung
ein. — Für Abonnemente
und Inserate wendet man
sich portofrei direkt an die
Redaktion



Der Kolonist erscheint regel-
mäßig alle Sonntage.
Landkarten und Illustratio-
nen werden von Zeit zu Zeit
als Gratisbeilagen mitgege-
ben.

Wahrheitsgetreue Original-
belege und belehrende Auf-
sätze über Amerika, franco
an die Redaktion gesandt,
finden jederzeit unentgeltliche
Aufnahme.

Da der Kolonist aller Politik
fremd, nur den Zweck ver-
folgt, allen schweizerischen
Auswanderern nützlich zu sein,
so bittet die Redaktion um
möglichste Theilnahme zu
vielfältiger Verbreitung. Bei
genügsamer Abonnentenanzahl
würde derselbe denn auch
ohne Preisermäßigung wö-
chententlich zweimal erscheinen.

Nr. 44.

Bern, Sonntag den 6. November.

Dritter Jahrgang. 1853.

Zur Statistik der Kolonisation in Brasilien.

II.

Berner finden sich in der Provinz Rio de Janeiro folgende Ko-
lonien:

1. Nova Friburgo, mit 1496 Kolonisten. Die Kolonie wurde
1818 mit 1682 Schwizern, von denen 946 männlichen und 736
weiblichen Geschlechts waren, gegründet. Im Jahre 1824 kamen dazu
noch 342 Deutsche. Das Land war jedoch schlecht und trotz der Geld-
unterstützungen der Regierungen verließ ein Theil der Ansiedler die
Kolonie. Im Jahre 1851 zählte sie die obigen 1496 Bewohner,
darunter 857 Schweizer und 639 Deutsche, männlichen Geschlechts
765, weiblichen 731. Außerdem hatte sie 404 Sklaven. Ackerbau,
Viehucht und Feuerzucht sind ihre Erwerbszweige.

2. Petropolis, mit 2845 deutschen Einwohnern. Von ihnen sind
auf der Kolonie geboren 564. Von den Bewohnern sind 1524 männ-
lichen, 1321 weiblichen Geschlechts, die 551 Familien bilden. Ver-
witwet sind 43 Personen, verheiratet 508 Personen, ledig 1736
Personen, Katholiken 1750, Protestanten 1095. Ihrer Nationalität
nach sind von den Kolonisten 1355 Preußen, 889 Hessen, 22 Hanno-
veraner, 6 Bayern, 564 in Brasilien Geborene; den Altersklassen nach
unter 5 Jahren 551, zwischen 5—10 Jahren 333, zwischen 10—15
Jahren 347, zwischen 15—20 Jahren 229, älter als 20 Jahre 1371
Personen. Handwerker sind 275. Im Verlauf des Jahres 1852
sind 21 Verheirathungen, 115 Geburten und 26 Todesfälle statt.
Die Kolonie zählt 754 Häuser, außer 20 im Bau begriffenen, 2 Bier-
brauereien und 1 Baumwollenweberei. Es bestehen auf ihr 6 Primar-
schulen, davon 3 in deutscher, 3 in portugiesischer Sprache, mit zu-
sammen 450 Schülern.

3. Vallão de Boadós mit 309 Kolonisten, von denen 178 Por-
tugiesen, 62 Brasilianer, 33 Franzosen, 13 Belgier, 7 Deutsche,
5 Spanier und 2 Italiener sind. Die Kolonie gehört der Gesellschaft
zur Bekämpfung des Sklavenhandels und zur Beförderung der Kolo-
nisation an. Die Ansiedler treiben Ackerbau und haben die Kosten
der Ueberfahrt vorschussweise erhalten.

Auch diese Kolonien sind so wie die früher aufgezählten der Pro-
vinzen Rio Grande und Santa Catharina auf das Prinzip des freien
Eigentums gegründet. Außer ihnen zählt aber Rio de Janeiro noch
vier andere Ansiedelungen nach dem System der Parcela oder Halb-
pacht, und zwar

4. Independencia, gegründet im Mai 1852 von Nikolaus Anton
Nogueira da Gama auf seiner Fazenda im Gerichtsbezirk von Valença,
mit 133 aus verschiedenen deutschen Staaten stammenden Ansiedlern,

von denen 55 unter, 118 über 12 Jahr alt waren und die zusammen
30 Familien, darunter 27 protestantische und 3 katholische, bilden.
Die Kolonisten ernteten im verfloßenen Jahre 8239 Alqueiren Kaffee
und bedingten für ihre Uebersiedlung und Erhaltung einen Kostenauf-
wand von 21,863 Dollars 117 Reis, die ihnen vom Grundbesitzer
vorgeschossen wurden.

5. Santa Rosa gleichfalls im Mai 1852 von Visconde von
Bacpendy auf seiner Fazenda von Valença mit 162 thüringischen,
protestantischen Ansiedlern gegründet, die 24 Familien bilden, und 78
Personen männlichen und 74 weiblichen Geschlechts zählen. Unter 8
Jahren sind von ihnen 27; die übrigen haben dieses Alter überschritten.
Sie ernteten im vergangenen Jahr 8381 1/2 Alqueiren Kaffee und er-
hielten in Summa Vorschüsse im Belauf von 17,145 Dollars 404 Reis.

6. Santa Justa; ebenfalls im Mai 1852 von Braz Carneiro
Bellens auf seiner Fazenda in Valença mit 182 Ansiedlern, darunter
104 männlichen und 58 weiblichen Geschlechts, begründet. Die An-
siedler ernteten 10,748 1/2 Alqueiren Kaffee und hatten in Summa Vor-
schüsse erhalten im Betrage von 19,641 Dollars 730 Reis.

7. Caroads mit 173 Ansiedlern. Auch diese Kolonie datirt vom
Mai 1852 und wurde vom Marquis von Valença auf seiner Fazenda
desselben Namens begründet. Die Kolonisten bilden zusammen 28 Fa-
milien. 41 von ihnen sind noch unter 8 Jahren, die übrigen 129
älter. Ueber die Ernten und die Verschuldung der Kolonisten giebt
die Regierungstabelle keine Auskunft. Der Grundherr hat sich den
Kolonisten gegenüber verpflichtet, ihnen nach Ablauf von 5 Jahren
Länderstücken in Zeit- oder in Erbpacht zu geben.

Stellt man die obigen detaillirten Angaben über die Kolonien
Independencia, Santa Rosa und Santa Justa zusammen, so ergiebt
sich: Es betrug die Gesamtverschuldung der Kolonisten im ersten
Jahre durchschnittlich per Kopf circa 125 Milreis (= circa 100 Thlr.
Fr. Cour.), dagegen die Kaffeernte per Kopf 59 Alqueiren. Von
dieser fällt die Hälfte bekanntlich als Pachtquote dem Grundbesitzer zu
und wurden somit 29 1/2 Alqueiren Kaffee in Abrechnung auf die 125
Milreis Vorschuß den Ansiedlern per Kopf gutgeschrieben. Die drei
genannten Kolonien liegen übrigens von einander nur etwa 1/2 Legoa
entfernt. Was den Gesundheitszustand derselben betrifft, so giebt der
Bericht dem Hamburgischen Generalconsuls an, daß bis Ende 1852
auf Independencia 1, auf Santa Justa 12 und auf Santa Rosa 3
Personen gestorben waren, was in den ersten und darum für den noch
nicht akklimatisirten Einwanderer gefährlichsten 7 Monaten eine durch-
schnittliche Sterblichkeit von nicht voll 3 1/2 pCt. ergiebt. Ungünstiger
dagegen stellten sich die Verhältnisse in Caroads, wo 28 Personen ge-
storben waren und die Ueberlebenden vielfach an geschwollenen Füßen,

Elephantiasis u. dgl. m. zu leiden hatten. Die hauptsächlichste Ursache davon soll sein, daß während auf den drei andern Kolonien für die Ansiedler besondere Häuser gebaut worden waren, sie in Coroad die früher von Negern bewohnten angewiesen erhielten.

Endlich zählt die mappa estatistica in der Provinz Santo Paulo nachstehende Kolonien auf, unter denen nur eine: die Kolonie Superaguy, nicht auf das Prinzip der Halbpacht gegründet ist.

1. Superaguy; mit 21 Personen. Die Kolonie, wie der Bericht des Hamburgischen Generalconsuls bemerkt, im Jahre 1851 auf einen Gesellschaftsvertrag mit socialistischer Färbung vom schweizerischen Consul, Herrn Berret-Gentil, errichtet, prosperirt nicht und beschränkt sich auf die Gewinnung von Lebensmitteln und Holzschneiden zur Ausfuhr.

2. Senador Vergueiro, mit 379 Kolonisten, die älteste, schon im Jahre 1841 gegründete Halbpachtansiedlung. Die Kolonisten zerfallen in 42 deutsche Familien mit 191, 35 portugiesische mit 159, 1 spanische mit 10 und 5 brasilianische Familien mit 19 Personen. Der Haupterwerbszweig der Kolonie ist die Kaffeekultur. Unter den Ansiedlern befinden sich übrigens auch einige Handwerker.

3. Santa Quetaz, mit 60 deutschen und protestantischen Ansiedlern, die zusammen 9 Familien bilden. Die Kolonie datirt vom Juni 1852 und baut Kaffee.

4. Diego Benedicto Santos Prado, mit 7 portugiesischen Ansiedlern, die Kaffee bauen; 1852 gegründet.

5. San Lorenzo, im August 1852 mit 26 deutschen Familien gegründet, welche 127 Personen, und zwar 64 Männer und 63 Weiber zählen und die Kultur des Kaffees betreiben.

6. San Jeronimo, gleichfalls im August 1852 mit 127 deutschen protestantischen Ansiedlern errichtet, von denen 84 dem männlichen und 65 dem weiblichen Geschlecht angehören und welche 31 Familien bilden. Auch hier ist die Kaffeekultur Hauptsache.

7. Benedicto Antonio Camargo, gegründet Ende 1852 in San João do Rio Claro mit 18 deutschen Familien, die 80 Personen und zwar 45 männlichen und 35 weiblichen Geschlechts zählen. Endlich

8. José Elias Pacheco Jordão, mit 90 deutschen Schweizern im September 1852 gegründet. Unter den Ansiedlern sind 3 Handwerker; im Uebrigen ist hier, wie in der eben genannten Kolonie, Kaffeebau der hauptsächlichste Erwerbszweig.

Kolonie Dona Francisca von Strütt.

Lehrer Strütt in Rio de Janeiro veröffentlicht in der „Verner-Zeitung“ Nr. 296 vom 26. Oktober folgenden Brief:

„Kolonie Dona Francisca, Provinz St. Catharina in Brasilien. Vor mehreren Monaten wurde ein Brief von Unterzeichnetem über diese Kolonie in der „Verner-Zeitung“ veröffentlicht, der, wie er sich selber überzeugte, mehrere Angaben enthielt, die auf Irrthum beruhen.

Ich war nämlich nie selbst auf dieser Kolonie und stützte meine Behauptungen auf Aussagen einiger Leute, die von dort kamen, wie auf den Brief eines Kolonisten.

Nun kann aber diesen Aussagen um so weniger Glauben geschenkt werden, als es sich herausstellt, daß die Leute, von denen wir diese Nachrichten auf guten Glauben annahmen, nichts weniger als Glauben verdienen und sich vielmehr durch selbst zugezogene Unannehmlichkeiten und momentane Unzufriedenheit haben hinreißen lassen, die vorliegenden Verhältnisse zu entstellen und Lügen erfanden, um das Unternehmen der Herren Schröder in Hamburg in Mißkredit zu bringen.

Was ich daher in meinem ersten Briefe irgendwie sowohl über die Kolonie selbst als über deren Administration gesagt, nehme ich, vom Gegentheil überzeugt, freiwillig zurück, indem ich es für meine Pflicht halte, den begangenen Irrthum öffentlich meinen Landsleuten wissen zu lassen, um so den Schaden, den meine Korrespondenzen vielleicht verursacht, wieder gut zu machen.

Noch vor nicht langer Zeit lasen wir in einem hiesigen Journal einen amtlichen Bericht, nach welchem die Kolonie immer mehr im Aufblühen und die Administration gut und gerecht ist. Und diesen Angaben darf man um so mehr volles Vertrauen schenken, da ich auch andererseits von Männern, die die Lage auf Dona Francisca genau kennen, eines Besseren belehrt worden bin.

Die Kolonisationsfrage in Brasilien überhaupt ist in ein neues Stadium getreten. Die hohe Landesregierung macht nun Ernst, die

Einwanderung in jeder Beziehung zu begünstigen; Eisenbahnen sind projektiert und werden in Kurzem das Land durchziehen, so daß es keinem Zweifel unterworfen ist, daß auch in Brasilien die Emigranten eine neue Heimath finden, wo sie glücklich und unabhängig bei redlicher Arbeit ihr Auskommen finden werden.

Denn es ist wahr, Brasilien ist ein schönes, im Allgemeinen sehr fruchtbares Land, ein Korn, woraus tausend und tausend Erwerbsquellen fließen, wenn einst Hände genug da sind, und die Eichtung der Urwälder im Großen erzielt werden kann.

Und dieses herrliche Land soll nunmehr den Emigranten aller Nationen geöffnet und Segen bringend werden, dafür sorgt auf's Zweckmäßigste die kaiserliche Regierung.

Rio de Janeiro, den 7. Juni 1853.

J. J. Strütt.“

Die Silbergrube.

(Eine wahre Begebenheit. Als Fortsetzung zu Nr. 38.)

Ein Blick auf seine kostbare Uhr überzeugte jetzt Don Vincente, daß ihn die Angelegenheit des Indlaners um einen großen Theil seiner Zeit gebracht hatte, welche er mit Schauen und Beschautwerden auf der belebten Alameda hatte verbringen wollen. Es konnte nämlich Niemandem entgehen, daß der ganze Aufzug des schönen jungen Mannes nur darauf berechnet war, an jenem Sammelplatz der schönen Welt Mexiko's einiges Aufsehen zu erregen. Sein breitrandiger Sammhut mit den Goldborten und Troddeln, seine reich gestickte und betrefte Jacke mit köstlicher Pelzverbrämung, seine Duabalarara-Stiefeln von gepreßtem Maroquin, seine schweren silbernen Sporen, und vor Allem die schöne manga oder der Reilmantel, sammt dem reichen Sattel und Zaum des Pferdes, waren alle nach dem feinsten und modernsten Style des Landes. Mit einigem Aerger sah er jetzt einige seiner Bekannten bereits von ihrem Spazierritt zurückkommen, und ward von ihnen mit Fragen über die Gründe seines Erscheins bedrängt. Wir brauchen kaum wohl erst zu sagen, daß sein Aerger nicht etwa aus getäuschter Eigenliebe, sondern aus einem zarteren und innigeren Gefühl entsprang. Don Vincente liebte, und hatte gerade heute es darauf abgesehen, einer Equipage auf der Alameda zu begegnen, die die Eigenthümerin des schönsten Augenpaares von ganz Mexiko enthielt. Und gerade vor dieser Equipage und neben derselben her hätte Don Vincente Alameda seinen brazeador oder Kenner tummeln mögen, um aus diesen Augen ein paar zärtliche, dankbare, ermunternde Blicke zu ernten. Seine Bekannten, die dies wußten, verfehlten nun nicht, ihm zu sagen, daß der Wagen des Conde de Loyzaga ungewöhnlich lange auf- und abgefahren sei, und daß die wunderschönen Augen der Dona Catalina aus demselben nach allen Richtungen hin unstät und mit offenkundiger Sehnsucht nach einem gewissen Cavalier umgeblickt, dessen Ausbleiben sodann einen ungewöhnlichen Ernst und ein gewisses Uebeln oder Schmolzen über ihre Züge gelagert. Natürlich machte es diesen Herren mehr Vergnügen, ihrem Freunde diese Nachrichten schadenfroh mitzutheilen, als ihm, diese Kunde zu hören, und Don Vincente wäre belahne sehr ärgerlich geworden über das Versäumnis und seine Folgen, wenn ihm nicht plötzlich der Einfall gekommen wäre, daß gerade der Vorfall, welcher ihn veranlaßt, die Alameda zu verlassen, ihm einen trefflichen Vorwand leihen könnte, Dona Catalina am anderen Morgen zu besuchen, und ihren Rath sowie ihre Verwendung oder die Fürsprache ihres Vaters für den armen Indlaner nachzusuchen. Man wußte nämlich, daß der Graf Loyzaga sehr großen Einfluß und Gewicht bei dem Vicerönig Marquis von Mendoza hatte, welcher damals Mexiko regierte. Dieser glückliche Einfall gab denn auch Don Vincente soviel Unbesonnenheit und Selbstgegenwart, daß er die Eitelkeiten und wüßigen Anspielungen seiner Bekannten in gleich scherzendem Tone beantworten konnte, und mit ihnen in frohester Laune heimkehrte.

Vincente Alameda war der Nachkomme eines glücklichen Gefährten von Hernan Cortez, welcher seinen Nachkommen sehr bedeutende Besitzungen desjenigen Landes vererbt hatte, das er mitzuerobert geholfen. Don Vincente's Vater hatte noch zu den reichsten Grundbesitzern Neu-Spaniens gehört und zwar zu einer Zeit, wo der Adel dieses Landes unter seinen Angehörigen die reichsten Privatpersonen der ganzen Welt aufzuweisen hatte. Alsin Brunkliebe und Spielsucht, die beiden Haupt-

Eisenbahnen sind
ziehen, so daß es
den die Emigranten
unabhängig bei red-
n Allgemeinen sehr
tausend Erwerbs-
und die Richtung
Emigranten aller
dafür sorgt auf's

S. J. Strätt."

Mr. 38.)

gt Don Vicente,
großen Theil seiner
Beschäftigungen auf
Es konnte nämlich
hübschen jungen
mehrmals der schön-
relch gekleidete
Quadalajara-Stie-
nen Sporen, und
sammt dem reichen
dem feinsten und
sah er jetzt einige
rückkommen, und
das Glückens be-
sein Mergel nicht
in zarteren und in-
und hatte gerade
Alameda zu bege-
ares von ganz Me-
id neben derselben
ador oder Kenner
gärtlich, dankbare,
die dies wußten,
agen des Conde de
sei, und daß die
selben nach allen
nsucht nach einem
dann einen unge-
r Schmolzen über
ren mehr Vergnü-
zuthellen, als ihm,
nahe sehr ärgerlich
wenn ihm nicht
r Vorfall, welcher
en trefflichen Vor-
orgen zu besuchen,
ie Fürsprache ihres
an wußte nämlich,
wicht bei dem Vice-
nte soviel Unbesan-
eleiten und wichtigen
n Tone beantworteten
te.

untugenden dieses Landes, hatten sein Vermögen sehr heruntergebracht, und eine einzige Nacht, die der alte Adam auf dem Spielfeste zu San Agostino zugebracht, hatte ihn sechs oder sieben seiner besten Besitztungen gekostet. Am anderen Morgen hatte man ihn in seinem Zimmer todt gefunden, die Pistole noch in der Hand, womit er seinem Leben ein Ende gemacht, — auch ein Opfer der unseligen Leidenschaft des Spieles, das die Geißel aller reichen Länder zu sein scheint. Das unglückliche Ende des Vaters war wenigstens für den Sohn ein Warnungsbeispiel, das ihn vor diesem häßlichen Laster bewahrte, und wirklich hatte Don Vicente von da an, also von seinem fünfzehnten Jahre, nie ein Hazardspiel getrieben. Die Einkünfte der einzigen Hacienda, welche ihm noch geblieben war, genügten, um ihm ein anständiges und sorgenfreies Auskommen zu sichern, wovon er standesgemäß sowohl in der Hauptstadt als auf seinem Landstuhle leben konnte, welche er nach merkwürdiger Sitte abwechselnd zum Aufenthalte nahm. Es traf sich sehr angenehm, daß der Landstuh des Grafen Loyaga just nur so weit von demjenigen Don Vincents entfernt lag, daß er in dieser schwachbevölkerten Gegend noch für seinen Nachbar gelten konnte, d. h. in einer Entfernung von 5—6 Leguas. Und da eine Nachbarschaft schon an und für sich Hausfreundschaft gibt und der Graf obendrein ein Freund seines verstorbenen Vaters gewesen war, so pflegte der junge Alameda von Zeit zu Zeit zu seinem Nachbar hinüberzureiten und auf Besuch bei demselben vorzusprechen. Als er älter wurde und besser im Stande war, die Lehren der Weisheit und Erfahrung zu würdigen, welche von den Lippen des alten Grafen floßen, gewöhnte sich der Letztere ganz an solche Besuche und fand sie von Seite eines kern- und wißbegierigen jungen Mannes, der eben in die Welt treten sollte, sehr natürlich. Darüber vergaßen er und die übrigen Mitglieder dieser Familie, welche Don Vicente sehr liebgewonnen hatten, ganz zu bedenken, daß die schöne Donna Catalina noch einen weiteren Reiz der Anziehung auf den jungen Mann ausüben konnte, bis endlich in dem alten Grafen selbst, trotz seiner großen Eigenliebe, sich einiger Argwohn in dieser Beziehung erhob.

Dieser Stand der Dinge mag die Angst und Jaghaftigkeit erklären, womit Don Vicente an dem Tage nach jener Begegnung mit dem Indianer sich im prachtvollen Palaste des Grafen einfand. Er traf jedoch glücklicherweise die junge Dame allein, d. h. nur in Gesellschaft ihrer alten, längst durch seine Geschenke erkaufte Duena; sie empfing ihn etwas schmolzend, aber die trübe Wolke auf ihrer Stirn wich, sobald ihr Anbeter sie von dem Ereigniß in Kenntniß gesetzt, das ihn den Tag zuvor an dem Besuch der Alameda verhindert hatte. In der That ergab sich, daß Donna Catalina an dem armen Parquo Tormes mehr Antheil nahm, als er erwartet hatte; weil sie sich zu erinnern glaubte, daß sie ihn zuweilen unter den indianischen Tageselbthern gesehen, welche ihr Vater aus seiner ausgedehnten Pflanzung beschaffte; und mit der innigen Vegeisterung des schönen Geschlechts für die Sache des ungerecht Verfolgten, bot sie ihm sogleich alle Unterstützung, die nur in ihren Kräften stand, für seinen Schützling an.

„Ich halte es nicht für rathsam, daß wir uns an meinen Vater wenden,“ sagte sie, „bevor wir nicht alle anderen uns zu Gebote stehenden Mittel erschöpft haben. Er erbittet sich nicht gerne eine Gnade vom Vizekönig, da diese — wie Ihr wißt; immer zu viel kosten,“ setzte sie lächelnd hinzu; — „allein da kommt mir eben ein anderer Einfall, wie man nämlich eben den Beweis für Paquo's Unschuld herstellen könnte, dessen wir Eurer Aussage gemäß zur Rettung unseres Schützlings bedürfen. Ihr Männer, Don Vicente, wähnet immer, daß nur Ihr ein Monopol auf Umsicht, Gefühl und Scharfsinn in solchen Dingen habt; nun wollen wir aber doch ein Mal versuchen, was Frauenwitz hierin erreichen kann.“

Geht zu Eurem Advokaten, Don Vicente, und forschet, welcher Beweise wir bedürfen, um Paquo zu befreien, während ich meine Schritte thue. Aber ärgert Euch nicht, wenn mir etwas gelingt, was Euch beiden mißfällt!“

Vincente war zwar etwas überrascht von dieser Sprache der jungen Gräfin, allein es lag so viel Zuversicht darin, daß er ihr unbedingt vertraute. Er kannte ihren Scharfsinn, ihre seltene Umsicht, und verließ sie daher mit voller Hoffnung auf die günstige Wendung, welche Paquo's und seine Sache unter ihren Händen nehmen werde. Donna Catalina verlangte sogleich ihren Wagen und fuhr nach der Straße, wo der Mord stattgefunden hatte. Ihr weiblicher Scharfblick hatte ihr gesagt, daß im Falle eines Aufruhrs in den Straßen die weiblichen Einwohner der

benachbarten Häuser ganz gewiß von Neugier an die Fenster und auf die Balkone der nahen Straßen gelockt würden, von wo man den ganzen Vorfall mußte überschauen können. Nur wenige Anfragen in den anstoßenden Häusern genügten, um die Richtigkeit ihrer Vermuthung zu bestätigen, und schon im dritten Hause, das sie betrat, ergab sich, daß die Besizerin, — die Gattin eines sehr angesehenen Kaufmanns — mit ihren beiden erwachsenen Töchtern und dem Kammermädchen das trübselige Ereigniß sammt dem vorangegangenen Streite von Anfang bis zum Ende mit angesehen hatten. Sie wußten ganz gewiß, daß der eigentliche Mörder kein Indianer, sondern ein hochgewachsener harter Mann in der Tracht der Kohlenträger gewesen und nach dem Morde mit Hülfe seiner Gefährten entsprungen war. (Schluß folgt.)

Antwort.

An den Canadischen Bauernfreund in Preston. Nein; wir haben keine Mittheilung über Canada West von J. Biedermann in Waterloo erhalten; dieselbe müßte denn wegen zu schwerem Porto reüssirt worden sein. Unter andern Einfendungen kam verflorenen Sommer eine aus Nordamerika, welche über 6 Franken Porto hätte kosten sollen. Wir bedauerten, wenn diese von unserm werthen Landsmann, Jakob Biedermann gewesen wäre und aus dem angeführten Grunde das gleiche Schicksal hätte erleiden müssen, wie die übrigen schwer beporteten Einfendungen. Jede Zeitungsnummer aus Amerika kostet uns hier bloß 20 Schweizer Cent. und jede Nummer des „Kolonist“ nach America zu versenden eben nur so viel. Am besten macht sich also derartige Correspondenz nach Amerika und vice versa per Druck (mit Bezeichnung der Artikel).

Die Redaktion des „Kolonist“ aus Bern.

Verschiedenes.

Eidgenossenschaft. Zu einem schweizerischen Konsul des fünften Konsularbezirks in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, umfassend die Staaten von Louisiana, Alabama, Tennessee, Arkansas und Mississippi, mit Sitz in New-Orleans, hat der Bundesrath ernannt: den Hrn. Ludwig Volz von Bern, Chef des Hauses Volz, Recréine und Comp. in New-Orleans.

Wie sich nun aus allen Nachrichten ergibt, hat die Schweiz eine ordentliche Mittelelrnte an Getreide gemacht, Süddeutschland hat eine schwache Mittelelrnte, Norddeutschland eine sehr gute Ernte, Frankreich, England, Syrien und Griechenland eine mangelhafte, Italien eine schlechte, dagegen Spanien, Südrußland, Egypten und Nordamerika eine reichliche. Die guten Ernten veranlassen da, wo es ungenügende gab, auszuhelfen, jedoch müssen die hohen Transportkosten die Preise des Ankaufes um Vieles erhöhen. Die Kartoffelernte scheint im Allgemeinen überall ergiebiger und gesünder ausgefallen zu sein, als die letzten Jahre. Dazu kommt das vielerorts gute Gedeihen des Obstes.

Der Bundesrath will sich mit der Angelegenheit der Jura-gewässerkorrektur befassen, sobald ihm die Akten darüber vollständig werden zugefickt sein.

Südostbahn. Nach genauer Berechnung betragen die inländischen Aktienzeichnungen (in 18,411 Aktien) die Summe von 9,205,500 Fr. Mit der bedingten Zeichnung von Kanton und Stadt Zürich beliefen sie sich auf 10,205,500 Fr.

Bern. Der Regierungsrath hat der schweizerischen Hilfs-gesellschaft in New-York ein Geschenk von 350 Fr. beifolgs Unterstützung von Bernischen Auswanderern zur Weltreise ins Innere gemacht. Auch im vorigen Jahr hat diese wohlthätige Gesellschaft ein gleiches Geschenk erhalten, sowie dieselbe im letzten Jahre überhaupt von 16 Kantonsregierungen einen Gesamtbeitrag von 1935 Fr. erhielt.

Die Strafanstalt in Bern enthält gegenwärtig 696 Sträflinge, dieselbe in Brunntrut bei 140 und dieselbe in Thorberg bei 306 Sträflinge; im Ganzen also 1142, oder auf circa 400 Einwohner je 1.

Frankreich. Wieder hat sich ein Eisenbahnunglück, und zwar auf der Paris-Verfaille-Bahn, ereignet. In Folge des Brechens einer Schiene sprang der Zug, der Morgens 7 Uhr Paris verlassen hatte, zwischen Montereau und Courbeville auf dem Geleise. Der Zug rannte mit der größten Heftigkeit gegen die eisernen Pfosten der Brücke,

wodurch drei Wagen umgeworfen und zwei gänzlich zertrümmert wurden. Drei Reisende wurden tödtlich und neun lebensgefährlich verwundet. Viele andere wurden leicht beschädigt.

Deutschland. Württemberg. Reutlingen, Mitte Oktobers. Es sind kaum einige Wochen vergangen, daß uns zwei Jüge Auswanderer verlassen haben, jeder 70 Köpfe stark, und schon wieder haben wir von einer neuen Karavane zu berichten, welche aus dreißig Personen bestehend, ihren Weg nach Amerika nimmt. Wir gehören wahrlich nicht zu den Bessimisten, allein die ungeheuer gestiegene Auswanderungssucht muß dennoch am Ende zum Nachdenken über die Ursachen derselben veranlassen. Es ist vor allem die Unsicherheit des Nahrungsstandes, die Ungewißheit ob man in Zukunft auch beim ehrlichen Fleiß sein Brod für sich und seine Kinder verdienen wird. Nicht heruntergekommene Familien, sondern Leute mittleren Bestandes sind es neuerlich, welche mit ihrem Vermögen in der Tasche den Weg über den Ocean nehmen.

— Bremen, 19. Oktober. In Handelskreisen bespricht man von Neuem das Projekt einer Eisenbahn zwischen Bremen und Hamburg. Die früheren Pläne scheiterten an der von Hannover verweigerten Concession.

— Hessen. Ueber die dortige Auswanderung wird mitgetheilt: Das Dorf Wernings ist seit wenigstens 8 bis 10 Jahren ganz verschwunden, indem dessen Bewohner ausgewandert und ihre Besitzungen an den Grafen Solm-Laubach verkauft sind, der alle Häuser niederrissen ließ und hier vol quasi einen Hof hat errichten lassen. So haben vor einigen Jahren die Bewohner von Pferdöbach (bei Wabinggen) ihre Heimath verlassen: es stehen dort nur noch drei Wohnungen und das Territorium hat der Fürst von Pfenstein-Wiblingen zu seinem Christenstift geschlagen. Nicht freundlicher steht es aus mit Wippenbach (bei Drienberg). Ein großer Theil dieses Ortes ist (man sagt armuthshalber) weggezogen; ihre Wohnungen sind demolirt und nur ein kleiner Theil hat sich noch erhalten.

— Koblenz. Während das Dampfboot „Königin“ am 17. Okt. Mittags gerade im Begriff war, von Koblenz abzufahren, eilte auf dasselbe spornstreichs noch ein Engländer, und als es mitten im Rheine mit voller Kraft fuhr, stürzte sich derselbe in vollem Anzuge, den Hut auf dem Kopfe, hoch vom Dampfboote in den Strom. Ein lauter Schrei des Entsetzens ertönte von allen Seiten; man eilte nach Nachen, um nachzusehen; doch der schwimmende Sohn Albions winkte mit der Hand, man möge nur ruhig dableiben, stieg wohlbehalten in Ehrenbreitstein aus Land, und lief von da triefend und begleitet von einer zahlreichen Jugend nach Koblenz, um im Gasthose alsbald wieder trockene Kleider anzulegen. Er wollte nämlich mit seiner Familie per Dampfboot abreisen, hatte sich ein wenig verspätet, während die Familie vorausgegangen war, und glaubte, das in der Abfahrt begriffene Dampfboot sei dasjenige, womit er abreisen wollte, weshalb er, ohne sich umzusehen, auf dasselbe eilte. Auf dem Boote erfuhr er seinen Irrthum und sah jetzt auch seine Familie noch ruhig am Ufer stehen. Ohne sich also weiter zu besinnen, sprang er ins Wasser, um nicht eine Strecke weit mitreisen zu müssen.

Amerika. Die Nordamerikanischen Freistaaten wollen, wie es heißt, für gewisse Häde im Orient eine achtungsgebietende Flotte aufstellen.

— Während Frankreich, Italien und Spanien in diesem Jahre eine so betrübende Weinermte gehabt haben, welche in den römischen Staaten z. B. so schlecht ausgefallen ist, daß (was unerhört ist) die päpstliche Regierung die Ausfuhr des Weines verboten und die zollfreie Einfuhr der ausländischen Weine verlängert hat; während das alte Festland, wo man nur Klagen hört über die Plagen, welche die Gewächse angegriffen haben und verwüsten, kaum Wein genug hervorbringen wird, auf daß die Consumation desselben den Mittelklassen gestattet sei, bezeichnet uns Nordamerika eine ungemein ergiebige Produktion. Man baut die Rebe in den Staaten des Ohio, Missouri, Illinois, New-York, Kentucky, Pennsylvanien, Nordcarolina, Indiana und Kalifornien; aber am meisten Wein wird in den Umgebungen von Cincinnati erzeugt. Man schätzt in diesem Jahr den Ertrag der amerikanischen Union auf eine Million Gallonen, ungefähr 44,000

Hektollitres. Seit 1840 hat sich die Weinproduktion in den Vereinigten Staaten fast verzehnfacht. Eine Million Gallonen Wein repräsentirt ungefähr eine Million Dollars oder fünf Mill. Franken.

— New-York, 4 Okt. Das Steigen der Getreidepreise, durch erhöhten Bedarf im europäischen Markt veranlaßt, bringt erhöhtes Leben in unsere Ackerbaubetriebe und verbreitet dadurch den Wohlstand immer allgemeiner. — Der Besuch des Krystallpalastes, zu dem außer dem preussischen nun auch ein österreichischer Kommissär gekommen ist, hat in der letzten Zeit zugenommen, wenn auch nicht so, um dem Unternehmen zu nützen, wie anfänglich geglaubt wurde. — Einwanderer kommen immer noch zahlreich an und gehen meistens nach dem Westen. Namentlich ist Iowa ganz erstaunlich in Aufnahme und die Spekulation in öffentlichen und Privatlandereien ist dort im vollsten Glanze.

— Ein in New-York etablirter Zürcherischer Handwerker schreibt folgendes über die schweizerische Vertretung in der Kunst- und Industrierausstellung im Glaspalast:

„Zur nicht geringen Freude meiner hiesigen Landsleute nimmt die Schweiz an dieser zweiten Industrierausstellung aller Nationen einen im höchsten Grade ehrenvollen Platz ein. Von den 97 in 20 Klassen eingetheilten Artikeln schweizerischen Ursprungs sind weitaus die am meisten ins Auge fallenden die Taschenuhren, die Holzschmiedewaren, die Strohhäpfe, die Mouffellinestickeren und endlich die brillanten glatten und faconirten Seidenstoffe. Unter letztern machen besonders viel Auffehen die zwei eidgenössischen Wappen von Gersle in St. Gallen und Gebrüder Staub in Horgen. An beiden ist die kunstvolle Silderei gleich wie die geschmackvolle Auswahl und Zusammenstellung der Farben in hohem Grade zu bewundern. Was weiterhin von den Schweizer Artikeln besondere Anerkennung findet, sind die Fortepianos der Herren Hüni und Hübert in Zürich, die Druckmaschinen von Ziegler in Winterthur, die prachtvollen Bänder des Herrn von d. r. Mühl in Basel und die glatten Seidenstoffe von Baumann und Streuli in Horgen. Ungern vermißt man die Seidenstoffe und die Berner und St. Galler Leinwand. Wären auch diese Artikel repräsentirt, so dürfte sich die Schweiz einer so mustershaften und vollständigen Ausstellung rühmen, wie wohl kaum ein anderes Land.“

— Das neue Postgesetz trat am 15. August in Kraft, und von diesem Tage an zahlen Briefe, im Gewicht von einer halben Unze, mit den Dampfboten der Bremer Linie versandt, folgende Sätze in amerikanischen Cent: Nach Bremen 10; Altona 21; Baden 22; Baiern 22; Cassel 22; Coburg 22; Darmstadt 22; Frankfurt a. M. 22; Gotha 22; Hamburg 15; Hannover 21; Hessen-Homburg 22; Kiel 22; Lippe-Deinold 22; Lübeck 22; Mecklenburg-Strelitz 22; Mecklenburg-Schwering 22; Oesterreich und österreichische Provinzen 22; Oldenburg 12; Preußen 22; Reuß 22; Sachsen-Altenburg 22; Sachsen-Meinungen 22; Sachsen-Weimar 22; Königlich Sachsen 22; Schaumburg-Lippe 22; Schwarzburg-Rudolstadt 22; Schwarzburg-Sondershausen 22; Württemberg 22.

— Auf der Bahnstrecke der Chicago- und Mississippibahn sind für die dabei angestellten Arbeiter Wohnungen nach einem neuen Prinzip gebaut worden. Das aus 100 Personen bestehende Arbeiterpersonal dieser Bahn lebt nämlich auf den Schienen in großen Wagen, die Schlafkuben, Küchen, Ställe fürs Vieh u. enthalten. Sie bringen ihre Behausungen immer dahin, wo's für sie zu thun giebt; ihre Kühe grasen längs der Bahn auf den Wiesen, und müssen sie weiter ziehen; dann packen sie ihren ganzen lebendigen Haushalt als moderne Romanen in ihre rollenden Häuser und ziehen mit Dampfeselle weiter.

— In Texas beklagen sich gegenwärtig die Farmer sehr über Amelsien, die in zehn verschiedenen Arten vorfinden und bis zu einem Zoll groß werden. Sie benachtheiligen und benagen Alles, bringen in die Bienenstöcke und tödten ihre Bewohner, finden sich in Wäldern vor, verheeren die Bäume, daß kein Blatt übrig bleibt, und plündern alle Vorrathskammern in der Art, daß sie in einer Nacht bis 10 Pfund Reis fortzuschleppen. Die Obst- und Gemüsegärten sind besonders ihre Lieblingsplätze.

— In New-Orleans starben binnen 19 Wochen 10,960 Personen und von diesen 8148 am gelben Fieber. In den Mississippistädten grassirte es noch sehr bössartig fort.

Der Kolonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.

Jahres-Abonnement 6 Fr.
Halbjahrs-Abonnement 3 „
Vierteljahrs-Abonnement 1,50 Fr.
Man kann auch jederzeit ins
Abonnement eintreten.

Wer jeweilen die erste Nummer nicht reussiert, wird für das jeweilige nachfolgende Quartal als verehrt. Abonnement betrachtet, und der „Kolonist“ demselben dann regelmäßig eingeschickt.

Einschickungsgebühr 14 C. die einpallige Zelle. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein. — Für Abonnement und Inserate wendet man sich vorzugsweise direkt an die Redaktion.



Der Kolonist erscheint regelmäßig alle Sonntage, Landkarten und Illustrationen werden von Zeit zu Zeit als Gratisbeilagen mitgegeben.

Wahrheitsgetreue, Originalbriefe und belehrende Aufsätze über Antike, Sklaverei, die Bedrückung, finden jederzeit unentgeltliche Aufnahme.

Da der Kolonist aller Politik fremd, nur den Zweck verfolgt, allen schweizerischen Auswanderern nützlich zu sein, so blüht die Redaktion am möglichsten Theilnahme zu vielfältiger Verbreitung. Bei genügsamer Abonnentenanzahl würde derselbe denn auch ohne Preiserschöpfung wöchentlich zweimal erscheinen.

Nr. 45.

Bern, Sonntag den 13. November.

Dritter Jahrgang. 1853.

Auszüge aus Briefen.

Rio de Janeiro, 12. August. Die jüngsten Tage haben in Sachen der Kolonisation eine erfreuliche Entscheidung gebracht. Ich fasse Ihnen dieselbe kurz zusammen, wenn ich Ihnen schreibe: Das Reglement zur Ausführung des Gesetzes vom Jahre 1850 ist fertig und soll alsbald in Wirkksamkeit treten und die Kammer hat der Regierung vorläufig einen jährlichen Kredit von 500 Contos (= 400,000 Thlr.), behufs Unterstützung und Begünstigung der Kolonisation erteilt. Damit ist denn, nachdem lange genug über die Nothwendigkeit eines praktischen Vorgehens in dieser wichtigsten Lebensfrage des Landes seitens des Staates diskutiert worden, dasselbe begonnen worden und die Bahn gebrochen, um eine umfassende Kolonisation in Brasilien herbeizuführen.

Ein Hauptverdienst an dieser glücklichen, von Einigen noch bis zum letzten Augenblick bezweifelten Wendung der Dinge, gebührt außer dem Ministerium vor allem dem Deputyten, Herrn Pereira da Silva. Herr Pereira da Silva ist Ihnen wohl auch sonst schon als einer der thätigsten und geistvollsten Vermittler deutsch-brasilianischer Wählerverwandtschaft bekannt, — beiläufig bemerkt, hat er sich u. A. auch als Liebesheer Göthe'scher Werke und Portugiesische einen ehrenvollen Namen erworben. — Willst du noch nicht aber hat er dies in entscheidender und erfolgsvoller Weise befunden, als in der Rede, in welcher er am 5. d. M. in der Deputiertenkammer seinen Antrag auf Bewilligung des oben erwähnten Credits begründete. Diese Rede stellt zugleich das Programm der von jetzt an in Angriff zu nehmenden Kolonisation auf und das Ministerium hat nicht angestanden, dasselbe, in allen Stücken ihm beistehend, als Norm zu acceptiren.

Zunächst und unter dem Beifall der Kammer hob die Rede hervor, wie es für Brasilien keine ernstere Frage gebe, als die der Kolonisation. Das sei die wirkliche, die allein wahre und große Politik des Landes, auf welche alle Geister sich zu richten haben. Leider aber habe man bisher diese Frage durchaus nicht mit der ihr Bedeutung entsprechenden Ernst behandelt, und die Folge sei ein systemloses Hin- und Hertrappen in den verkehrtesten Experimenten gewesen, denen eben darum der gewünschte Erfolg nicht habe zu Theil werden können. Vor allen Dingen gelte es daher ein festes Prinzip aufzustellen und unwandelhaft bei dem Prinzip der freien Kolonisation, wie es in den Vereinigten Staaten von Nordamerika die staunenswerthe Erfolge nach sich gezogen, das wahre Prinzip aller Kolonisation.

Welcher Prinzipie dann die Rede, welche Mittel sich darbieten, um diesem Prinzip in Brasilien zu praktischer Geltung zu verhelfen. Die Stammesverwandte portugiesische Einwanderung erscheine auf den

ersten Blick vor allem als geeignet; unglücklicher Weise wege in ihr jedoch ein so ausschließlicher Handelsgeist vor, daß sie gerade für das ihm Lande wichtigste Aufgabe der Einwanderung, den Ackerbau, so gut wie unbrauchbar sei. Die Auswanderung aus Italien sei eine verschwindende, ebenso die spanische, die überdies ihre Richtung nur entweder nach den noch sehr vorhandenen, oder den ehemaligen Kolonien Spaniens nehme. Noch weniger sei von der britischen Auswanderung für Brasilien etwas zu erwarten, da auf sie die britischen Kolonien, namentlich Australien, und die Vereinigten Staaten aus Gründen der Stammesgleichheit eine durch nichts zu paralysirende Anziehungskraft ausüben. Es bleibe somit wesentlich nur Deutschland mit seiner großen und zum Theil armen Bevölkerung, von wo aus eine Einwanderung im größern Maßstabe erwartet werden dürfe, vorausgesetzt, daß man es verstehe, ihr Aehnliches von dem zu bieten, was sie bisher in den übrigen Einwanderungsländern ihrer Wahl, und namentlich in den Vereinigten Staaten zu finden gewohnt ist.

Die Rede schloß diese hierauf zunächst die Unterschiede in der Lage eines in den Vereinigten Staaten und eines in Brasilien anlangenden deutschen Ansiedlers und knüpfte daran die Schlussfolgerung, daß wenn eine deutsche Einwanderung herbeigezogen werden solle, vor allem die Vermessung, Eintheilung, Besitztumsvertheilung und Vorbereitung der öffentlichen Staatsländer nach nordamerikanischem Muster erforderlich sei.

„Und so ist denn das Erste,“ fuhr die Rede fort, „was geschehen muß, die Ausführung des Gesetzes vom Jahre 1850. Bemerken Sie wohl, es ist dies eine Sache der höchsten Wichtigkeit, wenn wir den Ruf Brasiliens in Deutschland wiederherstellen und daselbst andere und günstiger Anschauungen als bisher ins Leben rufen wollen. Wir müssen zeigen, daß es uns Ernst ist, und mit der Ausführung dieses Gesetzes auf das allerschleunigste vorgehen. Dieses Gesetz wird uns die Grundlagen für eine freie Kolonisation bieten, denn es schafft uns vermessene und abgetheilte Ländereien, die wir erkaufen und den Einwanderern für ihre Niederlassungen zutheilen können.“

„Auch inwieweit und bis zur vollendeten Durchführung jenes Gesetzes dürfen wir aber die Hände nicht etwa müßig in den Schooß legen, beileibe nicht; vielmehr gilt es, diese Zwischenzeit auf das thätigste zu nutzen! Denn jedenfalls können wir in ihr durch ein Uebergangssystem Einwanderer gewinnen, und dasselbe sogar als Vorbereitung für das System der freien Kolonisation dienen lassen. Ich meine das System der Halbpachtkontrakte. Aber allerdings müssen diese Kontrakte geregelt, und ein bestimmtes Muster und Vorbild für sie festgestellt werden; die Regierung muß sie durch ihre Agenten in Europa legalisiren; sie muß den Kolonisten für die Zeit nach Beendigung

in den Vereinigten Staaten Wein repräsentiren. Franken. Preispreise, durch bringt erhöhtes den Wohlstand, zu dem außer für gekommen ist, so, um dem Un- — Einwanderer nach dem Besten, und die Spekulation, vollsten Blanze. andwerker schreibt Kunst- und In-

bedeute nimmt die Nationen einen 97 in 20 Klassen weit aus die am schenlerwaren, ich die brillanten machen besonders erste in St. Oals ist die kunstvolle Zusammenstellung vorterrhin von den die Fortepianos schen von Ziegler von d. r. Wühl in Streuli in Por- die Berner und sentiert, so dürfte lichen Ausstellung

Kraft, und von den Unge, mit dem in amerikanischen Maiern 22; Gasse 22; Gasse 22; Kiel 22; Lippe- stienburg-Schwe- Oldenburg 12; schen-Meinungen chaumburg-Lippe derdhausen 22;

stippbahn And nem neuen Brin- dende Arbeiterper- großen Wagen, en. Sie bringen lebt; ihre Nähe sie weiter ziehen; moderne Roma- delle weiter.

armer sehr über und bis zu einem , bringen in die i Millionen vor, nd plündern alle t bis 10 Pfund o besonders ihre

10,960 Perso- Wistipplstädten

Ihrer Halbpacht Kinder garantiren, auf welchen sie sich anbauen und selbstständig ansiedeln können; es muß Sorge getragen werden, daß die Erfüllung der eingegangenen Verbindlichkeiten seitens der Grundbesitzer überwacht werde; kurz es muß jenen Kontrakten die thätige Sorgfalt der Regierung sich zuwenden, damit wir in Europa Vertrauen gewinnen und die gegen uns gerichteten Meinungen beseitigen. Zugleich aber muß die Regierung ihren Agenten im Auslande verbieten, Kontrakte zu legalisiren, welche den festzustellenden Bedingungen und Garantien nicht genügen, damit uns gewinnfällige Spekulationen nicht ferner mehr bloß stellen können. Auf diese Weise gesichert, werden die Halbpachtverträge in der That ein Uebergangssystem bilden, welches die freie Kolonisation vorbereitet.“

(Schluß folgt.)

Die Silbergrube.

(Eine wahre Begebenheit. Fortsetzung.)

Ein sogleich an Don Vincente abgehandelter Bote brachte diesem die erwünschte Nachricht, und seine Empfindungen für die Geliebte mögen am besten daraus bemessen werden, daß ihm gerade dieser Beweis des überlegenen Scharfannes seiner Geliebten nur Freude und keinen Aerger verursachte. Mit Hilfe seines Anwaltes that er sogleich die nöthigen Schritte, um die Freilassung des Gefangenen zu erreichen, was aber nach den mancherlei verwinkelten, pedantischen und abgeschmackten processualischen Formeln des spanischen Gerichtswesens erst nach Verfluß von einigen Tagen und gegen Erlegung einer bedeutenden Summe an Gerichtskosten geschehen konnte. Endlich ward der Indianer freigegeben und hatte, wie Don Vincente nachträglich erfuhr, die Stadt verlassen, ohne seinen Befreier für ihre Mühe und die ihm erwiesene Wohlthat zu danken. Vincente aber war zu sehr an den Charakter und die Sitte der Indianer gewöhnt, als daß er über diese Unterlassung erstaunt wäre oder dieß schändem Uebant zugeschrieben hätte. Er wußte wohl, daß Paquo lieber sich vor die Mündung einer geladenen Kanone gestellt, als das Haus eines reichen Ländbesizers oder vornehmen Adligen in der Absicht betreten hätte, mit dem Eigenthümer desselben oder der Herrin eine Unterredung zu begegnen. Die knechtische Furcht eines Indianers hätte schon einen solchen Gedanken für Frevel gehalten.

Aber auch Don Vincente fühlte eine gewisse Bangigkeit und Verengung, als er — etwa eine Woche später — den Palast des Conde de Soyaga in der Absicht betrat, um Dona Catalinas Hand zu freien; und zwar nicht bei ihr selbst, denn ihre Gefühle kannte er längst, sondern bei ihrem Vater, dessen Absichten er den seinigen ungünstig und sogar zuwiderlaufend halten mußte. Der Erfolg lehrte, daß seine Ahnung ihn hierin nicht getäuscht hatte; der alte Edelmann hatte seine schüchterne Werbung nur mit einem gewissen Unmuth angehört. Als er aber gemerkt, hatte der Graf sich stolz aufgerichtet und einen pompösen Ernst, sowie eine Art stiller Entrüstung an den Tag gelegt, die dem jungen Don schon das Fehlschlagen seiner Hoffnungen verkündigten, noch ehe er gesprochen hatte. Der Conde erklärte seine Verwunderung und sein Bedauern, daß ein junger Mann, in dem er stets einen lieben Freund gesehen, ihm die unangenehme Pflicht auferlegt habe, diese Werbung abzuweisen. Bei aller Achtung für Don Vincente, sowohl um seiner selbst als um seines seligen Vaters willen würde schon die Verschiedenheit des Standes, geschweige denn die des Vermögens, eine solche Verbindung zwischen seiner Tochter und Don Vincente unmöglich machen. Zudem setze, fügte der alte Graf mit besonderem Nachdruck und Selbstgefühl hinzu, Dona Catalina's Hand bereits dem jungen Marquis de San Georgio zugesagt, dessen Verhältnisse allen Anforderungen des Grafen an einen Schwiegersohn entsprächen. Es werde ihm daher zwar stets ein großes Vergnügen sein, sowohl in der Stadt als auf seinem Landstg mit Don Vincente auf dem Fuße eines alten Bekannten zu verkehren; allein er müsse seinem jungen Hausfreunde selbst zu bedenken geben, daß er an seiner, des Grafen Stelle, eine solche Verbindung für ebenso unmöglich und unsittlich halten würde.

Auf einen derartigen Bescheid wußte Don Vincente natürlich Nichts zu erwidern, denn er konnte weder den Standesunterschied noch seine verhältnißmäßige Armuth läugnen, noch in Abrede ziehen, daß ihm der junge Marquis von San Georgio, den er übrigens als ein Stück Wüstling, Spieler und Dick kannte, an Rang und Vermögen

überlegen sei. Er durfte auch den alten Grafen nicht erinnern, daß sein Adel ebenfalls nicht weit herstamme, indem sein Großvater ein armer Schwelmer und Holzhauer gewesen, dem nur das Glück zu Theil geworden war, einen ergiebigen Silbergang zu entdecken, mit dessen Ertrag er sich Güter und Titel kaufte. Daher blieb Don Vincente nichts Anderes übrig, als mit einem schmerzlichen Achselzucken seinen abschlägigen Bescheid hinzunehmen, sich mit einer kalten ceremoniösen Verbeugung zu verabschieden, und mit bitterem Groll im Herzen nach Hause zurückzukehren. Der Aufenthalt in Mexiko war ihm entseuer, um so mehr als er befürchten mußte, daß seine verunglückte Werbung um die Hand der Dona Catalina bekannt werden und ihm mancherlei häßliche Anspielungen und schadenfrohe Witze zuziehen dürfte. Daher packte er seine Koffer und begab sich auf sein Landgut, um dort die able Kunde einstweilen verschollen werden zu lassen.

Er mochte etwa eine Woche auf seinem Landstg sein, als er eines Morgens, von einem Ritte zurückkehrend, zu seiner Ueberraschung den Indianer Paquo Torres in Begleitung eines Andern in der Hausflur seiner Estancia wartend vorfand. Paquo's Begleiter war ein Greis von ungewöhnlich hohem Alter, wie schon sein schneeweißes Haar und runzelvolles Gesicht mehr als zur Genüge zeigte. Selbst in seiner jetzigen gedrückten Stimmung verursachte es Don Vincente eine gewisse Freude, Denjenigen zu sehen, den er sich zu Dank verpflichtet, und an welchem Dona Catalina einen so werththätigen Antheil genommen hatte. Und diese Empfindung von Vergnügen war der ganze Lohn, den er für seine Mühe erwartete oder gewünscht hatte.

„Nun, Paquo, sagte er, es freut mich, Dich hier wieder zu sehen und Deinen Vater, mit dem Du wahrscheinlich gekommen bist, um mir Deinen Dank auszudrücken. Aber laß das, guter Mann, denn Du darfst nicht vergessen, daß Du der Dona Catalina da Soyaga unendlich mehr verdankst, als meiner geringen Verwendung.“

„Dieser Greis hier, versetzte der Indianer einigermaßen verlegen, ist nicht mein Vater, — er ist mein itzchingambaramaxogui!“

„Was soll denn das heißen? fragte Don Vincente lachend; Du scheinst zu vergessen, Paquo, daß ich kein Tarasianisch verstehe!“

„Das bedeutet, erwiderte Paquo und rieb sich gedankenvoll die Stirne, das bedeutet, daß Tlalquili der Schwager von meines Vaters Großvaters Bruder ist! Er wohnt zu Tlirandu bei Ciparga, in den Bergen der Sierra Madre!“

„Vaxa, Paquo! Du mußt ein sehr bedeutender Mann sein, wenn Deine Verwandten aus so weiter Ferne kommen, um Dich zu besuchen und Dir ihre Theilnahme zu bezeugen!“

„O ja, versetzte Paquo unbefangen, aber mein itzchingambaramaxogui ist ebenfalls ein sehr braver Mann; nur spricht er nicht kastilianisch. Uebrigens hat er etwas mitgebracht, das er Euch zeigen will, Sennor!“

„Und das wäre?“

Paquo sprach mit dem alten Indianer einige Worte in der Tarasiansprache, worauf dieser vortrat und Don Vincente ein sorgfältig in blaues Baumwollenzeug eingeschlagenes Bündel zu Füßen legte. Als dieser es öffnete, fand er es mit Stücken eines grauen Minerals oder Erzes gefüllt. Er nahm eines der Stücke in die Hand, untersuchte es genau und rief dann überrascht: „Wie, hombre, das ist ja Silbererz von der reichsten Art! Woher bringt Ihr es denn? Ist denn Dein Oheim ein Bergmann, Paquo?“

„Mit nichts, Sennor, versetzte der Indianer, sondern das ist eine ganz eigene Geschichte! Vor vielen vielen Jahren, da dieser Greis noch jung war, lebte er einmal durch die Sierra Madre. Da die Nacht kalt war, machte er sich ein großes Feuer zurecht, und umlegte es mit Steinen, um darauf zu schlafen, wenn sie warm waren, und am andern Morgen, da er erwachte, sah er etwas Glänzendes in der Asche. Er zog es heraus und fand, daß es Silber war; dann untersuchte er den Ort, von wo er die Steine geholt, und entdeckte dort eine große Silberader. Rasch deckte er es mit Steinen und Erde wieder zu, kehrte zurück und erzählte es seiner Familie, aber mit dem Gebote, daß keines ein Wortlein davon laut werden lasse; denn wäre es den Behörden zu Ohren gekommen, so hätte er's müssen angeben, hätte den Fundort weisen müssen, und wäre vielleicht mit sammt all seinen Kindern dazu verurtheilt worden, die Silbergrube anzubauen. Daher hat er das Geheimniß bewahrt bis auf den heutigen Tag. Nun haben wir das Erz Euch gebracht, Sennor, zum Beweis, daß die Geschichte wahr ist, und wenn Ihr mit mir und meinem Oheim

erinnern, daß Großvater ein das Glück zu entdecken, mit lieb Don Vin- nischen Menschen kalten ceremo- Groß im Her- eriko war ihm re verunglückte werden und ihm Bilde zusehen f sein Landgut, zu lassen.
se sein, als er Ueberraschung Andern in der Begleiter war in schneeweises zeigte. Selbst Don Vincente zu Dank ver- hängigen Antheil war der nicht hatte.
wieder zu sehen unnen bist, um Mann, denn da da Lopezaga ung."
haben verlegen, xatoguini!" lachend; Du verstehe!"
bedankend die meines Weibes parja, in den
sein, wenn ich zu besuchn
chingambara- spricht er nicht er Euch zeigen
in der Teras- ein sorgfältig Füßen legte. neuen Minerals Hand, unter- bro, das ist ja es denn? Ist
sondern das ist ren, da dieser a Madre. Da warm recht, und un- warm waten, das Glänzende ber war; dann und entdecke elnen und Erde aber mit dem ffe; denn wäre öffen angeben, mit sammt all be anzubauen. heutigen Tag. Beweis, daß meinem Oheim

gehen wollt, so wollen wir Euch den Fundort zeigen...." Damit hielt Paquo inne und erwartete, welchen Erfolg seine Erzählung auf den jungen Mann machen würde.

"Ihr wollt also, daß ich den Gang abbauen lassen und den Gewinn mit Euch theilen solle, hombres?" fragte Don Vincente.

Aber der Indianer verstand ihn nicht und Vincente mußte es ihm umständlicher zu verdeutlichen suchen. Dann aber schüttelte er lächelnd den Kopf und sagte wehmüthig: "Was könnten wir armen Indianer mit einer Silbergrube thun? Die Weißen würden uns Alles wegnehmen! Aber wenn Ihr uns eilige Kleidungsstücke und etwas Tabak geben wollt, werden wir Euch recht dankbar sein!"

"D; was würd' ich Euch nicht gerne geben, wenn Eure Geschichte wahr ist, mein guter Paquo!" rief Don Vincente gerührt. "Ich gebe mit Euch, und Ihr zeigt mir den Fundort; darnach sollt Ihr reich sein wie Könige!"

(Schluß folgt in nächster Nummer.)

Auszug

eines Briefes des frühern eidgenössischen Staatshauptmannes Anton Diethelm aus Laufen, jetzigen Auditor (Großrichter) bei der deutschen Legion in Brasilien; datirt vom 30. Mai 1853. Adressirt an Herrn Ganginer in Laufen, welcher ihn am 11. October 1853 erhielt *).

Meine letzten Briefe hatte ich von Rio Grande aus geschrieben, ich hatte mich da recht schön eingerichtet und glaubte in dort unsere Beurtheilung abwarten zu müssen. Statt diesem erhielten wir den Marschbefehl nach St. Gabriel, einem Städtchen, 94 geographische Meilen von R. G. resp. Meeresküste entfernt.

Am 26. April ritt das Regiment von R. G. aus und wird nun in den nächsten Tagen den Weg nach St. Gabriel fortzusetzen. Ich blieb ungefähr die Hälfte Wegs beim Regiment, ritt dann mit Hrn. Major von Bradenhaus voraus, so daß ich bereits 8 Tage hier bin.

Bei meiner Ankunft wurde mir auf dem Generalcommando die erfreuliche Nachricht zu Theil, daß ich zum Auditor sämmtlicher deutscher Truppen ernannt sei, und als solcher meinen Wohnsitz hier in der Hauptstadt habe. Einige Tage später erhielt ich auf dem Garnisonsbureau meine zwei Briefe.

Porto Alegre, mein gegenwärtiger Wohnsitz und Hauptort der Provinz, ist eine Stadt von circa 25,000 Einwohnern und hat eine Lage, die der Schweiz Ehre machen würde. Wasserisch am Flusse Itaquai gelegen, umgeben sie von den drei andern Seiten die fruchtbaren Berge mit schönen Landhäusern und Orangenbäumen. In der Stadt selbst wohnen 10,000 Deutsche und einige Stunden weiter entfernt befindet sich die deutsche Kolonie Sano Leopoldo mit 11,000 Bewohnern, so daß das Leben hier fast ganz deutsch genannt werden kann, wie dann auch überhaupt die Deutschen und besonders die Schweizer hier in Brasilien gut aufgenommen sind; man hört meistens deutsch sprechen und es erscheinen auch deutsche Zeitungen, die aber nicht gut reblirt sind etc.

Unsere militärischen Verhältnisse sind, soweit sie unser Regiment anbetreffen, ausgezeichnet. Nicht dasselbe läßt sich leider von dem deutschen Infanteriebataillon sagen.

Ursprünglich 1000 Mann stark, ist solches durch Desertion auf 150 Mann heruntergesunken.

Von den Offizieren desselben ist noch ein einziger im Dienst, alle anderen sind suspendirt und treiben sich hier in Porto Alegre so flandalös herum, daß das Offiziercorps unseres Regiments schon in Rio Grande einstimmig beschlossen hat, während des Aufenthaltes in hier jeden Umgang mit ihnen zu vermeiden. Wenn du etwa in europäischen norddeutschen Zeitungen des historisch scandaleus über die deutsche Legion liest, so hat dieß Bezug auf das Bataillon, keineswegs aber auf unser Regiment, wo bis anhin die beste Harmonie unter dem Offiziercorps, Dank der Tüchtigkeit unsers Commandeurs Hrn. Oberstleutnant von Held, eine unter Werbetruppen beispiellose Disziplin herrscht.

Aus eben diesem Grunde scheidet die Regierung unser Regiment auf den Ehrenposten an der argentinischen Grenze, statt uns zu beu-

lauben, wie wir alle so sehnlich gewünscht, und hier werden wir vermuthlich die kontraktliche Zeit ausdienen müssen.

Was dato hatte ich mich unter dem herrlichen Klima von Brasilien gegnetem Süden stets gesund und wohl befunden und erfreue mich des besten Wohlseins etc. etc.

Verschiedenes.

Eidgenossenschaft. Der Bundesrath hat in seiner Sitzung vom 5. d. zu einem schweizerischen Konsul in Algier den Hrn. Richard aus Freiburg ernannt.

Baadt. Die Auswanderung nach Algerien, besonders nach der neuen Kolonie von Setif, für welche gegenwärtig sehr eifrig geworden wird, hat bereits väterländische Bedenken rege gemacht. Die gemeinnützige Gesellschaft des Kantons Baadt hat beschlossen, diese Erscheinung einer ernsten Prüfung zu unterwerfen. Es wurde eine Kommission von 7 Mitgliedern bestellt, welche über folgende Fragen ein für die Öffentlichkeit bestimmtes, einlässliches Gutachten abstaten soll:

- 1) Würde ein braver, thätiger Hausvater, der für die Niederlassung in der Kolonie Setif die Summe von 3000 Fr. besitzet und die Reisekosten tragen muß, nicht besser thun, in seiner Heimath zu bleiben;
- 2) Kann der Verlust solcher Leute für die Schweiz, und zunächst für ihren Heimathskanton, als eine Wohlthat angesehen werden;
- 3) Ist Algerien auch das Land, welches dem Schweizer, dem Waadtländer, zur Auswanderung anempfohlen werden kann?

Algier. Aus Philippeville wird vom 26. October die glückliche Ankunft der ersten schweizerischen Kolonisten für Setif gemeldet. Der Oberkommandant dieser Stadt hatte sie bei der Auslieferung empfangen und die nöthigen Fourgons für den Transport ihres Gepäcks, so wie ein gutes Mahl und gutes Logis für sie selbst bereit gehalten.

Deutschland. Die „Wesf. Ztg.“ enthält folgende Bekanntmachung: „Mein Sohn Alfred Schädling, Attorney and Agent for Claimants zu Washington, hat mir ein gedrucktes Verzeichniß der Namen derjenigen Deutschen (gegen 1100 an der Zahl) mitgetheilt, welche im Land- und Seebienste der Vereinigten Staaten in Mexico oder anderswo geblieben sind, deren Nachlaß aber (insbesondere der Anspruch auf 120 Acres Land, durchgehends 150 Roulon's oder werth) noch nicht von den rechtmäßigen Erben reklamirt ist. Der Unterzeichnete ist bereitwillig, denjenigen Familien, die sich in Ungewissheit wegen eines verschollenen, einst nach den Vereinigten Staaten ausgewanderten Mitgliedes befinden und geeigneten Falls jene Ansprüche geltend machen möchten, auf frankirte Anfragen auf dem Grunde des Namensverzeichnisses Bescheid zu geben und die Realisirung ihrer Forderungen zu vermitteln. Sämmtliche deutsche Rettungen werden um Aufnahme dieses gebeten. — Bremen, 7 Okt. 1853. Schädling, Dr.“

— Ungeachtet der vorgerückten Jahreszeit dauert die deutsche Auswanderung nach Nordamerika fort; 4229 bairische, württembergische und badische Bauern sind im October durch Paris nach Havre gerelirt, wo sie eingeschifft wurden; ein einziger Zug hat deren 1054 durchgeführt. Zahlreiche Abfahrten von Deutschen nach Nordamerika haben ebenfalls von Lübeck, Hamburg, Bremen und Antwerpen stattgefunden.

— Frankfurt, 18. Okt. Unter den Annoncen des „Frankfurter Journals“ von gestrigem Datum steht ein „Eingefandener“ der Gebrüder Vlees in Viberich als Vordote einer neuen Werbung für Peru an der Spitze. Der Präsident Joseph Rufinus Schenique braucht binnen 6 Jahren 13,000 arbeitsame Einwanderer und schickt, nachdem Rudolfo sich fernerhin unwidrig gemacht, einen Baron von Schütz als Kommissär nach Deutschland, um die erste Abtheilung Auswanderer von ihm selbst nach dem Amazonenstrom zu geleiten zu lassen. Außer Land-, Sämerei- und Werkzeugensetzungen wird auch Steuerfreiheit und die Hälfte der Reisekosten als Aufmunterung in Aussicht gestellt. Von Para bis zum Bestimmungsorte sollen die Einwanderer auf einem Staatsschiffe ganz frei befördert werden. Das tropische Klima soll zwar heiß, aber vollkommen gesund (?) und frei von Fiebern sein (?). v. Schütz wird im Dezember oder Januar erwartet; wollen Sie nicht auf diese neue Erscheinung vorbereiten?

— (Seeberichte.) Bremen, 8. Okt. Das Bremer Postdampfschiff „Germania“, Kapitän Bremser, ist heute Nachmittags 4 Uhr von seiner ersten Reise nach New-York von daher glücklich nach

*) Herr Diethelm erhielt 1851 durch die Verwendung des Hrn. G. von Paravicini eine Anstellung in der deutsch-brasilianischen Legion.

Bremerhafen zurückgeführt. Die damit erhaltenen Berichte sind durch die per Steamer „Alfa“ via Liverpool um 2 Tage bereits antieiprt.

Unter der entsehlchten Schiffbrüche, der in England vor- gekommen, wird gemeldet: die „Anne Jane“ aus Liverpool, ein täch- tiges Schiff, das am 9. Sept. mit ungefahr 450, größtentheils irlischen Auswanderern nach Quebec und Montreal unter Segel gegangen war, ist an der Küste der Verrainsel (zur Hebridengruppe gehörend) ge- schellert und 348 Personen fanden in den Wellen ihr Grab. Ueber die Verhastung zu diesem gräßlichen Unglück wissen wir zur Stunde nichts Näheres. Nach dem, was vorliegt, scheint das Schiff von den heftigen Südweststürmen erfasst und dermaßen beschädigt worden zu sein, daß es unsicherbar würde, bis es an der gefährlichen Verrainsel seinen traurigen Verhältnisse erlag. Diese Küste hat schon den Untergang mancher guten Schiffe gesehen. Vergebens sind alle Rettungs- anstalten! Vergebens warnt ein Leuchthurm, der höchste von ganz England (er ist 680 Fuß über der Meeresfläche), den Seemann auf offener See vor diesem gefährlichen Stande; — ist er einmal in den Wellen, die sich wellenbelt in den Strömungen, versen- gen, so ist wenig Hoffnung, daß er sich lebendig wieder herauswindet. 102 Passagiere und 12 von den Matrosen der „Anne Jane“ wurden gerettet; auch dem Kapitän soll es gelungen sein, ans Land zu kommen.

Das amerikanische Schiff „Isaac Wright.“ Das Folgende sind die Details des demselben zugefallenen Unglücks. Die Ducanas (nicht Dounsa) gab sich am Sonntag von St. Johns in Liver- pool an und überbrachte die Nachricht von einem Unglück, welches dem Passagierschiff „Isaac Wright,“ Kapitän Abel, am 20. v. M. von Liverpool gefloht, zugefallen. Die „Isaac Wright“ hatte 600 Steuerragel und 10 Kajütenpassagiere, meistens aus Deutschen und Ir- ländern bestehend, an Bord. Einige Tage nach ihrem Abgange hatte sie sehr rauhes Wetter und heftige Hagelstürme mit diesem Nebel. Jedoch ging alles gut bis zum 27. Abends, als sie sich plötzlich nahe dem Land befand. Der Kapitän war gerade auf dem Deck und rief dem Mann am Steuer zu, das Schiff zu wenden, aber es war zu spät, denn als sie wendete, rief der Hinterkeil auf einen Felsen, wodurch das Ruder ausgelegt und das Schiff schnell led wurde. Man brachte dasselbe wieder in dieses Wasser, aber es war unmöglich sie zu manövrieren und das ganze Schiffsvolk begann zu pumpen. Sie blieb in dieser Lage mit Nothsignalfägen; obgleich verschiedene Schiffe sich in Sicht zeigten, erwiderte keines derselben das Signal, außer der Ducanas, welche zu ihr herankam. Nach gegenseitiger Ueberelegung wurde beschlossen, daß die Ducanas mit aller möglichen Eile nach Li- verpool segeln und einen Dampfer zur Hilfe herenden solle, da Ka- pitän Abel der Meinung war, das Schiff inzwischen flott halten zu können. Kapitän Gadsfeld nahm die Kajütenpassagiere, 10 an der Zahl, an Bord. Nach Kapitän Abels Aussage glaubte er auf Cape Clear gestofen zu haben, aber Kapitän Gadsfeld war der Meinung, daß dieses nicht möglich, da er nur 40 Meilen off Cork und 34 off the Head of Kinsale sich befindet.

Kollfione, 7. Okt. Die „Sentipore,“ Jewell von London, nach Robert Town ist hier auf Felsen an Grund gerathen und wird wahrscheinlich zertrümmert. Passagiere gelandet. Nach mit tagd. Die „Sentipore“ ist flott geworden, etwas led und das Ruder verloren. Schleppdampfer werden kommen um sie fortzubringen.

Holland. Die Rotterdamsche Courant schildert das traurige Geschehnisse 300 deutschen Auswanderern, die mit dem amerikanischen Dampfschiff „Michel Angelo“ von Amsterdam kürzlich ausgefahren. Als das Schiff bis nach Willemsoord gekommen, brach die Cholera an Bord aus. Als der Maritimusminister davon in Kenntnis gesetzt wurde, gab er gleich den Befehl, das Schiff nach Wieringen in Qua- rantäne zu bringen und den unglücklichen Auswanderern Lebensmittel und Arzte zuzufenden. Bevor das Schiff nach Wieringen abfuhr, waren 16 Passagiere der Seuche erlegen und in der Quarantäne sind 6 gestorben. Bei der Untersuchung des Schiffes stellte sich heraus, daß der Mangel an frischer Luft, den die Zusammenpflanzung zu viele in zu engem Raum hervorruft, die Unzulänglichkeit nahr- hafter Kost, die Veranlassung zum Ausbruch der Krankheit geboten haben muß. Die „Rotterd. Cour.“ dringt darauf, daß in der nächsten

Session ein Gesetz zur Ueberwachung des Auswanderertransports er- lassen werde. Schon mehrmals haben die Handelskammern über den Mangel an Beaufsichtigung dieses Zweiges der Schifffahrt Beschwerde geführt.

Amerika. Das gelbe Fieber war nach den per „Africa“ ein- getroffenen New-Yorker Nachrichten vom 5. Okt. in New-Orleans und Mobile fast ganz erloschen und demzufolge die Ausgabe von Villetins eingestellt worden; am 3. Okt. kamen in New-Orleans nur noch 3, in Mobile am 4. nur 2 Todesfälle vor. Dagegen gewinnt das Fie- ber in Texas und längs dem Mississippi immer mehr Ausdehnung. In Galveston allein waren bereits 200 Personen an der Krankheit gestorben. In Grand Gulf am Mississippi waren 300 Personen erkrankt und 59 gestorben, in Port Glyson sind alle Erwachsene bis auf 17 erkrankt und über 60 gestorben. In den Plantagen wählt das Fie- ber so stark, daß z. B. zu Lake Providence von 120 Bewohnern 73 gestorben sind. In Vidoburg, Natchez, Vicks City und überhaupt in allen Ortschaften am Mississippi zwischen Princeton und Belize hat sich die Krankheit in bedeutendem Grade gezeigt. In Philadelphia tritt die Krankheit noch immer in einzelnen Fällen auf; in der letzten Woche waren im Ganzen 198, darunter 100 Kinder, gestorben und 7 dieser Todesfälle Folge des gelben Fiebers. — Nach Berichten vom großen Salzsee dauern die Wirthschaften und Plünderungen der India- ner in Utah noch immer fort. Der Gouverneur hat die Miliz des Territoriums aufgeboten und will die Hauptstadt durch eine hohe Mauer schützen lassen. — In Boston ist am 4. Okt. ein von einem Herrn McKay gebautes Kleinen-Kippergeschiff, die „Great Republic,“ von 4000 Register-Tons, in Anwesenheit von etwa 30,000 Zuschauern vom Stapel gelaufen. — Nach dem „New-York Times“ hat sich eine Gesellschaft gebildet und ein Kapital auf Aktien zusammengebracht, um nach einer in Massachusetts neu erfundenen Methode einen unterseeischen Telegraphen zwischen Liverpool und New-York via Galway, Newfound- land und Nova Scotia anzulegen. — Auf dem Erie-See wüthete am 4. Okt. ein heftiger Sturm, der vielen Schaden angerichtet hat.

(Gansa)

Brasilien. Als Beleg dafür, daß die kaiserliche Regierung den Kolonisten unausgesetzt ihre Aufmerksamkeit widmet und sich an- gewandt ist, das Loos derselben nach Kräften zu erleichtern, ver- dient die nachfolgende Thatsache Erwähnung, daß dieser Fall nicht vereinzelt dasteht, daß vielmehr die Regierung in ähnlichen Fällen wie- derholt in entsprechender Weise sich der anliegenden Kolonisten ange- nommen hat, darf dabei um so weniger verschwiegen werden, als nicht selten Stimmen laut geworden, welche der brasilianischen Regie- rung wenig freundlich gesonnen sind.

In Rio de Janeiro sind 64 deutsche Kolonisten angekommen, die von Antwerpen kamen und nach den Kolonien von Rio Grande do Sul bestimmt waren, aber wegen Mangel der erforderlichen Mittel ihre Reise nicht fortsetzen konnten.

Die kaiserliche Regierung nahm dieselben sogleich auf die groß- muthigste Weise unter ihren Schutz, indem sie den Agenten der bra- silianischen Dampfschiffahrtsgesellschaft den Befehl ertheilte, die genann- ten Kolonisten für Rechnung der Regierung mit dem ersten nach den Häfen des Südens abgehenden Dampfschiffe zu erheben, indem zu- gleicher Zeit der Präsident der Provinz Rio Grande do Sul beordert wurde, diesen Kolonisten gleich nach Ankunft alle nöthige Unterstützung zu gewähren und sie nach den von ihnen gewählten Kolonien auf eine bequeme Art befördern zu lassen. (Deutsche Auswand. 34.)

Australien. In australischen Zeitungen kann man sehr häufig Anzeigen folgender Art lesen: Ein ehemaliger Gutsbesitzer sucht eine Stelle als Stallknecht; — die Tochter eines Barons bietet sich als Kammermädchen an; — ein Doktor von der Universität Cambridge wünscht eine Stelle in einem Gasthause als Stiefelpuzer u. dgl. Und jene Zeitungen nehmen sich dieser unglücklichen Eingewanderten gegen- über durch Goldsuchen plötzlich Reichgewordenen an. Sie enthalten lange Artikel, um nachzuweisen, daß einer ein recht guter Bedienter sein könne, wenn er auch Homer vom Blatte lese; daß eine ehemalige Magd recht wohl durch die Tochter eines Barons das Haar sich machen lassen könne u. dgl.

Der Kolonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.

Jahr-Abonnement 6 Fr.
Halbjahr-Abonnement 3 „
Viertelj.-Abonnement 1, 50 G.
Man kann auch jederzeit ins
Abonnement eintreten.

Wer jeweilen die erste Nummer nicht refusiert, wird für das jeweilige nächstfolgende Quartal als verehrt. Abonnement betrachtet, und der „Kolonist“ demselben dann regelmäßig eingeschickt.

Einschickungsgebühr 14 G. Die einspaltige Seite. Bei mehrmaliger Wiederholung stellt eine Preisermäßigung ein. — Für Abonnemente und Inserate wendet man sich portofrei direkt an die Redaktion.



Der Kolonist erscheint regelmäßig alle Sonntage. Landkarten und Illustrationen werden von Zeit zu Zeit als Gratiseilagen mitgegeben.

Wahrheitsgetreue Originalbriefe und belehrende Aufsätze über Amerika, franko an die Redaktion gesandt, finden jederzeit unentgeltliche Aufnahme.

Da der Kolonist aller Politik fremd, nur den Zweck verfolgt, allen schweizerischen Auswanderern nützlich zu sein, so bittet die Redaktion um möglichste Theilnahme zu vielfältiger Verbreitung. Bei genügender Abonnentenanzahl würde derselbe denn auch ohne Preisermäßigung noch deutlich zweimal erscheinen.

Nr. 46.

Bern, Sonntag den 20. November.

Dritter Jahrgang. 1853.

Den nachfolgenden, sehr richtig durchdachten und gewissenhaft gehaltenen Auffassungen verdanken wir der gütigen Einsendung eines unserer verehrten Herren Abonnenten. Die gesellschaftliche Stellung und die Verhältnisse des Verfassers, welcher von der Auswanderung keinen, weder direkten noch indirekten Vortheil erwartet und wünscht, sondern nur im Interesse der auswandernden Klasse geschrieben hat, verleihen dieser Arbeit einen desto höhern Werth, und wir empfehlen dieselbe unsern werthen Lesern.

Die Redaktion.

Die Auswanderungsfrage.

I.

Die Auswanderungsfrage nimmt seit den letzten Jahren so zu, daß sie die allgemeine ernste Aufmerksamkeit und Untersuchung verdient.

Ihre Hauptgründe sind wohl:

- 1) Der für Aermere zu theuer gewordene Bodenkau.
- 2) Die Ueberfüllung aller Stellen, Gewerbe, Nahrungszweige bis aufs Ackergerwerb. Überall zehn Bewerber um einen leeren Platz. Und daher natürlich Mißbehagen.
- 3) Die Arbeit nährt bloß noch kümmerlich. Zu Mehrung des Vermögens und Wohlstandes, besonders der ärmern Klassen, läßt sie hoffnungslos und rücksichtslos.
- 4) Die Versorgung der Kinder wird immer schwieriger; die Zukunft für arme zahlreiche Familien wirklich erschreckend.
- 5) Die Unsicherheit unserer politischen Zustände treibt Viele aus beiden Lagern aus dem Lande.
- 6) Eine fieberhafte Unruhe und allgemeine Sucht Lage zu ändern, treibt die Europäer, ohne genau zu wissen, was und wohin sie eigentlich wollen, weiter, wenn es nur wo anders hin ist.

Die Einwörungen gegen die Auswanderung haben folgende, zum Theil unlautere, zum Theil aufrichtig gemeinte Quellen:

- 1) Landbesitzer befürchten die Abnahme an Tagelöhnern und an Verbrauch; Fabrikanten den Abgang ihrer lebenden Maschinen; politische Wähler den Abgang der immer disponiblen Waisenarmeen.
- 2) Die Kolonisten werden verschrien durch schlechte Subjekte, die dort waren, weder etwas gelernt hatten, noch etwas arbeiten wollten, und auf Umtriebe gezwungen oder freiwillig schnellst möglich zurückkehren mußten. Diese Subjekte disponiren nun über eine Menge Zeitungen.
- 3) Einzelne, doch nur wenige Kolonisten, schicken klägliche Berichte, weil ihre überspannten Erwartungen getäuscht wurden, oder sie aus Unkenntniß oder Unfähigkeit sich kein neues Loos zuwebringen können.

4) Viele mahnen von der Auswanderung ab, bloß in Folge der unsrer Zeit so allgemeinen Schaffheit und eigenem Mangel an Energie.

5) Viele haben von den überseelischen Verhältnissen, wie vom Klima, von Sklaverei, von der dortigen Kultur, politischen Verfassung u. s. w. nicht bestimmte Begriffe, und daher Furcht vor Allem.

6) Viele schätzen das Verunglücken von so mancher Kolonie und so manchen Kolonisten vor. Allein dieser Umstand kann, nachdem nun die Lehrgelder bezahlt worden, nur zu deren Fortsetzung ermuntern.

7) Man fürchtet, die Auswanderung werde die Kräfte und Kapitalien des Mutterlandes schwächen. Aber an Kräften leidet sie nur das Ueberflüssige ab, und was die Kapitalien betrifft, geben erstlich in der Masse nur von den Aermsten ab; und die Reichen haben ihr Geld bereits über die halbe Welt ausgeföhrt.

8) Manche verwerfen die Auswanderung aus religiösen Gründen. Allein gerade die Bibel regt dazu an; wo die Menschen zu massenhaft sich anhäufen, glebt es immer wieder babylonischen Thurmbau; man geht von natürlichen, einfachen zu erkünstelten, geschraubten Zuständen über. Saphet (die Europäer) werden speziell eingeladen und gemahnt, sich auszubreiten. Abraham ist ausgewandert. Noch Christus befahl seinen Jüngern in alle Welt hinzugehen, alle Völker zu bekehren; in dem Wort „bekehren“ liegt aber neben dem Einen zugleich Vieles.

Der Kampf für und wider die Auswanderung

Ist groß und wird zum Theil mit heftiger Leidenschaftlichkeit geführt. Werthwürdiger Weise scheint er aber mehr politischer Färbung als das Wesen der Sache ernstlich ausnehmend. Die extreme Rechte und Linke erweisen sich durchgehends dawider; die Gemäßigten und Leidenschaftlichen aller Klassen sind entweder dafür, oder wenigstens nicht feindlich dagegen. Der Kampf ist im Ganzen gut. Weit entfernt, daß dessen Unterdrückung wünschenswerth wäre, führt er nur zu schärferer, sorgfältiger Untersuchung, hebt alle Mißgriffe und Fehler hervor, und bereitet dergestalt einen immer festeren Schritt.

Wenn aber dieser Kampf von Nutzen sein soll, muß er von solchen geführt werden, die mit den überseelischen Ländern selbst vertraut sind, oder muß wenigstens die Originalberichte der dahin Ausgewanderten zur Basis haben, sonst führt er nur zu gehaltlosem Gerede und macht die Irre, welche ihr zukünftiges Lebensloos auf diese Frage stellen.

Uebrigens ist es unterhaltend, in der verschiedenen Bearbeitung dieser Frage wieder ein Beispiel von der Verschiedenheit des deutschen und englischen Charakters zu sehen. Die Deutschen untersuchen gründlich fort und fort, ob man überhaupt auswandern, wer auswandern und wohin man auswandern soll, während die Engländer unterdessen ein Land nach dem andern besetzen und zuletzt den Deutschen nur noch

das Feuerland und Estimoland frei bleiben wird. Und bekanntlich sind die Engländer über diesem Experimentiren bisher nicht verarmt und ins Geld gekommen.

Auszüge aus Briefen.

(Vorfetzung und Schluß zu letzter Nummer.)

Als weitere Maßnahmen der Begünstigung der Einwanderung empfahl sodann die Rede namentlich:

„allen Ansiedlern die Differenz der Ueberfahrtskosten nach Brasilien von denen nach den Vereinigten Staaten zu vergüten, ebenso die Ueberfahrtskosten der Kinder unter 8 Jahren auf Rechnung der Regierung zu nehmen,

„ferner die Schiffe, welche Kolonisten bringen, von allen Hafengebühren zu befreien und endlich

„Gesellschaften zur Förderung der Kolonisation in Brasilien ins Leben zu rufen und zu unterstützen.“

„Auf diese Weise dürfen wir, schloß der Redner, gewiß sein, daß ein Land wie das unsere, das so verschiedene Klimate, einen so für alle Naturerzeugnisse fast gleich günstigen Boden und so bewundernswürdige natürliche Wasserstraßen besitzt, wenn es in Europa nur erst richtig gewürdigt wird, gar bald diejenige überschüssige Bevölkerung dieses an sich ziehen wird, welche sich genöthigt sieht, das Vaterland und die Ihrigen zu verlassen, um in der Ferne ein neues Vaterland und ein begünstigteres Loos zu suchen.“

Noch während der Rede und den Redner an der Stelle unterbrechend, wo er der Dringlichkeit der Ausführung des Gesetzes über die terras devolutas gedachte, hatte der Minister des Innern Gelegenheit genommen, zu erklären, daß das Reglement zur Ausführung dieses Gesetzes beendet sei. — Schon in einer der nächstfolgenden Sitzungen der Kammer am 9. d. wurde darauf der Antrag Pereira da Silva's angenommen, nachdem die Regierung ihre volle Uebereinstimmung damit zu erkennen gegeben und die verlangte Summe in der erörterten Weise anwenden zu wollen, ihre Vereinstwilligkeit ausgesprochen hatte.

Und während auf diese Weise Regierung und Gesetzgebung des Reichs neuen Eifer für die Frage der Kolonisation bekunden, wird der alte Eifer der Provinzialregierung von Rio de Grande do Sul unter ihrem ausgezeichneten Präsidenten Garibaldi nicht müde Alles aufzubieten, der Einwanderung dort immer neue und günstigere Chancen zu bieten. So ist es gegenwärtig daselbst im Plan, Ländereien in der Nähe und an dem Ufer von schiffbaren Flüssen vermaßen und auslegen, die Wälder auf ihnen auboden, und Wohnungen erbauen zu lassen, um sie so vorbereitet und eingerichtet an die Kolonisten zu geben zu können. Und zwar sollen die Kolonisten diese Ländereien unentgeltlich gegen die Verpflichtung erhalten, innerhalb fünf Jahren, die für Vermessung, Pflanzung und den Bau der Wohnung entstehenden Kosten in vorher festgestelltem Betrage zurückzahlen. Sie sehen, es ist dies ein Plan tüchtigster Art und wenn dazu, Dank der nunmehr in Aussicht stehenden Vchülfe der Reichsregierung, für den Ansiedler noch die Ermäßigung der Ueberfahrtsgebelter nach Brasilien auf den Betrag der Kosten der Reise nach den Vereinigten Staaten und der Erlaß des Passagiegebels für die Kinder unter 8 Jahren tritt, so wird man es doch wahrhaftig nicht einem Mißwillen der brasilianischen Staatsbehörden gegen eine freie Einwanderung zuschreiben dürfen, wenn dieselbe sich nicht in größerem Maße als bisher hierher ziehen sollte. Aber allerdings zweifeln wir nicht, daß dem redlichen Mühen ein lohnender Erfolg nicht entstehen wird.

Unterdessen sind hier auch die Anträge auf einzelne Begünstigungen für die Kolonie Dona Francisca von der Deputirtenkammer angenommen worden. So sind die Kosten für Bestellung eines Geistlichen und eine Summe zur Unterstützung der Wegebauten in der Kolonie bewilligt worden. Ebenso kommt die regelmäßige monatliche Dampfschiffverbindungsmit dem fiesigen und andern Küstenplätzen, behufs welcher von der Regierung eine jährliche Subvention von 15 Contos (= 12000 Thlr.) zugestanden ist, der Kolonie schon sehr merktlich zu statten. Ueberhaupt aber zollt man dieser und ihrem Begründer, dem Hamburgischen Kolonisationsverein, hier ein immer größeres Interesse und zwar sowohl in Regierung und Kammer, als auch in der Presse. Die Ihnen bereits erwähnte, seit Mai d. J. hier erscheinende deutsche Zeitung: „Der deutsche Einwanderer,“ hat sich

in letzter Zeit namentlich vielfach mit dem Ergehen Dona Francisca's beschäftigt und in Anknüpfung an den dritten Jahresbericht der Direction des Hamburgischen Kolonisationsvereins von 1849 dem Unternehmen eine ausführliche und sehr anerkennende Beleuchtung gewidmet. (Hamburger Zeitung.)

Die Silbergrube.

(Eine wahre Begebenheit. Schluß.)

Vor Freude war Vincente dem Weinen nahe. Vor seiner Phantasie verwob sich Dona Catalina's Bild mit Ausichten von Glück, Reichthum und Glanz, die ihn beinahe schwindeln machten. Er bewirthete die beiden Indlaner, schrieb schnell einige Zeilen an die Condesa Dona Catalina, worin er sie bat, ihr Verlöbniß mit dem Marquis de San Georgio so lange wie möglich hinauszuschieben, da er die gegründetste Hoffnung habe, binnen eines Monats ihres Vaters Bedenken gegen ihre beiderseitige Verbindung zu beseigen, und sandte den Brief durch einen vertrauten Diener an sie ab. Hierauf nahm er etliche bewaffnete Diener mit. Wenn die Heerstraßen in Mexiko waren zu jener Zeit um sehr schwerer als noch heutzutage, sowie einen erfahrenen Bergmann, und ritt mit seinen indianischen Begleitern nach der Sierra Madre, die etwa 40 Leguas von seiner Hacienda entfernt lag. Ein mexicanischer Indianer reitet selten, und Paquo und sein greiser Verwandter schritten daher zu Fuß dem Zuge voran und zwar in dem gewöhnlichen Paß der Indianer. Der Greis hielt trotz seines hohen Alters gleichen Schritt mit Paquo und den Pferden, und schien nicht im Mindesten angegriffen, als sie ihr Ziel in den Bergen erreichten. Man fand, daß der Erzgang so silberreich und von so ergiebigem Gehalte war, als Paquo behauptet hatte, und daß schon eine bedeutende Erzader zu Tage stand. Der Bergmann behauptete, man werde eine Grube von seltenem Reichthum abbauen können, und Vincente bestellte sich, vor den Behörden seine Ansprüche an diese Grube geltend zu machen, oder sie „anzuzeigen,“ wie man's in Mexiko nennt, wo der ganze Prozeß darin besteht, daß man durch eine geeignete Behörde ein Protokoll über den Fundort und die Person des Finders aufnehmen läßt und einen gewissen Antheil des Ertrages an die Regierung zu bezahlen verspricht, bevor man den Gang abbauen läßt. Nicht mehr ist erforderlich in diesem Lande, um vollkommene Anrechte auf ein Bergwerk herzustellen, gleichviel wie reich sein Ertrag oder wer der Besitzer des Grundes und Bodens ist, worauf man es findet.

Binnen weniger als einem Monat gingen die Prophezeiungen des Bergmanns vollkommen in Erfüllung, und mittlerweile war es auch in ganz Mexiko bekannt geworden, daß Don Vincente Aldama einen clavo, eine Grube, ausbeuten lasse, die ihm bereits 50,000 Dollars oder Pfaster eingetragen habe. Der Conde de Loyaga beehrte sich daher mit einer Schnelligkeit, die seinem Vaterherzen alle Ehre machte, seiner Tochter bitten nachzugeben, und die Verbindung derselben mit dem Marquis de San Georgio zuerst zu verheirathen und dann gänzlich abzubrechen. Trotzdem aber blieb er noch immer beharrlich dabei, daß er Dona Catalina's Hand nicht einem Manne gewähren könne, der an Rang noch unter ihr stehe, und in Folge dessen mochte nach Ablauf des Jahres der Vizekönig Marquis de Mendoza sich bewegen finden, der Bitte des Don Vincente Aldama um Stanzbederbhöhung zu entsprechen und ihn gegen eine Export von 80,000 spanischen Thalern zum Grafen von Sparza zu erheben, — ein Ereigniß, das in Mexiko großes Aufsehen verursachte. Dieses Opfer dächte Don Vincente natürlich sehr gering im Verhältnis zu der Erreichung des Jieles seiner Wünsche, nämlich der Hand Dona Catalina's, die ihm noch werthvoller war als sein so ergiebiges Silberbergwerk, und deren Verwendung um Paquo's Freiheit es natürlich auch verdiente, daß sie deren Lohn theilte.

Die traditionelle Schilderung, welche dieser Erzählung zu Grunde liegt, glebt uns keine weitere Kunde von den spätern Schicksalen der Personen, welche wir dadurch kennen gelernt haben. Alles, was man von der Familie Aldama weiter weiß, ist, daß sie zum größten Theil die Revolution überlebt hat, die ihr zwar den prunkhaften Grafentitel und andere damit zusammenhängende Glitter raubte, aber ihr Vermögen noch ziemlich unangefochten ließ.

Auszug aus der Mormonen Gesetz und Evangelium.

Utah. Gegenüber den Werbungen von Auswanderern für den Mormonenstaat, wie sie vor einiger Zeit auch im Norden von Deutschland betrieben wurden, ist es nicht ohne Interesse, auf folgende zwölf Aussagen der mormonischen Religion und Gesetzgebung, welche der „Weekly Herald“ vom 24. August mittheilt, hinzuweisen.

Folgendes ist ein Auszug aus Königs Strang's „Buche von dem Gesetze Gottes 1c. 1c.“ gedruckt auf Befehl des Königs in der Königs-Druckerei St-James.

Kap. 29. Von den Zehnten.

1) Von allen Früchten deines Feldes und der Vermehrung deiner Heerden sollst du ein Zehntel dem Hause des Herrn deines Gottes geben und dem Schatz des Königs, damit der Priester, der das Wort des Herrn verkündet und die Diener des Königs, welche Gerechtigkeit handhaben, Brod essen mögen und das Land ihr Gedeihen fördert.

2) Wenn du dieses Gebot nicht hältst, so soll der Priester dich und deine Kinder nicht unterrichten, die Ordnung des Hauses Gottes soll vergessen sein und die Diener des Königs sollen das Gesetz vergessen und richten für Lehre und Gerechtigkeit soll aufhören. Dann wird Gottlosigkeit unter euch sein und Unterdrückung über euch kommen.

3) Ueberdies wird der König seine Diener senden, um von dir zu fordern, und sie werden nehmen von dir, was du ihnen vorenthalten, und werden es dir abfordern mit Zinsen, und wenn du widerstrebst, so wird es dir mit Gewalt genommen.

4) Von aller Beute, welche du deinen Feinden abnimmt, sollst du ein Zehntel geben dem Hause des Herrn deines Gottes und dem Schatz des Königs, auf daß er, der Gottes Wort verkündet, auch deiner gedente vor Gott und dich des Königs Arm bestreife.

5) Wenn du dieses nicht thust, so wird kein Segen bei dir sein und du wirst fliehen vor deinen feinen Feinden und Keiner wird dich beschützen.

6) Ueberdies wird der König seine Hand aufheben wider dich und wird dich schlagen und wird dir die Beute abfordern, und wenn du sie verdirbst, so wird er sie dir nehmen.

7) Wenn du arbeitest, so beachte diese Sache, daß du ein Zehntel deiner Zeit widmest Gott deinem Herrn und dem Schatz des Königs nach deiner Geschäftlichkeit, deiner Erfahrung und deiner Kunst. Und du sollst nicht einwenden, daß es an einem Gotteshaus nicht mangelt, daß des Königs Wort nicht fehlen werde, und daß du hinlänglich bestest Felder, Heerden und Häuser.

8) Wenn du dieses nicht befolgst, so wird das Werk deiner Hände nicht gelingen und Armuth sein in deiner Wohnung.

9) Ueberdies wird der König deine Hab und Gut von dir nehmen zum Ersatz für das, was du dem Hause des Herrn und dem Schatz des Königs entzogest, mit Zinsen. Und wenn du hartnäckig diesem Gesetz widerstrebst, so sollst du gezüchtigt werden mit Schlägen.

10) Und wer immer kommt in das Königreich, der soll ein Zehntel von allem was er besitzt, geben zum Besten des Königreiches und zu dessen Gedeihen, damit er ein ewiges Erbe darin habe.

11) Und bis dahin er dieses nicht gethan, soll ihm kein Erbe zufallen und er nicht reich werden an Gütern.

12) Ueberdies wird der König seine Diener senden, ein Zehntel von ihm zu nehmen nebst Zinsen, und dann wird der König, eingedenk seiner Kinder, ihm ein Erbe zusprechen, aber seiner Widerspenstigkeit soll gedacht werden.

Es ist des Königs Befehl, daß, wenn Zinsen genommen werden sollen, dieselben ein Zehntel des Zehnten und die Kosten des Dieners betragen soll, welcher solche sammelt.

Verschiedenes.

Genf, 7. Nov. (Corr.) Wir lesen mit Erstaunen in einem Auszug der mappa statistica von Rio de Janeiro aus, unvorteilhafte Worte der Behörden über die erst seit 1852 unter Leitung des

*) Der Bericht über Supraguby, über welchen sich unser Correspondent beschwert, ist wie der ganze Artikel schon in mehreren Zeitungen erschienen, und wir konnten denselben nicht modifizieren. Uebrigens haben wir Nachrichten aus Supraguby, welche günstig lauten, und es ist voranzusehen, daß wenn daselbst bevölkert sein wird, es noch besser gehen wird.

Anmerkung der Redaktion.

früher Schweizerischen Consuls, Herrn Perret-Gentil, entstandenen Kolonie auf der Halbinsel Supraguby. Wodurch wir diese lieblose Vertheilung verschuldet haben, ist uns unbekannt. Wir werden uns jedoch des Schutzes der Regierung, welche die Annehmlichkeiten begünstigt, auch für diejenigen, die nicht gesonnen wären, ins Innere des Landes zu ziehen, und in Supraguby, welches eine außerordentlich vortheilhafte Lage besitzt, und ihren Erwartungen entsprechen kann, auch zu erstreuen haben.

Deutschland. Berlin. In seinem vorligen Geschäftsbericht hatte der Vorstand des hiesigen „Central-Vereins für die deutsche Auswanderungs- und Kolonisations-Angelegenheit“ seine Hauptwürfe gegen Braslien namentlich aus der Verzögerung der Ausführung des Gesetzes wegen der unbefestigten Ländereien daselbst hergeleitet. Mittlerweile hat die letzte brasilianische Post die Gewissheit der sofortigen Ausführung gebracht, und siehe da, der neueste Bericht des Central-Vereins vom 21. v. M. verlesene Bericht des Herrn Regierungsraths Säßler — Ignorirt einfach diese Thatsache. Dagegen nimmt er aus der von den brasilianischen Kammern beschlossenen Bewilligung eine Summe von 500 Contos für Zwecke der Kolonisation einen neuen Vorwand zur Fortsetzung der alten Verdrängung her: „daß so bewilligte Geld werde wahrscheinlich vorzugewisse in die Tasche der großen Grundbesitzer zu dem Zwecke fließen, möglichst viele Deutsche auf ihre Plantagen an Stelle der Neger einzuführen.“ Und doch hatte der brasilianische Minister des Innern in seiner von Ihnen mitgetheilten Rede vom 9. August ausdrücklich genau bekundet, wie wenig getabe eine besondere Förderung und Begünstigung der Interessen der großen Grundbesitzer in den Absichten der Regierung liege, und erklärt, daß dieselbe die bewilligten 500 Contos vorzugewisse nur für den Beginn der Ausführung des Gesetzes das terras dovolutas annehme. Man sieht, es sind nur zwei Fälle möglich. Entweder ist der hiesige Central-Verein von dem, was in Braslien vorgeht, nicht unterrichtet, oder er will nicht unterrichtet sein, wenigstens von dem nicht, was nicht in seine Opposition gegen dieses Land hineinpaßt. Und in dem einen wie im andern Falle sind seine Urtheile gleich werthlos und bekundet er gleich sehr seine Unfähigkeit, der von ihm usurpirten Rolle irgendwo zu genügen. Auch darf es sie dabei nicht etwa wundern, daß der Bericht, je grundloser seine Aufstellungen gegen die brasilianische Kolonisation sind, um so schmähsüchtiger und ich möchte fast sagen, tumultuarischer gegen dieselbe austritt. Es ist das eine alte Sache, die Wahrheit braucht derartige Mittel nicht, um Effect zu machen, denn sie imponirt durch sich selber und nur ihr Gegentheil sucht das, was ihr an innerem Gehalt abgeht, durch äußeres Schreien und Toben und wunder wie leidenschaftliches Gebahren zu ersetzen. Fürwahr, wie viel Lungen könnten nicht in der Welt erspart werden, wenn auch nur ein klein wenig mehr Wahrheit und Wahrhaftigkeit in den Menschen lebte! Bemerkenswerth genug soll es aber in dem vorliegenden Berichte den grundlosen Angriffen gegen Braslien auch an einem recht bezeichnenden Gegenbilde nicht fehlen. Es ist dies die Art und Weise, in welcher das von hier ausgegangene centralamerikanische Kolonisations-Unternehmen besprochen wird. Die Kolonisation in Central-Amerika ist das unter vielen Schmerzen und mit vielen Mühen langgehegte und langgepflegte Liebeskind des Central-Vereins, und es ist eine harte Zumuthung für ihn, gesehen zu sollen, daß die Erziehung desselben nicht eben sonderlich gerathen ist.

(H. Jg. f. d. N. u. R.)

Sachsen. Der Strom der Auswanderung, welcher sich durch Leipzig ergießt, ist noch immer sehr groß. Besonders zahlreiche Auswanderer liefert jetzt Böhmen, und zwar sind es nur Slaven, welche ihr Vaterland verlassen, um sich über dem Meer eine neue Heimath zu gründen.

(Schwab. Mercur.)

Württemberg. Sulz, 1. Nov. Die Auswanderung nimmt auch in unserem Bezirk in erheblichem Grade zu, in Folge der letzten Nachrichten und der vielen Selbstsendungen aus Amerika; doch hört man von Brasilien, die derzeit ein schönes Geld daselbst verdienen; die Absicht auszusprechen, mit dem gesammelten Vermögen später ins Vaterland zurückzukehren, wo das Leben dem Bestenfalls ungleich mehr Bequemlichkeiten biete. So hat erst in den letzten Wochen ein Mann, der vor 8 Jahren ausgewandert, in einen benachbarten Ort 2500 fl. geschickt, um ihm daselbst Haus und Güter anzukaufen; besonders schwierig scheint es in Amerika zu sein, Kapitalien sicher anzulegen,

da die vielen Banken daselbst gar zu oft falliren und das Hypothekenwesen noch ganz im Argen liegt. (Schwäb. Mercur.)

Amerika. New-York, 19. Okt. Die Flüchtlinge bereiten eine große Kundgebung für Gosa vor. In New-York sollen einige derselben ein Meeting gehalten und den Major L. Terzicanowitsch, ehemaligen Adjutanten des Generals Murawiewsk und späteren Kommandanten der französischen Legion in Sizilien, einstimmig dazu aufgefordert haben, eine Freiwilligen-Legion in den Vereinigten Staaten zu bilden, um dem Sultan zu Hülfe zu kommen. — Von Santa Fe wird geschrieben, daß eine Expedition zur Erforschung des Landes, Mr. Aubrey an der Spitze, daselbst am 14. September eingetroffen sei, nachdem sie die Sierra Nevada am 12. Juli beim Tagoß überstritten hatte. Am Colorado und an mehreren andern Punkten hatten sie Gold gefunden. Um die Wunder ihrer Ergebnisse ins gehörige Licht zu bringen, erzählt der „New-Yorker Herald, Aubrey sei mit seinen Gefährten 200 Meilen westlich von Senne mit Indianern handgemein geworden, die ihre Büchsen mit goldenen Kugeln geladen hatten! — Die Sonntag hätte im hiesigen Hafen beinahe einen jähen Tod gefunden. Sie machte beim Besteigen eines Dampfschiffes einen Fehltritt, fiel ins Wasser und schwabte nicht nur in der Gefahr zu ertrinken, sondern auch zwischen Schiff und Landungsbrücke erdrückt zu werden. Ein Nahestehender, der sich ins Wasser stürzte, brachte sie glücklich in Sicherheit.

— New-York, 10. Sept. In New-Orleans hat das gelbe Fieber, das bisher so gräßliche Verheerungen angerichtet, abgenommen, doch starben am 7. d. noch 53 Individuen daran. Dafür war in Mobile die Seuche im Zunehmen begriffen; auch schreibt man uns aus Mexico, daß sie sich im Staate Guerrero gezeigt habe. — Man hat bei Ihnen in Deutschland wohl kaum eine Ahnung von dem furchtbaren Treiben der Schwärmer in den Unions-Staaten. Religionsfreiheit ist Glück und Segen, aber hier übersteigt sie alles Maß und wird dadurch zur Tyrannei. Selten bilden sich in Unzahl und nehmen die wunderlichsten Formen an und nicht selten haben sie wirkliches Unheil im Gefolge. So ist jetzt die Geistesfieber an der Tagesordnung und wird von Schwärmern, Schwindlern und Betrügnern ausgebeutet. Das Tischrücken und Tischlopfen, das, wie ich gelesen habe, auch bis zu Ihnen gelangt ist, hat Ihnen eine kleine Probe davon gegeben. Nach der hiesigen „Medical Gazette“ sind 29 Selbstmorde, 5 Todtschläge und 290 Fälle von Selbstverwundung mit Entschiedenheit als die Wirkungen der seit den letzten Jahren eingerissenen Geistesfieber zu betrachten. Wenn das so fortgeht, wird Uncle Sam sehr bald ernstlich eingreifen müssen, um sich der zunehmenden Verwildertheit zu erwehren. — Die für die Einwanderer aus Europa zur Belehrung geschriebenen Bücher, so groß deren Zahl auch ist, geben über viele der allerwichtigsten Punkte keine oder nur sehr ungenügende Auskunft. Die verschiedenen Staaten der Union werden beschrieben, die Art ihres Bodens, die guten oder schlechten Aussichten für die Ansiedler, die Einrichtungen, die Geseze u. dgl. Aber über das Klima? Das Klima sei in den nördlichen und mittleren Staaten im Allgemeinen gesund und den

Europäern, namentlich denen aus dem Norden, sehr zuzugend. Ist das wahr? Frühling, Sommer, Herbst und Winter treten anders auf als in Deutschland. Einen Frühling haben wir hier, d. h. in den nördlichen Staaten der Union, gar nicht, wenigstens keinen deutschen, angenehmen Frühling. Der Winter ist stürmisch kalt, der Sommer afrikanisch heiß, und unter Stürmen und Regengüssen geht der Winter in den Sommer über; dagegen ist der Herbst ruhiger, stiller, gleichmäßiger, als der deutsche Herbst, und ersetzt einen Theil des mangelnden Frühlingsgenusses. Alles dieses hat auf die Europäer einen sehr nachtheiligen Einfluß, bis sie sich eilmaitern haben. In diesem Jahr besonders hat sich dieser Nachtheil deutlich herausgestellt. In der ersten Hälfte des August hatten wir eine so furchtbare glühende Hitze, daß sie selbst von den Acclimatirten nicht ertragen werden konnte. In jedem Jahre werden im Sommer viele Menschen durch den Sonnenstich dahingerafft; aber diesmal war die Wirkung furchtbar. An den Folgen der Hitze starben hier in New-York am 10. August bei 89° F. (30 1/2° R.) 3 Personen; am 11. bei 89° F. 10 Personen; am 12. bei 89° 20 Personen; am 13. bei 94° 60 Personen; am 14. bei 95° 90 Personen, zusammen also in 5 Tagen 183 Personen, eine Zahl, die eher zu gering, als zu hoch angeschlagen ist, da unsere Coroner (Reichenschafter) an manchen Tagen nicht Zeit genug fanden, die Todten zu bestatten. Die Hitze betrug nach andern Thermometerangaben zuweilen 100° F. — Der ausgiebige Regen, der gleich darauf folgte, setzte diesen plötzlichen Todesfällen einen Damm. Besonders waren es Eingewanderte aus Europa, die der Hitze erlagen. (Medicln. Neugkeiten.)

Anzeigen.

Auf das mit dem 1. October begonnene Abonnement der

Hamburger Zeitung für deutsche Auswanderungs- und Kolonisations-Angelegenheiten,

herausg. von

W. Friedensburg,

wird hiermit eingeladen.

Diese Zeitung verfolgt die Aufgabe, dem Auswanderungswilligen über die verschiedenen Länder, nach welchen die Auswanderung aus Deutschland sich richtet, genaue Auskunft zu ertheilen, so daß derselbe vor Täuschungen bewahrt bleibt und beurtheilen kann, welches Land seinen Wünschen, Absichten, Fähigkeiten und Mitteln am besten entspricht. Der bekannte Name des Redakteurs bürgt für die Tüchtigkeit der Redaktion. Die Zeitung, welche zahlreiche Originalkorrespondenzen bringt, schöpft nur aus zuverlässigen, zum großen Theil ihr allein zu Gebote stehenden Quellen, und wird zuweilen Landkarten als Beilage liefern. Sie erscheint wöchentlich einmal in großem Folioformat.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. In Hamburg von der Expedition, Schauenburgerstraße, 23.

Buchhandlungen wollen ihre Aufträge richten an die Herren Perthes, Besser & Mauke daselbst.

Abonnementpreis: jährlich 2 Thlr. Pr. Crt., halbjährlich 1 Thlr. Pr. Crt., vierteljährlich 18 Sgr. Pr. Crt.

Hamburg, im September 1853.

General-Agentur für Auswanderung.

Auskunft- und Beförderungsbureau nach Nord- und Südamerika und Australien, in der Nähe des Bahnhofes in Zürich (früher in Rapperswyl).



Billige Beförderung von Auswanderern mittelst ausgezeichneten Schiffen erster Klasse über Bremen, Hamburg, Antwerpen und Havre nach

New-York, Boston, New-Orleans, Texas, Australien, Californien und Venezuela; dann, wie bisher, nach den brasilianischen Häfen von Rio Janeiro, Santos, Desferro, San Francisco und Rio Grande (Ausfahrtsgehäfen nach den deutschen Kolonien); außerdem zwei Mal monatlich über Bremen nach New-York mittelst den ausgezeichneten Dampffregatten Hansa und Germania, welche wegen dem billigen Preise und der vorzüglichen Ausstattung die vortheilhafteste Reisegelegenheit bieten. Ebenso können bei demselben Originalbillets der Hudsons-Eisenbahn (Agentur von Rischmüller und Köcher in New-York, welche durch den dortigen Consul dem hohen Bundesrathe empfohlen wurde) zu den nämlichen Preisen, wie in New-York, nach allen Theilen der Vereinigten Staaten bezogen werden, wodurch dem Einwanderer freies Abholen des Gepäcks vom Schiffe und einzig die Möglichkeit sofortiger Abreise gesichert ist; 10 Prozent des Betrages werden hier, das Uebrige in New-York bezahlt. Briefe um nähere Auskunft erbittet man sich franco.

Verlag und Redaktion: G. E. Orosniklaus, Lehrer in der Schöfhalde bei Bern.
Druck der Haller'schen Buchdruckerei in Bern.

B. 2. 1853.

Der Kolonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.

Jahr-Abonnement 6 Fr.
Halbjahr-Abonnement 3 „
Viertelj.-Abonnement 1, 50 C.
Man kann auch jederzeit ins
Abonnement eintreten.

Wer jeweilen die erste Num-
mer nicht refusiert, wird
für das jeweilige nächstfol-
gende Quartal als verchri-
Abonnement betrachtet, und der
„Kolonist“ demselben dann
regelmäßig zugesandt.

Einschickungsgebühr 14 C. die
einspaltige Zeile. Bei
mehrmaliger Wiederholung
trifft eine Preisermäßigung
ein. — Für Abonnemente
und Inserate wendet man
sich portofrei direkt an die
Redaktion.



Der Kolonist erscheint regelmä-
ßig alle Sonntage.
Landkarten und Illustratio-
nen werden von Zeit zu Zeit
als Gratisbeilagen mitgege-
ben.

Wahrheitsgetreue Original-
briefe und belehrende Auf-
sätze über Amerika, sendet
an die Redaktion gesandt,
finden jederzeit unentgeltliche
Aufnahme.

Da der Kolonist aller Politik
fremd, nur den Zweck ver-
folgt, allen schweizerischen
Auswanderern nützlich zu sein,
so bittet die Redaktion um
möglichste Theilnahme zu
vielsätziger Verbreitung. Bei
genügsamer Abonnentenzahl
würde derselbe denn auch
ohne Preisermäßigung wö-
chentlich zweimal erscheinen.

Nr. 47.

Bern, Sonntag den 27. November.

Dritter Jahrgang. 1853.

Die Auswanderungsfrage.

II.

Allgemeine Grundsätze oder Bedinge einer günstigen Auswanderung

sind nach der Erfahrung wohl folgende:

1) Der Uebersättigung und Armuth wird die Auswan-
derung an sich allein nicht merklich abhelfen. Die dadurch entstehenden
Lücken sind nur klein, und werden entweder kaum bemerkt, oder füllen
sich immer wieder. Zur Verhinderung der wachsenden Armuth müßten
neben der Auswanderung noch folgende Maßregeln hinzutreten: an-
dere politische und Erbgesetze, verminderte Fabrikindustrie, Verbot des
Wettels, Abschaffung des Wintens, gänzliche Umänderung der Wohl-
thätigkeit, Vermehrung des Bodenertrages oder der Einfuhr von Nahr-
ungsmitteln, u. s. w. — d. h. jezt mehrtheils unmögliche Sachen.
Dies bloß im Vorbeigehen gesagt, daß man in der Hinsicht nicht über-
spannte Erwartungen von den Auswanderungen hege.

2) Die Auswanderungslustigen dürfen sich keine über spannten
Rechnungen machen; das Jenfeits auf Erde ist nirgends das Pa-
radies. Neue Länder — neue Plagen. Geldsorgen im Anfang, be-
schwerliche Hinreise und Seefahrt; dort das Heimweh zum Wils-
komm, und ein fremdes Volk, fremde Sprache, fremde Geseze, ein
Stück Urwald zur neuen Wohnung und Speisung; Klimafrankheit,
Insektenplage, die Wahl der neuen Ansiedlung bei der allgemeinen,
gänzlichen Unkenntniß und den gewöhnlich erschöpften letzten Geld-
mitteln; Betrüger statt der alten Verwandten zu nächsten Umgebun-
gen — das alles sind Prüfungen auf Leben und Tod; die Unfähigen
gehen oft darin unter. Den Ueberwindern folgt großer Wohlstand
zum Lohn. — In Eines zusammengefaßt kann man sagen, der Ko-
lonist verliert für den Augenblick, aber gewinnt für die Zukunft; er
hat Anfangs mehr, nachher weniger Müß und Arbeit wie hier; er
verliert an gesellschaftlichen Genüssen und an hie gewohnten Lebens-
bequemlichkeiten, aber gewinnt an Vermögen. Endlich der Unter-
nehmende, Fleißige kommt schnell viel höher als hier; der Einsätzige
erhält überall ein mageres Loos; Faulenzer, Kranke, alle die von An-
dern leben wollen oder müssen, in einem Wort, gehen hüllos und
schnell zu Grunde.

Eine gut geleitete, auf richtige Grundsätze aufgebaute Kolonie
mildert aber alle obigen Schroffheiten ungemein, und hat zur Folge,
daß viel mehr von den Auswanderern gedeihen, als wenn sie ihrer Un-
kenntniß überlassen bleiben.

3) Bettler, d. h. Arbeitsuntaugliche, eignen sich nicht und unter
keinen Bedinge zur Vergebung. Die zur Auswanderung geeignete
Klasse, welche dabei am meisten gewinnt, ist diejenige, von der alle

unser Länder jetzt gerade am meisten überlaufen, und die sämmtlich in
die Bettlerklasse übergezogen zu werden droht, wenn ihr nicht geholfen
wird — es sind die armen Arbeitsfähigen und Arbeitslust-
gen, denen es aber an Arbeit fehlt — es ist das Proletariat.

4) Ein wirksames Kolonisations-system muß dieser Klasse das Aus-
wandern ermöglichen. Das wirksame Kolonisations-system zu dem
Ende besteht aber nicht im Zusammenstürzen für sie, in unentgeltlicher
Uebersetzung und Landschenkung. Alle solche Unternehmen sind von
leher verunglückt, und werden stets wieder verunglücken, weil sie bloß
die Faulenzer anziehen, oder aus Arbeitsfähigen solche machen. Das
richtige System ist die Ermöglichung der Auswanderung
durch Vorschuß einerseits, und Abverdienen anderseits. Da-
durch wird die Ausführung im Großen möglich, und werden die Ar-
beitskräfte zum Leben geweckt und darin erhalten.

5) Früher war dieß System auch in Nordamerika eingeführt, und
hörte nur auf, als das Land sich stärker zu bevölkern anfang. Die
Auswanderer dieser Klasse blieben Looskäufer (Redemptioners) und
aus ihnen sind später wohlhabende Farmer geworden. Heute wäre
das Abverdienungs-system dort nicht mehr ausführbar, weil die in
Europa eingegangenen Kontrakte in Nordamerika keine Kraft haben.

Es ist aber noch etwas Wichtigeres zu bemerken:

Der Boden Nordamerika's, wenn auch besser als bei uns, ist doch
nicht so reich, daß er armen Kolonisten die Rückerstattung von Vor-
schüssen in wenig Jahren ohne übermäßige Anstrengung möglich macht.
Das System auf Vorschuß bedingt ungemein reiche, abträgliche — in
einem Wort tropische Länder mit zwei Erndten des Jahres. Es
ist auch in jeder andern Rücksicht blüß, denen die das Vaterland ver-
lassen, zur Kompensation die Länder vorzugsweise anzurathen; die es
an Reichthum, Schönheit und gutem Klima am meist möglichen
übertreffen.

6) Bei der Kolonisation ist aber ferner auf ein möglichst gesundes
Klima zu sehen. Dieses besitzt Nordamerika theilweise wieder nicht in
vorzüglichem Maß. Die Winter sind durchweg sehr kalt und lang,
die Sommer dagegen unerträglich heiß; die schroffen, plötzlichen
Temperaturwechsel finden außerdem zu aller Zeit statt; das großen-
theils aus unermesslichen Flußgebieten und Niederungen bestehende in-
nere Land ist sehr den Fiebern ausgesetzt. Dagegen sind Verdauungs-,
Erkältungs- und Leberkrankheiten durchweg herrschend. In den süd-
lichsten Strichen ist das Klima der schlimmsten tropischen Art. In-
sekten sind in Nord- wie in Südamerika.

Auch die eigentlichen tropischen Zonen erträgt der Europäer, be-
sonders der Arbeiter, nicht.

Aber Südbrasilien ist ein eigenthümliches Bodengebiet, welches

die Vorthelle der gemäßigten und tropischen Klima's zusammen enthält, und von keinem die Nachtheile. Das Land hat diese Eigenschaften dadurch, daß es noch in der heißen Zone liegend, zugleich größtentheils aus Hochgebirgen besteht, wo ewige kühle Bergluft. Die Meeresküste und die Niederungen längs der Flüsse sind zwar da wie überall ungesund und feberisch. Wenn man aber etwas davon ab in den Höhen kolonisiert, in dem sogenannten Tafel- oder terrassenförmigen Land, so hat man ewigen Frühling und tropische Fruchtbarkeit; nach gemeiner Aussage eines der gesündesten, schönsten Länder der Welt.

7) Speziell muß indeß noch einmal darauf gedrungen werden, daß in ganz Amerika alle Niederungen längs des Meeres und der Flüsse zu vermeiden; daß die Kolonisten immer in den höheren Theilen anzulegen, in den Hügeln mit Quellen. Die Berggegenden sind freilich immer etwas weniger fruchtbar als die niederen Ebenen. Allein alles kann man nicht beisammen finden; und Gesundheit vor allem!

8) Eine Kolonie soll indeß immer auf leichten Abzug ihrer Produkte und auf leichten Verkehr mit der civilisirten Welt berechnet sein. Sie soll also nie weit vom Meere oder von schiffbaren Flüssen abliegen. Namentlich soll sie auch in lebhafter Verbindung mit dem eigenen Land bleiben können, daß beide den möglichen Nutzen von einander ziehen. Die Kolonisation in Nordamerika reicht aber bereits so tief in's Innere, man muß dort bereits so weit hinein, um wohlfeil zu kaufen, daß die Kommunikationen von dort sehr kostbar und lange zu werden beginnen. Auch dieses Mißverhältniß findet in Brasilien noch nicht statt. Die dortigen Kolonien liegen noch alle nahe vom Meere, und ein regelmäßiger Dienst von Dampfschiffen unterhält die Verbindung der ganzen Küste. Bereits sollen auch schon Eisenbahnen angelegt werden.

9) Nähere Kolonisationen als nach Amerika wären wohl wünschenswert, insofern sie wohlfeiler, sicherer oder rentabler sind. Alles dieß ist aber von keiner andern Richtung bekannt, oder versucht, oder erwiesen; die wenigsten andern Länder würden nur Einwanderungen gestatten oder ermöglichen. Die einzige Konkurrentin mit Amerika, Ägypten, liefert noch weder Erfahrungen noch Garantien. Der gegenwärtige neue Kolonisationsversuch daselbst in Setif, wo nur Vermögenliche angenommen werden, gereicht der Schweiz zum Schaden statt Nutzen; erzieht ihr Kapitale statt Dürftige.

Ungarn wird öfters als zur Auswanderung besonders passend empfohlen, aber alle Versuche dahin sind bisher mißlungen; die österreichische Regierung hat ihre offizielle Theilnahme dabei verweigert und die deutschen Regierungen warnen vor neuen Versuchen.

Besser als immer neues Leihgeld bezahlen, dürfte daher vor der Hand sein, bei Amerika zu bleiben, wohnen der Weg gebietet, und die Kosten so mäßig, daß alles gerechnet, sie wohl nach keiner andern Gegend, Ägypten nicht ausgenommen, geringer kommen würden.

10) Daß zur Auswanderung Niemand weder bereitet noch gezwungen werden soll, versteht sich ohne weiteres. Jeder hat ein unveräußerliches gleiches Recht auf sein Vaterland. Der ärmern Klasse aber das pro et contra vorzulegen, sie vor eignen und fremden Täuschungen in dem Besuch zu hindern, und welche freiwillig gehen wollen, mit Sachkenntniß auszurüsten, kann immer nur nützen. — Auswanderung ist, wie gesagt, hauptsächlich der ärmern, arbeitenden Klasse mitzuvorsprechen, und hier hauptsächlich den Landbauern, und ganz speziell Neuvermählten, ehe sie Kinder haben. — Handwerker sind schon unsicherer. Die größern Städte ganz Amerika's sind bereits mit solchen angefüllt wie die europäischen; zudem werden dort fast alle Handwerke anders betrieben, und fordern eine neue Lehrzeit. Nach Nordamerika ist es daher selbst nicht rathsam, das Werkzeug mitzunehmen; das meiste solche wird dort billiger erhalten, und ist für den dortigen Gebrauch zweckdienlicher. Nach Brasilien können die Handwerker, was nicht viel Raum nimmt, mitnehmen.

Handwerker, die auswandern wollen, gehen am besten wie die übrigen Kolonisten, anfänglich als Landarbeiter, und sehen sich später erst als Professionisten, je nach Verlangen und Gelegenheit. — Sammtliche Schreiber- und Gelehrtenstände taugen nicht zum Auswandern; Niemand will sie dort stützen wie hier.

11) Auswanderer sollen nie vereinzelt, sondern je zu mehreren Familien oder in Trupps von 10 bis 20, einen Führer an der Spitze, abgehen, um sich auf der Reise und bei der ersten neuen Ansiedlung gegenseitig die Hülfe leisten zu können, die jedem unumgänglich nöthig sein wird. —

12) Man darf unfundiige Leute, wie die meisten Auswanderer sind, nicht ohne Fürsorge für sie sowohl in Beziehung auf die Reise als auf die Wahl der ersten Niederlassung wegzulassen, ohne sie Brekieren und Mißgriffen aller Art Preis zu geben. So sehr es Pflicht der Regierungen und der gebildeten Stände im Ganzen ist, Niemand zum Auswandern zu zwingen, so sehr ist es Pflicht, die einmal dazu Entschlossenen mit dem möglichsten Schutz zu begleiten. Dieser Schutz soll freilich wieder nicht in Zwang oder Bevormundung bestehen; jedoch in umsichtiger Fürsorge, für die sie ansprechen wollen.

a) Bisher mußten sich die Auswanderer zur Expedition an Agenten wenden, die mit Amerika so unbekannt wie sie selbst, ohne höhere Verbindung mit Autoritäten, ohne eigenes Kapital, bloß interessiert waren, Klagen hieselbst zu verhindern, und möglichst viele Köpfe zu spekulieren. Jetzt hat sich aber zum Beispiel eine Agentur im höchsten Sinn von Herrn E. de Paravicini in Zürich gebildet, welcher dem Land zu dienen, und die armen Auswanderer zu leiten und zu schützen vor Allem am Herzen liegt, deren Chef Amerika lange selbst bewohnt hat, dem namentlich Brasilien bekannt ist als vielen Schweizern ihr eigenes Land, der sich auf das Wohlwollen der brasilianischen Behörden stützt; der alle Auswanderer persönlich bis zum Einschiffungshafen begleitet, und dort sie ausschließlich den angesehensten Firmen zur Ueberschiffung, und diesen direkt auf die Schiffe abliefern. Die Auswanderer bezahlen nur einmal in Basel, und werden dann ohne alle weitere Sorge noch Kosten bis an den letzten Bestimmungsort spedirt.

b) Die gewöhnlichen Transportschiffe aller bisher üblichen Seehäfen, namentlich von Havre, von Antwerpen und Liverpool, werden dergestalt mit Menschen überfüllt, daß im Zwischendeck drei und mehr Bettstellen übereinander seien, jede nicht 2 Schuh hoch, in deren jeder bis 5 und mehr Personen hinter einander liegen. Zudem müssen sich die Passagiere selbst verproviantiren und selbst kochen; bei der großen Zahl kommt oft aber die Reihe zu kochen nur alle 2 bis 3 Tage an die gleichen wieder. Man denke sich bei Unweerter und bei allgemeiner Seerkrankheit nun die Folgen solcher Schiffsvorsorgung. Die Hamburger- und Bremer-Schiffe, deren sich die obige Agentur ausschließlich bedient, stehen unter strenger polizeilicher Aufsicht, dürfen nicht zu viele Passagiere mitnehmen, und geben, was überall bedingt sein sollte, die Nahrung, im Preis inbegriffen, und zwar eine gute, genügende Nahrung. Wenn sie auf den bestimmten Tag nicht abfeuern, treten auch von demselben an die Passagiere auf ihre Kosten im Logis und Nahrung.

c) In den überseeischen Häfen angekommen, müssen nach der alten Einrichtung die Auswanderer von neuem die weite Landreise einwärts affordiren, und die fürchterlichen Mißbräuche, welche besonders in New-York dabei vorkommen, wo so viele Ankommende ausgeplündert, zu Bettlern gemacht, oder jedenfalls immer betrogen und überfordert werden, sind endlich allgemein bekannt und aufgedeckt. Und wohnen affordiren nun die Auswanderer weiter; wohnen müssen sie sich nun zunächst zur neuen Ansiedlung wenden? Wahrlich die meisten wissen es nicht; sie gehen die einen den andern nach, auf's Gerathwohl, auf's Suchen.

Die neue Agentur spedirt wie gesagt, direkt bis an Ort und Stelle, wenn man es verlangt. Vollendet ist diese neue Expedition zwar erst nach Brasilien; aus dem Grund, weil man dieß Land und dessen Kolonisationsystem für ärmere Auswanderer als das entsprechende erkennt. Allein es ist für arme unfundiige Auswanderer, wenn sie nicht vor der Ankunft zu Grund gehen sollen, durchaus nothwendig, sie direkt an jeden neuen Ort der Ansiedlung zu spekulieren.

d) Zum Schutz der Auswanderer in der neuen Welt, wenn ihnen die Reisefortrakke nicht gehalten werden, oder die Einheimischen sie mißbrauchen, oder die Landesbehörden ihnen nicht Recht halten wollen, wäre durchaus die Aufstellung von mehreren Konsuln nöthig. In Ermangelung derselben haben sich zum Schutz der Einwanderer in Nordamerika jetzt freie Gesellschaften aufgestellt, an deren Agenten sich die in Verlegenheit kommenden, Schutz bedürftigen Auswanderer wenden können. Es wird speziell die „deutsche Gesellschaft“ empfohlen, welche ihre sammtlichen Dienste gratis leistet. Bei der Landung jedes Transportschiffes kommt ein Agent dieser Gesellschaft den Auswanderern meist schon entgegen, und bietet ihnen Hülfe an.

e) Den unfundiigen, geldlofen Auswanderern müssen zur Niederlassung bestimmte Kolonien angewiesen werden, wo sie sich ohne

lange zu suchen, gleich niederlassen können, und mit den ersten Nothwendigkeiten versorgt werden. Wenige oder keine haben die nöthigen Kenntnisse oder das nöthige blinde Glück, die geeigneten Stellen selbst und ohne Suchen zu treffen. In Nordamerika ist jeder Auswanderer sich überlassen; hat er dort nicht Bekannte, so weiß er nicht wo sich hinwenden; und auch wenn er deren hat, weiß er gewöhnlich noch längere Zeit zu seiner Wahl sich zu entscheiden. In Brasilien sind die geeigneten Stellen zu Kolonien bereits ausgeschieden; Niederlassungen auf ihnen angefangen; und auf allen wird den neuen Ansiedlern sofort eine provisorische Wohnung, und es werden ihnen Sämereien, Werkzeuge, Vieh, Nahrung, auf einigen selbst wo nöthig Geld — kurz aller erste Bedarf wird ihnen auf Rechnung vorgeschossen.

f) Im Weiteren bestehen in Brasilien für arme Auswanderer zwei Kolonisationsysteme: nach dem einen erhält der Kolonist auch so gleich Land zu Eigenthum — auf Vorschuss und gegen späteres Abverdienen; aber sein Besitz ist wieder nur Urwald oder ungebauten Land; zur ersten Erndte für seine Nahrung kommt er hier freilich schon nach 4 Monaten; aber zu finanziellem Abtrag bringt er sein Grundstück doch erst nach 3 bis 4 Jahren. Hier werden für Unbemittelte die Vorschüsse zu groß. Nach dem andern System wird der arme Kolonist nicht gleich zum Landbesitzer; er tritt in's Dienstverhältnis, bis er sich das nöthige Geld zu Anschaffung von Land erworben hat, und lernt zugleich in der Zeit die Landesverhältnisse besser kennen, um nachher weniger Mißgriffen ausgesetzt zu sein, wenn er sich auf eigene Rechnung setzt. — In Nordamerika tagt öfters die Kolonisten nach allgemeinem Gebrauch. In Brasilien bieten ihnen eine zusammengetretene Zahl großer Grundbesitzer im gleichen Zweck Pächterstellen auf ihren Gütern an. Die betreffenden Pflanzungen sind größtentheils Kaffee; die Arbeit so leicht, daß von den zehn- jährigen Kindern an alle gleich verdienen; die Verträge überlassen um den laufenden Preis die Hälfte Ertrag den Pächtern, und lauten gewöhnlich auf 4 Jahre. Diese Pachtungen sollen so abträglich sein, daß sie jährlich 1000 bis 2000 Fr. eintragen. Daneben haben die Pächter freie Wohnungen, Land genug zu ihrem Privatbedarf, und erhalten auf Vorschuss ebenfalls Lebensmittel und übrige Nothwendigkeiten, bis sie alles selbst angeschafft haben.

Die Proletarier-Übersiedelung nach Brasilien.

Ein Votum von Dr. Krug.

Campana, Prov. San Paulo, 28. Juni 1853.

Daß man in Deutschland noch immer fortfährt, Brasilien ohne alle Sachkenntnis zu verküßern, ist in der That ein starkes Stück; denn ich kann dreist versichern, daß ich noch keinen arbeitsamen deutschen Land- oder Handwerksmann gefunden habe, welcher nach einem Aufenthalte von einigen Jahren noch den Wunsch hegte hätte, wieder nach Deutschland zurückzukehren. Das hüßliche Kolonisationswesen ist allerdings noch nicht vollkommen und wohl noch mancher Verbesserung fähig; aber man muß bedenken, daß aller Anfang schwer und mangelhaft ist und mit der Zeit verbessert werden kann. Trotz aller dieser Schwierigkeiten und Mängel aber ist dennoch (das kann man sich behaupten) das Loos des unbemittelten deutschen Landmannes hier viel, viel besser, als das in seinem Vaterlande. Und daß es besser sein muß, kann man, ohne viel Scharfsinn zu besitzen, mit wenigen Worten, wie folgt, beweisen:

Frage: Welches ist der wahre Grund der zunehmenden Verderblichkeit und des daraus hervorgehenden Elendes in Deutschland?

Antwort: Die Uebersiedelung, d. h. das Mißverhältnis des haushälterischen Landes zur Zahl der Ausbauer, die hierauf gegründete übermäßige Industrie, übermäßige Anzahl der Handwerker, Angestellten, Gelehrten etc., wodurch Einer dem Andern von Jahr zu Jahr mehr im Wege steht und an eine sorgenfreie Existenz nicht zu denken ist.

Deshalb ist es eine gebieterische Nothwendigkeit, daß ein Theil der überflüssigen Bevölkerung auswandere, damit es den Zurückbleibenden besser gehe, und auch ihnen eine frohere Zukunft werde. Jeder, welcher nicht ein Vermögen besitzt, das ihn gegen die gewöhnlichen Wechselfälle des Glückes schützen kann, thut daher besser, den Wanderstab zu ergreifen; denn in der Regel wird er, nachdem die ersten Lehrjahre vorüber sind, einer frohlicheren Zukunft entgegenblicken, als

in seinem Vaterlande. Dieß gilt aber noch weit mehr von den ganz Mittellosen, die, wenn man ihnen die Pfennige zur Auswanderung vorschleibt, sich ja nicht befinnen, sondern gleich auswandern sollten, weil es ihnen schlechter als zu Hause niemals gehen kann; im Gegentheil können sie nur ihr Loos verbessern. Der einzige Staat, welcher, meines Wissens, Vorschüsse für fremde Einwanderung bietet, ist Brasilien; und deshalb wird die Kolonisation forschreiten und zunehmen, trotz aller Verläumdungen, welche Unwissenheit und Bosheit dagegen vorbringen. Im Allgemeinen sind die Kolonisten hier in den beiden ersten Jahren öfters nicht sehr zufrieden, was aber Folge ihrer Unkenntnis der Verhältnisse und des Mißtrauens ist, welches sie von Europa herüber bringen. Ganz anders gestaltet sich aber die Sache, nachdem sie einige Jahre hier gelebt haben, um welche Zeit, wenn sie sonst selbst gewesen, ihre Schulden abverdient sind, das Zutrauen bei ihnen eingekehrt ist und sie an das hiesige Leben sich gewöhnt haben, das manche Abweichung von dem europäischen darbietet. Meiner Meinung nach sind die Vortheile, welche sich dem deutschen Landbauer-Proletarier hier darbieten, so groß, daß die Kolonisation vorschreiten wird, es möge dagegen geschrieben werden, was da wolle. Se vertrauensvoller, ruhiger, friedlicher und arbeitsamer der Kolonist ist, desto rascher wird sich seine Zukunft glänzlich gestalten. Im Ganzen habe ich gefunden, daß sich die Pächter besser hier befinden, als die Hülfsknecht, weil sie lenksamer und zutraulicher sind, während die letztern häufig sehr unlenksam und harthörig sind, und deshalb anfänglich manche unangenehme Erfahrung machen müssen. Alle miteinander aber kommen früher oder später zurecht, und Viele sehen mit der Zeit klar ein, welch' große Gef. sie gewesen sind.

Schließlich halte ich es für meine Pflicht, noch zwei Punkte zu erwähnen. Es darf sich erstens Niemand einbilden, schon in den ersten Jahren sich hier ganz behaglich zu fühlen; denn es geht dem Menschen wie der Pflanze: wenn er auf fremden Boden kommt, so trauert er zuerst. Zweitens darf sich Niemand einbilden, daß die Brasilianer aus reiner Philantropie Ansiedler hieher kommen lassen. Wenn sie welche kommen lassen, so geschieht es deshalb, damit sie ihnen durch ihre Arbeit nützlich werden sollen. Da aber nach dem bestehenden Systeme der Vortheil des Gutsherrn Hand in Hand mit dem der Kolonisten geht, so sehe ich nicht ein, daß man den Egoismus der Brasilianer antasten kann, zumal bei uns in Deutschland auch Niemand etwas umsonst gibt, und noch weniger als hier in Brasilien, wo man, Gott sei Dank! noch nicht so nöthig hat, ein Pfennigfuchser zu sein, wie dort. (Allg. Ausw. Ztg.)

Ueber künstliche Erschwerung der Auswanderung.

Es stehen, wird uns berichtet, gemeinsame Schritte der deutschen Regierungen zur künstlichen Erschwerung der Auswanderung in Aussicht. Welche Maßregeln es sind, die zu diesem Zwecke in Vorschlag gebracht werden, wissen wir noch nicht; aber es seien, welche es immer seien, wir müssen uns schon von vornherein gegen ihre Tendenz erklären. Man muß der Auswanderung ihre Motive nehmen und die Quellen abgraben, aus denen sie hervorgeht; das allein ist ein segensreiches Thun; aber die Ursachen beseitigen lassen und doch zugleich die Wirkungen verhindern wollen, kann im besten Fall nur dazu führen, ein Uebel durch ein anderes und vielleicht größeres zu ersetzen.

Jedenfalls wird man zugeben müssen, ist die Auswanderung der Gegenwart nichts bloß Willkürliches. Man man den verlockenden Einfluß der Auswanderungsagenten noch so hoch anschlagen, immer bleibt genug übrig, was auf andere Motive zurückgeführt werden muß. Von ein paar Hunderten lassen sich als solche vielleicht Abentheurerlust, Veränderungssucht u. s. w. annehmen, — von den Hunderttausenden, die jetzt jährlich aus der Heimath fortziehen, gewiß nicht. So weit greifende Erscheinungen haben vielmehr immer auch weit greifende allgemeine Ursachen, und indem man jene gewaltsam verhin- dert an den Tag zu treten, beseitigt man keinesweges diese.

Man gehört seinem Vaterlande nicht dadurch an, daß man auf seinem Boden einhergeht, daß man in ihm ist und trinkt, wohnt, schläft u. s. w. Man gehört seinem Vaterlande vor Allem durch die geistige Hingabe an dasselbe, durch den Willen an. Dieser ist das Band, was das Individuum und die nationale Gesellschaft an ein- ander bindet; und nur so miteinander verbunden bilden die verschie-

denen Individuen den geistigen Organismus und die stilkche Einheit: Volk. Nur so mit einander verbunden geben die verschiedenen Individuen diesem Organismus und dieser Einheit jene Lebensfähigkeit und Kraft, welche die Bedingungen ihres Gedeihens sind. Ein Volk und ein Staat sind in der That mehr als ein bloßes Agglomerat von atomistisch auseinanderfallenden Individuen, oder ein Volk und ein Staat, die nicht mehr als dieses sind, sind bloße Scheineristenzen, deren Lüge der erste Zufall im Bruch aller Verhältnisse zur Erscheinung bringen muß. Nicht sowohl die Zahl der Bevölkerung, als vielmehr ihr geistiger Zusammenhalt ist es daher, worauf wahre Regierungsweltlichkeit vornehmlich ihr Augenmerk zu richten hat.

Dem gegenüber sehe man zu, was man thut, wenn man unvermögend den Willen der Auswanderung zu beseligen, nur die Ausföhrung desselben verbietet. Der Wille der Auswanderung ist der Wille der Trennung vom Vaterlande. Indem man also die so Woltenben gewaltsam in der Heimath zurückhält, hält man mitten im Organismus des heimlichen Lebens von ihm ausgeschleudert und nicht wieder mit ihm verwachsene anorganische Bestandtheile zurück, um in jedem derselben seinen inneren Zusammenhalt zu durchlöchern. Dazu kommt, daß alter Erfahrung gemäß, verbotene Früchte am süßesten schmecken. Die durch die Erschwerung der Auswanderung unerreichtbar gewordene Fremde erscheint nur in desto lodenderer Gestalt; die Sehnsucht nach ihr wird um so drängender und die Entfremdung von einem Vaterlande, das seinen Angehörigen das selbst zu bieten nicht vermag, was es im Auslande zu finden sie verhindert, um so größer. Ja noch mehr, es ist nur zu gewiß, solche Entfremdung hat auch ihr Anstößendes, und der angethane Zwang nährt die Anstößung. Ueberdies müssen selbst solche, welchen Auswanderungsgelüste am fernsten stehen, Auszug durch eine Maßnahme werden, in welcher das Vaterland ganz eigentlich nur ein es selber verdächtigendes Zeugniß von sich ablegt. Oder was ist denn zuletzt eine künstliche Erschwerung der Auswanderung Anderes, als eben ein Bekenntniß der Furcht und das ausdrückliche Eingeständniß des Unvermögens, die Heimath sich selber durch sich selber zu erhalten?!

Es liegt also klar genug am Tage, was auf diesem Wege künstlicher Repression zu erreichen steht. Auf der einen Seite vielleicht, wenn die zu treffenden Maßnahmen wirksam genug sind, die Konservirung der Menschenzahl und daß wir nicht abschülich verkleinern, der vorhandenen Kapitalien der Heimath — dafür aber auf der andern Seite gewiß die Durchlöcherung des moralischen Zusammenhalts, die Schwächung des geistigen Organismus und der Bruch der innern lebendigen Einheit des Vaterlandes!

Nun wohl, die Auswanderung mag ein noch so großes Uebel sein; und scheint die Gefahr einer Veseitigung um solchen Preis eine bei weitem größere.

(Hamb. Ztg.)

Verschiedenes.

Eidgenossenschaft. Die schweizerische Bundeskanzlei hat an die Staatskanzleien der Kantone ein Kreisschreiben gerichtet, worin sie auf einige Uebelstände hinsichtlich der Korrespondenzen nach überseelischen Ländern, welche durch Vermittlung des Bundesrathes geschehen, aufmerksam macht. Die Lit. Kantonsregierungen, sagt sie nämlich, sind häufig im Falle, im Namen von Gemeinden oder Privaten größere und kleinere Aktenstücke, wie Vollmachten, Rechnungen von Vormundschaftsbehörden, Berichte u. durch Vermittlung des Bundesrathes an die im Auslande befindlichen Agenten der Eidgenossenschaft (Geschäftsträger und Konsuln) gelangen zu lassen. In der Regel sind diese Plecen auf Stempelpapier in Folioformat niedergeschrieben, was bei der Dittelbigkeit des Papiers das Porto ungemein erhöht. Nun ist aber diese Formalität, zumal in den überseelischen Ländern, ohne alle Bedeutung, weil daselbst nicht darauf gesehen wird, ob ein Aktenstück mit einem schweizerischen Stempel versehen sei, sondern jedes andere Dokument volle Beweiskraft besitzt, wenn es nur mit der Legation der Staatskanzlei, der Bundeskanzlei und — in gewissen Fällen, wie Erbschafts- und Forderungssachen — mit derjenigen des

betreffenden diplomatischen oder Handelsagenten versehen ist. Nach der Verordnung vom 22. Januar 1849, haben die Impetranten die bisherigen Auslagen für Porti u. zu bestreiten, daher im Interesse derselben künftig derartige Aktenstücke nur auf seinem Postpapier ausgestellt werden sollten, wodurch die Kosten wesentlich ermäßigt würden.

Bremerhaven, 4. Nov. Nach zuverlässig eingezogenen Nachrichten sind im Laufe der letzten Wochen, vermuthlich in Folge der für diese Jahreszeit ungewöhnlichen Witterung, mehrere Erkrankungen unter den Auswanderern vorgekommen, welche den Charakter der Cholera an sich zu tragen schienen. Indessen sind sofort von den Behörden alle möglichen Maßregeln zur Verpflegung der Kranken und zwar zur ärztlichen Hilfe getroffen. Auch sind nach den neuesten sicheren Nachrichten in den letzten Tagen nur einige wenige neue Erkrankungen erfolgt, und darf man nach allen Umständen, besonders bei dem eingetretenen fühlern Weiter, eine baldige gänzliche Veseitigung dieses Krankheitszustandes mit Grund erwarten.

Amerika. Man schreibt vom 21. Oktober, daß das Feuer fortwähre die Wälder und Moräste der Umgegend eines Bezirks des Staates Michigan zu verheeren. Stündlich kommen die Bewohner, denen die Feuerbrunst ihre Wohnungen zerstört, in der Stadt an. Ein leichter Regen, welcher aber zu schwach war, um etwas zu bewirken, war gefallen, und die Witterung wurde wieder gut.

— Beinahe alle Seeschiffe, die in New-York mit Auswanderern landeten, hatten während der Ueberfahrt Cholerafälle gehabt; von 7701 Auswanderern, welche seit dem 9. September bis 21. Oktober auf 22 Schiffen ankamen, waren 359 gestorben. Die von Havre abgegangenen Seeschiffe hatten am wenigsten Tode aufzuweisen. Die „Jülich“ mit 338 Passagieren hatte 2 verloren; der „Rhein“ mit 566 Passagieren 24; der „Hanse-Duque“ mit 367 Passagieren 5; und die „London“ mit 229 Passagieren hatte 2 verloren; während der „Mlagana“, welcher von Liverpool abhing allein 38; der „Winchester“, ebenfalls von Liverpool ab, mit 473, verlor 79; der „Marmion“ mit 473 Passagieren 34, und endlich der „Charles-Sprague“ ab Bremen verlor von 286 allein 45 Passagiere.

— Der Dampfer „Northern-Light“ kam den 25. mit Verichten aus Kalifornien vom 1. Oktober nach New-York und hatte 1,500,000 Dollar Goldstaub an Bord.

— Die Geschäfte in San-Franzisco in Kalifornien waren lau und die Preise zu Gunsten der Käufer.

— Eine Zerstörung des elektrischen Telegraphen-Drahtes, welche diese Nachrichten über Norfolk nach Kanaba brachte, hat die Ueberbringung weiterer Nachrichten verhindert.

— U. W. H. West, Schiffsbauer in New-York, erhielt vom Kaiser Nikolaus für die russische Marine Auftrag zu einem Kriegsschiffe von 100 Kanonen, welches eine doppelte Schraubenmaschine von 500 Pferdekraft erhalten soll.

— Im September. In Kalifornien wird jetzt bekanntlich ein Kampf auf Leben und Tod zwischen den Weißen und Rothhäuten geführt. Die Alta Kalifornia schildert ein solches Treffen mit den Indianern. Es fand im Rogue River Valley (im Spitzbüchsen-Thale; ein bezichnender Name für eine kalifornische Gegend!) Statt und 5 Bürger von Jacksonville verloren in demselben ihr Leben, während 5 andere schwere Wunden davon trugen. Am 16. August verließ eine Gesellschaft von 22 Mann, geführt vom Leutnant Cla, jene Stadt, um die Indianer unter dem Befehle des Häuptlings Sam zu „jagen.“ Schon am folgenden Tage, am 17., stieß sie auf jenen Häuptling und seinen ganzen Stamm, der 150 streitbare Männer zählte. Leutnant Cla hielt es nicht für gerathen, mit einer solchen Uebermacht sich einzulassen, sondern bestellte aus Jacksonville Verstärkung und zog etwas auf die Seite. Die Indianer aber fielen bei Nacht über das kleine Lager her, erschossen beim ersten Feuern zwei Männer und verwundeten zwei. In großer Verwirrung flohen die Weißen, welche Pferde, Sättel und Bagage in Eile ließen; doch sammelten sie sich bei einem Gehölze, wo sie Halt machten und einen zweiten Angriff der Rothhäute glücklich abschlugen. Doch wurde derselbe mit großer Wuth von Seiten der letztern erneuert und sicher würde das kleine Häuflein erlegen sein, wenn nicht Mittags gegen 2 Uhr die schnellst erwartete Verstärkung erschienen wäre und die Indianer, welche 6 Tode und mehrere Verwundete hatten, zum Rückzug bewogen hätte. Unter den Todten aus Seiten der weißen Männer war auch ein Deutscher, Namens Strodtg, unter den Verwundeten war der tapfere Leutnant Cla die Hand, und einem Hamburger, genannt der „dicke John“, die Hälfte durchschossen. Die Gefallenen wurden mit militärischen Ehren begraben. Die Indianerjagd wurde indeß trotz dieser Verluste nicht aufgegeben. Die Weißen schlugen auf dem Schlachtfelde ein Lager auf und erwarteten Lebensmittel, nach deren Eintreffen sie den Feind verfolgen wollten.

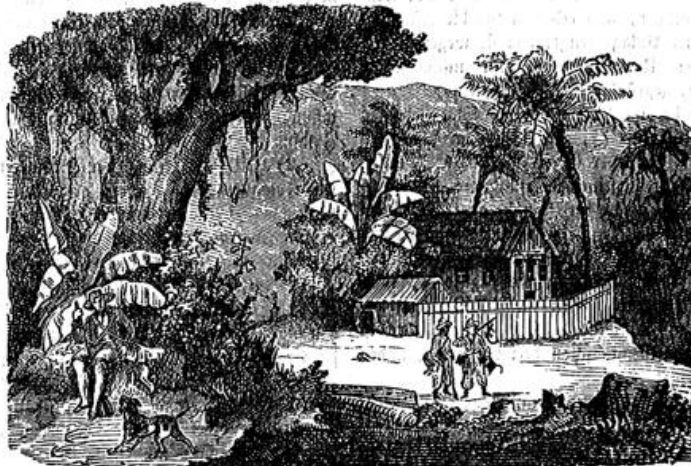
Der Kolonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.

Jahres-Abonnement 6 Fr.
Halbjahres-Abonnement 3 „
Vierteljahrs-Abonnement 1, 50 G.
Man kann auch jederzeit ins
Abonnement eintreten.

Wer Jeweilen die erste Nummer nicht resubskribiert, wird für das Jeweilen nächstfolgende Quartal als verhehl. Abonnent betrachtet, und der „Kolonist“ demselben dann regelmäßig eingesandt.

Einschickungsgebühr 14 G. die einseitige Zeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein. — Für Abonnemente und Inserate wendet man sich portofrei direkt an die Redaktion.



Der Kolonist erscheint regelmäßig alle Sonntage Landkarten und Illustrationen werden von Zeit zu Zeit als Gratisbeilagen mitgegeben.

Wahrheitsgetreue Originalbriefe und belehrende Aufsätze über Amerika, Franko- an die Redaktion gesandt finden jederzeit unentgeltlich Aufnahme.

Da der Kolonist aller Posten fremd, nur den Zweck verfolgt, allen schweizerischen Auswanderern nützlich zu sein, so bittet die Redaktion um mögliche Theilnahme zu vielfältiger Verbreitung. Bei genügsamer Abonnentenanzahl würde derselbe denn auch ohne Preisermäßigung wöchentlich zweimal erscheinen.

Nr. 48.

Bern, Sonntag den 4. Dezember.

Dritter Jahrgang. 1853.

Die Auswanderungsfrage.

III.

Nach Nord- oder Südamerika.

1) In Nordamerika nehmen nach allen Berichten die Deutschen nicht die ihnen gebührende sociale Stellung ein; sie sind gering angesehen; sie werden in aller Concurrenz zurückgesetzt. Das anglo-amerikanische Element allein herrscht und soll herrschen. — In Brasilien, wo vor Kurzem alle Fremden sehr angesehen wurden, ist jetzt die Sehnsucht nach europäischem Zuzug erwacht, und der Brasilianer wünscht namentlich ausschliessend Portugiesen und Deutsche zuzuziehen. Fast man den Moment auf, so kann das deutsche Element in Südamerika leicht möglich in Kurzem den Vorrang gewinnen, den das englische in Nordamerika behauptet.

2) Die Auswanderer nach Nordamerika sind sich selbst überlassen; allen Betrügeren der Speculation auf der Reise anheimfallend, ohne Sachkenntnis ihre neue Heimath auszuwählen, in Urwald ohne Obdach und Nahrung hingestellt, sich solche von Anfang zu schaffen; sie kommen in ein Land, das tropische Sommer und russische Winter hat, und das auf ungeheure Anstrengung hin doch nur europäische Produkte und Ergiebigkeit hat; in ein Land mit allen südlichen Nöthen; endlich in's Innerste eines Continents, bereits sehr weit von aller jegigen Civilisation ab. — Die Vortheile Nordamerikas sind dagegen, dass alle ersten Schwierigkeiten der Auswanderung dahin gebrochen; dass Einzelne und Massen die Ginen den Andern überallhin nachfolgen können, und Jeder weiss, was er erwarten kann; dass es ein Freistaat vollkommen freier Bewegung ist; dass bewundernswürdige Communication alle Theile des Landes verbindet, und von allenthalben Ausfluss gestattet; dass Handel und Industrie im Parallele mit dem wehrangebauten Land fortgeschreiten; dass alles Kapital sich beschleunigen dort schnell verillibert und schnell umzuwechseln lässt.

3) Brasilien ist dagegen ein Land erst in der Kindheit; erst noch zu schaffen, zu füllen, zu pflanzen, ehe es verwerthet werden kann. Der Kolonist kommt bald zu einem Leben im Ueberflusse, aber er kann das Erworbene nicht so bald in Circulation setzen; sein Kapital steigt nicht so schnell. Indessen, wenn eine große, civilisirte Zuwanderung eintritt, kann es Nordamerika in Allem schnell nachfolgen, ja es überflügeln. Brasilien ist das gesündere, das reichere und das schönere Land; die Landarbeit ist weit leichter und der Abtrag dabei weit größer; die Verfassung ist nahezu so frei wie die nordamerikanische, und dieser nachgeformt, nur dass der Präsident hier Kaiser heißt und nicht wechselt.

4) In Brasilien, wie in Nordamerika, kann man allenthalben

von der Regierung und von Privaten kleinere und große, bebauete und noch unbebaute Güter kaufen, deren Besitz so sicher wie in irgend einem Lande ist, wenn man die gesetzlichen Formalitäten beobachtet und nicht blind hinein springt, sondern Sachkundige zu Rathe zieht, wie dies allenthalben sein muß. In allen Stufen des Besitzes ist der Boden, neben dem, daß er tropischer Fruchtbarkeit, auch ungemein wohlfeiler als in Nordamerika. In der Nähe der Städte sind die Güter, wie überall, am parcellirtesten und angebautesten. Eine mittlere Größe der Privatgüter im Innern ist etwa eine Viertelquadratkunde, davon aber meistens erst ein kleiner Theil bebaut ist. Der Auswanderer hat die Wahl, entweder in eine zusammenhängende, fremde, deutsche Kolonie zu gehen, und daselbst ein Loos zu kaufen; oder für sich selbst oder in Gesellschaft mit Andern sich direkt Land zu erwerben. Der letztere Modus fordert aber schon Kapital und eignet sich besser für die Folgezeit als für den ersten Antritt. Auch Vermögenliche sollen es sich zur Regel machen, ein Land erst kennen zu lernen, ehe sie sich daselbst ankaufen. Für alle Neuankommenden ist Eintritt bei Andern in Verding das Empfehlenswertheste.

5) Man nimmt die Transportkosten nach Brasilien allgemein viel höher an, als die nach Nordamerika. Hier folgen die durchschnittlichen gegenwärtigen Taxen: Die Expedition nach den betreffenden Häfen Südamerikas kostet von Basel aus, die Verköstigung auf der ganzen Reise inbegriffen, für jede Person über acht Jahre alt, 300 bis 320 Francs; die Reise von Basel bis New-York, Verköstigung inbegriffen, 170 bis 215 Francs; hierzu kommen für die Weiterreise von New-York in's Innere circa 50 Francs; bleiben, gegen die Reise nach Brasilien gehalten, freilich circa 60 bis 80 Francs Ueberschuß. Allein bis man von den Centralstädten des Innern aus nun endlich noch seine Bekannten, oder einen ersten Aufenthalt und Verdienst, oder gar den festen, neuen Niederlassungspunkt gefunden, gehen in der Regel nicht nur wieder 60 bis 80 Francs darauf, sondern es ist Erfahrungssache, daß so Viele unter der Zeit dieses Hin- und Herbühens bis auf den letzten mitgebrachten Heller einbüßen. — Mit Rücksicht wird wahrscheinlich auch die brasilianische Regierung die Ueberfahrtskosten der Kinder unter acht Jahren ganz und für die Erwachsenen die Differenz auf der Ueberfahrt nach Nordamerika übernehmen.

Zeigle brasilianisch-deutsche Kolonien.

Die in Brasilien durch ihr gesundes Klima und Tafelland sich besonders zur Kolonisation eignenden Provinzen sind die südlichen, bereits gemäßigter heißen, und dergleichen von S. Paulo Sta. Katharina und Rio Grande da Sul. Hier bestehen nun bereits eine ziemliche Zahl deutsche Ansiedlungen, worunter folgende die empfehlenswerthesten sind:

Sta. Cruz, in der Nähe der Provinzhauptstadt Port Alegre; unternommen durch die Regierung der Provinz Rio Grande, geleitet durch ihren Bevollmächtigten Kleudgen, der in Hamburg residirt, bestehend seit vier Jahren und etwa 500 Köpfe zählend. Die Kolonisten werden sogleich freie Landbesitzer, und erhalten für die erste Zeit Vorschüsse. Für das Gute dieser Anlage zeugt, daß sie wegen Uebersättigung einer frühern ähnlichen Unternehmung, der nunmehrigen bedeutenden Stadt S. Leopoldo, gegründet werden mußte.

Donna Francisca, nahe am Meer von der Stadt gleichen Namens, in der Provinz Sta. Katharina, gegründet vom hamburgischen Kolonisationsverein, dessen Vorsteher Christ. Matthias Schröder, abgetreten vom Prinz Joinville von seinen empfangenen Gutsbesitzungen, noch nicht drei Jahre alt und bereits nahe an 1000 Seelen zählend. Auch hier werden die Kolonisten sofort Landelgenthümer und im Anfang mit dem Nöthigen versorgt, — auf Vorschuß oder lausweise, müssen aber mit Waldroben anfangen; die Lage des Hauptortes, Joinville oder Schrödersort, erscheint zu niedrig und nahe am Meer gewählt, um gesund sein zu können. Das Innere aber ist gesundes Hügel land, und die Urbearbeitung schon drei bis vier Stunden in's Geblirge vorgebrungen.

Blumenau, nahe südlich von Donna Francisca; im Innern; gesund, sehr fruchtbar, mehrtheils noch Urwald.

Superaguy, nahe von Francisca, nördlich in der Provinz Sta. Katharina. Die beiden letztern Niederlassungen sind auf das gleiche Prinzip, wie die vorigen, von zwei Privatunternehmern angelegt, und zwar erstere von einem Deutschen gleichen Namens, der sowohl nach seinen Schriften über Brasilien, als nach vorliegenden Zeugnissen ein sachkundiger und redlicher Mann, kein Abenteuerer, ist; letztere von Perret-Gentil, dem frühern schweizerischen Generalkonsul in Rio Janeiro; letztere Niederlassung hat den Vortheil, daß sie zum Theil aus bereits kultivirtem Land besteht. Beide Niederlassungen sind noch weniger alt als Francisca, und zählen kaum 100 Seelen jede. Von Privatunternehmern, also mit schwächern Kräften und Mitteln gegründet und gehalten, gedelhen Blumenau, wie Superaguy, nur langsam; in beiden Kolonien bedarf es auch eines Kapitals, um aufgenommen werden zu können.

Die Kolonien Verguetto's und anderer großer Gutsbesitzer in der Provinz S. Paulo, wo die Kolonisten als Pächter eintreten, dem Schein nach die wenigst glänzenden; wenn sie halten, was sie versprechen, aber die empfehlenswertheften für alle Kolonisten, die kein oder nur wenig Geld haben. Sind ihre vierjährigen Pachtcontracte abgelaufen, und während derselben ihre wenigen erhaltenen Vorschüsse geistigt, so sind sie nachher frei, zu gehen, wo sie wollen, und können sich, nachdem sie zu Kapital und Sachkenntniß gelangt, selbst ankaufen, wo sie wollen.

Ihre Pachten sollen so einträglich sein, daß sie aus dem Ueberschuß in wenig Jahren die ganzen Ueberfahrtskosten rückzahlen können; im Falle also Gemeinden solche an ihre Arme ganz oder theilweise vorschleusen wollen, können sie sie im Laufe von einigen Jahren rückvergütet bekommen; die Gutsbesitzer verpflichten sich zur Inhabung und sichern Zusendung der betreffenden jährlichen Raten. Mit einem und demselben Kapital kann solcher Weise eine blühende Gemeinde alle vier Jahre immer wieder neue Arme versenden.

Alles dieses mag noch wie ein Märchen klingen; diese Pachten dauern erst von wenig Jahren, und der Belege sind erst wenige, die Wichtigkeit der Sache thatsächlich zu beweisen. Ein Factum ist jedoch bereits dieses, daß die 67 bettelarmen Hesse-Familien, die im Jahre 1847 als die ersten auf Vorschüsse nach jenen Kolonien gelangten, dort als Pächter nicht bloß ihre Schulden schnell tilgten, sondern zu solchem Wohlstande kamen, daß seither 30 Familien weiter gezogen sind, und bedeutende Ländereien angekauft haben.

Das Auswanderungssystem auf Vorschüsse und Abverbienen ist jedenfalls das einzige, nach welchem man den Armen, ohne das Land an Geldmitteln zu erschöpfen, in Masse forthelfen und ihnen jenseits Wohlstand sichern kann.

Anwendungen gegen die Kolonien Verguetto und Comp.

1) Man sagt, die Einwanderer werden da nicht besser als weiße Sklaven gehalten, gerathen in die unbeschränkte Abhängigkeit von ihren Herren; wenn diese ihnen ihren Antheil an der Ernte nicht zahlen wollen, können sie sich nicht Recht verschaffen, und im geringsten Falle lassen sie ihre Herren zulebend nicht wieder aus dem

Schuldverhältniß und den Vorschüssen heraus. Hierauf ist zu antworten:

1) Nach vielen Briefen dortiger Kolonisten, die sich immer mehr, ist es nicht so, sondern findet eher das Gegentheil statt; die Kolonisten sprechen mit Abneigung von ihren verlassenen Verhältnissen, rühmen durchgehends ihre Herren, und sagen aus, sie thun immer mehr als sie versprochen haben. Der frühere schweizerische Consul und der Viceconsul in Rio, Herren Perret-Gentil und Gulger, welche diese Niederlassungen besucht, bezeugen ebenfalls in offiziellen Schreiben den guten Zustand der Pächter.

2) Mit Abschaffung der Sklaverei ist für Brasilien der Zuzug von Kolonisten Lebensbedingung geworden, ohne das allmählig alle Pflanzungen wieder eingehen müßten. Würde man die Einwanderer nun schlecht empfangen und schlecht behandeln, es wäre bereits allgemein bekannt, Niemand ginge mehr; die Brasilianer würden sich selbst strafen. Weit davon entfernt, sind Aller Augen, vom Kaiser an, ununterbrochen auf die neuen Kolonien gerichtet; man begünstigt, man schützt sie durch Specialgesetze. Bereits bestehen auch schon Privatgesellschaften in Brasilien zum Schutz der Einwanderung.

3) Nach einem neuen Regierungsbeschuß soll der Inhalt der Haltpart-Contracte gesetzlich festgestellt, in Einen Modus fixirt und die Haltung überwacht und den Kolonisten garantirt werden.

4) Darf man sich die höhern brasilianischen Stände nicht so zurück in der Civilisation denken; die großen Städte unterscheiden sich bereits kaum von den europäischen; vom ersten Gutsbesitzer, der auf dieses neue System kam, ist der eine Sohn in Hofstyl erzogen, der andere in preussischem Dienste gebildet. Auch hebt in Brasilien die weiße Farbe schon in den vornehmern Ständen; die Pächter werden nicht als gemeine Leute behandelt; sie speisen selbst öfters an des Herrn Tafel. Beträglich und unsicher ist die brasilianische Bevölkerung freilich im Allgemeinen, aber das ist auch die nordamerikanische, und dabei ist der Brasilianer gutmüthiger.

5) Man wendet ein, es sei erniedrigend für freie Arbeiter, neben Sklaven zu arbeiten. Dies geschieht nirgends; beide werden nicht bloß gesondert, sondern versehen verschiedene Geschäfte. Die Arbeit zwischen beiden ergibt sich schon daraus, daß die Kolonisten nicht Tagelöhner, sondern Pächter sind. Und wo solche Pächter sind, werden die Sklaven ferner nur zu Anlage neuer Pflanzungen und zur Zubereitung der geernteten Produkte zum Handel verwendet, d. h., zum Besten der Pächter, wie der Eigenthümer. Uebrigens, wenn man die Sklaven in Brasilien vorwenden will, warum übergeht man die gleiche Einwendung in Nordamerika? Noch mehr. Sind die Armen in Europa so große Herren? Ist es erniedrigender, in Amerika Pächter oder Arbeiter zu sein, als in Europa; erniedrigender, um einen großen Lohn zu dienen, bei dem man reich wird, als um einen so kleinen, daß man weder leben noch sterben kann? Haben es nicht unsere Fabrikarbeiter insbesondere schlechter als die meisten Sklaven? Sollen die Armen, welche wir hier von den Häusern jagen; in Brasilien der Kaiser empfangen und jedem eine Villa mit allem Luxus anbieten, damit unsere Philantropen mit ihrem Schicksal einverstanden seien? Unsere eigenen Armen sind vernünftiger; arme oder vielmehr sehr wohlhabende Kolonisten bei Verguetto schreiben, die Europäer hätten die Liebe zu ihnen im Herzen gehabt, aber ihre feigen Herren hätten sie in den Händen.

6) Eine gewichtiger Schwierigkeit ist, wie gegenseitig die Contracte gehalten werden. Es scheint öfters vorzukommen, daß die Pächter das übergebene Land nicht bearbeiten, ihre Vorschüsse nicht zurückzahlen, und sich einem unordenlichen Leben, besonders der Wöllerei, ergeben. Dann mahnten die Gutsbesitzer erst die Pächter, nachher ließen sie das Versäumte auf letzterer Kosten nachholen; endlich, wenn Alles nichts nützte, schickten sie die Fautenzer weg. Und selbst, heißt es, halten sie überhaupt die Kolonisten strenger und lassen sie nicht leicht von ihrer Aufsicht los.

7) Auf einigen in der Provinz Rio Janeiro gelegenen Gütern soll große Sterblichkeit unter den Kolonisten entstanden sein. Dies beweist aber nichts gegen die Gutsbesitzer, sondern daß die Kolonisten hier, wie überall, nur in gesunde Lagen dürfen. Auch müssen sie hier und überhaupt in Brasilien nirgends während unseres Winters ankommen, welches dort die Sommer- oder Regen- und die ungesundeste Zeit ist, sondern am besten vom März bis September.

Die nächste Zeit wird die eigentliche Wahrheit an Tag bringen.

Man bedenke, daß alle diese Kolonien erst wenige Jahre dauern; sie haben also noch keine feste Gestalt gewonnen. Werden sie irgend zunehmen, so ist aber mit Gewißheit voraus zu rechnen, wie es diesen Präponderenzen an Masse, an Kräften und an Intelligenz ergehen wird; das deutsche Element wird in Brasilien ein Gewicht erlangen, wie in Nordamerika das englische.

Verschiedenes.

Preußen. Dem „Schwäbischen Merkur“ wird aus Berlin geschrieben: „Dem Umstand, daß unsere Regierung mit der Abberufung des Grafen Oriolla aus Rio Janeiro die preussische Gesandtschaft in Brasilien ganz aufhebt und das dortige Gesandtschaftspersonal demnächst zurückziehen läßt, ist eine größere Bedeutung beizulegen. An sich freilich ist ein preussischer Gesandter in Rio überflüssig und ein Generalconsul vollkommen ausreichend; man würde, indessen von hiesiger Seite die Ausgabe für eine ständige Legation, welche die brasilianische Regierung sich ausdrücklich erbat, nicht gescheut haben, wenn letztere es sich irgend hätte angelegen sein lassen, den vollkommen begründeten Beschwerden Preußens abzuheften. Der schmachvolle Mißbrauch, Auswanderer herbeizuloden, wurde nach wie vor fortgesetzt, und die durch unsere Gesandtschaft gemachten Vorstellungen, das Loos der wegen Insubordination aufgelösten und zur schrecklichsten Kerkerstrafe verurtheilten deutschen Legion einzigermaßen zu erleichtern, blieben ohne alle Wirkung. Der deutsche, durch seine Menschenfreundlichkeit ausgezeichnete, Hr. Callemont, der sich der armen Verurtheilten aufs Rühmlichste annahm, berichtet, daß keiner derselben seine Strafbest übersehen werde, wenn nicht Gnade die Kerkerthüren öffnete.“ Man sieht hieraus, daß die preussische Regierung für den Berliner-Centralverein Partei nimmt. Dieser Verein, der bis jetzt mit seiner projektirten Colonisation Central-Amerika's so glänzend Hiasco gemacht hat, glaubte von jeher, seinen Zweck am ehesten durch Herabsetzung anderer Colonisationsunternehmungen zu erreichen. Namentlich waren die Halbpant-Kolonien der brasilianischen Gutsbesitzer Gegenstand seines Neides und seiner Verfolgung. Trotz aller Anstrengungen des Berliner-Centralvereins und der dieselben unterstützenden Demonstration der preussischen Regierung werden aber wahrscheinlich nach wie vor auch preussische Proletarier es vorziehen, in Brasilien ihr sicheres, sorgenfreies Brod zu suchen, statt in den noch ungebahnten Urwäldern Costa Rica's Mühseligkeiten aller Art, Seuchen und Hunger entgegenzugehen. Wenn da überhaupt von Auswandererverlockung die Rede sein kann, so ist der Berliner-Centralverein der Lockvogel; die brasilianischen Gutsbesitzer haben solche Mandover nicht nötig, was sattem daraus hervorgeht, daß immer eine ungleich größere Zahl von Anmeldungen für deren Kolonien gemacht werden, als angenommen werden können. — Was das Schicksal der deutschen Legion betrifft, so verweisen wir darüber unsere Leser auf die interessante Schrift: „Die deutsche Legion im kaiserlich brasilianischen Dienste. Marburg, 1853,“ von einem höhern Offizier dieses Corps geschrieben, aus der man ein solches Bild von derselben schöpft, daß es einen viel weniger Wunder nimmt, daß die brasilianische Regierung einen Theil dieser Legion, mit welcher verächtlichen ein päpstliches Fremdenregiment aus lauter Engeln zu bestehen scheint, eingestreckt, als daß sie es nicht wenigstens decimirt hat.

An die Redaktion des „Kolonten“ in Bern.

Bern, den 26. November 1853.

Die Redaktion des „Kolonten“ wird hiermit nach Mitgabe des §. 13 des bernischen Pressgesetzes aufgefordert, den bellegenden Prospektus für die Einwanderung nach Montevideo, in der Republik Uruguay, so wie auch die hierauf bezügliche, von der Direktion der Justiz und Polizei des Kantons Bern bewilligte Publikation, in ihre nächste Nummer aufzunehmen, wodurch dem Herrn Einsender, resp. Konfurrenten, auf die in der Nr. 37 u. ff. enthaltenen Einsendungen in der Hauptsache am besten entgegnet wird. Im Speziellen dann finde ich mich nicht bemüßigt, auf jene Einsendungen gegenwärtig ein Mehreres zu erwiedern, indem es nicht meine Sache ist, mich in Zeitungen herum zu balgen. Ich behalte mir jedoch vor, später darauf zurück zu kommen, wenn ich neuerdings angegriffen werden sollte.

Mit Hochachtung!

Joh. Baumgartner.

Centralgesellschaft für die Auswanderung

Montevideo, La Plata und den Provinzen der argentinischen Republik Uruguay.

(Unter dem Schutze der Regierung.)

Die Centralgesellschaft für Auswanderung bietet denjenigen Auswanderungs-Familien, welche gesonnen sind, sich nach Montevideo zu begeben, um sich in den schönen Provinzen Uruguay's niederzulassen, sehr große Vortheile dar, welche sie, unter so günstigen Bedingungen vereinigt, in keiner andern Gegend Amerika's antreffen können.

Dieselbe ist ermächtigt, über eine schöne Konzeßion von ungefähr zweitausend Hektaren baubares Land, in einem der fruchtbarsten Kantone gelegen, zu Gunsten von fünfzig, aus guten und fleißigen Ackerleuten bestehenden Familien zu verfügen, und deren gleichmäßige Vertheilung unter dieselben vorzunehmen.

Jede aus drei oder vier Gliedern wenigstens bestehende und mit guten Zeugnissen versehene Auswanderer-Familie kann versichert sein, wenn sie mit der Gesellschaft oder deren bevollmächtigten Agenten unterhandelt, sogleich vor ihrer Abreise aus Europa und mit allen Garantien und authentischen Titeln folgende Gegenstände zu besitzen:

1) Eine zu ewigem Eigenthum abgetretene Konzeßion von ungefähr vierzig Hektaren guten und baubaren Landes für jede Familie (was einen Flächenraum von ungefähr 115 bis 120 Magdenburger Aekern ausmacht), nahe bei einem von einer Landstraße durchschnittenen Dorfe, höchstens fünf Stunden von einem Seehafen und vierzig Stunden von der Hauptstadt Montevideo gelegen.

2) Die authentische Verpflichtung des Spezialverwalters, welcher von der Regierung beauftragt ist, die regelmäßige Besichtigung durch die Familien bei ihrer Ankunft auf dem Gute zu bewerkstelligen:

- a) für alle ihre Bedürfnisse und ihre Nahrung während den ersten sechs Monaten ihrer Niederlassung zu sorgen;
- b) ihnen zwei Ochsen für die Arbeit, zwei Milch Kühe, Schafe und alle nothwendigen Sämereien und Ackerbaugeräthe vorzuschicken, gegen die einfache Verpflichtung ihrerseits, dieselben in vier Jahren von dem Ertrag des Gutes zurück zu zahlen.

3) Die Garantie von der Befreiung der Personsteuer, sowie von der Bezahlung der Eingangsgebühren für alle Sämereien, Geschirre, Werkzeuge und zum Gebrauch dienende Mobiliargegenstände.

4) Die Gesellschaft hat außerdem alle Maßregeln getroffen, um den Auswanderern jegliche Verlegenheit und unvorhergesehene Kosten zu ersparen; sie hat alles vorbereitet, um sie im Ein- und Ausseilungshafen zu empfangen und unter den günstigsten Bedingungen bis an den Ort ihrer Bestimmung zu befördern, woselbst sie versichert sein können, wie in einer zweiten Familie aufgenommen zu werden.

Der Hafen von Montevideo ist heute einer der wichtigsten Amerika's und die ihn umgebenden Provinzen befinden sich im blühdendsten Zustande; es findet daselbst ein beträchtlicher Handel statt, welcher den guten Absatz der Produkte des Ackerbaues sichert.

Die Wilde eines guten gemäßigten Klima's, nebst der wohlbekannten gefunden Lage des Landes, wo niemals irgend eine epidemische Krankheit den Fremden bedroht, sowie die unvergleichliche Fruchtbarkeit des Bodens, der nach allen Seiten von mächtigen Strömen bewässert wird, haben aus diesen Staaten das gesündeste und eine der schönsten Länder der Welt gemacht.

Der Reichtum des Bodens ist so groß, daß jeder thätige Ackerbauer leicht eine beträchtliche Anzahl Vieh halten und jährlich wenigstens zwei Ernten machen kann. Außerdem liefert das Getreide so ergiebige Produkte und von einer so trefflichen Qualität, daß man dergleichen selbst in den fruchtbarsten und best angebauten Ländern nicht zu finden vermag.

Neben diesen Elementen der Wohlfahrt und einer guten Erziehung gewährleisteten die Gesetze der Republik dem Einwanderer und den Kolonten alle mit der Unverletzlichkeit der Person, des Eigenthums und der Wohnung verknüpften Rechte, sowie die vollständigste Industrie, Religions- und Denkfreiheit.

Dem europäischen Auswanderer, der sich in dieses gastfreundliche Land begiebt, ist eine glückliche Existenz gesichert; er tritt in den Besitz eines schönen Gutes, und mit seiner Arbeit ist er gewiß, in diesem Lande alle Hilfsmittel anzutreffen, um es zu bewirtschaften und

seine Familie zu bereichern, da er überall von der wohlthätigen Mitwirkung der Behörde, sowie von den Agenten und allen Korrespondenten der Gesellschaft unterstützt wird.

Bedingungen und Formalitäten zur Anmeldung.

1) Um die Konzeßion von circa vierzig Quadrat guten urbanen Landes als wahres Eigenthum zu erhalten, und aller der von der Gesellschaft angebotenen und versicherten Vortheile theilhaftig zu werden, hat jeder Auswanderer oder jedes Familienhaupt, das mit der Gesellschaft unterhandelt wird, für alle Kosten vom Augenblick der Einschiffung an bis zur Ankunft an dem Orte ihrer Bestimmung, mit Inbegriff der Ueberfahrt und der Nahrung, einzig und allein folgende Summe zu bezahlen, nämlich:

Fr. 360 für jede erwachsene Person;

180 für jedes Kind;

die Kinder unter drei Jahren, wenn sich deren vorfinden, bezahlen für die Seefahrt nichts.

Es werden außerdem franco als Gepäc an Bord genommen 100 Kilogramm oder 200 Pf. für jede erwachsene Person und 50 Kilogr. für jedes bezahlende Kind. Der Ueberrest des Gepäc oder aller andern Gegenstände und Utensilien wird als Ballast genommen zu Fr. 60 und 10% von tausend Kilogrammen, was im Augenblick der Einladung zu bezahlen ist.

Ueber die Kosten der Landreise vom Wohnort oder von Basel aus bis zum Einschiffungshafen, mit oder ohne Verköstigung bis zur erfolgten Einschiffung, haben sich die Auswanderer mit dem Agenten Herrn Joh. Baumgartner zu verständigen und werden diese Kosten zu obbezeichneten Summen gerechnet, wofür aber noch ein besonderer Reisevertrag ausgestellt wird.

2) Die regelmäßigen Abfahrten nach Montevideo werden im Laufe des nächstfolgenden Monats Oktober an zum Voraus bestimmten Tagen stattfinden, und müssen die Auswanderer sich im Einschiffungshafen bereits eingefunden haben.

Das prächtige neue Schiff „Ernest et Augusto“, von 500 Tonnen, macht schon seine letzten Zurüstungen, um die ersten Auswanderer aufzunehmen.

3) Jeder Auswanderer oder jedes Familienhaupt, das unter diesen Bedingungen nach Montevideo auswandern will, soll sein Begehren portofrei an die Direktion der Gesellschaft zu Paris einreichen, oder es deren Agenten zur Weiterbeförderung zustellen.

4) Das Begehren muß enthalten:

- Das Alter, die Namen und Vornamen des Auswanderers, sowie die Angabe seines gegenwärtigen Wohnorts;
- Das Alter, die Namen und Vornamen seiner Frau;
- Das Alter, die Vornamen und das Geschlecht jedes seiner Kinder, mit der Angabe der Zahl derer, welche er mitnehmen will;
- Den Zeitpunkt, auf welchen er sich verpflichtet, zur Ab-

reise bereit zu sein und die für jeden erforderlichen Summen zu hinterlegen.

5) In Antwort auf dieses Begehren und sobald seine Annahme entschieden ist, wird ihm ein Exemplar des vor dem Generalkonsul der Republik Uruguay zu Paris abgeschlossenen und legalisirten Vertrags zugesandt, welcher die Konzeßion für den Auswanderer und seine Familie der 40 Hektaren guten urbanen Landes als unantastbares Eigenthum gewährleistet, sowie die Verpflichtung, während den ersten sechs Monaten der Niederlassung für alle Bedürfnisse und die Nahrung der Familie zu sorgen, die Vorschüsse von zwei Ochsen, zwei Milchkühen, Schmereien, Ackerbaugeräthen, und alle anderen von der Gesellschaft angebotenen Vortheile. Dieser Vertrag soll von dem Auswanderer in Gegenwart von zwei gültigen Zeugen oder dem Vorgesetzten seiner Gemeinde oder eines Notars unterzeichnet werden.

6) Nach der Unterzeichnung und Annahme des Vertrags hat der Auswanderer oder das Familienhaupt den Betrag der übereingekommenen und in Artikel 1 festgesetzten Summe, in Betreff welcher er die Reiseverpflichtung eingehen will, bei dem Banquier der Gesellschaft zu Paris oder bei dessen Korrespondenten gegen einen doppelt auszufertigenden speziellen Empfangschein zu hinterlegen.

7) Sobald das Geld auf diese Weise hinterlegt worden ist, soll der Auswanderer sogleich portofrei folgende Schriften der Direktion zu Paris oder durch Vermittlung ihres Agenten zuschicken:

- Das Exemplar des von ihm unterzeichneten und gehörig beglaubigten Vertrages;
- Eines der Doppel des Empfangscheins für die bei dem Banquier gezahlte Einlage.

Dagegen wird ihm sogleich zugesandt:

- Das Doppel des offiziellen Vertrages, gehörig legalisirt und mit der Unterschrift des Generalkonsuls der Regierung versehen;
- Der Einschiffungssafford für den Zeitpunkt, auf welchen der Auswanderer sich mit seiner Familie nach dem Hafen begeben soll, der ihm bezeichnet werden wird.
- Der Einschiffungsschein wird die Nummer des Plazes an Bord, sowie die näheren Umstände über die tägliche Nahrung enthalten. Im Augenblick, wo das Schiff betreten wird, soll unter den Auswanderern von jeder Serie von zwanzig Personen ein Delegirter gewählt werden, der den Auftrag hat, mit dem Kapitän die regelmäßige Vertheilung der Lebensmittel zu leiten und deren Qualität zu untersuchen, sowie über die Vollziehung des Schiffsreglements zu wachen, da die Gesellschaft will, daß die Auswanderer immer auf die schädlichste Weise behandelt und unterhalten werden.

Auswanderungslustige Familien der Schweiz, welche sich dieser Kolonie anschließen gesonnen sind, haben sich unverzüglich bei dem für die ganze Schweiz bevollmächtigten Hauptagenten Herrn Joh. Baumgartner, Gerechtigkeitsgasse, Nr. 98 in Bern, patentirter Auswanderungsagent, zu melden.

Die Anmeldung muß bald möglichst geschehen, indem einwillen nur 50 Familien angenommen und konzeßionirt werden können.

Paris und Bern im August 1853.



Für Auswanderer.



Der Unterzeichnete übernimmt den Transport und die ganze Verköstigung von Basel über Paris nach Montevideo, Haupt- und Hafenstadt der Republik Uruguay in Süd-Amerika, bis an den Ort der Bestimmung um den Preis von Fr. 420 neue Währung für erwachsene Personen, und für Kinder in entsprechendem Verhältnisse.

Ferner erhält jede Familie, die aus wenigstens drei Personen besteht, zufolge amtlicher Erklärung des Generalkonsuls von Uruguay in Paris, noch überdies **unentgeltlich** von der durch die dortige Landesregierung autorisirten Gesellschaft ein in einem gesunden Klima liegendes Landgut von circa 100 Schweizerjucharten urbanisirten, fruchtbaren und kulturfähigen Landes als wahres und freies Eigenthum, wo, für ihr von dem in Paris residirenden Generalkonsul noch vor Abschließung des Reisevertrags ein authentischer Eigenthumsbrief eingehändigt wird.

Ferner werden solchen Familien noch 2 Zugochsen, 2 Milchkühe, Ackergeräthe, Schmereien, **vorschussweise**, und die Lebensmittel für die ersten sechs Ansiedlungsmonate **unentgeltlich** geliefert.

Obbezeichnete Schenkung wird nur an 50 Familien verabreicht, und wer sich denselben anschließen will, oder nähere Auskunft wünscht, wende sich sofort in frankirten Briefen an

Joh. Baumgartner, patentirter Auswanderungsagent, Gerechtigkeitsgasse Nr. 98 in Bern.

Auf Einsicht der Originalerklärung des General-Konsuls von Uruguay, in Paris, zur Publikation bewilligt,

Der Direktor der Justiz und Polizei des Kantons Bern:

Bühler.

Der Kolonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.

Jahr-Abonnement 6 Fr.
Halbjahr-Abonnement 3 „
Vierteljahr-Abonnement 1, 50 G.
Man kann auch jederzeit ins
Abonnement eintreten.

Wer jeweilen die erste Nummer nicht resubscribiert, wird für das jeweilige nächste Quartale Quartal als verfallen, Abonnement betrachte, und der „Kolonist“ demselben dann regelmäßig eingefandt.

Einrückungsgebühr 14 G. die einspaltige Zeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein. — Für Abonnemente und Inserate wendet man sich portofrei direct an die Redaktion.



Der Kolonist erscheint regelmäßig alle Sonntage. Landkarten und Illustrationen werden von Zeit zu Zeit als Beilagen mitgegeben.

Wahrheitsgetreue Originalbriefe und belehrende Aufsätze über Amerika, franko an die Redaktion gesandt, finden jederzeit unentgeltlich Aufnahme.

Da der Kolonist aller Posten fremd, nur den Zweck verfolgt, allen schweizerischen Auswanderern nützlich zu sein, so bittet die Redaktion um möglichste Theilnahme zu vielfältiger Verbreitung. Bei genügender Abonnentenzahl würde derselbe denn auch ohne Preisverhöhung wesentlich zweimal erscheinen.

Nr. 49.

Bern, Sonntag den 11. Dezember.

Dritter Jahrgang. 1853.

Die Auswanderungsfrage.

IV.

Resultate.

1) Ehe Auswanderungslustige einen festen Entschluß fassen, sollen sie sich mit sachverständigen und zugleich im Auswanderungswesen unbetheiligten Personen berathen.

2) In Europa und in Amerika habe man sich vor allen unbekannten Rathgebern und Agenten, weil Speculanten überall eine Masse solcher unterhalten und aussenden, denen es nur darum zu thun ist, die armen Leute um ihr Geld zu prellen.

3) Ärmere Auswanderer affordieren am besten von der Heimath bis an den Ort ihrer Bestimmung in Einer Summe, Verköstigung inbegriffen. Und den mindesten Preisereis angesetzt, am sichersten versorgt schenken sie gegenwärtig auf dem Weg über Hamburg und Bremen.

4) Im Seehafen muß das baare Geld in transatlantische Münzen oder Wechsel umgesetzt werden; man hüte sich vor unbekannten Geldwechslern, und wende sich nur an solche Häuser, dahin man adressirt wird. Auf der Seereise wird die Vaarschaft am sichersten dem Kapitan anvertraut — doch nur auf der bezeichneten Route über Hamburg und Bremen. In Brasilien wird größere Vaarschaft am besten in den Staatspapieren angelegt, und für kleinere Ersparnisse sind auf mehreren der dortigen Kolonien bereits Sparkassen.

5) Von Gepäc hat der Kolonist mitzunehmen: alle seine persönliche und Hauswäsche, viele Kleider und viele Schuhe. Von Handwerkszeug ist oben schon geredet. Die Passagiere müssen ferner auf der See selbst sorgen für Bett, Eßkel, Messer, Gabel, Eß-, Trink- und Waschgesehirr; erhalten dies aber so unglaublich billig (für einige Franken), daß sie nur das kleine Hausgeräth mitzunehmen am besten thun. Nach Brasilien werden noch mit angerathen von den kleinen eisernen Dosen, in denen man kochen kann. Endlich nehme man alle möglichen Saamen mit. Aber kein Ackergeräth noch Mobilien, noch Waaren, jedoch erstere nach Brasilien.

6) Von Papieren nehme man mit: einen Auswanderungsproß, einen Heimathschein und ein legalisirtes Zeugniß guter Aufführung.

7) Die Auswanderer nach Nordamerika beilehen sich mit Erlernung der englischen, die Auswanderer nach Brasilien mit Erlernung der portugiesischen Sprache.

8) In der neuen Heimath angekommen, überlebe man sich nie mit Konstant auf, sondern trete erst, — auch die Vermöglichen — in irgend welche Konditionen.

9) Obwohl die brasilianische Kolonisation erst im Keim ist, so liegen bereits der Zeugnisse genugsam vor, um sie im Vertrauen forsagen zu können. Die brasilianische Verfassung, die Institutionen der brasilianischen Konsuln in Deutschland, die Zeugnisse der schweizerischen Konsuln, die bekannte Richtigkeit der Hamburger Unternehmer und Speiditoren, die Berichte bekannter, glaubwürdiger Privatpersonen als Augenzeugen, endlich Kollektiv- und Privatzeugnisse dorthin Ausgewanderte bereits zu hunderten — alles spricht meist nur günstig über Brasilien. Zugleich wäre aber sehr wünschenswerth, daß der Bundesrath seinen Konsuln in Brasilien zur Pflicht auflegte, die Kolonien, namentlich die der Quäbessiger, persönlich und alljährlich in Augenschein zu nehmen, und darüber zu rapportieren.

10) Vermöglichere Kolonisten mögen sich dort in den Kolonien Donna Francisca oder St. Cruz oder Blumenau ankaufen; alle ärmern aber thun am besten, zu Anfang als Pächter zu Quäbessigern zu gehen. In der Folge werden ihnen diese entweder Land verkaufen, indem ihre Güter zu groß sind, um bei höherer Kultur unvertheilt zu bleiben. Oder eine Anzahl Pächter werden, nachdem sie zu Kräften gekommen, gemeinschaftlich ein Gut ankaufen, und unter sich theilen. Manche werden Pächter bleiben — kurz, jeder wird machen wie er will, und je nachdem die Verhältnisse sich weiter gestalten.

11) Die Kolonisation auf Pacht und Vorschüsse der Privatgutsbesitzer halte ich, wenn sie einmal geregelt und sicher sein wird, für diejenige, welche bei der geringsten Gefahr und Unmuße die größten Vortheile für die Kolonisten, und mit der Zeit die großartigste Entwicklung haben könnte.

Das beste System wäre allerdings, wenn neben den Garantien für das Emporkommen der Auswanderer auch solche Bedingungen gestellt würden, welche den Gemeinden die Aufgabe, sich ihrer Armen zu entledigen, erleichtern würde, indem die Kolonisten dräben die ihnen gemachten Vorschüsse wieder abverdienen und zurückzahlen müßten. Aus den Rückzahlungen der Vorschüsse würde ein Kapital entstehen, welches die Expedition immer mehr Auswanderern möglich machen würde, ohne die Gemeinden mehr zu belassen.

Schon mehrere schweizerische Gemeinden haben Leute mit Rückzahlungsverträgen sowohl nach der Kolonie Donna Francisca, wo das System des sofortigen Landvertrags gilt, als nach den Kolonien auf Halbpacht bei den Quäbessigern geschickt. In nächster Zeit werden wir wissen, ob solche Verträge gehalten werden oder nicht. Jedenfalls haben die Gemeinden, welche mit oft nicht unbedeutenden Opfern diese Bahn gebrochen haben, dem Vaterlande einen großen Dienst erwiesen; denn sie haben die großen Fragen entschieden, ob man auf

Rückzahlungen zählen soll und welches Kolonisationsystem, die Halbpacht oder der sofortige Länderewerb den Kolonisten leichter gestattet, Ersparnisse zu machen, und den Vorzug gegeben werden soll.

Für Auswanderungslustige.

(Aus dem Toggenburger Voten.)

Dem uns imitgetheilten Schreiben eines jungen Toggenburger aus Amerika entnehmen wir folgende gute Rätze an Auswanderungslustige:

Ist der Entschluß zur Auswanderung einmal fest gefaßt, so gebe man sich auch noch die gehörige Zeit, seine Anordnungen zur Reise zweckmäßig und vollständig treffen zu können, und stürme nicht in blindem Drange und fieberhafter Aufregung von Hause weg; sondern ordne alles und reise mit ruhiger und nüchterner Ueberlegung. Zu seinem Glücke oder Unglücke kommt jeder noch frühe genug, aber gewiß schneller zum Letztern, wenn er in den Tag hinein vorwärts stürmt, sowie gewiß eher zum Erstern, wenn er in allem mit Vorsicht, welche Entschlossenheit nicht ausschließt, zu Werke geht. Die mehr als 500 Millionen Acres Land, die noch den sie bebauenden Händen entgegenstehen, werden nicht von heute auf morgen verkauft und besetzt. Weßhalb denn so stürmen? das mag in hundert Jahren noch nicht möglich sein. Man verkaufe zuerst seine unbeweglichen Besitzungen, lasse alle seine ausstehenden Gelder ein, und dann verkaufe man erst alle seine übrigen Güter, die man nicht mitzunehmen gedenkt. Ist dieß geschehen, so sende man sein Gepäck mit der ordinären Fuhr nach Havre und behalte per Kopf höchstens 30 Pfund davon zurück. Einen Monat später kann man dem Gepäck nachreisen und trifft es dann sicher in Havre an. Diesen Monat verwende man zur Nachfrage über die Abfahrtsstage von Schiffen, zur Umwechslung seiner Münzen in französisches Geld, zum allfälligen Ankauf von Wechseln und zur Beforgung seines Reisepasses. Vor dem Tage, an welchem das Gepäck in Havre ankommen soll und den der Expeditor desselben schon bezeichnen wird, sollte man nicht von Hause abreisen, sonst legt man sich der Gefahr aus, in Havre auf sein Gepäck warten zu müssen. Es ist besser, das Gepäck warte, und wenn es auch 8—14 Tage warten muß; das hat nichts zu sagen und kostet sehr wenig Lagergeld.

„Was soll man mitnehmen? Nichts, als möglichst viel Geld? antwortete mir einst ein amerikanischer Farmer auf diese Frage. Und er mag in vielen Beziehungen Recht haben; denn wer mit viel Gepäck reist, reist stets als hinkender Bote. Auch ist in Amerika alles zu haben, und wenn auch manches wohl etwas theurer ist, so ist es anderseits auch nicht gesagt, daß man sich alsbald wieder alles das anschaffen muß, was man zurückgelassen hat. Oft wäre dieß sogar unflug und schädlich, und während uns viel Gepäck manchmal an der freien Bewegung hindert, hindert uns der Besitz in Geld in nichts und legt uns keine Fesseln an. — Schon mancher hat sein Mißgeschick mit seinem Gepäck mitgenommen. Wer daher nicht zum Voraus schon einer festen Niederlassung bei Geschwistern oder Verwandten sicher ist, der nehme doch nur das Allernothwendigste mit. Der Handwerker, besonders der Schreiner und Zimmermann, nehme seine leichtern Werkzeuge mit. — Viele lassen sich noch etwa kleinere Hemden machen, während die reichsten Farmer, schon des Klimas wegen, nur baumwollene Hemden tragen. Gegen die Abnahme von unversarbeiteter oder scheinbar verarbeiteter Leinwand habe ich nichts einzuwenden, man hat sie in vielen Lagen des Lebens nöthig und sie ist theurer in Amerika. Von den Kleidern lasse man die baumwollenen zurück und nehme die wollenen mit. Mit solchen Schuhen und Stiefeln von gutem Leder versehen man sich auf mehrere Jahre. Bauern können auch mehrere Paare starker Pelzhandschuhe mitnehmen, die ihnen im Winter beim Holzen gute Dienste leisten werden. Vor allem aber versehen sich Jedermann mit flanellenen Leibchen und West, der wie Männer sollen solche schon dort anziehen und, auch wenn sie im Sommer reisen, nie mehr ablegen. Flanel ist sehr theuer in Amerika, und man thut deshalb gut, solche im Vorrath mitzunehmen. Die schnellen und häufigen Temperaturwechsel in Nordamerika erfordern gebieterisch das Tragen von Wolle auf bloßem Leibe, und die Nichtbeachtung dieser Nothwendigkeit hat schon Tausenden von Einwanderern das Leben gekostet. — Zu sagen: Nehmt Eure Büchse mit,

oder laßt sie zurück! ist beides gleich unnütz. Wie könnte sich der Schweizer von ihr trennen! Wer aber nicht schon eine hat, also kein Schuß ist, und hat nicht sobald Aussicht, ein etwas behaglicheres Farmerleben führen zu können, der schaffe sich auch keine an. Pistolen sind höchst überflüssig, und Dolche noch überflüssiger als bei uns, wenn dieß möglich wäre. — Ich habe nichts dagegen, wenn man Beilen mitnehmen will, sofern man schon bestimmt weiß, wo und wie man sich niederlassen will.“ (Schluß folgt.)

Bericht des Herrn Felder, Arztes, von Ebnat, Kantons St. Gallen, aus Warren County, Staat Missouri, vom 4. September 1853.

Meinem gegebenen Versprechen gemäß will ich Euch für dießmal mit unsern hiesigen Verhältnissen bekannt machen. Um das Tableau so ziemlich wohlgetroffen und naturgetreu darzustellen, muß ich Euch allervorderst ersuchen, Amerika als das, was es wirklich ist, nämlich als ein der wilden, jägellosen Natur erst abgerungenes Land, das außerordentlich spärlich bewohnt, auch eben so spärlich kultivirt ist, vorzustellen.

Anstandshalber habe ich Euch zuerst in unser Palais einzuführen, das aus einem kleinen Hügelrücken, an welchem unten die Straße vorbeizieht, liegt. Dasselbe ist eine 20 Fuß lange, 15 Fuß breite und 10 Fuß hohe Blockhütte, mit zwei Fenstern versehen, von denen das eine gegen Osten, das andere gegen Westen steht. Daß nun inwendig Küche, Keller, Stube, Schlafgemach, Gastzimmer, Apotheke u. c., alles in einer und derselben Räumlichkeit sein müsse, wird Euch kein Räthsel mehr sein, wenn Ihr die vorhin angegebene Größe des ganzen Baues in Betracht zieht. An der einen Wand nun ist das Kamin angebracht, nach Art der französischen, was hier allgemein Sitte ist. — Da die Gebäulichkeiten nicht eingezäunt sind und hier das Vieh alles frei herumlaufen gelassen wird, so bekommen wir immer Besuche von Kühen, Ochsen, Pferden, Schweinen u. c., so daß es oft recht ärgerlich und ich in Versuchung gerathe, vor die Thüre zu gehen, den Finger in's Ohr zu stecken und ächt schweizerisch zu jodeln und zu trillern. Lachet nur zu, ich will Euch helfen, und saget meinethalben: der hat's; aber glaubet deswegen ja nicht, daß ich meine Pfesse zu theuer habe, denn wir bekommen in unserer Hütte nicht nur Besuche von Vierfüßlern, sondern es kommt nicht selten vor, daß an unserm Tische Herren und Damen sitzen, in Sammet und Seide gekleidet, und nicht selten geschlecht's, daß diese behaupten, wir wohnen recht niedlich. Solches geht nun freilich über die europäischen Begriffe; allein so viel kann ich doch sagen, daß ich mit eben so großer Ruhe, mit eben so gutem Selbstgefühl vor die Thüre hinaustrete, um einen allfälligen auch noch so vornehmen Besuch zu empfangen und zum Eintreten einzuladen, als Ihr, wenn Ihr die geschmackvollsten Zimmer und Salons öffnen könntet. — So ist Amerika.

Was die Bewohner um uns her betrifft, so ist hier eine Vereinigung von gebildeten Deutschen, wie es vielleicht sehr selten vorkommen mag, denn wir haben in unserer Umgebung Theologen, Juristen, studirte Defonomen, Kaufleute und Banquiers — jezt alle Farmer — die in der That einen feinen und blühenden Umgang gewahren, was auf dem Lande in Amerika als eine Rarität zu betrachten ist. — Unsere Nachbarn sind meistens Norddeutsche mit ihrer plattdeutschen Mundart. Die wirklichen Amerikaner bilden vielleicht einen Viertel der Bevölkerung.

Da wir uns in ziemlicher Nähe des Missouriflusses befinden, der östlich seine Ufer überschreitet und so nebenan Sümpfe bildet, so muß die Gegend als eine ziemlich ungesunde bezeichnet werden, und besonders ist es das kalte oder Wechselieber, welches das ganze Jahr hindurch und zuweilen in seinen bödsartigsten Formen erfüllt, und wovon selten Jemand verschonet bleibt. Const haben wir ein höchst fruchtbares Klima; eine sehr üppige Vegetation. Die Hitze ist oft unerträglich; gerade diesen August wechselten die Tage von 30 bis 32 Grad Reaumur am Schatten mit keinem niedrigeren ab, was Tag für Tag empfunden zur quälenden Wärme wird. Ueberhaupt ist es diesen Sommer sehr trocken und warm, und ich kann sagen, daß wir, seitdem wir uns hier befinden — also vom 20. Mai an — noch keinen eigentlichen Regentag gesehen haben. Es gibt je alle 3—4 Wochen einmal einen circa 1—2 Stunden andauernden Gewitterregen, und

hätte sich der
hat, also kein
bebaglicheres
e an. Wiso-
als bei uns,
wenn man
wo und wie
s folgt.)

Kantons
Missouri,

für diesmal
das Tableau
muss ich Euch
ist, nämlich
Land, das
libert ist, vor-

eingeführen,
Straße vor-
breite und
von denen das
nun inwendig
se. ic., alles
sein Häufel
ganzen Baues
Kamin ange-
Sitte ist. —

das Vieh alles
Besuche von
recht alpelet
den Finger
zu trillern.
thalben: der
eise zu theuer
Besuche von
unserm Tische
et, und nicht
recht niedrig.
allein so viel
eben so gu-
allfällig auch
treten einzu-
und Salons

der eine Ver-
hr selten vor-
heologen, Ju-
— jetzt alle
Umgang ge-
at zu betrach-
he mit ihrer
den vielfach

bestinden, der
idet, so muss
, und beson-
nige Jahr hin-
und wovon
höchst frucht-
ist oft uncr-
on 30 bis 32
b, was Tag
erhaupt ist es
gen, doch wir,
— nach seinen
— 4 Wochen
erregen, und

dann ist immer wieder klarer Himmel. Allein sehr starke Thäue fallen beinahe jede Nacht und erschden den Regen. — Gepflanzt wird hauptsächlich Weizen, aber eine viel größere und reichlichere Sorte, als im St. Gallischen Rheinthale und Oberland; es ist ein wahrer Genuss, die herrlichen, mit reichen Früchten prangenden Kornfelder anzusehen. Aber gebelst wieder Alles sehr gut; die diesfälligen Berichte von überall her sind die günstigsten. Die Preise der Lebensmittel sind denjenigen im Schweizerlande in einigen Artikeln so ziemlich gleich, z. B. Kaffee, Zucker ic., hingegen Vieles ist wohlfeiler, wie Fleisch, Eier, Mehl ic. Brod backt sich jedes Haus selbst. Rindvieh ist mehr als die Hälfte, Pferde sind circa ein Drittheil billiger zu kaufen als bei Euch. Von allem Vieh ist sehr viel vorhanden; so hat jeder Farmer seine 30 bis 50 Schweine, 5 bis 6 Kühe, ebenso viel Rinder, Dörsen, Pferde, 20 bis 40 Schafe und 80 bis 100 Hühner ic., und dazu an vielen Orten weder Schuene noch Stall, indem Alles frei laufen gelassen wird. — Die Wege sind im Allgemeinen als äußerst schlecht zu bezeichnen und eine Straße, wie sie besteht vom Lothwold durch den Schönenberg nach dem Rifen (also ein rechte Altweg) gälte hier schon als eine gute; darum ist auch Alles genöthigt zu reiten, und man sieht hier selten Jemand zu Fuß; sogar die Waschfrau, wenn sie Wäsche an Ort und Stelle bringt, kommt angeritten. Ja es macht oft einen widerwärtigen Eindruck, wenn man die sein gekleideten, mit Hut und Schleier versehenen Damen in einem Galopp daherrennen sieht, der einem durch Herrn Ott geschriebenen Relter Ehre machen würde. Allein das ist Gewohnheit von Jugend auf; die Knaben und Mädchen von 12 Jahren tummeln schon ganz thätig ihre Pferde. — Die hiesigen Wälder, welche jedenfalls noch 5—6mal so viel umfassen als die urbar gemachten Felder, bestehen aus lauter Laubholz, und von bekannten Bäumen sind es die Eiche, Ulme, Eiche, welche häufig vorkommen; auch der Zuderahorn und Walnussbaum sind zahlreich vorhanden. In dichten Wäldern lebt nun noch eine Masse von Thieren, der Jagdlust zum lohnenden Vergnügen; es gibt da Hirsche, Hasen, Varen, Beutelratten, Eichhörnchen, Truthühner, die bis 24 Pfund wiegen und oft in Herden von 50 Stück angetroffen werden, Tauben, Feldhühner, wilde Gänse und Enten, alles in Menge, so daß es wahrlich noch lange gehen wird, bis man hier an ein Jagdstrafgesetz denkt, wie einige Jäger des Loggenburgs an einem regnerischen Tage ein solches ausbedachten. Aber auch Willkür von Ungeziefer aller Art treiben ihr Spiel, wo jedenfalls obenan die verdamnten Mücken stehen, denn wenn man den Tag über von andern Geschmeise geplagt worden ist, so kommen die kleinen Teufel des Nachts und zerflehen einem die Haut. — Giftige Thiere gibt es mehrere Arten, besonders Schlangen, von denen die größte die Klapperschlange ist, welche indessen schon selten vorkommt. Kleinere giftige Schlangen aber kommen noch häufig vor, deren Biss, vorzüglich in den heißen Sommermonaten, bei 5 Minuten tödten soll. Es sind hier überhaupt alle Vipern und Eidechsen giftig, so wie mehrere Kröten und Spinnen. Alles das macht für den frisch angekommenen Europäer einen schaurig unangenehmen Eindruck, und man getraut sich kaum, einen Schritt aus dem Wege zu gehen, um sich nicht der Gefahr auszusetzen, von einem solchen giftigen Ungeziefer gestochen zu werden; jedoch gibt es sich bald und es ist mir jetzt schon so ziemlich eierlei, ob ich eine Maus tödte oder eine 6 bis 8 Fuß lange Schlange, die, könnte sie mich beißen; unschätbar mich tödten würde, und wenn ich, was oft geschieht, mit der Flinte auf dem Arm durch Gestrüppe und Urwald streiche, fällt mir kaum noch ein, mich vor diesen giftigen Ungeheuern in Acht zu nehmen.

Was das öffentliche gesellschaftliche Leben anbetrifft, so steht es vollkommen auf Null, denn wisset, in Amerika, zumal den neuen Staaten, gibt es auf dem Lande noch keine eigentliche Wirthshäuser, und es ist das Aussehen von Brantwein, was eine Lieblingsache des Amerikaners ist, — von Bier, welches sehr stark gebraut werden muß, damit es sich hält, und daher, bis man sich daran gewöhnt, unangenehm zu trinken ist, — und Wein, der aber immer künstliches Produkt und dazu sehr theuer ist, endlich noch herzlich schlecht schmeckt, einen halben Dollar die Flasche, stets eine Sache der Kramladenhalter, welche sich so 1 bis 2 Stunden weit von einander befinden. Dem Mangel an öffentlichen Gesellschaften wird aber dadurch in etwas gehindert, daß man sich häufig gegenseitige Besuche macht, wo dann anstatt Weines Kaffee getrunken wird.

Die ärztliche Praxis ist hier wohl eine schwierige zu nennen,

well man oft zwei Drittheile des Tages auf dem Pferde sitzen und einen Weg von 20—30 englischen Meilen durchreiten muß, was bei den schlechten Pfaden und der zuweilen fast unerträglich Hitze nicht gerade zu den Lustpartieen gehört; allein das Beste ist, daß es sich lohnt.

Buntes aus dem Glaspalast in Newyork.

III.

Die Amazone von Kitz, außer der Dannerederschen Artabne, vielleicht das genialste Werk der modernen bildenden Kunst, ist durch unzählige kleine Abgüsse und Abbildungen schon zu allgemein bekannt, als daß eine ausführliche Hervorhebung seiner Verdienste noch am Platz wäre. Ein Tiger sitzt einem Pferde am Bug und zerfleischt ihm mit seinen Zähnen den Nacken, während die Hinterlagen sich in den Leib festkrallen. Die Amazone auf der Kruppe des schon zur Seite wankenden Pferdes, steht unerschrockenen Blickes der Dämonie in's Auge und hebt den Speer, um mit sicherem Stöße sie abzufertigen. Die ganze Gruppe strahlt von urkräftigem Leben. Sieht man sie von verschiedenen Seiten, so weiß man nicht, welchen Theil man am meisten bewundern soll: das edle Roß, das in furchtbarem krampfhaftem Schmerz, mit weit geöffneten Nüstern, Entsetzen und Todesangst in dem stieren Auge, halb schon unterliegend zur Seite neigt, halb in dem trotzig gehobenen Hufe und der strammen Muskelanspannung einen letzten Versuch zu machen scheint, sich der Bestie zu erwehren; den Tiger selbst, der mit gräßlicher kagenartiger Oler sich in das Fleisch des edlen Thieres wühlt; oder endlich die herrliche Reiterin mit dem kräftig schönen Ebenmaße ihres prächtigen Gliederbaues, der Heldenruhe und Entschlossenheit im Bild, durch die nur der Fels an der wildigen Fagengestalt, doch keine Angst durchschimmert. Die Kunstwerk ist erhaben genug, um der Gegenstand eines förmlichen Studiums zu sein. Wir würden freudig den elephantenfüßigen Clinton, den monstrosen Greenough'schen Washington, den Jackson von Clark Mills und alle übrigen Mißgeburten der amerikanischen soil-mado Künstler bloß für die Beine oder den Kopf des Amazonenpferdes hingeben. Wie viele Jahrhunderte werden darüber vergehen, ehe auf amerikanischem Boden ein solches Werk geschaffen wird?

Wenige Schritte von der Amazone steht die Reiterstatue Washington's von dem Baron Marochetti. Man hat ihr aus Patriotismus den Ehrenplatz angewiesen, auf den sie aus andern Gründen keinen Anspruch hätten machen können. Neben der üppigen glänzenden lebendigen Gruppe von Kitz, steht dieser Washington entseßlich todt, steif, ledern aus. Es ist ein durchweg mittelmäßiges Machwerk und geht man auf einzelne Theile ein, wohl noch weniger als das. Im Profil gesehen, scheint der arme Washington hintenüber zu kippen, denn er hat entschieden die Stellung eines Sonntagsreiters, dem das Pferd alle werden will. Um seinen Dreimaster zu verstecken, hat er sich genöthigt gesehen, die rechte Hand aus dem Gelenke zu drehen und steht aus, wie ein Kossathe, der vor dem gestrenghen Herrn Amtmann seine Mühe nicht zeigen will. Sieht man von solchen Einzelheiten ab, so bleibt eben netto übrig: ein Mann und ein Pferd. Daß jener Mann Washington sein soll, erfährt man aus dem Katalog und das ist gut. Im Uebrigen ist die Masse groß genug, um dem großen Publikum imponiren zu können und das war eben auch wohl der ganze Zweck des „Kunstwerkes.“

Unmittelbar hinter dem Washington stoßen wir auf einen Trupp rothhaariger Irländer, die sich um einen Gegenstand drängen, welcher sie in das höchste Entzücken zu versetzen scheint. Querschen wir uns hindurch, so sehen wir, daß ihre Bewunderung einem patriotischen Tische gilt, welchen ein hiesiger kräftiger Holzschnitzler aufgestellt hat. Es ist ein runder Tisch von mittlerer Größe. Zum Fuße ist ein seltsames Naturspiel gewählt, nämlich der Zaden einer Weiselsche, der sich in drei zierlich geschwielte Arme theilt, welche oben wieder in einander gewachsen sind und einen einzigen Ast bilden. Die natürliche Gestalt ist gelassen, nur die Rinde abgeschält und dem Holze eine gefällige Politur gegeben. Die runde Tischplatte, welche darauf ruht, ist ein Wollförm, aus neun verschiedenen Holzgattungen zusammengefügt, das Fußgestell läuft in drei Beine aus einander, auf deren jedem eine 12—15 Zoll hohe aus Holz geschnitzte Figur angebracht ist. Die

alten Varden mit der Harse, die andere einen vom Psele durchbohrten und zu Boden gesunkenen Krieger, die dritte einen Bogenschützen dar, der soeben sein Geschoss zu versenden im Begriff ist. Die drei Figuren lehnen sich an die heilige Elche in ihrer Mitte, wo sie, vom Feinde bedrängt, Schutz bei den Göttern suchen. — So anspruchslos das ganze Werk auch aussieht, so hat es doch mehr Kunstwerth als manche der wahrhaft ständischen Bildereien und Schnitzarbeiten, denen wir an andern Stellen des Stadtpalastes begegnen. Die Figuren sind recht hübsche, kräftige Gestaltungen, und in ihrer Charakteristik trefflich aufeinander gehalten. Bei der Platte ist außerdem die zu große Kleinlichkeit und Anhäufung vermieden, welche bei Holzmosaiken so unausweichlich erscheint. Das Wälderartige in dieser Beziehung finden wir im italienischen Departement (Nordwestseite), wo auf einer großen vierseitigen Tischplatte die Schlachten Napoleons durch Bilder aus verschiedenen Holzarten dargestellt sind. Der Eindruck, den diese Ungeheuerlichkeiten machen, würde der der Lächerlichkeit sein, wenn diese nicht durch ein Gefühl des Mitleids überwogen würde, daß ein, doch so zu sagen, vernünftiger Mensch drei Jahre seines Lebens an die Zusammensetzung des geschmacklosen Jengos verwenden konnte. Ein Schlachtfeld in Holzmosaik kommt uns so vor, wie wenn man ein Raphael'sches Gemälde an einer Hausfront durch verschieden gebrannte Bildsteine aufmauern wollte. Der Versuch ist bejammernswürdig; — das ist Alles, was sich darüber sagen läßt.

Verschiedenes.

Eidgenossenschaft. Das „Tagblatt der Stadt Basel“ enthält eine Einsetzung über das schweizerische Konsulat in Havre, worin dasselbe als eine gewinnbringende Einsetzung dargestellt wird, indem jeder schweizerische Auswanderer dort seinen Paß müsse visiren lassen und dafür 1½ Franken bezahlen, während sämtliche Auswanderer anderer Staaten ohne Visum ihrer Vertreter nach Amerika kommen. Am Schlusse der Einsetzung wird vom Bundesrathe erwartet, daß er diesen Taxenbezug aufhebe, ansonst die Schweizer in Havre sich um Aufhebung desselben an die französische Polizei wenden würden.

Bern. Warnung. Von ganz zuverlässiger Seite wird uns gemeldet, daß sich im Tessin Auswanderungsagenten herumtreiben, welche vorgeben, die Leute von Lugano ab bis New-York über Hamburg mit vollständiger Verpflegung um Fr. 105, sage hundert und fünf Franken, zu befördern. Dieses ist eine reine Unmöglichkeit, also ist der betreffende Agent verrückt oder ein Narr, welcher sein Geld wegwirft, oder ein Betrüger, der die Leute auf irgend eine Weise zu hintergehen sucht; und ihnen vielleicht für den Rest Vorschuß Abverleugung oder Abarbeitung an einem Kanal oder an einer Eisenbahn verspricht. Auswanderer! ehe Ihr Euch in ein solches Verhältniß einlaßt, gedenkt

der 10,000 Deutschen, welche an der Panama-Eisenbahn umgekommen sind, weil der kluge Amerikaner seine Neger nicht riskiren wollte. Uebrigens traut seinem Hausirer oder Agenten, sei es für Nord- oder Südamerika, denn kein solides Geschäftshaus läßt sich zu solchen Mitteln herunter. Es ist die Pflicht der Behörden und der Unterstützungskommission im Tessin, ernstlich gegen die hausirenden Agenten und ihre Ausfender einzuschreiten. Schon oft haben wir auf Umtriebe aufmerksam zu machen gesucht; unsere Stimme ist unbeachtet geblieben, und später haben die Thatsachen, aber zu spät, bewiesen, daß wir recht hatten. Wird es jetzt auch so sein?

Brasilien. Briefe aus San Paulo melden, daß die mit dem Schiffe „Kolont“ angekommenen Leute (Glärner, Zürcher und Unterwaldner) glücklich auf der Kolonie Ibleaba (Berqueiro) angekommen sind. Während der Seereise sind, obgleich von den Expedienten sogar Milchlegen an Bord genommen wurden, dennoch mehrere kleine Kinder gestorben. Ferner wird gemeldet, daß die Leute drei Tage nach ihrer Ankunft schon an die Kaffeearnte gegangen sind, und daß einige Wochen später unter denselben Leuten schon sechs Hochzeiten bei Sang und Klang gefeiert wurden.

Ein wichtiges Ereigniß für die Kolonie des Herrn Perret-Gentil in Supraguhy ist die Trennung von San Paulo, des 6000 Quadratkunden großen Distriktes Coritiba, welcher nun zur selbständigen Provinz Parana erhoben worden ist, deren Hauptstadt der Seehafen Paranagoa geworden. Wie bewußt ist die Kolonie Supraguhy nur acht Stunden vor Wasser von Paranagoa entfernt, man kann also erwarten, daß mit der Unterstützung der neuen Provinzialregierung diese Kolonie wie ihre übrigen Schwester bald auch empor blühen wird.

Montevideo. Wieder ist eine Revolution in Montevideo (Republik Uruguay) ausgebrochen, welche zu einem Bürgerkrieg, dessen Ende nicht voraussehen ist, führen, und endlich wieder die Intervention Brasiliens nöthig machen dürfte.

Diese Thatsache beweist, wie sehr wir vor kurzem Recht hatten, als von Auswanderung nach diesem sonst so gesunden und schönen Lande die Rede war, wenn nicht gänzlich davon abzurathen, doch die größte Vorsicht anzuempfehlen. Ein Land, wo es immer wie in einem Vulkan braust und kocht, taugt nicht für Auswanderung und Kolonisation, denn diese entwickeln und blühen nur unter dem Schutze einer starken und friedlichen Regierung; zugleich warnen wir gegen alles Auswandern nach Centralamerika, Costa Rica, und Peru.

Curiosum. Im „Schwäbischen Mercur“ empfiehlt ein Wegzer den Auswanderern seine Wärfte und anbietet sich, für deren Haltbarkeit zu garantiren. Die Garantie wird viel nützen, wenn sie etwa halbwegs über dem großen Bach drüben anrückt zu werden beginnen.

General-Agentur für Auswanderung.



Auskunft- und Beförderungsbüreau nach Nord- und Südamerika und Australien, in der Nähe des Bahnhofes in Zürich (früher in Mapperswyl).



Billige Beförderung von Auswanderern mittelst ausgezeichneten Schiffen erster Klasse

über Bremen, Hamburg, Antwerpen und Havre nach

New-York, Boston, New-Orleans, Texas, Australien, Californien und Venezuela; dann, wie bisher, nach den brasilianischen Häfen von Rio Janeiro, Santos, Desferro, San Francisco und Rio Grande (Ausfischungshäfen nach den deutschen Kolonien; außerdem zwei Mal monatlich über Bremen nach New-York mittelst den ausgezeichneten Dampffregatten *Gauja* und *Germania*, welche wegen dem billigen Preise und der vorzüglichen Ausstattung die vorthellhafteste Reisegelegenheit bieten. Ebenso können bei demselben Originalbillets der Hudsons-Eisenbahn (Agentur von Rischmüller und Löcher in New-York, welche durch den dortigen Consul dem hohen Bundesrathe empfohlen wurde) zu den nämlichen Preisen, wie in New-York, nach allen Theilen der Vereinigten Staaten bezogen werden, wodurch dem Einwanderer freies Abholen des Gepäcks vom Schiffe und einzig die Möglichkeit sofortiger Abreise gesichert ist; 10 Proc. des Betrages werden hier, das Uebrige in New-York bezahlt.

Briefe um nähere Auskunft erbittet man sich franco.

Verlag und Recension: G. G. Großniklaus, Lehrer in der Schöfhalde bei Bern.
Druck der Haller'schen Buchdruckerei in Bern.

8. 2. 1881.

Der Kolonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.

Jahr-Abonnement 6 Fr.
Halbjahr-Abonnement 3 „
Vierteljahr-Abonnement 1,50 Fr.
Man kann auch jederzeit ins
Abonnement eintreten.

Wer jeweiligen die erste Nummer nicht refusiert, wird für das jeweilige nächstfolgende Quartal als verehrter Abonnent betrachtet, und der „Kolonist“ demselben dann regelmäßig eingefandt.

Einschickungsgebühr 14 C. die einschaltige Zeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein. — Für Abonnemente und Inserate wendet man sich portofrei direct an die Redaktion.



Der Kolonist erscheint regelmäßig alle Sonntage. Landkarten und Illustrationen werden von Zeit zu Zeit als Gratisbeilagen mitgegeben.

Wahrheitsgetreue Originalbriefe und belehrende Aufsätze über Amerika, franco an die Redaktion gesandt, finden jederzeit unentgeltliche Aufnahme.

Da der Kolonist aller Posten fremd, nur den Zorn verfolgt, allen schweizerischen Auswanderern nützlich zu sein, so bittet die Redaktion um mögliche Theilnahme zu vielfältiger Verbreitung. Bei genügender Abonnentenzahl würde derselbe denn auch ohne Preisermäßigung zweimal erscheinen.

Nr. 50.

Bern, Sonntag den 18. Dezember.

Dritter Jahrgang. 1853.

Für Auswanderungslustige.

(Schluss.)

„Müller, Künste. Alles was die Herren Müller ausführen können, führen sie mit Kunstfertigkeit aus; deshalb nenne ich ihr Geschäft „Kunst“ und sie „Künstler.“ — versteht sich im edelsten Sinne des Wortes! — Wer sich einmal mit ihnen eingelassen, kommt ungeschoren nicht mehr von ihnen fort. Und Menschenkenntnis haben sie, daß der erste Psychologe noch von ihnen lernen könnte. Es gibt verschiedene Arten dieser Menschengattung: Erste Art, die Bureau-Müller; zweite Art, die Wirthshaus-Müller (Wirthshausknechte); dritte Art, die Privat- oder Gelegenheits-Müller. In der letztern Art gehört beinahe Havres ganze Einwohnererschaft. Diese Müller in Havre sagen dann Euch: „Uhren, Gewehre, Handschuhe sind ungeheuer theuer in Amerika. Wenn Ihr solche mitnehmt, so könnt Ihr wenigstens 100 Procente darauf gewinnen.“ Und der arme Auswanderer, der hieselbe keine Falle sieht, läßt sich fangen und kauft, will er nicht weis, daß es dem Müller nur um seine Kommissionsgebühr zu thun ist; denn ein Müller erhält für jede Uhr oder jedes Gewehr vom Kaufmann eine Kommissionsgebühr von 5 Franken. Hütet Euch vor solchen Einkäufen! Waarens Geld ist für Euch vorthellhafter in Amerika, als schlechte Waare, die Ihr nur mit Schaden wieder verkaufen könnt.“

„Das Müllerwesen oder vielmehr Unwesen ist in New-York viel mehr ausgebildet und viel gefährlicher als in Havre, und ich kann den Auswanderern nicht scharf genug die Worte zurufen: „Hütet Euch vor jedem Müller.“ Sehet, der gewöhnliche Kunstgriff der Müller, durch welchen sie Einwanderer glauben machen wollen, daß sie als besonders bevorrechtigte Rathgeber für sie „angestellt“ seien, besteht darin, daß sie ihnen einen Schild zeigen, welchen sie entweder in der Tasche oder am Körper tragen und auf welchem die Worte stehen: „Besugter Emigrantenmüller,“ das heißt aber eben nichts weiteres, als konfessionirter Müller, — ein Titel, der keine Bedeutung hat. Diese Müller sind meistens Deutsche, auch einige Schweizer sind leider unter ihnen. Sie reden Euch in Eurer Landessprache an, begrüßen Euch auf's herzlichste und freundschaftlichste, bieten Euch scheinbar ganz unentgeltlich und uneigennützig ihren Rath und Beistand an; aber baut nicht darauf; denn es stecken nur Spitzbubereien dahinter. Ich sehe leider alle Tage, so oft ich nach New-York komme, wie die verdammten Kerls die armen Einwanderer hernehmen und ausrauben.“

„Es ist traurig, mit was für geringen Mitteln die Leute oft von Hause abreisen, wie leichtem Muthes sie ihre Zukunft ansehen. Ich

habe schon in Havre gesehen, was für eine Masse armer Leute da waren, welche nach Amerika reisen sollten; auf der Seereise erfuhr ich vollends, daß mehr als 100 Personen auf dem Schiffe sich befanden, denen keine 10 Franken mehr für Amerika übrig blieben. Daran sind der tolle Drang, um jeden Preis nach Amerika zu gehen, und der Glaube Schuld, mit dem ersten Schritte auf dem Boden der neuen Welt finde man gleich Arbeit und Verdienst. Leider muß ich es sagen, daß jene von Geld Entblößten meistens solche Auswanderer waren, die von ihren Gemeinden für die Reise ausgestellt wurden. Da sollte sich der Staat in's Mittel legen und es verhindern, daß Gemeinden sich ihrer lästigen und untauglichsten Mitglieder auf solche Weise entledigen, ohne die nöthigen Vorkehrungen zu deren vollkommener Versorgung getroffen, d. h. ohne dafür gesorgt zu haben, daß dieselben jenseits mit hinreichenden Mitteln ankommen, um sich nach ihrem Bestimmungsorte im Innern begeben oder wenigstens eine Anstellung abwarten zu können. Denn sonst überliefert man die Leute dem bittersten Elende, gegen welches dasjenige, welches sie vielleicht in der Heimath erduldeten, ein Herrenleben war. Die meisten derjenigen, welche dennoch reisen, obgleich sie wissen, daß ihnen nach der Bestreitung der Reisefkosten nichts mehr bleibt, trösten sich mit dem Wahne, in New-York alobald Arbeit zu finden, um dann später in's Innere gehen zu können. Allein man merke sich's wohl: In New-York finden, außer weiblichen Diensthöten, selten Auswanderer auf der Stelle Arbeit. Wenn solche Auswanderer nun zufällig im Winter ankommen, wo sie keine Feldarbeit finden können, wo der Kälte wegen oft die Eisenbahnbauten eingestellt werden müssen, so heist ihr sicheres Loos Untergang, Untergang durch Hunger und Obdachlosigkeit. — Niemand sollte nach Amerika reisen, ohne so viel Mittel zu haben, um von der Hafenstadt aus, in welcher er ankommt, noch eine Strecke Weges — je weiter je besser — in's Innere reisen zu können. Dazu bedarf aber ein Schweizer oder Süddeutscher wenigstens 300 französische Franken.“

„Ich will nicht breit erdörtern, wer nach Amerika auswandern soll oder nicht. Es reise, wer streng arbeiten will und freizig arbeiten kann, wer Lebensmuth hat und einen starken Körper. Gelehrten, Kaufleuten, Künstlern u. dgl. rathe ich zu Hause zu bleiben. Denn Amerika ist nur das Land für Bauern und Handwerker. Fabrikarbeiter sollen nur dann hinziehen, wenn Gesundheit und Körperbau sie von keiner Arbeit abhalten.“

Briefauszug.

Kolonie Blumenau, 12. April. „Liebe Eltern und Geschwister! Gütern letzten Brief vom 8. September v. J. habe ich letzte Weihnacht durch einen Einwanderer richtig erhalten, und er war das beste Weihnachtsgeschenk, das mir hätte können zu Theil werden. Nun zu meinen bisherigen Erlebnissen. Bis zum 1. d. M. war ich stets beim Dr. Blumenau, arbeitete stets mit ihm im Garten, aber mehr mit ihm am Schreibtische. Von der Zeit an, als die erste Sendung Kolonisten hier ankam, gegen Ende August v. J., bestehend in ungefähr 60 Seelen, habe ich von Zeit zu Zeit Gottesdienst gehalten. Am 1. April ging ich von Blumenau zu einer deutschen Familie, die von Blumenau's Kolonie aus 2 Stunden den Fluß hinunter wohnt, um bei derselben als Hauslehrer zu fungiren. Diese Familie heißt Dechamps, stammt aus den deutschen Theilen Frankreichs in der Nähe von Saarbrück, und ist schon seit 1826 hier im Pape. Sie ist eben so arm wie fast alle deutschen Familien hier angekommen und hatte in den ersten 3 Jahren mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die man jetzt kaum noch kennt. Sie hat aber standhaft überwunden, und es durch Fleiß und Arbeitsamkeit dahin gebracht, daß man sie jetzt wohlhabend nennen kann. Sie besitzt 30 Hufen sehr schön gelegenen Landes in einem Stück, davon sind ungefähr 4 Hufen aufgebaut und urbar. Hierauf stehen gute, dauerhafte Wohnhäuser, fast ganz nach deutscher Bauart. Neben denselben Schweine- und Hühnerställe, Garten, Kaffee- und übrige Obstplantagen. Dieses alles ist umgeben von einer großen schönen Weide, worauf gegen 40 Stück Rindvieh, einige Pferde, Schweine, Enten und Hühner sich herumtummeln. Diese Weide ist durch einen Zaun von den eigentlichen Pflanzungen abgegrenzt. Letztere bestehen hauptsächlich in Zuckerrohr, Bohnen, Mais, Mandioca u. Dieses Jahr hat sie ungefähr 600 Mülts allein aus der Zuckerpflanzung durch Vererbung von Zucker und Brannwein erworben. Die Leute leben ganz sorgenfrei und nach deutschen Begriffen gut. Ich habe 4 Söhne in Unterricht, wovon der jüngste 11 Jahre alt ist; ich muß sie in den ersten Elementarkenntnissen unterrichten, da sie von Lesen, Schreiben und Rechnen noch wenig Begriff haben. Es ist das gar kein Wunder, weil ihnen die Gelegenheit zum Lernen gefehlt hat. Nebenbei verrichte ich immer noch in der Kolonie meine Funktion als Prediger. Die Kolonisten, die Blumenau bekommen, hatten einen sehr bösen Anfang, weil wir vom September bis November viel Regen hatten, so daß einige müßlos wurden und wieder weggogen. Diejenigen aber, welche geblieben sind, bereuen es jetzt wahrlich nicht, und sind nun viel besser daran, als die Weggezogenen. Das Land, das sie haben, ist sehr gut, hat gesundes Wasser, und läßt weiter nichts zu wünschen übrig, als daß nur noch 100 Familien mehr da wohnen möchten. Die Februar- oder Herbstpflanzungen stehen ausgezeichnet, und das ist es eben, was den Leuten den Muth wieder so mächtig emporgehoben hat. Wer es rechtlich mit den Auswanderern meint, kann wirklich nur wünschen, daß dieselben von Deutschland aus ihr Augenmerk hierher richten möchten. Ich bin nun ganz an dieses Klima und dieses Lebensart gewöhnt und erfreue mich einer fortdauernden Gesundheit. Herzliche Grüße an Euch alle und laßt Euch melnetwegen nicht bange sein, denn ich lebe hier in einem Lande, wo ein ordentlicher Mensch stets sein gutes Auskommen findet. Du verlangst Wahrheit, lieber Vater, ich habe solche geschrieben. Lebt alle herzlich wohl, und gebt bald wieder gute Nachricht Euren

Ferdinand Ostermann,
Schullehrer aus Obergroß bei Nordhausen.

Der deutsche Handwerker in Brasilien.

Der deutsche Handwerker findet in Brasilien im Allgemeinen Anerkennung; wenn er sich indessen nicht die Stellung verschafft, die man in einem solchen Lande erwarten sollte, so liegt das theilweise in den Verhältnissen. Wir wollen diese Behauptung etwas näher beleuchten.

Der Gewerbestand fand in Deutschland seine Organisation und eigenthümliche Stellung schon im Mittelalter, durch die Bildung von Zünften, Gilden, Loden u. s. w. Die eigenthümlichen Gebräuche veralteten allmählich und verloren je nach dem Geiste der Zeit, ihren

Einfluß und ihre Wichtigkeit. Das Gute, was sie gestiftet, blieb, die rauhen und dem Zeitgeiste zuwiderlaufenden Gebräuche änderten sich. Der deutsche Handwerker verbreitete sich über die ganze civilisirte Erde und so kann es nicht befremden, daß er in Frankreich, England, Rußland, Nordamerika u. s. w., überall wegen seiner Tüchtigkeit und Geschicklichkeit Anerkennung fand. Die Ursache liegt in den noch jetzt bestehenden Gesetzen: er muß seine Lehrjahre ausbilden, er muß wandern, in fremden Ländern sich Ausbildung verschaffen; und wenn im Völkischen Verschiedenheit zwischen Süd- und Norddeutschen stattfindet, in ihrem Fache gibt es keine andere, als die sich auf die Einzelnen bezieht, welche sich mehr oder weniger durch Geist und Intelligenz auszeichnen. In allen Städten und Flecken bestand und besteht noch eine Art von Konstitution für jedes einzelne Gewerbe unter sich, die es dem einzelnen Ankommen leicht ermöglicht, über den Zustand seines Geschäftes an Ort und Stelle genaue Auskunft zu erhalten; er findet in den bezeichneten Gasthöfen die Anzahl der Gewerbetreibenden aufgezeichnet, die daselbst Wohnungen machen, wenn sie Gehälfen brauchen; es bestehen Unterstützungskassen für den Bedürftigen; der Erkrankte findet Pflege in den Hospitälern, kurz, ihm ist die Heimath in etwas ersetzt und gleich Beschäftigte haben gleiche Berechtigungen unter sich.

Ein solches Verhältniß kann in Brasilien nicht bestehen; die eingewanderten Handwerker sind zerstreut, auf sich selbst beschränkt, und so kann es nicht befremden, daß sie kein kompaktes Ganzes bilden und in gewissen bestehenden Vereinen Anhaltspunkt und Schutz finden. In den See- und Handelsstädten könnte aber dem etwas abgeholfen werden, es fehlt nur der rechte Impuls, um sich nationaler enger an einander anzuschließen. Man könnte z. B. in Rio de Janeiro einen „Bildungs-Verein“ begründen, nach Muster derer, die gegenwärtig in fast allen größern Städten Deutschlands, selbst in London unter den Deutschen bestehen. Die Statuten sind in ihren Hauptgrundsätzen überall dieselben. — Jeder Handwerker, der Aufnahme will, findet sie, nachdem der Verein darüber befragt ist. — Alle wählen einen Präsidenten, Kassensführer, Protokollisten u. s. w. Es besteht ein Lokal, wo sie täglich hinkommen, an gewissen Tagen aber ihre Versammlungen halten können. Der Zweck ist Belehrung und Unterhaltung. Es besteht eine Bibliothek, die jedem Gelegenheit gibt, sich auszubilden. — Es wird unentgeltlich Unterricht erteilt über dasjenige, was in Physik, Chemie, Mathematik, Zeichnen, Geographie u. s. w. zur Bildung eines praktisch thätigen Lebens und zur Vervollkommenung der einzelnen Gewerbe nöthig ist.

Die Ausgaben werden aus dem Fond bestritten, der sich durch die Beiträge der Mitglieder bildet. Einzelne Bestimmungen, die sich nach den Verhältnissen regeln, können nur von der Gesamtheit ausgehen.

Wenn sich auf diese oder ähnliche Art hier in Rio de Janeiro die deutschen Handwerker vereinen, so würden sie sich selbst zu einer Achtung gebietenden Stellung bringen und segensreich auf ihre Gegenwart und Zukunft wirken. Ein solcher Verein würde überall im Lande Nachahmung finden.

Die Bildungs-Vereine der Handwerker in Deutschland in den größern Städten stehen unter sich in nächster Verbindung; tritt nun ein solcher Verein hier in's Leben, und setzt sich derselbe mit einigen der im Vaterlande bestehenden in Korrespondenz, so erwächst daraus ein doppelter Vortheil. Dem Vaterlande wird über den hiesigen Zustand der einzelnen Gewerbe Aufklärung, für Auswanderungslustige ein unberechenbarer Nutzen, und dem Handwerker hier werden die Fortschritte und neuesten Verbesserungen der Gewerbe im Vaterland bekannt.

Wohlleicht findet sich bald Gelegenheit, über Zustand und Verfallsamkeit der Gewerbe und Fabriken hier in Rio de Janeiro zu sprechen.

G. F. Büsch.

Glückliche Resultate des Vergueiro'schen Kolonisations-systems.

Wenn die Assoziationsverträge mit den Kolonisten von einigen Don Quixoten, denen nicht das wahre Wohl ihrer Landsleute, um so mehr aber ihr eigenes Interesse am Herzen liegt, in deutschen wie in hiesigen Blättern so sehr angefeindet worden sind, so dürfte wohl

der gegenwärtige Auszug aus der „Revista Commercial“ in Santos genügend beweisen, wie höchst ungegründet und falsch die Behauptungen derartiger Spekulant sind, und klar einleuchten, daß sie nur mit dergleichen Luftsträngen ihr eigenes Ich emporheben wollen:

„Von denjenigen armen rheinbessischen Auswanderern, welche im Jahre 1847 von Hamburg auf die Fazenda Abicaba, den Herren Verguelro angehörig, abgeschickt, und zur Zeit als verkaufte Sklaven angedeutet wurden, sind zwanzig Familien bereits aus der Kolonie ausgetreten, nachdem sie alle gemachten Schulden in den ersten vier Jahren bezahlt hatten, und haben mit dem in der Kolonie verdienten Gelde ein großes Stück Land im Distrikt Campinas, von $\frac{1}{2}$ Legoa Breite und $1\frac{1}{2}$ Legoa Tiefe für den Preis von 6:000 Mill. 000 gekauft, worauf sie alsbald 2:000 Mill. 000 einzahlten.“

„Dieses Stück Land hat also einen Flächeninhalt von $\frac{2}{3}$ Quadratmeilen oder 6,750,000 Quadratbrassen; unter 20 vertheilt, wird jede Familie ein Grundeigenthum von 337,500 Quadratbrassen erhalten.“

Dieses Factum dringt uns die Fragen auf: — Wie läßt sich dies mit der Hypothese vereinigen, die dem Associationssysteme gemacht wird, und von dem man sagt, es habe zum Zweck, in den Plantagen die Sklaven durch deutsche Kolonisten zu ersetzen, indem man sie nur als gewöhnliche Tagelöhner dort anstellt?“

Wer ist wohl mehr Sklave, derjenige der Tag und Nacht arbeitend, dennoch vor Hunger umkommt, weil er nichts verdient; oder derjenige, der in aller Bequemlichkeit die Früchte eines Fleisches genießt, und sich im Besitz eines schönen Grundstücks befindet? „Der Deutsche verdient in Brasilien in zwei Jahren mehr, als in seinem Vaterlande in seinem ganzen Leben.“ Es sind diese Worte eines Kolonisten von St. Leopoldo; — und das hier gegebene Factum beweist genau die Wahrheit dieser Behauptung.

(Deutscher Beobachter aus Rio de Janeiro.)

Buntes aus dem Glaspalast in Newyork.

IV.

Ueberhaupt sind die „Kunstwerke“, welche Italien geschenkt hat, zum Teil größern Theile von so untergeordneter Art, daß man bloßwessen versucht wäre, zu glauben, die Einsender hätten sich nur ein Späßchen machen und den Kunstverstand der Danteos auf eine — freilich entseßlich plumpe — Probe stellen wollen. Die Gemälde lebender Maler, die hier ausgestellt sind, stehen mit wenigen Ausnahmen unter alter Kritik. „Die Schlacht von Uguano“, ein 12 bis 16 Zoll großes Schlachtbild, in welchem Kaiser Barbarossa im rothen Purpurmantel und mit einer blauen goldenen Krone auf dem Kopfe (!) so eben im heftigsten Kampfgetümmel vom Pferde gefallen ist und das Maul zum Brüllen aufreißt, als ob er schon an dem Spielte stände, den ein Walländerknecht gegen ihn erhebt; diese elende, wahrhaft frohe Farbenschlammerei, sowie nachher die 1848er Revolution in Palermo (16 bis 22 Zoll) lassen sich nur mit den „schönen bunten Bildern, Newyorkin, zu haben bei Gustav Kuhn“ vergleichen, die auf deutschen Jahrmärkten zu 6 Pfennigen der Bogen selbgeboten werden. Ihnen gegenüber hängen Bilder von mannhaften Kittern, garten blondgelockten Fräulein und rothkuppigen, rothhäutigen Mädchen, die etwa als Illustrationen zu Leibrod'schen Romanen passen würden. Sie sehen aus wie die lithographirten Theaterfiguren, welche Schulknaben mit wahnwitziger Verschwendung von Zinnober, Indigo, Gummi und Karmin „austuschen.“ Und diese Schmierpinselereien, deren Werth sich höchstens nach dem Ellenmaße der dazu verwendeten Leinwand bemessen läßt, kommen aus dem Vaterlande der Raphael, Michel Angelo und Correggio. Circa, aber nicht viel bessere Leistungen finden sich unter den italienischen Bildhauerarbeiten, doch sind unter denselben keine großen in die Augen springenden Werke und wir würden uns für dieselben zu weit verlieren, wollten wir auf die einzelnen Kleinigkeiten eingehen.

Wir erwähnten neulich einer Bronzegruppe, welche nach der Nordseite der Kolunda zu, der Amazone gegenüber steht. Es ist ein Indianer zu Pferde, im Kampfe mit einer Riesenschlange. Das Ungeheuer, dessen glatte schlüpfrige Haut mit einer Naturwahrheit nachgeahmt ist, daß man sich scheut, sie zu berühren, hat mit ihren Ringen bereits den Rumpf des Pferdes umstrickt und fesselt das linke Bein des Reiters; unter dem Halse des auf seine Hinterfüße gesunkenen

Pferdes hervor streckt sie den Kopf vor, reißt den Rachen gähnend auf und schmet eben im Begriff, den tödtlichen Biß zu thun. Der Reiter, der in dieser schauerlichen Situation eine Ruhe der Verzweiflung an den Tag legt, die freilich etwas Wehnlichkeit mit höflichstem Obsequium hat, spannt den Bogen und ist eben daran, den rettenden Pfeil dem Unthier in den Rachen zu treiben. Das Ganze ist trefflich gehalten, daß aber der Gesamteindruck davon nicht ein so festes, lebendiger, erwärmender sein kann, als bei der Amazone, liegt schon an dem dargestellten Gegenstande. Dort eine wilde Bestie, die in fähnem, fahnenartigen Sprünge sich dem Gegner angeheftet hat, ein Roß, das in krassem Versuche den Gegner abzuschnüßelt, die ganze Bracht und Hülle seines herrlichen Gliederbaus zeigt, endlich ein junges, blühendes Weib, in dessen Formen, Kraft und Anmuth in wunderbarer Schönheit gepaart sind, während das Auge die gewaltigen Affekte ihrer Seele widerstrahlt; — hier von alle dem das Gegentheil: ein nur ekelhaftes, widerliches Gewürm, in dessen ebenmäßiger Schuppenhaut sich nirgends eine Spannung, nirgends der äußerliche Abdruck innerer Kraftanstrengung zeigt; ein Pferd, das schon den Kampf aufgegeben, den es nicht mit einem seiner würdigen Gegner zu führen hatte; endlich die Gestalt des Indianers, dessen Betrachtung der Gefahr sich nur in der Form abstoßender Gleichgültigkeit zeigt. In alle dem liegen nicht viele Anhaltspunkte für das Walten künftigen Genies, und in dem Maße als das Gebilde sich der Wirklichkeit nähert, verliert es an idealem Werth. In der Kunst ist das Schöne immer wahr, aber das Wahre nicht immer schön. — Doch wenigstens hat der Künstler in dieser Weise gehandelt, daß man sich genötigt fühlen kann, den Mißgriff in der Conception zu übersehen. Als Gegenstück zur Amazone mag die Gruppe immerhin dienen. Der Eindruck den sie hervorruft, ist der des kalten Entsetzens, grausen Bellemung, während das Amazonenbild kühnen, feurigen Kampfesinn hervorzu rufen vermag. Es bliebe noch übrig, eine Bemerkung über die Aufstellung der Gruppe zu machen. Diese konnte beim besten Willen nicht schlechter sein. So niedrig ist das Piedestal, daß der Kopf des Beschauers sich in gleicher Höhe mit dem des Pferdes und Schlange befindet, und die eigentliche Aktion unterhalb der horizontalen Gesichtslinie vor sich geht. Das ist ein unverzeihlicher Fehler. Das Werk steht aus, wie ein Sopha mit abgebrochenen Beinen. Es müßte auf einem mindestens 5—6 Fuß hohen Untergerüst stehen, um sich in würdiger, entsprechender Weise zu präsentieren.

Unweit dieser Gruppe, im nördlichen Querschiffe, finden wir ein altes Jagdstück in Bronze. Diesmal ist es ein Jäger, der von einem Panther zu Boden geworfen, sich diesen mit schon ermatteter Arme vom Leibe zu halten sucht, während von hinten sein wolfähnlicher Hund der Bestie an den Kopf springt und sie zurechtzuleiten sucht. Die beiden Thiere sind vorzüglich ausgeführt, die Gestalt des Jägers aber, wie seine Stellung matt und ausdruckslos. Außerdem eignet sich das widerstandslose Unterlegen nur schlecht zu künstlerischer Auffassung; es macht einen bangen, peinlichen Eindruck, vorzüglich wenn der Sieg der rohen Bestie über die edle Menschengestalt dargestellt wird. Nur in kräftiger Handlung, nicht aber in einer durchweg passiven Situation kann die menschliche Figur mit der des Thieres, das in der vollsten Anspannung seiner Kraft dargestellt wird, zu ihrem Vortheile konkurriren. — Beiläufig wollen wir doch nicht unerwähnt lassen, daß den hier ausgestellten Bildwerken nach zu urtheilen die europäische Skulptur neuerer Zeit mit besonderer Vorliebe Thiergestalten zu behandeln scheint, während der Sinn für Darstellung edler schöner Menschenbilder unter Einwirkung verschiedenartiger Affekte, mehr und mehr sich verliert und zu schablonenartigen, konventionellen Typen seine Zuflucht nimmt. Eine im östlichen Schiffe aufgestellte Ewensfamilie, ein stertender Reiter, ein Ebertopf und eine große Menge Darstellungen ähnlicher Art scheinen das zu beweisen. Der Gewinn, welchen die Kunst aus dieser neuen Manier erhält — denn nur als solche können wir sie auffassen — erscheint nicht weniger als ungewiss.

Doch müssen wir noch einige gute Werke erwähnen, an denen Nichts von der angegebenen Manier zu spüren ist. Das erste ist die im südlichen Schiffe aufgestellte Marmorgruppe von Karl Müller: „Des Sängers Glück“ nach der Uhländ'schen Ballade. Der Alte, hoch aufgerichtet und das von gewaltigem Schmerz und Jörn übergoßene Antlitz aufwärts, der Burg des Königs zugekehrt, den rechten Arm wie zum Wurf erhoben, schwebert seinen Blick dem Mörder

des Sohnes zu, der an seinem linken Arm so eben todt herabgesunken ist. Ob für den Gegenstand die anstalt Form und unbefleckte Figuren angemessen waren; wollen wir unentschieden lassen. Wir bezweifeln nicht, daß dem Künstler eine solche Auffassung mehr Gelegenheit zur Bethätigung seines Talents gibt, aber bei alledem will uns scheinen, als ob der Eindruck, welchen die Umland'sche romantisch-mittelalterliche Ballade macht, ein entschieden anderer sei, als derjenige, welchen wir von der Mäler'schen Marmorgruppe davon tragen.

Wenige Schritte zur Rechten finden wir eine „schlafende Nymphe“ von weißem Marmor. Wir wissen in dem Augenblicke nicht, wer der Künstler ist, aber das Werk ist von idealisch schöner Gestaltung und von einer Lieblichkeit und Anmuth überfloßen, die uns an die herrlichsten Schöpfungen des klassischen Griechenlands erinnert.

Verschiedenes.

Korrespondenz. (Auszug eines Briefes vom 5. September d. J. aus Supraguhy, von Perret-Gentil, früherem schweizerischen Konsul.) Den 30. August überbrachte das Dampfboot aus Rio Janeiro die Nachricht nach Paranaqua, daß hinfür die Insel Theil unter Benennung Provinz von Parana abgesondert von der von St. Paulo bestehen solle, was eine Sache von Bedeutung für Supraguhy sein wird. Die neue Provinz von Parana wird einen vorzüglichern Ansehungspunkt für Europäer bilden, da die Zone, in der sie liegt, die Produkte der meisten Klimate erzeugen kann. Es ist ein Tafelland, das 2 bis 3000 Fuß über den Meeresspiegel sich erhebt, und besteht aus weiten Ebenen, mächtigen Lannenwäldern, die von großen Strömen durchzogen werden, ehe sie sich in den Parana ergießen und mit der Republik Paraguay, Montevideo und Buenos Ayres vereint, Wasserstraßen bilden.

Dieser still Land, mit allen seinen Naturerfahrungen und Schätzen begabt, blieb bisher vergessen, weil Niemand sich dessen ernsthaft annahm, was zugleich nachtheilig auf die Einwohner wirkte. Jetzt tritt über durch das energische Einschreiten und die Verwirklichung einer neuen Form diese Provinz in ein wirkendes Leben über, und werden Patriotismus und lokaler Ehrgeiz vereint hervortreten; besagter Distrikt blieb von Sklaverei frei, und sind kaum 100 Neger zwischen hier und Paranaqua heimisch, die alle eher als Glieder der Familien betrachtet werden, denen sie angehören.

Der Marktort Coritiba mit 12,000 Seelen und circa 30 bis 40 Stunden von Supraguhy und Paranaqua entfernt, ist bedeutend durch das jährliche Zutreiben von 80 bis 100,000 Stück Hornvieh. Die weiten Ebenen und Tristen gestatten Viehzucht, Weizenbau, Getreidebau, ebenfalls unter den Bewohnern, die einst vertraut mit einer kühnsten Landwirthschaft, ihn vernachlässigten und durch die Zufuhr von Weizen der Nordamerikaner beeinträchtigt wurden. Der Getreidebau kann sofort in dieser Provinz wieder aufgenommen werden, sobald er mit Aufmerksamkeit begonnen, und sein röstiges Samen Korn in die Erde geworfen wird, sondern es stets einer sorgfältigen Auswahl unterworfen bleibt.

(Welche Provinzen, Parana und St. Paul zusammen, enthalten an Flächenraum 18,500 □ Leguas (20 Leguas = 1°), 560,000 Seelen, 9 Städte, 48 Flecken und 117 Kirchsprengel, so wie die Hafenstädte Paranaqua und Santos, die mit Europa verkehren.)

Herr Perret-Gentil ist der unmaßgeblichen Meinung, daß Landbauer mit Familie, die 3400 Franken besitzen und in Europa keine trübende Zukunft sich schaffen können, ihr Vermögen zu Gelde machen sollen; davon 2400 Franken für Reisekosten à 6 Personen anwenden, den Rest, 1000 Franken, für Zahlung lebenslänglicher Zinsen abliefern, um so ein Kapital von 2800 Franken zu erborgen; in Brasilien auf einer Kolonie umweit der Meeresküste sich anzubauen, sonach während sieben Jahren jährlich 400 Franken für Schuld abtragen sollen, und das bewohnte Stück Land später kaufen. Zu Ausführung dessen wird

Herr E. de Paravieini in Zürich in gewissen Fällen hilfreiche Hand leisten und den besten Rath erteilen.

Algier. Die bisherigen Nachrichten über den Zustand der neuen Schweizerkolonie in Setif in Algerien sind so befriedigend, daß, wenn die Verhältnisse gleich bleiben, der Blick der Auswanderungslustigen von Amerika weg und nach Afrika sich hinwenden wird.

Nordamerika. Kalifornien. Die Allg. Ztg. erhält Nachrichten aus diesem Land vom 15. Oktober. — An der Tagesordnung standen, wie gewöhnlich, Diebereien und Todtschlägereien und Beispiele energischer Lynch-Justiz. Sonora brannte am 4. zum größten Theil ab, der Schaden wird auf 300,000 Dollars geschätzt, aber mit amerikanischer Leichtigkeit sofort wieder am Aufbau gearbeitet. — Mexikaner und Indianer rauben und morden nach Herzenslust an den Grenzen. Trotz alledem rühmt der Korrespondent den klassischen Boden Kaliforniens, das Eldorado aller Freilebenden. — Die diesjährige Einwanderung über Land wird auf etwa 24,000 Seelen angegeben. Aus den Minen laufen die freilebendsten Berichte ein. 2 1/2 Mill. Dollars sind mit den letzten Dampfbooten abgegangen und für 4 1/2 Mill. Dollars kalifornischen Goldstaubs wurde im August in der Münze von Philadelphia hinterlegt. Die im September eingegangenen Zölle betragen über 200,000 Doll. Solche Zahlen sprechen allerdings hinreichend für den Aufschwung dieses merkwürdigen Landes.

— Ein Lehrer Voghardi aus dem Kanton Zürich sendet von New-York seinen Landsleuten die erste Warnung zu, vorberathend mit dem Auswandern nach Amerika innewahalten. Eine unerklärliche Sterblichkeit auf den Auswanderer-Schiffen (er spricht vom fünften Theil) habe bereits zu Untersuchungen veranlaßt. Die gleiche große Sterblichkeit herrscht auch unter den Fischen; man sieht sie zu Tausenden den Ufern nach todt liegen. — Gleichzeitig berichtet auch Herr Voghardi von den gewaltigen amerikanischen Getreide- und Mehlsendungen; — ein einziges Haus speidirt 600,000 Zentner, die bis zum Neujahr in Europa eintreffen sollen. Man erwartet zuversichtlich einen Abschlag.

— Ein Korrespondent der Allg. Ztg. warnt aus La Guayra die Deutschen vor dem Einwandern nach der Republik Venezuela in Südamerika. Von dem vorigen Jahr durch Vermittlung eines Hamburgerhauses dorthin ausgewanderten Deutschen ist die Mehrzahl dem gelben Fieber erlegen und der kleine Ueberrest im Lande zerstreut.

— Außer dem wichtigen Tunnelbohrer hat man in Nordamerika in jüngster Zeit auch die Erfindung eines merkwürdigen Schwimm- und Taucherapparats gemacht. Der Apparat besteht aus zwei Hauptbestandtheilen: Der Gloke, die in die Tiefe geht, und einem mit ihr in Verbindung stehenden, an der Oberfläche zurückbleibenden Reservoir mit condensirter Luft. Die Kompression wird durch eine mächtige Pumpe bewerkstelligt, die 4000 Kubikfuß Luft per Stunde pumpen kann. Die Gloke kann beim Auf- und Niedertauchen an jedem beliebigen Punkte zum Stillhalten gebracht werden, so daß sie Siedle aus der Tiefe holen und in einer gegebenen Entfernung am Grunde wieder niederlegen kann. Die Schnelligkeit, mit der der Apparat auf- und niedersteigt, die Leichtigkeit, mit der seine Tragkraft gesteigert werden kann, und seine Direktionsfähigkeit unter Wasser geben ihm bei Wasserbauten eine unberechenbare Wichtigkeit. Man kann mit demselben ein ganzes Flußbett, Stelle für Stelle, untersuchen, Grabungen auf dem Grunde vornehmen, den Grund zu Wasserbauten legen, ohne schwerfällige Krabbe zu verwenden, endlich Schwimmer an gesunkenen Schiffen anbringen, um sie in die Höhe zu bringen. Der Taucherapparat hält 10 Personen, hat 4 Fuß Durchmesser im Centrum, wo er am weitesten ist, 8 am oberen und unteren Ende, Bodenöffnung 4 Fuß. Die Klappen sollen sehr sinnreich angebracht sein. Unter andern sind sechs sehr verschiedene Vorrichtungen, vermittelst deren die Taucher in einer Minute in die Höhe steigen können.

Der Kolonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.

Jahr-Abonnement 6 Fr.,
Halbjahr-Abonnement 3 „
Viertelj.-Abonnement 1,50 „
Man kann auch jederzeit das
Abonnement eintreten.

Der jeweilige die erste Num-
mer nicht refusirt, wird
für das jeweilige nächstfol-
gende Quartal als verech-
net. Abonnement beträftet, und der
„Kolonist“ demselben dann
regelmäßig eingesandt.

Einrückungsgebühr 14 C. die
einmalige Zeile. Bei
mehrmaliger Wiederholung
tritt eine Preisermäßigung
ein. — Für Abonnemente
und Inserate wendet man
sich vorzuziehend direkt an die
Redaktion.



Der Kolonist erscheint, woch-
entlich, alle Sonntage,
Landkarten und Illustratio-
nen werden von Zeit zu Zeit
als Gratisbeilagen mitgege-
ben.

Wahrheitsgetreue Original-
belege und belehrende Auf-
sätze über Amerika, Franko-
an die Redaktionen gesandt,
haben jedwergelt unentgeltliche
Aufnahme.

Da der Kolonist aller Volkst-
freund, nur den Zweck ver-
folgt, allen schweizerischen
Auswanderern nützlich zu sein,
so bittet die Redaktion: um
möglichste Theilnahme zu
vielfältiger Berichtigung, Bei-
tragung von Abonnementszahl
würde derselbe denn auch
ohne Preisermäßigung we-
sentlich zweimal erscheinen.

Nr. 51.

Bern, Sonntag den 25. Dezember.

Dritter Jahrgang 1853.

Die Kolonien der Provinz Rio Grande do Sul.

Der ersten Nummer der in der bezeichneten südbrasilianischen Pro-
vinz erscheinenden ersten deutschen Zeitung „Der Kolonist“ ent-
nehmen wir folgenden Artikel, auf dessen Inhalt wir später selbst-
ständig eingehen werden:

„Rio Grande do Sul bietet unbedingt für die europäischen Aus-
wanderer die beste Gegend dar, sich mit Vortheil niederzulassen; denn
in dieser Provinz finden die herüberkommenden Auswanderer ein ge-
mäßigtetes Klima, welches ihnen am besten zusagt; Platz genug, um
mit Erfolg ihre Niederlassungen gründen zu können; Fruchtbarkeit,
um aus denselben Vortheil zu ziehen; leichten Absatz, um ihren Ue-
berschuß zu verwerten, und keine großen Hindernisse, um nicht in
kurzer Zeit sich ein sicheres Eigenthum zu erwerben, wo sie ihr reich-
liches Auskommen finden. Daß dieses nicht zu viel gesagt, sondern
dieses noch übertrieben wird, beweisen die in Rio Grande do Sul
gegründeten Kolonien und Niederlassungen.

In dieser Provinz bestehen gegenwärtig die Kolonien San Leo-
poldo, Tres Forquilhaes, Torres und Santa Cruz.

Ueber San Leopoldo werden wir noch öfter und genauer sprechen,
so daß es bei dem kurzen Umriss, der hier gegeben werden soll, un-
nützlich wäre, davon zu reden, daher soll hier zuerst die Kolonie Santa
Cruz erwähnt werden.

Dieselbe liegt theilweise an dem Rio Paro, theilweise nicht weit
davon entfernt, und kann der Fluß mit wenig Mühe so weit gereinigt
werden, daß die Produkte von den meisten Kolonien gleich zu Wasser
verschifft werden können.

Die Gründung dieser Kolonie fällt erst in das Jahr 1849; da
nämlich die Provinzialregierung ein sah, daß eine stärkere Bevölkerung,
oder vielmehr Ausdehnung von San Leopoldo durchaus nicht mehr
zweckmäßig sei, wegen des zu sehr erschwerten Transportes
der Produkte von den weit entfernt liegenden Kolonien, so wies die-
selbe zuerst einigen sieben Familien Land am Rio Paro an, neben
dem Wege, der dort nach Cruz Alta zu geöffnet war. Diesen sieben
Familien, die sich von Hamburg hierher eingeschifft, folgten bald darauf
noch einige 60 Kolonisten nach, die von Rio de Janeiro hierher geschifft
waren, um sich in San Leopoldo niederzulassen, aber auch aus dem
Grunde nach Santa Cruz befördert wurden und Land angewiesen
bekamen. Die Stadt Rio Paro liegt nur ungefähr 4 Meilen von
den ersten Niederlassungen entfernt, und können selbst Dampfschiffe bis
hierher gelangen, wenn nur der Fluß etwas aufgeräumt wird. Das
Klima ist eben so gesund wie in San Leopoldo. Der Boden ist sehr
fruchtbar und von Urwald bedeckt. Der Tabakbau bildet eine der

Hauptpflanzungen, und sind die Kolonisten im Besitz ausgezeichneten
Saamens von Havanna. Die jetzige Bevölkerung besteht ungefähr aus
400 Seelen, doch wird dieselbe in kurzer Zeit bedeutenden Zuwachs
erhalten, da die Regierung mit dem Herrn Peter Kleudgen einen
Kontrakt abgeschlossen hat, wonach sich derselbe verpflichtet, binnen 2
Jahren 2000 Kolonisten nach der Kolonie Santa Cruz zu besiedeln,
wobei die Regierung, außer unentgeltlichem Landbesitz, noch freien
Transport von Rio Grande und Gerätschaften im Werthe von 32
Mtl-Reis zu geben versprochen hat.

Von Deutschland aus, wo der genannte Peter Kleudgen sich
zum Zwecke der Annahme von Kolonisten jetzt befindet, klagt derselbe
freilich sehr über die Feindschaft, die ihm dort entgegengestellt wird,
und hat deshalb die hiesige Regierung um ein Certificat gebeten, daß
er wirklich dieses Anerbieten den Leuten, die sich hier ansiedeln wollen,
zu machen beauftragt sei. Die hiesige Präsidentsur hat auch seinen
Wunsch gewillfährdet und folgendes wörtlich so lautendes Rescript
erlassen:

„Da der Auswanderungsagent für diese Provinz Rio Grande do
Sul, Peter Kleudgen, sich über die Hindernisse beschwert hat, welche
ihm die Erfüllung seines Contractes in Europa entgegengestellt werden,
um stilles, tüchtige und gewerbsleißige Auswanderer hieher zu be-
sorgen, und auf diese Weise die Einführung von unnützen und ge-
fährlichen Leuten in diese Provinz zu verhindern, so wie auch den
Zufluß einer größern Anzahl Kolonisten als wie die Regierung der
Provinz unterstützen kann, oder mit vermessenem und gemarktem Embe
zu versehen im Stande ist: so erklärt der Vice-Präsident dieser Provinz
an genannten Agenten der Auswanderung für Deutsche, Peter Kleu-
dgen, daß er bekannt machen kann, wo es ihm zweckdienlich erscheint,
daß die Regierung dieser Provinz bloß ihm allein das Recht er-
theilt habe, Kolonisten anzuwerben, und sich dieselbe nicht für ver-
pflichtet halte, die Vortheile, so denselben durch Provinzialgesetz ertheilt
werden, auch auf die Kolonisten auszudehnen, welche ohne Verschlei-
nung des genannten Agenten ankommen; außer nach anerkanntem
Verdienste der Kolonisten selbst und gemäß der Mittel, worüber die
Regierung ablehnen zu verfügen im Stande ist. — Unterzeichnet im
Palast von Porto Alegre, 11. August 1852. — Der Vice-Präsident
Luiz Alves Leito de Oliveira Bello.“

Aus diesem ersieht man sehr wohl die günstige Absicht der Re-
gierung, die hiesige Kolonisation nach Kräften zu befördern und zu
unterstützen. Wenn nun auch die Bevölkerung der Kolonie etwas ver-
zögert werden kann, so wird doch, wenn diese günstige Erklärung erst
in Deutschland bekannt wird, gewiß der Auswanderung hierher vor
der nach Amerika der Vorzug gegeben werden. Es ist daher zu wün-

sehen, daß alle Kolonisten für hier sich an den genannten Herrn B. Kleudgen wenden, um der gedachten Vergünstigung theilhaftig zu werden. Die meisten Kolonisten sind schon theilweise betommen und sind unter der Leitung des Herrn Direktor Büff noch immer damit fortgefahren. Die dort wohnenden Kolonisten arbeiten sich tüchtig durch, und wird sich die Kolonie nach Eintreffen der übrigen Ansiedler gewiß bald in einem blühenden Zustande befinden. (Hansa.)

Nordamerika.

Das mit dieser Nummer des Kolonisten ausgegebene Blatt, welches dem vortheilhaften Atlas von Nordamerika von H. Lange einnehmend ist, enthält außer der Uebersichtsarte von Nordamerika noch zwei Karten: der eine mit der Ueberschrift „Staaten-Karte von Amerika“ gibt eine Anschauung des Zusammenhanges und der Lage Nordamerikas zu Central-Amerika und Südamerika, so wie ihrer einzelnen Länderabtheilungen; der andere mit dem Titel „Seewege zwischen Europa und Nordamerika“ bietet eine vergleichende Uebersicht der Lage Europas zu Nordamerika, so wie die Hauptschiffahrtsverbindungen zwischen beiden Welttheilen.

Ein Bild auf die Hauptkarte dieses Blattes zeigt uns, daß die größere Masse des Erdtheils von zwei Farben umzogen ist. Die rothe Farbe umschließt die britischen Besitzungen oder das englische Nordamerika; die grüne Farbe umgibt den jungen, so kräftig und mächtig emporblühenden Staatenverband der United States (Vereinigten Staaten) oder die Nordamerikanische Union.

Die Nordamerikanische Union ist im steten Wachsen begriffen, sowohl hinsichtlich der territorialen Ausdehnung wie der Bevölkerung. Gegenwärtig besteht sie aus einunddreißig Staaten, einem sogenannten Bundesdistrikte, vier Territorien, welche politisch organisiert sind und zu Staaten herantreten, und drei noch nicht organisierten Territorien.

Wir lassen hier eins auf den Censurbericht von 1850 sich stützend Uebersicht der Staaten und Bestandtheile der Vereinigten Staaten von Nordamerika folgen.

Staaten	Umfang in q. Meilen	Einwohner.	Skizzen.	Einwohner.	Einwohner.
Alabama	30,000	583,188	—	Augusta	8,231
Delaware	9,280	317,864	—	Concord	8,740
District of Columbia	10,212	314,120	—	Montpelier	4,112
Florida	7,800	994,499	—	Boston	138,788
Georgia	1,306	147,544	—	Providence und New-Port	43,500
Idaho	4,704	370,791	—	San Francisco und New-York	17,851
Illinois	40,000	3,097,394	—	New-York	18,000
Indiana	8,320	489,653	222	Albany	50,771
Iowa	46,000	2,311,786	—	Trenton	10,776
Kansas	2,120	91,535	2,280	Harlem	8,179
Kentucky	9,360	683,035	90,368	Dover	8,186
Louisiana	62	51,687	3,688	Annapolis	4,198
Maine	61,350	1,421,061	472,528	Washington	43,268
Maryland	45,000	868,903	288,412	Richmond	30,280
Massachusetts	24,500	668,507	385,009	Hatfield	3,091
Michigan	58,000	905,099	381,681	Holmby	6,009
Minnesota	87,401	39,309	39,309	Walden	3,000
Mississippi	50,722	771,671	342,892	Tallahassee	3,000
Missouri	47,156	606,555	309,898	Montgomery	6,000
Montana	45,600	1,002,028	239,461	Madison	7,000
Nebraska	37,680	982,405	210,981	St. Louis	16,000
Nevada	67,380	681,043	87,422	St. Paul	4,372
New Hampshire	82,198	209,639	49,982	Jefferson City	3,722
New Jersey	46,431	511,074	239,021	Little Rock	1,088
New Mexico	237,321	212,582	58,161	Baton Rouge	4,200
New York	39,984	1,080,408	—	Winnipeg	3,000
Ohio	33,909	988,116	—	Columbus	17,656
Oregon	55,405	851,470	—	Indianapolis	8,034
Pennsylvania	56,243	3,897,054	—	Springfield	600
Rhode Island	53,924	305,191	—	San Francisco	8,037
South Carolina	50,912	192,214	—	San Jose	2,308
Texas	188,024	105,000	—	San Jose	—
Vermont	83,000	6,077	—	San Jose	—
Virginia	219,744	61,547	—	San Jose	—
Washington	187,923	11,380	—	San Jose	—
West Virginia	341,403	13,293	—	San Jose	—
Wisconsin	—	—	—	San Jose	—
Wyoming	—	—	—	San Jose	—
Zusammen	2,310,137	23,257,723	3,243,198	San Jose	530,701

Die unorganisierten Gebiete:

Nebraska	136,700
Idaho	487,171
North-West	687,664

Organisierte Gebiete:

Nebraska	911,435
Zusammen	2,310,137

Total: 3,230,572 engl. Quadr. Meilen

Aus der vorstehenden tabellarischen Uebersicht ersieht man, daß der Flächenraum der Vereinigten Staaten 3,230,572 englische Quadr. Meilen beträgt, mit 23,257,723 Einwohnern.

Man sieht ferner, daß die Union in zwei große Abtheilungen zerfällt, in „freie“ Staaten und in solche, welche Sklaven halten. Der neununddreißigste Breitengrad, der Ohio, der Mississippi von der Mündung des Ohio herauf bis zur nördlichen Grenze vom Staate Missouri und westlich bis zum Missourifluß bildet im allgemeinen die nördliche Grenze der Sklavenstaaten. Die 3,198,324 Sklaven repräsentieren einen Werth von circa 160 Millionen Dollars. In den Sklavenstaaten leben verhältnismäßig weit weniger Deutsche als in den freien Staaten.

(H. Lange, Atlas von Nordamerika.)

St. Jose.

10. Sept. Während es zwischen den Staaten Guatemala und Honduras blutige Kämpfe gibt und aus der alten Welt kriegdrohende Gerüchte über den Ocean bringen, gedeiht Costa-Rica, dieser kleine glückliche Inselstaat des spanischen Amerika, auf eine merkwürdige Weise. Geographisch abgeschlossen sorgt dieser Staat für sich selbst, kümmert sich nicht mehr um die abgeschüttelten Föderationsgrillen und denkt vor Allem nur, wie er seinen Kaffeebau vermehren und seine Bohnen am besten verkaufen kann. Glückliche Ländchen der Ruhe, der Sicherheit und des ewigen Frühlings, wo es milden Menschen und milden Pflanzen, vor allem der Kaffeebohne, so unendlich wohl (!) ist. Landstraßen zu bauen und deutsche Emigranten in das Land zu ziehen, das ist nächst der Sorge für den Kaffee erste und reichlichste Bestreben der Regierung Costa-Ricas. Der Präsident dieses allerliebsten Republikans, Don Juan Rafael Mora, ist nicht Soldat wie die Staatsoberhäupter von Guatemala und Honduras, sondern ein einfacher Kaufmann und Kaffeeplanter. Der Premierminister Garago, ein feiner und kluger Mann, hält neben seinem Ministerium noch einen Ellenwaarenladen und verkauft gleichfalls Kaffee. Das ist für die harmlosen und friedfertigen Tendenzen des Staats und des Volks von Costa-Rica bezeichnend genug. Hier befinden sich die Deutschen wirklich wohl. Von allen Europäern sind sie die zahlreichsten und gleichsam die Tonangebenden. Deutsche Farmer haben sich erst drei in Costa-Rica niedergelassen: die Herren v. Riez, Frölich und Schamler. Alle machen gute Geschäfte, erstere mit Weizenbau und Kaffee, letztere mit dem Zuckerrohr. Wären sie in der Landwirtschaft mehr als bloße Dilettanten, würden sie noch glänzender bestehen; aber auch so geht es ihnen recht gut, da sie mit einigem Capital angefangen. Landwirtschaft ist hier das lucrativste Geschäft und zehnmal einträglicher als in Nordamerika. Von Professionisten würden hier vor Allem Gerber, Schuhmacher, Schneider, Maurer, Zimmerleute, Sattler, Töpfer, Hutmacher, Schreiner gut bestehen; am allerbesten Zuckerassistenten und Ziegelfreier. Brillante Geschäfte macht hier ein deutscher Arzt und ein Apotheker. Ein Duzend deutscher Ärzte, besonders wenn sie Apothekerwaaren mitbringen, würden hier und in andern Staaten Centralamerikas noch ihr Glück machen. Während dieselben in den Vereinigten Staaten dicht auf einander sitzen, fehlen sie namentlich in den kleinen Städten Centralamerikas ganz. Für Gelehrte und Künstler ist das Land sonst wenig geeignet. Doch wäre ein tüchtiger deutscher Musik- und Gesangslehrer hier noch sehr willkommen. Die Lust, auf dem Clavier zu klappern, wird immer allgemeiner. Schlechte Professionen für das Land sind Mechaniker, Uhrmacher, Wagner, Bäcker, Schlosser, Blechschmiede, Bierbrauer. Der Ankauf des angekündigten deutschen Emigrantenschiffes sieht man hier mit sonderbaren Erwartungen entgegen. Die Reise über Mailna wird etwas anstrengend sein, da der direkte Weg von Limon nach Angostura noch nicht gebahnt ist. Herr v. Bülow kehrt, wie es heißt, noch im Laufe dieses Jahres nach Europa zurück. Er ist in nicht weniger als vier Prozesse verwickelt und hat auch sonst seine Unfähigkeit mit Glanz bewährt. Herr v. Sallisch, der im Namen des Hauses Bethmann in Bordeaux eine alte Weinschuld von ziemlich bedeutendem Betrag einzulösen hat, droht auf die ihm von der Berliner Gesellschaft übersandten Gelder Beschlagnahme legen zu lassen. — Als wichtige Neuigkeit

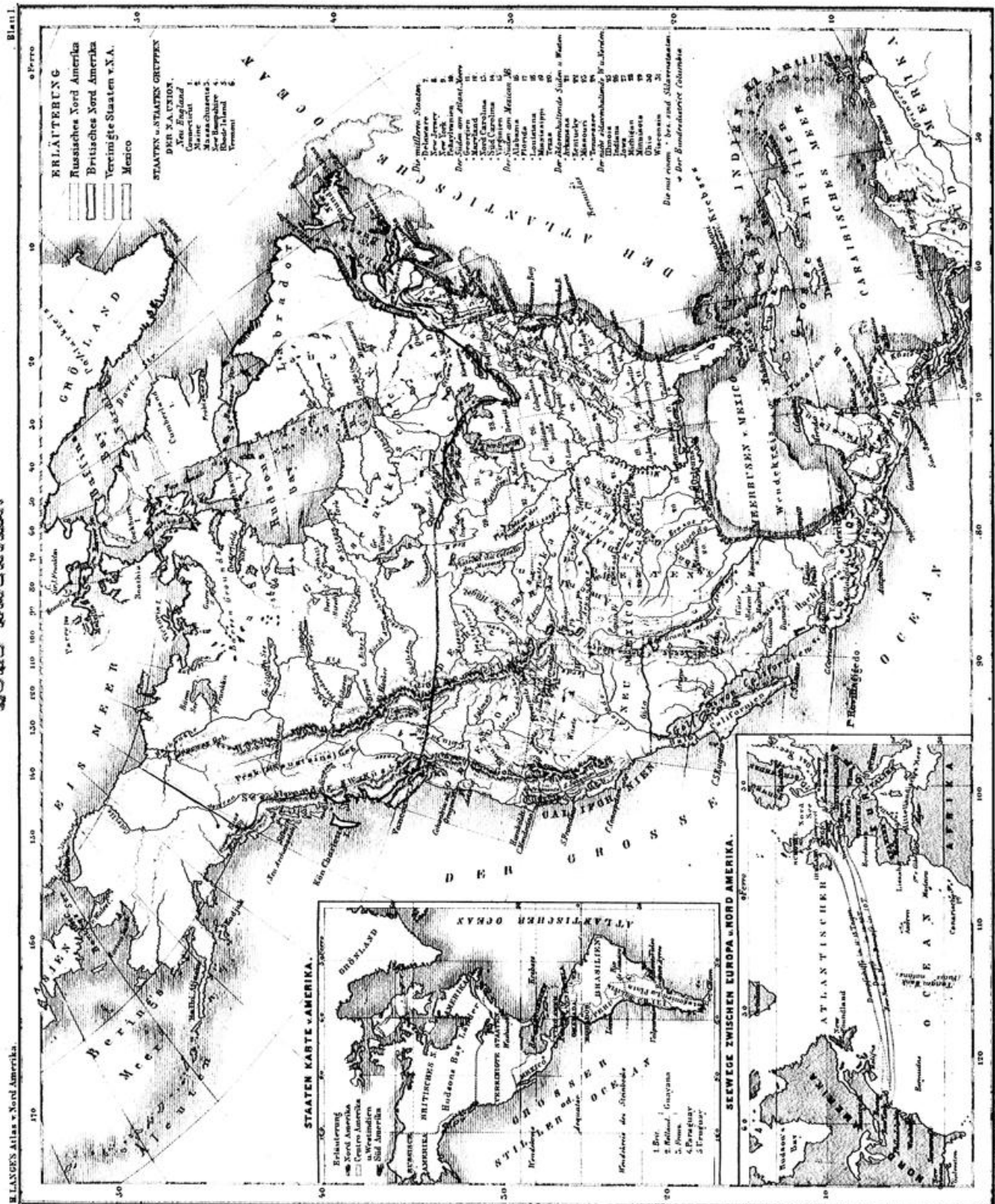
*) 69/103 engl. Meilen sind gleich 15 deutschen oder geographischen Meilen, gleich einem Grad des Aequators.

men wir, daß
che Quadrat.
Abtheilungen
laven halten.
stipst von der
vom Staate
lgemeinen die
slaven reprä-
ars. In den
uische als in
rdamerika.)

atemala und
kriegdrohende
dieser kleine
merkwürdige
für sich selbst
ndgrillen und
en und seine
en der Ruhe,
en Menschen
ndlich wohl (!)
das Land zu
nd redlichstes
lebes allerleb-
odad wie die
ein einfacher
go, ein feiner
einen Ellen-
für die harm-
s Volks von
eutschen wick-
n und gleich-
erst drei in
nd Schamter.
affee, leptere
ehr als bloße
auch so geht
ngen. Lan-
einträglicher
vor Allem
ute, Sattler,
besten Zucker-
hier ein deut-
te, besonders
nd in andern
end dieselben
ehlen sie na-
Für Gelehrte
äre ein tüch-
villkommen.
allgemeiner.
hrenmacher,
Der Anknst
hier mit son-
t wird etwas
gostura noch
st, noch im
weniger als
elt mit Glanz
Bethmann in
Betrag ein-
llschaft über-
ige Neugier

ischen Meilen,

NORD AMERIKA.



sehen, daß
Kleudgen zu
unter der
gefahren.
und wird
baß in el

Das
dem Vortref
ist, enthält
Sartons, h
gibt eine
amerikas
Länderabte
Europa un
Pazif. Euro
dungen, in
Ein 2.
größere We
Farbe umf
achtzig 2.
mächtig en
ethnogen G
mit 215, 2
sowohl, als
Eigenart
Amerikas
zu, Staaten
Mit 4
Amerikas
Prozamerik

1895
 1896
 1897
 1898
 1899
 1900
 1901
 1902
 1903
 1904
 1905
 1906
 1907
 1908
 1909
 1910
 1911
 1912
 1913
 1914
 1915
 1916
 1917
 1918
 1919
 1920
 1921
 1922
 1923
 1924
 1925
 1926
 1927
 1928
 1929
 1930
 1931
 1932
 1933
 1934
 1935
 1936
 1937
 1938
 1939
 1940
 1941
 1942
 1943
 1944
 1945
 1946
 1947
 1948
 1949
 1950
 1951
 1952
 1953
 1954
 1955
 1956
 1957
 1958
 1959
 1960
 1961
 1962
 1963
 1964
 1965
 1966
 1967
 1968
 1969
 1970
 1971
 1972
 1973
 1974
 1975
 1976
 1977
 1978
 1979
 1980
 1981
 1982
 1983
 1984
 1985
 1986
 1987
 1988
 1989
 1990
 1991
 1992
 1993
 1994
 1995
 1996
 1997
 1998
 1999
 2000
 2001
 2002
 2003
 2004
 2005
 2006
 2007
 2008
 2009
 2010
 2011
 2012
 2013
 2014
 2015
 2016
 2017
 2018
 2019
 2020
 2021
 2022
 2023
 2024
 2025
 2026
 2027
 2028
 2029
 2030
 2031
 2032
 2033
 2034
 2035
 2036
 2037
 2038
 2039
 2040
 2041
 2042
 2043
 2044
 2045
 2046
 2047
 2048
 2049
 2050
 2051
 2052
 2053
 2054
 2055
 2056
 2057
 2058
 2059
 2060
 2061
 2062
 2063
 2064
 2065
 2066
 2067
 2068
 2069
 2070
 2071
 2072
 2073
 2074
 2075
 2076
 2077
 2078
 2079
 2080
 2081
 2082
 2083
 2084
 2085
 2086
 2087
 2088
 2089
 2090
 2091
 2092
 2093
 2094
 2095
 2096
 2097
 2098
 2099
 2100
 2101
 2102
 2103
 2104
 2105
 2106
 2107
 2108
 2109
 2110
 2111
 2112
 2113
 2114
 2115
 2116
 2117
 2118
 2119
 2120
 2121
 2122
 2123
 2124
 2125
 2126
 2127
 2128
 2129
 2130
 2131
 2132
 2133
 2134
 2135
 2136
 2137
 2138
 2139
 2140
 2141
 2142
 2143
 2144
 2145
 2146
 2147
 2148
 2149
 2150
 2151
 2152
 2153
 2154
 2155
 2156
 2157
 2158
 2159
 2160
 2161
 2162
 2163
 2164
 2165
 2166
 2167
 2168
 2169
 2170
 2171
 2172
 2173
 2174
 2175
 2176
 2177
 2178
 2179
 2180
 2181
 2182
 2183
 2184
 2185
 2186
 2187
 2188
 2189
 2190
 2191
 2192
 2193
 2194
 2195
 2196
 2197
 2198
 2199
 2200
 2201
 2202
 2203
 2204
 2205
 2206
 2207
 2208
 2209
 2210
 2211
 2212
 2213
 2214
 2215
 2216
 2217
 2218
 2219
 2220
 2221
 2222
 2223
 2224
 2225
 2226
 2227
 2228
 2229
 2230
 2231
 2232
 2233
 2234
 2235
 2236
 2237
 2238
 2239
 2240
 2241
 2242
 2243
 2244
 2245
 2246
 2247
 2248
 2249
 2250
 2251
 2252
 2253
 2254
 2255
 2256
 2257
 2258
 2259
 2260
 2261
 2262
 2263
 2264
 2265
 2266
 2267
 2268
 2269
 2270
 2271
 2272
 2273
 2274
 2275
 2276
 2277
 2278
 2279
 2280
 2281
 2282
 2283
 2284
 2285
 2286
 2287
 2288
 2289
 2290
 2291
 2292
 2293
 2294
 2295
 2296
 2297
 2298
 2299
 2300
 2301
 2302
 2303
 2304
 2305
 2306
 2307
 2308
 2309
 2310
 2311
 2312
 2313
 2314
 2315
 2316
 2317
 2318
 2319
 2320
 2321
 2322
 2323
 2324
 2325
 2326
 2327
 2328
 2329
 2330
 2331
 2332
 2333
 2334
 2335
 2336
 2337
 2338
 2339
 2340
 2341
 2342
 2343
 2344
 2345
 2346
 2347
 2348
 2349

Die unorga
Nebengola
Indien
North West
Dragonfisle, G



fann id
bekannt
Wege r
Ein Gr
gestern
nuste, v
Bagafe
wurde n
felme, D

* July 7
-mugro
-rühm
-mugro
offe

July M
man' d
bet' nö
Kunst'
Darstell
Eine g
lesen/
amerika
3 Fuß
Greenw
rungsb
1 Fuß
Treu:
Houlea
stabe m
figen u
welche
3 Zoll
Individu
Gruppi
Süd-A
schr A
unfere
einande
heßliche
Whistle
der Str
roth-gol
und W
in den
geben,
mit alse
pel ihre
Gutscha
neben f
menkral
(idealen)
die Ann
faum h
kannten
fene G
pfügen/
Fascher
Wine t
steht m
Krelbe
Haupt
kleinen
dem G
Ansprü
erhöbel
Haufe
stellung
M
bestimm
wird,
des G

kann ich Ihnen mittheilen, daß in dem durch seinen Goldreichthum berühmten Berge Aquacade, eine Lagerte von St. Jose auf dem Wege nach Punta Arenas, neue reiche Goldlager entdeckt worden sind. Ein Erdbeben von ungeheurer Dauer und Heftigkeit fand vor gestern um 1. Uhr statt. Die Schwingungen dauerten eine volle Minute, von Norden nach Süden. Die beiden Drischasten Canas und Bagafes am Fuße des Vulkanes Plado in der Provinz Guanacaste wurden zerstört. Auf der Hochebene von Costa-Rica hat der Erdstoß seine Verheerungen angerichtet. (Wef.-Ztg.)

Büntes aus dem Glaspalast in Newyork.

Man hat besserer Rechte, als die Garm'sche Webstube, dürfte man ein vorzügliches Modell in Zucker, das in einem eintägigen Winkel der nördlichen Gallerie aufgestellt ist, zu den Werken der bildenden Kunst rechnen. Es ist eine von dem Conditor Streuelsen gefertigte Darstellung der Greenwich'schen Insel, die der Kunst deutscher Emigranten. Eine ganz vorzügliche Arbeit, bei der mehr künstlerisches Talent bewiesen ist, als bei einem halben Duzend Erzeugnissen der national-amerikanischen Sculptur. Das Ganze ist von einem Glasfaden, etwa 3 Fuß lang, bei 1 1/2 Fuß Höhe, umschlossen. Ein Block aus der Greenwich'schen Insel, in welchem sich das Greenwich'sche Beförderungsbüreau befindet, bildet den Hintergrund. Die Häuser sind etwa 1 Fuß hoch und bis in die kleinsten Einzelheiten mit der ängstlichsten Treue der Wirklichkeit nachgebildet. Jede Thür, jedes Fenster, jedes Rouleau, jedes Wohnhaus und Ladenlokal ist im vergrößerten Maßstab mit einer Genauigkeit wiedergegeben, die wahrhaft in Erstaunen setzen muß. Doch das bei Weitem Interessanteste sind die Gruppen, welche sich auf der Straße drängen. Diese Figuren sind nur 2 bis 3 Zoll hoch, aber mit einer solchen Originalität aufgefaßt, so trefflich individualisirt, so natürlich in den dargestellten Bewegungen und Gruppirungen, daß man in Versuchung kommt, hier ein wirkliches Stück aus dem Leben in Elfenbein vor sich zu sehen. Eine Schaar deutscher Auswanderer, eben frisch vom Schiff gestiegen, steht vor Allem unsere Aufmerksamkeit auf sich. Sie bieten jenes bunte, wirre Durcheinander, wie man es in Zwischendecken zu finden gewohnt ist. Ruffische, thüringische, schwarzwälder Bauren, ein kleinstädtischer Pfälzer mit runder Kiefenmütze und langem Raststiel, Bruder Straubinger und ein Subert mit mächtiger Pflanze und schwarz-roth-goldener Mütze, dann wieder ein ganzer Haufe kleiner Jungen und Mädchen, die auf gut böhmisches vor Verwunderung den Finger in den Mund stecken oder sonst unverkennbare Zeichen ihres Staunens geben, drängen sich im Vordergrund durcheinander. Ein Karren ist mit altsächsischen bunten Bauernladen und Rissen, welche, den Stempel ihres Ursprungs in grellen Farben an sich tragen, mit Koffern, Kutschschuhen, Geschirre und solchen deutschen Federbetten bedeckt; daneben sind die Heerschaaren des Herrn Arcularius mit dem Zusammentragen des Straßendrecks beschäftigt (ein Umstand, welcher den idealen Charakter des Werkes verleiht, denn in der Wirklichkeit dürfte die Anwesenheit eines halben Duzend Straßenträger in Greenwich'schen kaum nachzuweisen sein). Hinzu im Hintergrunde steht man den bekannten einseitigen Reges, der mit seinem Kleeblatt ihm zugeworfene Gemüthsstücke auffängt; ein smarter Yankee im blauen messingfarbigen Frack und schwarzweißen gestreiften Bappcylinder, die Hände in den Taschen der eingelaufenen Unausprechlichkeiten, blickt sich mit schäudernder Mine das Gewimmel an, und an den Thüren der Wohnhäuser steht man etliche komische Intermezzi's, in welchen eine mit doppelter Kreide geschriebene Rechnung und ein schwindelhafter Geldbeutel die Hauptrollen spielen. Das Ganze ist voller Leben und Wahrheit; die kleinen Figuren mit wahrer Meisterhand durchgeführt; nirgends in dem Ganzen auch nur eine Annäherung an die Carrikatur. Und die Anspruchlosigkeit, mit der die Arbeit geführt, muß ihren Werth noch erhöhen. Es ist nicht zu verwundern, daß sich fast behändig ein dichter Haufe Zuschauer um diese verführte oder wenigstens zuckrige Darstellung aus dem Leben drängt.

Wenn ein außergewöhnliches, ursprünglich für gewerbliche Zwecke bestimmtes Material zur Bildung künstlerischer Darstellungen benutzt wird, so darf wenigstens der Gegenstand dieser Lehren nicht außerhalb des Gebietes des Genres fallen. Richtig wird es, wenn man sich

damit an die Nachahmung höherer künstlerischer Gestaltungen wagt. Aber gerade von den Lächerlichkeiten dieser Art finden wir eine reiche Auswahl im Glaspalast: z. B. eine mediterrane Venus von Wallraff, einen Franklin in alter Windfahne und einen Jackson in trockener gelber Wafschel, einen Webster von einer Stearin. Daß alle diese Abenteuerelemente die Produkte eingebornen Geschmackslosigkeits sind, bedarf kaum einer Erwähnung. Ueberhaupt legt sich im amerikanischen Departemente bei allen denjenigen Gegenständen, die unter die Rubrik der höhern Industrie, der Luxusgegenstände fallen — oder zu fallen wünschen, — eine solche potenzierte Plumpheit und Geschmackslosigkeit an den Tag, daß man sich mit dem Gefühl heftiger Beschämung davon abwenden muß. Speziell wird man diese Bemerkung bei der Genin'schen und Whalon'schen Paritätenbude bestätigt finden. In der Letzteren findet man zwar meist französische Fabrikate (Tollstücken, Parfümerien etc.), aber die wilde und rohe Zusammenstellung derselben ist doch amerikanisch, die Erstere steht wie eine ganz miserable Trödelbude aus oder vielmehr schlechter, denn ein Trödelladen in Chathamstreet, zwischen Duane und Pearl bietet ein weit gefüllteres und geschmackvollerer Arrangement von Kleidungsstücken und Parfümerien, als Genin's Glasladen.

Solid, schön und elegant sind die aus inländischen Fabrikaten für die Ausstellung gefertigten Kutschen und Wagen. Die Fertigkeit und Leichtigkeit derselben dürfte in Europa nicht leicht erreicht werden können, — aber freilich aus einem äußerlichen Grunde, weil nämlich die Holzarten, welche dem europäischen Wagenbauer zur Verfügung stehen, sich nicht an Zähigkeit mit dem Hölzern oder sonstigen amerikanischen Baumgöttern messen können, dort also Holzwerk schwerfälliger, dicker und massiver gearbeitet werden muß. Bekanntlich erhielten auch auf der Londoner Industrieausstellung die amerikanischen Wagen den Preis und es wurden in Folge dessen sogar mehrere von Europa aus hier bestellt. Ein höchst eleganter Schlauchwagen mit silbernen (vergoldeten) Ornamenten, den Neptun-Schlauchkompanie in Philadelphia eigens für die Ausstellung hat anfertigen lassen, muß für europäische Besucher ganz besonders anziehend sein.

Einen eigenthümlichen Eindruck machen die im nordöstlichen Flügel aufgestellten Patentsärge. Eine seltsame Idee in der That: hier inmitten des muntersten Lebens, der glänzendsten Sammlung von Erzeugnissen menschlicher Thätigkeit, auch die Symbole des Todes aufzustellen. Und doch dazu stehen sie wenige Schritte von prächtigen Brautbetten entfernt. Freilich sind die patentirten „burial cases“ nicht eben von abschreckender Gestalt, der Bronze- und Eisen-Ornamenten versehen und das Innere mit möglichst lebhaften Farben ausgepugt; unbehaglich bleibt es immerhin, sich durch diese Todtenfurniture plötzlich auf ein Gebiet von Vorstellungen und Empfindungen rücken zu lassen, zu denen man sich sonst in dieser Umgebung wohl am wenigsten aufgelegt fühlen möchte.

Von den englischen Kolonien in Nordamerika hat Newyorkland eine reiche Sammlung ausgestopfter Seehunde, Seelische, Seeläuter, Dittens, Wären etc. gesammelt, auch verschiedene Flaschen Leberthyan und ähnlicher Herrlichkeiten, bei deren Anblick schon und eine gewisse unbestimmte Drang überkommt, der uns in dieser Saison der Summer Complaints gefährlich erscheint. — Als eine naturgeschichtliche Kuriosität erwähnen wir die auf der nordwestlichen Gallerie aufgestellten Fische und Amphibien aus der berühmten Mammothhöhle in Kentucky. Bekanntlich findet sich in dieser, mehrere Quadratmeilen umfassenden Höhle eine ganz eigene, erpresst für die Lokalität geschaffene Thierwelt. Die hier ausgestellten Proben, einige Fische von 2—4 Zoll Länge, Krebse 1 1/2 bis 2 Zoll Länge etc. sind vollkommen farblos und — gänzlich ohne Augen.

Das europäische Departement, das noch immer sehr im Argen liegt, müssen wir ein andermal genauer in Augenschein nehmen. Bis jetzt sind die prachtvollen französischen Porzellanmalereien und die englischen Arbeiten aus getriebenem Silber (auf der südlichen Gallerie) das Augensälligste und Werthvollste in dieser Ausstellung. Im Geleise des Zollvereins finden wir gute Solinger-Mengen, Sammet-Plüsch, Damast und Kattunwebereien aus der Fabrik von Welflog in Ostra, eine Anzahl ganz ohne Ordnung durcheinander gehängter Silber, treffliche Kirchenglocken etc. Ein „richtiges Berliner Kind“, Schilderwaler Landgrevel, treibt etwas Humbug und hängt, „hoch oben an des Daches Rand“ ein gewaltiges Brett mit der pompösen Aufschrift:

„Amerikaner! Bei dem erhabenen Weltstreit der Industrie aller Nationen, welche jetzt vor euerem Forum ausgefochten wird, bemühet sich, der Größe der Gelegenheit würdig zu erscheinen... Landgrever, Schildermaler, Charlottenstraße da und da; Berlin, den und den...“

„Ein schmaler Kreis könnte nach Amerika herüberkommen und würde hier wahrscheinlich gut ausmachen.“

Verschiedenes.

Eidgenossenschaft. Der Bundesrath hat beschlossen, den Konsulaten in New-York und New-Orleans je 6000 Franken zur Verfügung zu stellen, um dem Auswanderungswesen mehr Zeit widmen zu können.

Bern. (Mitgetheilt.) Ihre Nummer vom 11. d. d. erwähnt einer im „Tagblatt der Stadt Basel“ enthaltenen Einsendung, welche das Schweizerische Konsulat in Havre als „eine gewinnbringende Speculation“ darstellt, indem jeder Schweizerische Auswanderer dort seinen Pass müsse visiren lassen und dafür 1½ Franken bezahlen, während sämtliche Auswanderer anderer Staaten ohne Visum ihrer Vertreter nach Amerika kommen.“ Am Schlusse jener Einsendung wird die Erwartung ausgesprochen, daß der Bundesrath diesen Tarenbezug aufhebe, ansonst Schweizer in Havre sich um Aufhebung desselben an die französische Polizei wenden würden.

Dieser Artikel bedarf einer mehrfachen, vom „Schweizerboten“ abtheilungsbereits gegebenen Berichtigung.

1) Das Visirenlassen der Reisepässe ist dem freien Willen der Auswanderer anheimgestellt (?); wenigstens der Schweizerische Konsul in Havre hält Niemanden dazu an.

2) Derselbe verfährt dabei so ungenügend, daß er im Allgemeinen, wie man versichern zu können glaubt, in fünf Fällen, wo Auswanderer ein Passvisum verlangen, nur in einem die Tare fordert.

3) Uebrigens darf man die Stellung eines Schweizerischen Konsuls nicht mit derjenigen anderer Konsuln verwechseln, indem Schweizerische Konsuln als solche bisher keine Befoldung bezogen, sondern lediglich auf ihre reglementarisch festgesetzten Exporteuren angewiesen waren, während hingegen die meisten andern Staaten für ihre idarstelligen Vertreter eine nicht unbeträchtliche Befoldung ausgesetzt haben.

Anzeigen.

Mit Neujahr erscheint in Bern regelmäßig alle Sonntage die Schweizerische Auswanderungszeitung:

Der Bote aus Amerika,

redigirt

von mehreren, theils in Amerika gewesen, theils noch dort weilenden und andern hiesigen Auswanderungsfreunden. Für Freunde der transatlantischen Kolonisations-, Kultur-, Länder- und Völkerkunde. Unter Verantwortlichkeit des Druckers, Verlegers und Herausgebers: H. Stettler, Buchdrucker in Bern.

Das Blatt soll ganz vorzüglich auch ein treuer Führer und Rathgeber sein für den Schweizerischen Auswanderer, welcher nach unserer Schwester-Republik, der „nordamerikanischen Union“, auswandert, welche mehr als alle andern überseeischen Länder, und namentlich mehr als Südamerika, die Tendenz des Blattes beanspruchen.

Man abonniert in der Stettler'schen Buchdruckerei, Jumierngasse Nr. 162 in Bern, und auf allen Postämtern.

Einladung zum Abonnement auf die schweizerische Auswanderungszeitung:

Der Kolonist.

Dieses blühet in Bern herausgegebene Wochenblatt wird sich mit Neujahr 1854 nach Lichtensteig übersiedeln und von da an regelmäßig alle Freitage bei Unterzeichneter erscheinen:

„Der Kolonist“ hat zum Zwecke, die Besprechung der wichtigsten Zeitfrage der Auswanderung und die Verathung und Belehrung seiner auswanderungslustigen Landsleute. Er ist fern davon, zur Auswanderung aufreizen oder verlocken zu wollen; er wird im Gegentheil, so oft sich Gelegenheit dazu bietet, von lehrhaftem, unüberdachten Verlassen der Heimath und Uebersiedeln in fremde, Manchen kaum mehr als dem Namen nach bekannte Länder abrathen. Wo aber triftige Gründe zur Auswanderung vorliegen und der Entschluß dazu unvorderrücklich gefaßt ist, da wird er sich bestreben, durch wahrhaftige Schilderungen sowohl derjenigen Länder, die vorzugsweise vorsehlen, das Ziel Schweizerischer Auswanderung zu sein, als derjenigen, vor denen der Emigrant zu warnen ist, durch Berichte über Klima und Boden, Bevölkerung, politische und gesellschaftliche Verhältnisse, über die Aussichten für Professionisten, Geschäftsleute, Arbeiter u. s. w. dem Leser ein getreues Bild derselben vorzuzeichnen, und dadurch dem Auswanderungslustigen Gelegenheit geben, sich durch eigenes Urtheil über das wohin? in's Klare zu setzen. Durch Erörterung der verschiedenen Reiseroiten und Beförderungswesen mit ihren respectiven Vortheilen und Nachtheilen, durch Hinweisung auf an Emigranten verlässliche Beträgereien und Uebervorteilungen, durch Nennung gewissenloser Agenten und Speditoren u. s. w. hofft die Redaktion manchem Auswanderer wesentliche Dienste erweisen können. Sie ist auch bereit, auf in frankirten Briefen an sie gerichtete Anfragen über alles, was die Auswanderung betrifft, nach bestem Wissen und Gewissen offene Antworten zu ertheilen, insofern sie von allgemeinem Interesse, nicht rein persönlicher Natur sind.

Besondere Aufmerksamkeit wird „der Kolonist“ der Armenauswanderung widmen, und zwar wird er sich hauptsächlich bemühen, das seinige zur Lösung der Frage beizutragen, wohin dieselbe zu leiten und auf welche Weise zu organisiren sei, damit sie zum Nutzen für beide Theile, für die Gemeinden sowohl, als für den fortziehenden Proletariat ausschlage, indem einerseits jene mit möglichst geringem Kostenaufwand sich ihrer Armenlast theilweise entledigen, andererseits diesem Gelegenheit geboten werden könne, im neuen Lande seine Lage zu verbessern und, statt wieder ein armer Mann, ein Grundbesitzer zu werden.

Neben diesem praktischen Theil, dessen Inhalt wir hier kurz angegeben haben, wird „der Kolonist“ auch ein Heftchen zur Unterhaltung bringen: Erzählungen aus überseeischen Ländern, nach denen sich die Auswanderung richtet, Anekdoten u. dgl. enthaltend.

Werteiljährlich wird den Abonnenten eine Karte oder Illustration als Beilage geliefert.

Der jährliche Abonnementpreis beträgt per Post franko durch die ganze Schweiz 5 Franken (war früher 6 Fr.); halbjährlich 2 Fr. 50 Rp.; vierteljährlich 1 Fr. 25 Rp. Wer das Blatt bei der Expedition selbst in Empfang nimmt, bezahlt jährlich 4 Fr. 20 Rp., halbjährlich 2 Fr. 10 Rp., vierteljährlich 1 Fr. 5 Rappen. Inserate kosten 10 Rappen die Zeile. Diese, so wie auch Einsendungen und Originalbriefe von Ausgewanderten, welche nach gemachtem Gebrauch mit Dank zurückersattet werden, möge man der unterzeichneten Expedition zukommen.

Abonnements nehmen an alle Postämter und der Unterzeichnete. Lichtensteig, im Dezember 1853.

Für die Expedition des „Kolonisten“ J. M. Wälle.

Der Unterzeichnete tritt von nun an und mit dieser Nummer gänzlich von der fernern Verantwortlichkeit und Redaktion dieses Blattes zurück.

G. G. Grossniklaus, Lehrer.

Verlag und Redaktion: G. G. Grossniklaus, Lehrer in der Schöthalde bei Bern.

Druck der Haller'schen Buchdruckerei in Bern.

G. G. Grossniklaus.

Der Kolonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.

Jahr-Abonnement 6 Fr.
Halbjahr-Abonnement 3 „
Vierteljahr-Abonnement 1, 50 C.
Man kann auch jederzeit ins
Abonnement eintreten.

Wer jeweilen die erste Nummer nicht refusiert, wird für das jeweilige nächstfolgende Quartal als verehrt. Abonnement betrachtet, und der „Kolonist“ denselben dann regelmäßig eingesandt.

Einschickungsgebühr 14 C. die einseitige Seite. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein. — Für Abonnemente und Zusätze wendet man sich portofrei direct an die Redaktion.



Der Kolonist erscheint regelmäßig alle Sonntage. Landkarten und Illustrationen werden von Zeit zu Zeit als Gratisbeilagen mitgegeben.

Wahrheitsgetreue Originale, Briefe und belehrende Aufsätze über Amerika, franko an die Redaktion gesandt, finden jederzeit unentgeltliche Aufnahme.

Da der Kolonist aller Politik fremd, nur den Zweck verfolgt, allen schweizerischen Auswanderern nützlich zu sein, so bittet die Redaktion um möglichst theilnehmende zu vielfältiger Verbreitung. Bei genügender Abonnentenzahl würde derselbe denn auch ohne Preisverhöhung zweimal erscheinen.

Nr. 52.

Bern, Samstag den 31. Dezember.

Dritter Jahrgang. 1853.

Berichtigung.

Es sind der bisherigen Redaktion des „Kolonist“ Reclamationen eingegangen, wenn dieselbe mit der letztangegabenen Nummer 51 und den Beilagen den Jahrgang 1853 beschliesse, so kommen die Abonnenten um eine Nummer zu kurz, indem das Jahr 52 und nicht bloss 51 Wochen enthalte. Es ist der bisherigen Redaktion des „Kolonist“ daran gelegen, daß die Abonnenten an Zahl der Nummern nicht zu kurz kommen; deswegen folgt noch diese letzte Nummer 52 des „Kolonist“ aus Bern. Nachher übersteht der „Kolonist“ nach Zürich, und erscheint in Bern kein „Kolonist“ mehr, wie in der Insertion auf der letzten Seite dieser Nummer zu sehen ist.

Ueber das Klima der Vereinigten Staaten und seine Wirkungen auf die Gewohnheiten und Sitten.

Ein ausgezeichnete Naturforscher, Herr Desor, las kürzlich in der allgemeinen Versammlung der helvetischen Gesellschaft eine Denkschrift voll merkwürdiger Beobachtungen über die Wirkungen des Klima's der Vereinigten Staaten. Wir geben diese interessante Arbeit, die in der „Revue Suisse“ veröffentlicht wurde, fast ohne Abkürzung.

Wenn ein deutscher oder schweizerischer Auswanderer zu New-York an's Land steigt, so findet er im Allgemeinen das Klima von dem seines Landes nicht sonderlich verschieden. Allmählich aber, in dem Maasse als er sich dauernd einrichtet, fängt er an, Verschiedenheiten zu bemerken, die ihn bald veranlassen, einige seiner Gewohnheiten zu modifiziren, und er mag wollen oder nicht, nach einem gewissen Zeitlauf die amerikanische Art anzunehmen, die er anfangs blüht getadelt hatte. Diese Erfahrungen, welche die meisten machen, setzen sie in Erstaunen, wenn sie allmählich darüber nachdenken. Sie wissen, daß die nördlichen Staaten beinahe unter derselben Breite liegen, wie Centraleuropa, die Unterrichteten unter ihnen erinnern sich außerdem, daß die Isothermen oder Zonen gleicher Temperatur auf eine noch auffallendere Weise sich entsprechen. Sie haben zudem die Erfahrung gemacht, daß der Winter in der Umgegend von New-York oder Boston ungefähr ebenso kalt ist, wie der um Frankfurt, Basel oder Zürich, und der Sommer mindestens ebenso warm. Und dennoch entspringen daraus ganz verschiedene Wirkungen, von denen sie durchaus nichts begreifen. Als vor einigen Jahren der unterrichtete Theil der deutschen Bevölkerung von Boston sich in einem Lyceum vereinigte, um hier nach amerikanischer Weise öffentlichen Vorlesungen zuzuhören, war die hauptsächlichste, wo nicht einzige Frage allgemeiner Physik, worüber sie lebhaft unterrichtet zu werden wünschten, gerade

die über das Klima. Wie kam es, daß sie nach einer gewissen Zeit alle genöthigt waren, ihre Gewohnheiten und selbst ihr Verfahren in den verschiedenen Künsten und Handwerken zu ändern?

Da ich eingeladen worden war, einige Vorlesungen über vergleichende Klimatologie der Continente von Amerika und Europa zu halten, mußte ich mich auf eine ganz spezielle Weise über die Art dieser klimatischen Einflüsse und den Umfang der dadurch veranlaßten Änderungen unterrichten. Die Erscheinungen, um die es sich handelt, sind zweierlei Art: die, welche sich auf das gewöhnliche Leben beziehen, und die alle Welt beschäftigen kann, und diejenigen, die man in der Ausübung gewisser Handwerke beobachtet. In die erste Kategorie gehören die nachfolgenden Erscheinungen: 1) die deutschen Frauen sind erstaunt über die Schnelligkeit, mit der die Wäsche trocknet, selbst im stärksten Winter, so daß das Waschgeschäfft nur halb so lange dauert, als in Europa; dies macht auch, wie sie sagen, die in den Vereinigten Staaten allgemeine Gewohnheit möglich, jede Woche zu waschen; 2) andererseits sind dieselben Haushälterinnen, namentlich die auf dem Lande, in Verzweiflung über die Schnelligkeit, mit der das Brod vertrocknet. In ihrem Heimathlande gewöhnt, das Brod für mehrere Wochen zu backen, sind sie in Verzweiflung, daß ihr Brod, das doch auf dieselbe Weise wie sonst bereitet worden, in wenigen Tagen hart und ungenießbar wird; sie geben dem Mehl, dem Wasser die Schuld, werden ungeduldig, beklagen sich, und nach einiger Zeit nehmen sie die amerikanische Sitte an, alle Tage oder wenigstens alle andern Tage ihr Brod zu machen. 3) Dieser allerdings reelle Nachtheil wird bis zu einem gewissen Grade ersetzt durch Vortheile, die wir nicht besitzen. So ist z. B. das Schimmeln in den Vereinigten Staaten viel weniger zu fürchten als bei uns; die Winter-vorräthe leiden selten dadurch, die Keller, namentlich, wenn sie nicht an ganz feuchten, niedrigen Orten angelegt wurden, sind vortheilhaft, so daß die Luft hier alle Arten von Vorräthen, Früchten und Gemüsen viel länger und sicherer erhält als bei uns. 4) Denselben Mangel an Feuchtigkeit bemerkt man noch auffallender im Winter in den Zimmern; die Fenster schülzen viel weniger als bei uns. Die Deutschen, die gewöhnt sind im Winter Glöckchen an den Fenstern zu sehen, sind erstaunt, sie nicht häufiger in Amerika zu finden, wo es doch um Weihnachten ebenso kalt und noch kälter ist als in Hamburg oder München. 5) Neben diesen Erfahrungen, die in den Bereich des gewöhnlichen Lebens gehören, giebt es noch andere, die den körperlichen Zustand betreffen, und die jeder an seiner Person wahr kann. Ich führe nur ein Beispiel an, den Einfluß, welchen der Aufenthalt in den Vereinigten Staaten auf die Haare ausübt, die nach einer gewissen Zeit bedeutend an ihrer Feuchtigkeith verlieren. Daher ein

größerer Bedarf von Pomme und Del, und somit eine verhältnißmäßig viel bedeutendere Anzahl von Frisuren. Viele junge Leute, die in der Schweiz und in Deutschland sich gegen Pomme und Macassaröl gesperrt hätten, um nicht weiblich zu erscheinen, schlagen, wenn sie einige Zeit in den Vereinigten Staaten gewesen sind, den Weg zum Friseur ein.

Die Erfahrungen, welche man bei verschiedenen Gewerben und Handwerken gemacht hat, sind nicht minder bezeichnend. Nachstehendes sind einige Beispiele, die ich von einsichtsvollen und glaubwürdigen Personen gesammelt habe: 1) Die Unternehmer von Bauten kennen die Nothwendigkeit nicht, ihre Gebäude, ehe sie solche zum Bewohnen abgeben, einige Zeit austrocknen zu lassen. Der Maurer ist kaum hinaus, so zieht der Kleidermann ein, ohne Furcht vor Rheumatismen oder andern Krankheiten, die bei uns in neuen Gebäuden so leicht sich einstellen. 2) Die Anstreicher können viel schneller als bei uns eine zweite Lage Firnis oder Wasserfarbe auftragen, ohne daß die Arbeit dadurch schlechter wird. 3) Dagegen müssen die Tischler, und namentlich die Fabrikanten von musikalischen Instrumenten, das Holz, das sie verwenden, viel sorgfamer auswählen. Holz, das man in Europa für hinreichend trocken halten würde, können Tischler in Boston oder New-York nicht brauchen, denn es würde in kurzer Zeit Risse bekommen. Parquetböden namentlich erfordern eine ganz besondere Sorgfalt, und man sieht sie deshalb, selbst in den reichsten Häusern, sehr selten. Demselben Umstand muß man die große Günstigkeit zuschreiben, welche die amerikanischen Planos genießen, während die Wiener, obgleich für Europa ganz vortreflich, sehr schnell sich verschlechtern. 4) Die Tischler sind auch genöthigt eines viel härteren Holzes, als in Europa, sich zu bedienen. 5) Die Gerber ihrerseits haben bemerkt, daß die Felle viel leichter trocknen als in Europa, was ihnen gestattet, bei weitem mehr in einer gegebenen Zeit voraus zu machen; sie sind namentlich erstaunt über die Schnelligkeit, mit der das Trockenwerden im Winter vor sich geht. 6) Endlich kann ich noch eine Thatsache aus meiner eigenen Erfahrung als Naturforscher anführen. Sie wissen Alle, welche Mühe wir in Europa haben, unsere naturhistorischen Sammlungen vor der Feuchtigkeit zu schützen; nur indem man Kalk oder andere absorbirende Mittel in unseren Gallerien aufstellt, können wir sie, namentlich in neuen Gebäuden, gegen Schimmel schützen. Zu Boston habe ich Sammlungen von Vögeln und Säugethieren in Zimmern aufstellen sehen, die der Gypser eben verlassen hatte, ohne daß man daran dachte, absorbirende Mittel aufzustellen. Als ich dieß dem Inspektor bemerkte, und meine Besorgnisse über die Erhaltung so vieler kostbaren Gegenstände ausdrückte, erwiderte er mir: „Sie vergessen, daß wir in Neuengland und nicht in Europa sind.“

Alle diese verschiedenen Erscheinungen haben ihren Grund in Einer und derselben Ursache, die man schon errathen hat, in der größern Trockenheit der Luft in den Vereinigten Staaten. Es könnte überflüssig scheinen, auf diese Eigenenthümlichkeit des amerikanischen Klimas so viel Gewicht zu legen, wäre dieselbe nicht mit den meteorologischen Angaben, die wir über dieß Land besitzen, im Widerspruch. „Sie behaupten, hat man uns oft eingewendet, das Klima der Vereinigten Staaten sei trockener als das von Euro a, und doch wissen wir, daß es bei uns weder weniger stark, noch minder oft regnet als bei Ihnen.“ Die Wassermasse, welche in den Vereinigten Staaten als Regen oder Schnee fällt, ist in der That nicht nur nicht geringer, sondern ebenso groß und selbst größer als die, welche in Europa fällt.

Die Zahl der Regentage in den Vereinigten Staaten ist nicht geringer als die in Europa, vielleicht mit Ausnahme Englands und Norwegens. Dagegen scheint sie bedeutender zu sein als im östlichen Europa. Es ist unnöthig zu bemerken, daß der Widerspruch, der aus diesen Angaben hervorgeht, nur scheinbar ist, und daß trotz der bedeutenden Wassermenge das Klima dennoch in den Vereinigten Staaten im Ganzen genommen trockener sein kann als in Europa. Der Grund ist ganz einfach: die Atmosphäre ist nicht auch bei schönem Wetter so sehr mit Feuchtigkeit beladen wie bei uns; die Luft erhält sich nicht, wie in England und im westlichen Europa, in einem der Sättigung nahen Zustand, sondern im Augenblick, wo es zu regnen aufhört, und ein Windwechsel schönes Wetter zurückbringt, sinkt der Hygrometer alsbald, und der Thaupunkt hält sich merklich unter der umgebenden Lufttemperatur. Es ist in dieser Beziehung

eine Ähnlichkeit zwischen dem Klima der Vereinigten Staaten und dem der Alpen. Unsere Berge haben, wie Sie wissen, zu scheinbar nicht minder widersprechenden Ergebnissen Anlaß gegeben. Aus der Thatsache, daß es daselbst mehr als in der Ebene regnet, hat man allzu rasch geschlossen, daß die Luft daselbst minder trocken sei. Wir sehen deshalb in den ältern Handbüchern der Meteorologie und selbst in neuern Werken das Klima der Alpen unter den feuchten figuriren, während im Gegentheil die Luft viel trockener ist, wie jeder bei einem schönen Tag selbst die Erfahrung machen kann. Diesem Umstand muß man sogar größtentheils die Thatsache zuschreiben, daß man in den Bergen weniger müde wird als in der Ebene.

Die Cherokee-Indianer.*)

Die jährliche Botschaft des ersten Häuptlings der Cherokee-Indianer ist erschienen und wir entnehmen derselben folgenden kurzen Auszug:

„Das letzte Jahr war ein sehr gesegnetes; die Arbeit des Landmanns wurde reichlich bezahlt, Krankheiten und Hungersnoth haben uns gänzlich verschont. Mehrere Mordthaten, welche in dem Bereiche unseres Landes begangen worden, legen der Legislatur die Pflicht auf, strenge Gesetze gegen alle Zusammenrottungen zu erlassen. Die nach Washington abgesandte Delegation, welche der Regierung das f. g. „Neutrale Land“ verkaufen sollte, hat ihre Mission verfehlt und die Finanzen befinden sich demzufolge in einem sehr traurigen Zustande. Gegen die im Congreß der Vereinigten Staaten ausgesprochene Proposition, Nebraska in den Staatenbund aufzunehmen, müssen wir protestiren, weil wir durch die Ausführung einer solchen Maßregel Gefahr laufen, auch aus unserm heiligen Wohnsitz verdrängt zu werden, wie früher von den Ufern des Mississippi. Wir bauen jedoch auf unsern Vertrag mit der Föderal-Regierung, nach welchem dieselbe nie einen von uns bewohnten Strich Landes einem Territorium oder Staate einverleiben kann.“

Der Häuptling empfiehlt ferner zur Wahrung der nationalen Interessen einen Agenten in Washington zu halten. (N. Y. H. J.)

Sterblichkeit auf See.

Ein Gegenstand, welcher mehr als alles andere die Aufmerksamkeit unserer nächsten Legislatur und schleunige Maßregel verdient, erfüllt seit einigen Tagen das Publikum mit Schauer und Schrecken. Die Berichte, welche seit einigen Tagen die öffentlichen Blätter über die außerordentliche Sterblichkeit an Bord der aus europäischen Häfen eingetroffenen Passagierschiffe gebracht haben, sind wohl geeignet, die Behörden und die Gesetzgebung unseres Staates auf die Nothwendigkeit geeigneter Vorsichtsmaßregeln aufmerksam zu machen. Die Krankheit, welche so viele Opfer weggerafft hat, ist angeblich die Cholera; jedoch wird uns von einsichtsvollen Passagieren versichert, daß dieß nur zur Hälfte wahr ist, daß vielmehr der größte Theil der Gestorbenen der Ueberfüllung der Schiffe, der daraus folgenden Unreinlichkeit und ungesunden Luft, dem Mangel an ärztlicher Behandlung und geeigneter Pflege und Kost und ähnlichen Ursachen zum Opfer gefallen ist. Diese Ansicht scheint ihre Bestätigung darin zu finden, daß nach Landung der Passagiere mit dem Aufhören der erwähnten Uebelstände in den meisten Fällen auch die große Sterblichkeit aufhört. Wie notwendig, darum auch die äußersten Vorsichtsmaßregeln Seitens der Quarantänebeamten sein mögen, so scheint doch das Uebel einer andern radikalen Kur zu bedürfen und für diese kann nur die Legislatur unseres Staates sorgen. Die Gesetze über Einwanderung und das Institut der Kommissionäre of Emigration bedürfen offenbar einer genauen Revision.

Legtere muß vor allen Dingen von den interessirten Kommissionären gesäubert werden, und als solche betrachten wir alle Rheber und Schiffseigenthümer, sowie diejenigen Kaufleute, welche Kommissionäre geschäfte oder Agenturen für überseeische Schiffseigenthümer betreiben. Neben diesen sogenannten Ehrenämtern der Kommissionäre of Emi-

*) Die Cherokee besitzen jetzt im Westen Missouri's eine große Strecke Landes, welches ihnen von der Föderal-Regierung im Tausch gegen ihre Ländereien am Mississippi f. g. gegeben wurde.

verbreitet, worin alle, welche etwa Lust hätten, sich an die Panama-Eisenbahn als Arbeiter anwerben zu lassen, gewarnt wurden. Jetzt bringt die „Shipp. Gaz.“ vom 20. Okt. aus einer nicht genannten amerikanischen Zeitung folgendes: „Ein Wort zu Gunsten der Menschlichkeit. Anfangs bot man nur geringes Geld für die Arbeiter bei der Eisenbahn von Panama; dann versprach man freie Ueberfahrt, um Arbeiter anzulocken. Das Klima zeigte sich indes für Fremde, namentlich aus einem nördlichen Klima, so tödtlich, daß im Vergleich mit denen, welche starben, sehr wenige auch nur einige Wochen am Leben blieben. Später wurde ein viel höherer Arbeitslohn geboten; gegenwärtig aber hat man hier (wahrscheinlich in New-York) das Verbot aufgegeben, denn man findet Niemand mehr, der sich anwerben lassen will. Die Zahl der Arbeiter, die umkamen, kann man schon nach Tausenden zählen. Ich erfahre, daß ein Agent der Compagnie nach Europa ging, um dort Arbeiter zur Vollenbung des Weges anzukommen. Da ich aber glaube, daß Arbeiter aus Großbritannien und Irland nicht zwei Monate lang am Leben bleiben würden, so halte ich es für einen Akt der Menschenfreundlichkeit, wenn Sie dies veröffentlichen.“ Dasselbe gilt natürlich auch von deutschen Arbeitern. (Hansa.)

— Eisenbahnen im Süden der Vereinigten Staaten. Die Verbindung, welche der Süden der Vereinigten Staaten beabsichtigt, und die zu Memphis besprochenen aber schwerlich ganz zur Öffentlichkeit gelangten Pläne scheinen sich der Ausführung zu nähern. Zu diesen Plänen gehört jedenfalls ein eigener südlicher Ausfuhrhafen, der die Vorteile des großen Baumwollhandels mehr als New-York in sich vereinigt. Wir heben deshalb aus den *Annales du Commerce Extérieur* (Juni) folgendes aus: „Alles läßt vermuthen, daß Charleston bald einer der ersten Märkte der Vereinigten Staaten sein wird. Die zahlreichen Eisenbahnen, welche Südkarolina und Georgien durchziehen, sind nahezu beendet. Die Häfen von Charleston und Savannah werden demnächst mit Nashville, der Hauptstadt von Tennessee, mit Memphis, einer großen Handelsstadt am Mississippi, und mit Montgomery, einer der bedeutendsten Städte von Alabama, verbunden sein. Die Eisenbahn von Charleston und Georgien steht dann in direkter Verbindung mit den Dampfschiffen, die nach Mobile hinfahren. Von Montgomery wird die Eisenbahn fortgeführt werden nach Jackson, der Hauptstadt des Staats Mississippi, von wo eine schon fertige Eisenbahn sich nach Vicksburg, einer wichtigen Stadt am Mississippi, erstreckt. Ein neues Eisenbahnprojekt von hoher Wichtigkeit für Charleston wurde der Legislatur von Südkarolina in ihrer letzten Session vorgelegt. Der Zweck dieser Bahn geht dahin, eine möglichst kurze Verbindung zwischen Charleston und dem Thale des Tennessee herzustellen. Sie wird einen Theil des Hochlands von Carolina und das Nordende Georgiens durchschneiden und sich bis zur Gränze von Tennessee erstrecken. Von hier bis zur Osttennessee-Eisenbahn ist die Strecke nur noch 25 Meilen. Die Osttennessee-Eisenbahn soll fortgesetzt werden bis Danville in Kentucky.“ Der Plan dieser Eisenbahnen geht dahin, Charleston zum großen Ausfuhrhafen aller südlichen Sklavenstaaten zu machen.

Anzeigen.

Mit Neujahr erscheint in Bern regelmäßig alle Sonntage die schweizerische Auswanderungszeitung:

Der Bote aus Amerika,

redigirt

von mehreren, theils in Amerika gewesen, theils noch dort weilenden und andern hiesigen Auswanderungsfreunden. Für Freunde der transatlantischen Kolonisations-, Kultur-, Länder- und Völkerkunde. Unter Verantwortlichkeit des Druckers, Verlegers und Herausgebers: H. Stettler, Buchdrucker in Bern.

Das Blatt soll ganz vorzüglich auch ein treuer Führer und Rathgeber sein für den schweizerischen Auswanderer, welcher nach unserer Schweizer-Republik, der „nordamerikanischen Union“, auswandert, welche mehr als alle andern überseeischen Länder, und namentlich mehr als Südamerika, die Tendenz des Blattes beanspruchen.

Man abonniert in der Stettler'schen Buchdruckerei, Junkerngasse Nr. 162 in Bern, und auf allen Postämtern.

Verlag und Redaktion: G. G. Grobmann, Lehrer in der Schöthalde bei Bern.
Druck der Haller'schen Buchdruckerei in Bern.
S. 2. 1853.

Einladung zum Abonnement auf die schweizerische Auswanderungszeitung:

Der Kolonist.

Dieses bisher in Bern herausgegebene Wochenblatt wird sich mit Neujahr 1854 nach Richtensteig übersiedeln und von da an regelmäßig alle Freitage bei Unterzeichnetem erscheinen:

„Der Kolonist“ hat zum Zwecke, die Besprechung der wichtigsten Zeitfrage der Auswanderung und die Verathung und Belehrung seiner auswanderungslustigen Landleute. Er ist fern davon, zur Auswanderung aufzureizen oder verleiten zu wollen; er wird im Gegentheil, so oft sich Gelegenheit dazu bietet, von leichtsinnigem, unüberdachten Verlassen der Heimath und Uebersiedeln in fremde, Manchen kaum mehr als dem Namen nach bekannte Länder abrafen. Wo aber triftige Gründe zur Auswanderung vorliegen und der Entschluß dazu unwiderrüßlich gefaßt ist, da wird er sich bestreben, durch wahrhaftige Schilderungen sowohl derjenigen Länder, die vorzugsweise verdienen, das Ziel schweizerischer Auswanderung zu sein, als derjenigen, vor denen der Emigrant zu warnen ist, durch Berichte über Klima und Boden, Bevölkerung, politische und gesellschaftliche Verhältnisse, über die Aussichten für Professionisten, Geschäftsleute, Arbeiter u. s. w. dem Leser ein getreues Bild derselben vorzuzeichnen, und dadurch dem Auswanderungslustigen Gelegenheit geben, sich durch eigenes Urtheil über das wohin? in's Klare zu setzen. Durch Erörterung der verschiedenen Reiserrouten und Beförderungswesen mit ihren respectiven Vortheilen und Nachtheilen, durch Hinweisung auf an Emigranten verübte Betrügereien und Uebervorteilungen, durch Nennung gewissenloser Agenten und Spediteure u. s. w. hofft die Redaktion manchem Auswanderer wesentliche Dienste erweisen können. Sie ist auch bereit, auf in frankirten Briefen an sie gerichtete Anfragen über alles, was die Auswanderung betrifft, nach bestem Wissen und Gewissen offene Antworten zu ertheilen, insoweit sie von allgemeinem Interesse, nicht rein persönlicher Natur sind.

Besondere Aufmerksamkeit wird „der Kolonist“ der Armen-Auswanderung widmen, und zwar wird er sich hauptsächlich bemühen, das seinige zur Lösung der Frage beizutragen, wohin dieselbe zu leiten und auf welche Weise zu organisiren sei, damit sie zum Nutzen für beide Theile, für die Gemeinden sowohl, als für den fortziehenden Proletariat ausfalle, indem einerseits jene mit möglichst geringem Kostenaufwand sich ihrer Armenlast theilweise entledigen, andererseits diesem Gelegenheit geboten werden könne, im neuen Lande seine Lage zu verbessern und, statt wieder ein armer Mann, ein Grundbesitzer zu werden.

Neben diesem praktischen Theil, dessen Inhalt wir hier kurz angegeben haben, wird „der Kolonist“ auch ein Heuilleton zur Unterhaltung bringen: Erzählungen aus überseeischen Ländern, nach denen sich die Auswanderung richtet, Anekdoten u. dergleichen.

Vierteljährlich wird den Abonnenten eine Karte oder Illustration als Beilage geliefert.

Der jährliche Abonnementpreis beträgt per Post franko durch die ganze Schweiz 5 Franken (war früher 6 Fr.); halbjährlich 2 Fr. 50 Rp.; vierteljährlich 1 Fr. 25 Rp. Wer das Blatt bei der Expedition selbst in Empfang nimmt, bezahlt jährlich 4 Fr. 20 Rp., halbjährlich 2 Fr. 10 Rp., vierteljährlich 1 Fr. 5 Rappen. Inserate kosten 10 Rappen die Zeile. Diese, so wie auch Einsendungen und Originalbriefe von Ausgewanderten, welche nach gemachtem Gebrauch mit Dank zurückgeschickt werden, möge man der unterzeichneten Expedition zuschicken.

Abonnements nehmen an alle Postämter und der Unterzeichnete. Richtensteig, im Dezember 1853.

Für die Expedition des „Kolonisten“:
J. M. Wälle.

Der Unterzeichnete tritt von nun an und mit dieser Nummer gänzlich von der fernern Verantwortlichkeit und Redaktion dieses Blattes zurück.
G. G. Grobmann, Lehrer.

